Die Indogermanen

von

Herman Hirt

I. Band

Library of

Wellesley College.

Purchased from
The Horsford Fund.

No 70023

Return on
or before

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/dieindogermaneni01hirt

K
T
WIE DU KANNST
SO WOLLE
1872

DIE INDOGERMANEN

IHRE VERBREITUNG, IHRE URHEIMAT UND IHRE KULTUR

VON

HERMAN HIRT,
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG.

ERSTER BAND.

MIT 47 ABBILDUNGEN IM TEXT.

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1905.

H
70023
GN
539
.H5
1905
1

WILHELM STREITBERG

IN FREUNDSCHAFT

GEWIDMET.

VORWORT.

In diesem Buche habe ich beabsichtigt, eine knappe Übersicht über die Urheimat und Kultur der Indogermanen zu geben. Um die Urheimat zu bestimmen, mussten die Sprachen Europas betrachtet und die Wanderungen der einzelnen Stämme kurz dargestellt werden. Die Kultur der Indogermanen aber ist die des prähistorischen Europas überhaupt, da sich auf diesem Gebiet Grenzen zwischen ihnen und den übrigen Völkern nicht ziehen lassen. Mein Plan war von allem Anfang an darauf gerichtet, ein allgemein verständliches Buch zu schreiben. Ich habe daher in der Darstellung alle Anmerkungen vermieden und diese an den Schluss des Werkes in einen dritten Teil verwiesen. In diesem wird der Leser die Literatur, die ihn weiter führen kann, das sprachliche Material, soweit es wirklich beweiskräftig ist, und zahlreiche Zeugnisse angeführt finden. Auch einige ausführliche Erörterungen sollen dort ihren Platz erhalten. Da die Fülle des Stoffes schliesslich nicht in einem Band vereinigt werden konnte, so ist eine voraussichtlich gleichmässige Teilung vorgenommen. Doch wird der zweite Band so eingerichtet werden, dass man die Anmerkungen besonders binden lassen und dann bequem neben dem Texte benutzen kann.

Den Plan zu diesem Buche habe ich im Jahre 1891 gefasst und seitdem nie aus dem Auge verloren. Eine ganze Reihe kleinerer Aufsätze, die ich seit dieser Zeit veröffentlicht habe, waren die Frucht der dauernden Beschäftigung mit den behandelten Problemen. Die erste, nicht vollendete Ausarbeitung stammt aus dem Jahre 1897. Ich musste diese aus äussern Gründen abbrechen und bin erst vor zwei Jahren wieder dazu gekommen, die endgültige Fassung zu beginnen.

Die Grundgedanken, von denen dieses Buch beherrscht ist, dass die Heimat der Indogermanen in der grossen nord-ost-

deutschen Tiefebene zu suchen ist, und dass ihre Kultur bei weitem höher war, als man jetzt anzunehmen pflegt, stehen mir seit langem fest, und ich habe sie schon wiederholt ausgesprochen. Ebenso habe ich betont, dass sich mit Hilfe der Sprachwissenschaft allein über die Kultur wenig ermitteln lassen wird. Die Sprache steht daher nur im ersten Teil im Vordergrund. Für die Bestimmung der Wanderungen und der Verteilung der Völker ist sie unsere beste Führerin, für die Erschliessung der Kultur kann sie nur als Hilfswissenschaft in Betracht kommen.

Es ist selten zum Vorteil einer Wissenschaft, wenn sich nur wenige Forscher mit ihr beschäftigen. Die sog. indogermanische Altertumskunde wurde seit Jahren fast allein von O. Schrader betrieben, und es ist daher die Gefahr vorhanden, dass dessen Ansichten von Fernerstehenden für die von der Sprachwissenschaft allgemein anerkannten angesehen werden. Da ich die Richtigkeit gerade der wichtigsten Aufstellungen Schraders bezweifeln musste, so war es schon deshalb angebracht, in einer Gesamtdarstellung eine andere Auffassung zur Geltung zu bringen. Im übrigen wird man sehen, dass mein Buch ganz andere Wege einschlägt und andere Ziele verfolgt als die Schraders.

Am Schluss einer längern Arbeit ziemt es sich für mich, dankbar auf die mannigfache Förderung zurückzublicken, die ich erfahren habe. Vor vielen Jahren hat es mir die Albrechtstiftung unserer Universität ermöglicht, Bosnien und die Herzegowina in längerm Aufenthalt kennen zu lernen. Wenn ich auch auszog, um serbische Dialekte zu studieren, so ergab sich doch als wesentlichstes Ergebnis der Einblick in die höchst altertümlichen wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Länder. Und dieser Einblick ist, glaube ich, diesem Buche ausserordentlich zugute gekommen. Die lebendige Anschauung ist eben durch keine Bücher zu ersetzen.

Auch jetzt wieder hat mir die Albrechtstiftung die Fertigstellung dieses Buches ermöglicht.

Die bedeutendste Förderung auf ethnologischem Gebiete habe ich durch E. Grosses Bücher »Die Anfänge der Kunst«, und »Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft« erfahren. Mannigfache Anregungen im persönlichen Verkehr kamen hinzu. Büchers Schriften haben mich in die volkswirtschaftlichen Fragen eingeführt, und ebenso habe ich aus dem

Umgang mit ihm manchen wertvollen Fingerzeig erhalten. Der Frage nach der Urheimat der Indogermanen brachte Fr. Ratzel stets das grösste Interesse entgegen und im Hin und Wider der lebendigen Unterhaltung mit ihm hat sich manche Ansicht bei mir geklärt.

Prof. Hoops in Heidelberg und Prof. S. Müller in Kopenhagen haben mich durch die Überlassung der Aushängebogen ihrer Werke zu grossem Danke verpflichtet. Ich habe mich gefreut, ihren bedeutenden Ergebnissen meist rückhaltlos zustimmen zu können. W. Streitberg hat mir in mehr als einer Beziehung bei diesem Buche beigestanden. Bei der Korrektur hat er mir grosse Dienste geleistet. Ich kann ihm meinen Dank nicht besser abstatten, als dass ich ihm dieses Buch widme.

Dass eine Arbeit, die ein so weites Gebiet zusammenfasst, nicht ohne Mängel sein kann, dessen bin ich mir wohl bewusst. Ich glaube aber dafür gesorgt zu haben, dass der Leser das sichere vom unsichern unterscheiden kann, und dass er, wenn er will, zu den Problemen hinabsteigen kann.

Leipzig-Gohlis, 25. September 1905.

H. Hirt.

INHALT.

ERSTES BUCH.

Die indogermanischen Stämme. Ihre Verbreitung und ihre Urheimat.

Seite

I. TEIL. Einleitung. — Die Nachbarn der Indogermanen: Iberer, Urbewohner der britischen Inseln, Ligurer, Etrusker, die Prähellenen, Kleinasiaten und Finnen.

1. Einleitung und Vorbemerkungen 3
Rasse, Volk und Sprache 6. — Die Lage Europas und seine verschiedenen Völker 12. — Hilfsmittel für die Kenntnis der Sprachen 15.
2. Die Rassenfrage 23
Gedeihen der Menschen an einem fremden Ort. Rasse und Klima 23. Die eigentliche Rassenfrage 26.
3. Der iberische Sprachzweig 34
Verbreitung der Iberer 39.
4. Die Urbevölkerung Britanniens 41
5. Die Ligurer 43
6. Die Etrusker 50
7. Die Urbevölkerung Griechenlands und Kleinasien 58
A. Der vorhellenische Sprachstamm 58. — B. Das Lykische 63. — C. Die übrigen Stämme Kleinasiens 66.
8. Die Finnen 69

II. TEIL. Die indogermanischen Sprachen, ihre Verbreitung und ihre Urheimat.

9. Der indogermanische Sprachstamm, seine Wanderung und Ausbreitung im allgemeinen 74
10. Die indogermanische Sprache und ihre Stellung im Kreise der übrigen Sprachen 82
11. Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen . 89
12. Die Indoiraner 99
A. Die Inder 99. — B. Das Iranische 106. — C. Die Osseten und Skythen 113.
13. Das Baltisch-Slavische 119
A. Die Slaven 121. — B. Die Balten 125.

Seite
14. Die thrako-phrygische Gruppe 128
A. Die Thraker 128. — B. Die Phryger und die Indogermanen in Kleinasien 132.
15. Die Armenier 136
16. Die Albanesen 140
17. Die Hellenen 144
18. Die Makedonen 149
19. Die Illyrier 150
A. Die Veneter 151. — B. Die Japyger und Messapier 152. — C. Die eigentlichen Illyrier 155.
20. Die Italiker 157
A. Die latinische Sprachgruppe 158. — B. Die umbrisch-oskische Sprachgruppe 160.
21. Die Kelten 166
22. Die Germanen 172
23. Die Urheimat der Indogermanen 176

ZWEITES BUCH.

Die Kultur der Indogermanen und der übrigen europäischen Stämme.

Seite
I. TEIL. Allgemeine Vorbemerkungen. Die Wirtschaftsform. Materielle Kultur.
1. Allgemeine Vorbemerkungen 201
2. Die vorgeschichtlichen Funde 220
3. Die Sprachwissenschaft und ihre Methode der Erschliessung der Kultur 231
4. Die wirtschaftlichen Zustände des prähistorischen Europas und der Indogermanen 242
5. Kulturpflanzen und Haustiere 272
6. Die Nahrungsmittel und ihre Zubereitung 292
7. Die Pflanzenwelt in ihrer sonstigen Bedeutung 311
8. Handel und Gewerbe 317
9. Die Technik 324
10. Waffe und Werkzeug 339
11. Die Kleidung 362
12. Wohnung und Siedelung. Hausrat 372
13. Verkehr und Verkehrsmittel 395

ERSTES BUCH.

DIE INDOGERMANISCHEN STÄMME, IHRE VERBREITUNG UND IHRE URHEIMAT.

ERSTES BUCH.

Die indogermanischen Stämme, ihre Verbreitung und ihre Urheimat.

I. TEIL.

Einleitung. — Die Nachbarn der Indogermanen: Iberer, Urbewohner der britischen Inseln, Ligurer, Etrusker, die Prähellenen, Kleinasiaten und Finnen.

1. Einleitung und Vorbemerkungen.

Die Geschichte in dem Sinne, wie sie gewöhnlich verstanden wird, beginnt in Europa aussergewöhnlich spät. Wenn es neuerdings gelungen ist, tiefer in das Dunkel des griechischen Altertums einzudringen, so führt uns auch das kaum viel über das erste vorchristliche Jahrtausend zurück, und die Geschichte der noʻdeuropäischen Völker in der Zeit vor der christlichen Zeitrechnung ist ausserordendlich dürftig. Ein berechtigtes Streben treibt dazu, tiefer in die Schicksale der Völker einzudringen, die nunmehr fast seit drei Jahrtausenden die Weltgeschichte beherrschen und das höchste für die menschliche Kultur geleistet haben. Wir wollen wissen, woher sie stammen und wie sie gelebt haben, bevor sie vor unsern Augen schaffend und handelnd auftreten. Einiges davon lässt sich in der Tat erkennen und dies darzustellen ist die Aufgabe dieses Buches, das daher in zwei Teile zerfällt. Der erste behandelt die Herkunft und die Wanderungen der europäischen Völker, insbesondere derer, die wir indogermanische nennen, und der zweite will ein Bild ihrer vorgeschichtlichen Kultur geben, soweit wir dies mit den Mitteln, die uns zu Gebote stehen, zeichnen können.

Seit dem Ende der Eiszeit, das wir zeitlich nicht festsetzen, kaum schätzungsweise bestimmen können, ist Europa zweifellos

besiedelt gewesen. Geschichtliche Nachrichten führen uns schwerlich über das erste Jahrtausend vor Christus zurück, und so sind wir, um die Herkunft der Bewohner unseres Erdteils zu ermitteln, auf andere Hilfsmittel angewiesen, als sie die eigentliche Geschichte bietet. Die Funde, die in immer steigender Menge aus dem Schoss der Erde ans Licht gefördert werden, künden uns wohl, dass Menschen gelebt haben, aber woher sie stammen, welche Sprache sie gesprochen, lehren sie uns nicht. Die Überreste menschlicher Körper, die uns die Gräber bewahrt haben, stimmen zwar vielfach mit den heute noch in Europa vorhandenen Menschentypen überein, aber auch sie vermitteln keine sichere historische Erkenntnis, da die Gelehrten oft genug noch nicht einig sind, was sie aus den menschlichen Überresten folgern dürfen. So bleibt uns denn nur eine Wissenschaft, die sich erst im 19. Jahrhundert entwickelt hat, als Führerin übrig, die uns zwar nicht in allzuweite Fernen, aber doch sicher in Zeiten zurückführt, von denen keine geschichtliche Kunde auf uns gekommen ist, das ist die vergleichende Sprachwissenschaft. Sie hat uns in Europa eine Reihe grösserer Sprachstämme kennen gelehrt, von denen der wichtigste durch das Alter seiner Denkmäler und durch die Bedeutung der Völker, welche ihm angehören, der indogermanische genannt wird.

Während man noch im 18. Jahrh. mehr oder minder unsichere Vermutungen über den Zusammenhang der europäischen Sprachen hegte, wurde auf einmal der Nebel unsicherer Spekulationen zerstreut und die Vergangenheit der europäischen Völker mit einem Schlage bis zu einem gewissen Grade erhellt, als Franz Bopp nachwies, dass eine Reihe von Sprachen unseres Erdteils, wie Griechisch, Lateinisch, Germanisch, Litauisch und Slavisch mit denen Indiens und Irans, dem Sanskrit und dem Avestischen, auf das engste zusammenhingen. Diese Verwandtschaft liess sich, wie die weitere Forschung lehrte, nur so denken, dass alle diese Sprachen aus einer nicht mehr erhaltenen Ursprache geflossen, also Töchter einer ausgestorbenen und untergegangenen Muttersprache seien. Da sie sich nach der damaligen Erkenntnis vom Indischen im fernen Osten bis zum Germanischen im Westen erstreckten, so nannte man den Sprachstamm, dem sie angehörten, den Indogermanischen. Als man erkannte, dass er sich noch weiter nach Westen ausgedehnt habe, dass ihm auch das Keltische zuzurechnen sei, hat man den Namen indokeltisch als zutreffender

vorgeschlagen, ohne dass dieser dem eingebürgerten gegenüber hätte Anerkennung gewinnen können. Während wir Deutsche bei der älteren Bezeichnung beharren, hat sich sonst der Name indoeuropäisch Geltung verschafft, der insofern nicht berechtigt ist, als die europäischen Sprachen nicht durchweg unserm Sprachstamm angehören. Und schliesslich finden wir nicht selten auch den Ausdruck 'arisch' gebraucht, den zweifellos die Inder und Iranier als Bezeichnung für sich selbst angewendet haben, und von dem man vermutet hat, dass er auch im Westen, in Irland, vorhanden war. Aber diese Annahme ist nichts weniger als sicher, wenngleich sich nicht verkennen lässt, dass der Name *Arjo-* in der Namengebung sehr beliebt war. Die Indogermanen haben aber wahrscheinlich kein einheitliches Volk mit dem Bewusstsein der Zusammengehörigkeit gebildet, sondern sie sind wie noch in spätern Zeiten die geschichtlichen Völker in zahlreiche Einzelstämme zerfallen, so dass sie sich schwerlich mit einem Gesamtnamen bezeichnet haben.

Andere Bezeichnungen wie japhetitisch, teutarisch haben sich niemals einer weitern Verbreitung zu erfreuen gehabt. So wird man am besten bei dem in Deutschland eingebürgerten Ausdruck Indogermanen bleiben, wenngleich der Name 'Arier' durch seine Kürze manche Vorzüge für den Gebrauch aufwiese.

Die Zahl der Sprachen, die wir zu diesem Stamme rechnen, hat sich mit der Zeit und unserer wachsenden Kenntnis immer noch vermehrt und wird sich vielleicht in kommenden Jahren noch vergrössern, wenn uns günstige Funde mit neuen Sprachquellen bekannt machen. Sind auch viele Gruppen der indogermanischen Sprachfamilie im Laufe der Zeiten ausgestorben, so leben doch heute noch acht Abkömmlinge des alten Sprachzweiges fort, nämlich Griechisch, die romanischen Sprachen, die vom alten Latein stammen, die keltischen und germanischen Dialekte, das Litauische, das Slavische, das Albanesische, das Armenische und die arischen Sprachen in Asien. Ihr Schicksal hat sich sehr verschieden gestaltet. Denn während heute die romanischen, germanischen, slavischen und arischen Dialekte weite Länder auch ausserhalb Europas beherrschen, ist das Griechische auf einen verhältnismässig kleinen Kreis der Mittelmeerküste beschränkt. Keltisch, Litauisch, Albanesisch und Armenisch aber breiten sich kaum noch aus, sondern sie werden von den übermächtigen Nachbarsprachen mehr und mehr zurückgedrängt.

Die Geschichte aller dieser Sprachstämme ist sehr merkwürdig und wird später kurz vorgeführt werden, dem ausserdem eine Betrachtung der ausgestorbenen Idiome anzureihen ist.

Wir sehen, wie sich diese Sprachen im Laufe der Geschichte über ein ungeheures Gebiet ausgedehnt haben, und da wir eine derartige Ausdehnung auch für die vorgeschichtlichen Zeiten voraussetzen dürfen, so müssen wir annehmen, dass das Land, in dem die Ursprache gesprochen wurde, viel beschränkter gewesen ist als es zu der Zeit war, in der die Geschichte ein erstes Licht auf diese Stämme verbreitet. Diese grosse Ausbreitung, die sich naturgemäss durch Wanderungen vollzogen hat, zu verfolgen, wird eine der Aufgaben dieses Buches sein. Ehe wir aber an sie herantreten, ist es nötig einige allgemeine Begriffe festzustellen, die, wenn sie nicht genügend scharf gefasst werden, leicht zu Verwirrung Anlass geben.

Rasse, Volk und Sprache.

Auf Grund der Ergebnisse der Sprachwissenschaft vermuten wir, dass einst eine Sprache bestanden hat, aus der alle die genannten Sprachen geflossen sind. Diese Annahme ist so sicher, wie nur etwas sein kann, denn das Fortleben einer Sprache ist in der schriftlosen Zeit nur so denkbar, dass sie von Mensch zu Mensch, vom Mund des einen zum Ohr eines andern übertragen wird. Erschliessen wir aber eine indogermanische Sprache, so setzt das auch notwendig Menschen voraus, die sie gesprochen haben. Man nennt sie Indogermanen. Mit einer leicht erklärlichen Übertragung spricht man aber auch von einem indogermanischen Volke, ja man redet sogar von einer indogermanischen Rasse, ohne sich klar zu machen, dass wir mit diesen Ausdrücken schon über das Erkennbare hinausgehen. Jedenfalls darf man diese Worte nicht ohne weiteres eines für das andere gebrauchen, denn Rasse, Volk und Sprache sind drei Begriffe, die wir auf das schärfste auseinanderhalten müssen.

Der Begriff „Rasse" bezieht sich auf die körperlichen Eigenschaften des Menschen, die Eigenschaften, mit denen er geboren wird, und denen er nicht entfliehen kann. Die Menschen zeigen in grossen geographischen Provinzen bei aller Verschiedenheit im einzelnen gewisse Ähnlichkeiten im allgemeinen, die sie von Bewohnern anderer Länder unterscheiden. Das augenfälligste

Merkmal ist die Hautfarbe, von der denn auch eine der wichtigsten Einteilungen der Rassen stammt, da wir die weisse, die gelbe, die rote und die schwarze Rasse unterscheiden. Zur weitern Einteilung dienen andere Merkmale, die es uns ermöglichen, auch innerhalb der weissen Rasse noch Unterabteilungen anzunehmen. Welche das sind, wird weiterhin erörtert werden, jedenfalls aber darf man nicht glauben, dass die Sprache ein Kennzeichen der Rasse ist, denn die Sprache eignet man sich erst nach der Geburt an, und es ist unzweifelhaft, dass jedes Kind die Sprache der Menschen lernt, unter denen es aufwächst. Ein Kind deutscher Eltern wird in England, wenn es nur englisch hört, so gut die Landessprache lernen, wie nur ein Brite. Die Vermutung, dass in den Sprachorganen verschiedener Menschenrassen oder Völker Unterschiede bestehen, die notwendig zu verschiedener Aussprache führen müssten, hat sich noch nicht bewahrheitet und wird sich wahrscheinlich auch nie als richtig erweisen lassen. Was dem einzelnen Menschen geschehen kann, dass er im fremden Lande eine andere Sprache lernt, darf auch für ganze Volksstämme vorausgesetzt werden. Dafür kennen wir Beispiele genug. Das klassische ist das der romanischen Sprachen. Gewiss sind römische Beamte und römische Kolonisten nach Spanien und Gallien gekommen, aber sie waren sicher so gering an Zahl, dass die eingeborene Bevölkerung anthropologisch nicht wesentlich verändert wurde. Die Masse der Gallier blieb genau dieselbe, mochte sie nun keltisch oder romanisch sprechen. Und so sind die heutigen Franzosen im wesentlichen die Nachkommen der alten Kelten oder einer noch ältern Bevölkerung, die auch die eingewanderten Kelten zu verdrängen nicht vermocht hatten. Die neue Sprache ist eingeführt durch die römische Verwaltung. An gewissen hervorragenden Punkten hatte sich das römische Element stärker als anderswo festgesetzt, und von hier aus erfolgte die Romanisierung des Landes. In entlegenen Gegenden hat die keltische Volkssprache noch Jahrhunderte lang bestanden, ist aber dann völlig ausgestorben. Das heutige Keltisch in der Bretagne wird von Menschen gesprochen, die erst im 5.—7. Jahrh. nach Chr. aus Cornwales eingewandert sind. Nur wenig anders wie in Frankreich steht es in Spanien. Hier hat sich wenigstens im Baskischen ein Dialekt der alten Landessprache der Pyrenäenhalbinsel bis zum heutigen Tage erhalten. Auf der Balkanhalbinsel haben

ebenfalls zahlreiche Sprachübertragungen stattgefunden, und nur ein indogermanischer Dialekt hat sich im Albanesischen, wenn auch in stark veränderter Gestalt, gerettet. Wie die Ausdehnung der neuen Sprache vor sich geht, das lehren uns moderne Verhältnisse mit hinreichender Deutlichkeit. Seit der Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch die Österreicher gewinnt das Deutsche in diesen Ländern an Verbreitung. In der Hauptstadt Serajevo wird sehr viel deutsch gesprochen. In den kleinern Städten lernen es wenigstens die angesehenern Einwohner, und von ihnen nehmen es allmählich auch andere an. Nach 100 Jahren würde vielleicht fast das ganze Land deutsch sprechen, wenn die Österreicher so vorgehen könnten, wie die Römer es getan haben. Die römische Sprache ist zweifellos in allen romanischen Ländern zur herrschenden geworden, ohne dass eine nennenswerte Blutmischung stattgefunden hätte. Aber auch in Italien hat die Sprache der Stadt Rom erst zahlreiche Dialekte verdrängen müssen, ehe sie zur Alleinherrschaft gelangte. Zum Teil hat hier wirkliche Kolonisation stattgefunden, aber in der Hauptsache ist das eingeborene Element nicht durch die Römer ersetzt, nur ihre Sprache ist aufgegeben.

Ein anderer klassischer Ort für die Übertragung von Sprachen ist England. Hier haben zuerst nicht indogermanische Stämme gelebt. Nach dem Eindringen der Kelten aus Gallien wurde das Keltische zur herrschenden Sprache, neben der aber die einheimischen Dialekte gewiss noch lange Zeit bestanden haben. Den Römern scheint es nicht gelungen zu sein, das Land in weiterm Umfang zu romanisieren. Im 5. Jahrhundert eroberten die Angelsachsen England. Ihre Sprache verbreitete sich, und viele Kelten haben sie zweifellos gelernt, aber bis zum heutigen Tage sind die keltischen Dialekte noch nicht vernichtet. Noch einmal stand für England eine Sprachveränderung bevor. Nach dem Eindringen der Normannen, selbst eines ursprünglich germanischen Volkes, wurde das Französische, das diese in der Normandie angenommen hatten, die Sprache des Hofes und der herrschenden Klasse. Erst nach mehreren Jahrhunderten hat das angelsächsische Element wieder soviel Kraft gewonnen, um mit seiner Sprache zu siegen, die allerdings vieles aus dem französischen Wortschatz aufnehmen musste. Wie steht es nun mit den Bevölkerungsverhältnissen? Unzweifelhaft hat England durch die Einwanderungen auch neues Blut erhalten, aber es ist doch nicht soviel

gewesen, dass nicht der ältere Typus gegenüber dem eingewanderten seine Geltung hätte bewahren können.

Die Sprache ist also, das brauchen wir kaum noch weiter auszuführen, wir stehen damit aber im striktesten Gegensatz zu den Anschauungen vor dreissig, vierzig Jahren, nicht für eine Rasse charakteristisch und ebensowenig für ein Volk. Dass ein Volk nicht aus Blutsverwandten, ja nicht einmal aus Angehörigen derselben Rasse zu bestehen braucht, das lehren zahlreiche Beispiele. In der Gefolgschaft des hunnischen Königs Attila befanden sich auch germanische Stämme. Im Deutschen Reich treffen wir deutsche, dänische, französische, litauische und slavische Sprache, sicher auch anthropologisch verschiedene Menschen, und auch für die ältere Zeit dürfen wir annehmen, dass verschiedene Sprachen auf einem geographisch abgegrenzten Gebiete, innerhalb einer politischen Einheit bestanden haben können.

Wir würden auf diese Punkte nicht so energisch hinweisen, wenn sie nicht oft genug vernachlässigt würden, und wenn wir uns nicht vor Missverständnissen schützen müssten. Da es aber in unserer Darstellung nicht immer angeht, von iberischer, keltischer, germanischer Sprache zu reden, so betonen wir ausdrücklich, dass wir die Ausdrücke Iberer, Kelten, Germanen usw. nur im Sinne der Sprache verwenden. Tatsächlich ist ja nun auch die Sprache das Element, das dem Menschen das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit am ehesten nahelegt. Als Deutsche gelten uns die Menschen, die deutsch sprechen, mögen sie in Deutschland, Österreich, Russland oder Amerika wohnen, und ebenso nennen wir Slaven die slavisch sprechenden, auch wenn sie deutsche Staatsangehörige sind. Nur wenn starke anthropologische oder religiöse Verschiedenheiten innerhalb einer Sprachgemeinschaft hinzukommen, wie bei den Juden, genügt die Sprache nicht zur Charakteristik. Für die ältern Zeiten aber ist und bleibt die Sprache überhaupt das einzige Mittel, nach dem wir die Völker einteilen können. Auch da, wo nur eine Sprachübertragung, keine Völkerverschiebung stattgefunden hat, setzt diese Tatsache einen geschichtlichen Vorgang voraus, der für uns von der höchsten Bedeutung ist. Treffen wir die indogermanischen Sprachen in entfernten Ländern, so folgern wir daraus mit Notwendigkeit eine Wanderung indogermanischer Stämme in diese Gegenden. Mögen diese auch nicht sehr stark

an Zahl gewesen sein, mag das einheimische Element anthropologisch wenig oder gar nicht verändert sein, die politische Herrschaft und Gewalt müssen die Einwanderer doch so lange besessen haben, bis die einheimische Bevölkerung die fremde Sprache gelernt hatte. Das ist, wie schon die Ausbreitung der indogermanischen Sprachen lehrt, oft genug geschehen, aber vielleicht noch öfter haben die Eroberer ihre Sprache zu gunsten der einheimischen aufgegeben. Den germanischen Stämmen, wie den Goten, den Vandalen, den Franken ist es zwar zeitweilig gelungen, mächtige Reiche im Süden zu gründen, aber ihre Sprache konnten sie nicht bewahren. Die Kelten haben ebenfalls ein gewaltiges Gebiet politisch beherrscht, aber ihre Sprache konnte sich noch weniger als die germanische durchsetzen. Es müssen also besondere Bedingungen sein, die einer Sprache zum Siege verhelfen, Bedingungen, die sich wohl noch erkennen lassen, und von denen vornehmlich die eine zu beachten ist, dass das eroberte Gebiet in einem gewissen Verhältnis zur Zahl der Eroberer stehen muss. Hat sich erst mal ein zusammenhängendes neues Sprachgebiet gebildet, so kann von hier aus allmählich eine weitere Ausdehnung eintreten. Die Geschichte lehrt uns, dass alle Sprachübertragungen schrittweise vor sich gegangen sind. Am deutlichsten ist auch hier wieder die Ausbreitung der römischen Sprache, die sich von Rom über Latium, dann über Samnium, Etrurien, schliesslich über Italien und von da aus Schritt für Schritt weiter im Laufe vieler Jahrhunderte ausgedehnt hat. Ähnlich wird sich die Entwicklung an anderen Orten vollzogen haben. Auch Indien, Iran, Griechenland und andere Länder sind erst allmählich indogermanisch geworden, und erst im Laufe von Jahrhunderten haben die Sprachen die Verbreitung erlangt, in der wir sie finden.

Wir dürfen uns deshalb die Wanderung der indogermanischen Stämme nicht, wie man das wohl früher getan hat, so denken, dass sie mit einem Male infolge eines übermächtigen Wandertriebes, der sie ergriffen, samt und sonders aus der Urheimat aufgebrochen wären und nun auf den verschiedensten Wegen ihre spätern Wohnsitze erreicht hätten. Eine solche Auffassung ist so unhistorisch wie nur möglich, sie ist, das kann man mit Sicherheit sagen, ganz undenkbar. Wir werden sehen, dass die Indogermanen schon einen ziemlichen Grad der Sesshaftigkeit erreicht hatten, und unter solchen Verhältnissen machen

sich Völker nicht ohne weiteres auf, um in ferne Länder zu ziehen. Ein rascher Zug durch weite Länderstrecken kann zwar zu zeitweiliger Eroberung führen und manche Verhältnisse umgestalten, aber zu nachhaltiger Umwandlung der Sprache führt er nicht. Weder die Kimmerier, die Kleinasien überschwemmten, noch die Skythen, die ihnen folgten, noch auch die spätern asiatischen Völker wie die Hunnen, Bulgaren, Mongolen haben ihre Sprache den Besiegten aufzwingen können. Nur eine allmähliche Ausbreitung mit immer erneuten Nachschüben kann zu dauernder Sprachübertragung führen.

Auch der Begriff des Volkes muss noch durch einige Bemerkungen näher bestimmt werden. Er ist heute im wesentlichen staatsrechtlicher Bedeutung, und in der Tat verbinden wir mit diesem Wort die Anschauung einer festen Vereinigung unter einer einheitlichen Leitung. An der Hand der Geschichte erkennen wir, dass sich diese Vereinigung erst allmählich vollzogen hat, ja dass auch das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit gleich sprechender Menschen erst allmählich entstanden ist. Je weiter wir zurückkommen, um so seltener finden wir eigentliche Völker, vielmehr zerfallen die Angehörigen eines Sprachstammes zunächst in kleine Gruppen, die sich oft genug feindlich gegenüberstehen.

Fast überall, wenn auch nicht immer, ist die Einigung ein später Vorgang, der gewöhnlich dadurch hervorgerufen wird, dass ein Stamm mit der Zeit andere unterwirft und sich dadurch vergrössert. So ist denn auch dieser Begriff mit Sicherheit für die Urzeit kaum anwendbar, er entwickelt sich vielmehr im Laufe der Geschichte. Es ist aber wohl zu beachten, dass schon in früher Zeit zuweilen auch grössere Reiche und Volksverbände unter einheitlicher Leitung entstanden sein können, ja entstanden sein müssen. Während die Ausdehnung an den Grenzen vielfach in Form der Kolonisation vor sich gehen kann, setzt die Tatsache, dass Indogermanen in sehr ferne Gebiete gelangt sind, mit Notwendigkeit grössere Geschlossenheit und kriegerische Organisation voraus. Es müssen Stämme unter einem Häuptling ausgezogen und sich im fremden Lande behauptet haben.

Die Lage Europas und seine verschiedenen Völker.

Die Geographen wollen unser altes Europa nicht als vollgiltigen Erdteil anerkennen und das mit vollem Recht. Es verdankt ja diese seine Würde nicht wissenschaftlicher Überlegung, sondern dem zufälligen Umstand, dass die Geographie ihren Ausgangspunkt im Mittelmeerbecken genommen hat. Ein Blick auf die Karte lehrt uns in Europa eine Halbinsel Asiens erkennen, die auch mit Afrika eng verbunden ist. Denn das Mittelmeer bildet keine Trennungslinie, sondern verbindet die anliegenden Küsten. Aber doch ist hier wenigstens in dem Meer eine Grenze gegeben, während nach Osten hin zum Teil jede natürliche Scheidewand fehlt. Zwar trennt die Gebirgskette des Ural für eine grosse Strecke die Völker, aber südlich davon ist das nicht mehr der Fall, und erst in neuerer Zeit ist die Grenze hier dauernd festgelegt. Mit dem Begriff Erdteil können wir aber kulturhistorisch überhaupt nicht viel anfangen, für uns ist es vielmehr geboten, wirtschaftsgeographische Provinzen anzunehmen. Und da vermögen wir im Osten allerdings eine Grenze zu ziehen, wenngleich sie nicht scharf bestimmt werden kann. Denn hier geht das Waldland Europas mehr und mehr in eine Steppe über, nicht durch Zufall, sondern bedingt durch klimatische Verhältnisse, besonders durch den immer geringer werdenden Einfluss des Golfstromes. Im südöstlichen Russland, im Gebiete der Steppe hört der Ackerbau allmählich auf, und seit ältester Zeit fast bis auf die Gegenwart weiden dort wenig sesshafte Hirtenvölker ihre Herden. Diese Gegenden hängen in ihrer Natur und der Wirtschaftsform, die sie immer nur ermöglicht haben, eng mit den angrenzenden Teilen Asiens zusammen, und und hier haben wir also die Grenze unseres Kulturgebietes zu ziehen. Im Süden sind Nord- und Südküste des Mittelmeers einander ähnlich. Das Meer trennt hier die Völker nicht, es verbindet sie nur. Aber die mächtigen Gebirge Kleinasiens bilden wiederum einen Grenzwall, der ein Naturgebiet von dem anderen scheidet, und über den im allgemeinen die Indogermanen nicht hinausgelangt sind. Ganz im Norden treffen wir in Osteuropa die Tundren, die sich gleichfalls deutlich von dem Waldgebiet abheben.

Innerhalb dieser Grenzen liegt nun ein Gebiet, das von der Natur ausserordentlich günstig ausgestattet ist. In Breiten, in denen anderswo fast dauernder Winter herrscht, in Ländern, die

sonst unter Eis und Schnee begraben sind, ist der Mensch hier noch gut zu leben befähigt, dank den milden Lüften, die der Golfstrom von dem Wendekreise herbeiführt. Das Meer schneidet überall tief in den Erdteil ein, macht seine ausgleichende Wirkung geltend und gliedert ihn in so mannigfaltiger Weise, dass die Europäer die kühnsten Seefahrer der Welt geworden sind. Durchweg liegt er in der gemässigten Zone, und in den südlicheren Teilen unseres Gebietes sorgen mächtige Erhebungen für einen Ausgleich im Klima und für reichliche Bewässerung. Europa ist ganz einzig gestellt. Immerhin sind die Winter in den nördlichen Teilen und in den Gebirgen des Südens doch so hart, dass der Mensch von Anfang an zu einer Fürsorge für die unwirtliche Zeit gezwungen gewesen ist, und es haben sich daher beim europäischen Menschen Eigenschaften entwickeln müssen, die ihn weit über andere Menschen erheben. Vieles gewährt die Natur in unsern Landen, aber nichts ohne andauernde und angestrengte Arbeit, und so ist die Kraft und die Arbeitsfreudigkeit des Nordeuropäers zweifellos eine Eigenschaft, die ihm in Jahrtausenden anerzogen zur zweiten Natur geworden ist.

Bei dem kleinen Gebiet, das Europa verhältnismässig umfasst, muss die Fülle seiner verschiedenen Völker berechtigtes Erstaunen hervorrufen. Nirgends auf der Welt finden sich auf so engem Raume so viel Völkerindividualitäten, wie man wohl cum grano salis sagen kann. R. von Jhering hat in seinem geistreichen Buche »Vorgeschichte der Indoeuropäer« den leider nicht ausgeführten letzten Teil überschrieben »Die Verschiedenheit der Europäischen Völker«, und es ist bedauerlich, dass wir seine Antwort auf diese Frage nicht erhalten haben. Aber schon dass er sie aufgeworfen hat, zeugt von einem tiefen Eindringen. Tatsächlich sind ja Griechen und Römer, Germanen und Slaven, Spanier und Franzosen stark von einander verschieden. Sie lassen sich an gewissen Eigenarten ihres Charakters erkennen und durch die Erzeugnisse ihres geistigen Lebens bestimmen. Diese Verschiedenheit weist darauf hin, dass sich in Europa Ströme verschiedenster Völker aus ganz entgegengesetzten Richtungen gekreuzt haben. Und in der Tat steht ja Europa für Asien wie für Afrika in gleicher Weise offen. Die Landbrücke, die unsern Erdteil im Osten mit Asien verbindet, ist zweifellos auch schon in vorhistorischen Zeiten der Weg mancher Völker gewesen, wie sie ihn in historischen Zeiten noch oft genug ge-

wandelt sind. Aber auch das Mittelmeer hat dem Vordringen südlicherer Stämme nie einen Riegel vorgeschoben. Wie die Araber nach Spanien, die Türken nach der Balkanhalbinsel im Lichte der Geschichte vorgedrungen sind, so kann es auch in vorhistorischen Zeiten öfter, als wir ahnen können, der Fall gewesen sein.

Wir haben dabei nur ein Europa im Sinne, wie es geographisch heute noch vorliegt. Gehen wir in Zeiten zurück, von denen uns nur die Geologie und Geographie Kunde gibt, so wird das Bild ein ganz anderes. »Die zwei grössten Tatsachen«, sagt Ratzel, Ber. d. kgl. sächs. Ges. der Wiss. zu Leipzig 1900 S. 32, »die wir nachweisen können, wenn wir von der Gegenwart aus zurückgehen, sind die Trennung Europas von Asien durch Eis, Meer und Seen, wodurch Europa Insel wurde, und der Zusammenhang Asiens mit Amerika über das heutige Beringsmeer weg. Beide sind von unberechenbarem Einfluss auf die Geschichte der Menschheit geworden, denn nichts geringeres als die heutige Rassensonderung und Rassenverteilung führt auf sie zurück. Wenn wir die Rassengemeinschaft zwischen Nordasiaten und Nordamerikanern, die durch den stillen Ozean getrennt sind, vergleichen mit der Rassensonderung zwischen Europäern und Asiaten, deren Wohnsitze ein Ganzes bilden, so glauben wir vor einem Rätsel zu stehen. Sehen wir aber, dass in der Diluvialzeit Asien und Amerika zusammenhingen, während Asien und Europa getrennt waren, so verbreitet sich Licht: die Mongoloiden von Asien und Amerika sind die Vertreter des zusammenhängenden Asien-Amerika, die weisse Rasse ist die Vertreterin des losgelösten Europa, eines Inselerdteils.« So verstehen wir das Dasein der besonderen weissen Rasse, aber die Fülle ihrer verschiedenen Unterformen und die Menge der verschiedenen Sprachen erhärten nur das, was jede Karte lehrt, mannigfache Wanderungen nach Europa.

Denn seiner natürlichen Lage entsprechend finden wir in Europa noch beim Beginn der Geschichte sechs verschiedene, mehr oder minder umfangreiche Sprachzweige, nämlich den iberischen in Spanien, den ligurischen in Südfrankreich und Italien, den rhäto-etruskischen in Italien und den finnischen im Norden unseres Erdteils. Dazu kommt die Sprache der Ureinwohner Griechenlands und Kleinasiens, die wir die prähellenische nennen wollen, und alle andern an Bedeutung und

schliesslicher Ausdehnuug überragend, das Indogermanische. Von diesen leben nur drei heute noch fort, das Iberische im Baskischen, das Finnische und das Indogermanische, und es mag daher einst noch mehr Sprachzweige in unserm Erdteil gegeben haben. Im Laufe der Geschichte hat sich eine Sprache auf Kosten aller andern ausgedehnt, und heute beherrscht das Indogermanische fast ganz Europa, ist aber seinerseits wieder in zahlreiche Dialekte gespalten, die zu vollständig selbständigen Sprachen geworden sind, und sich aus ihrer heutigen Gestalt kaum noch als urverwandt würden erkennen lassen.

Hilfsmittel für die Kenntnis der Sprachen.

Wenn wir uns auch in diesem Buche hauptsächlich mit den indogermanischen Sprachen ihrer Bedeutung entsprechend beschäftigen wollen, so dürfen wir die übrigen Sprachzweige nicht ganz übergehen, denn aus ihrer Verbreitung und ihrem Untergang wird sich manches für die Geschichte und die Urheimat des Indogermanischen gewinnen lassen. Ausserdem sind schon alle diese Gruppen von einzelnen Forschern als indogermanisch angesehen worden, so dass wir auch aus diesem Grunde, wollen wir festen Boden unter den Füssen gewinnen, auf sie eingehen müssen.

Freilich sind unsere Hilfsmittel für ihre Erforschung nichts weniger als glänzend. Von manchem Sprachzweige, wie dem Ligurischen, besitzen wir keine zusammenhängende Urkunde, und wir sind daher darauf angewiesen, andere Sprachüberlieferungen heranzuziehen. Das sind vor allem die Namen, die uns teilweise verhältnismässig reichlich bekannt sind; Namen von Personen und Völkern, Benennungen von Orten, Flüssen und Gebirgen sind uns nicht wenige überliefert, und es ist eine Eigentümlichkeit dieses Materials, dass es auch dann noch bestehen bleibt, wenn die Sprache selbst, der sie ursprünglich angehörten, zugrunde gegangen ist. Noch heute zeugen zahlreiche Ortsnamen im östlichen und mittlern Deutschland mit einem Klange, der auch dem Laien auffällt, von der einstigen Besiedelung der deutschen Lande durch die Slaven. Aber während die Ortsnamen in gewissen Gegenden fast durchweg aus dem Slavischen stammen, haben die grossen Flüsse wie Elbe, Oder, Havel, Saale, Spree den Namen bewahrt, den ihnen vor dieser Zeit die Germanen gegeben

haben. Anderseits übernahmen die Germanen, als sie nach dem Süden und Westen vorrückten, die keltischen Benennungen der grossen Flüsse Rhein, Main, Neckar u. s. w. sowie andrer Orte, und es lässt sich daher mit Hilfe der Flussnamen das Gebiet abgrenzen, das einst in Deutschland keltisch gewesen ist. Wenn wir auch meist die Bedeutung dieser Namen nicht verstehen, so weist doch die Wiederkehr der gleichen Benennungen an den verschiedensten Orten auf das gleiche Volk als Namenquelle hin. Den Flussnamen Iser treffen wir an verschiedenen Stellen Europas. Wir kennen die Iser als Nebenfluss der Elbe, die Isar als Nebenfluss der Donau, die Isère in Frankreich, und wahrscheinlich wird auch die alte Bezeichnung der Donau Ἴστρος damit zusammenhängen. Durch die Vergleichung derartiger Namen lässt sich einerseits der Umfang eines alten Sprachgebietes feststellen, und anderseits haben diese Benennungen ihren Wert für die Erkenntnis der Sprache selbst. Es liegen auf diesem Gebiet schon manche wertvolle Untersuchungen vor, wenngleich es bei weitem noch nicht erschöpft ist. Es fehlen uns vor allem auf den verschiedensten Gebieten systematische Sammlungen des Namenmaterials. Erst wenn wir diese besitzen, werden wir hier weiter vordringen können als bisher.

Von besondrer Wichtigkeit sind ferner die Personennamen. Denn wenn wir auch sonst keine Sprachquellen haben, so sind diese doch oft reichlich bei den antiken Schriftstellern oder auf Grabsteinen überliefert. Zum besondern Glück sind die indogermanischen Personennamen auf ganz eigentümliche Weise gebildet, so dass wir sie deutlich erkennen und bestimmen können, ob eine Sprache indogermanisch ist oder nicht. In Kleinasien hat Kretschmer ein anderes System der Benennung entdeckt, so dass wir auch hier den Umfang eines Sprachgebietes annähernd abzugrenzen imstande sind, und bei den Semiten herrscht wieder eine andere Art der Namengebung.

Die Mittel, um die alten Sitze der einzelnen Völker zu erkennen, sind nicht so reichhaltig, dass wir es nicht mit Freuden begrüssen sollten, wenn wir vielleicht noch auf andern Wegen als den bisher bekannten unserm Ziele näher kommen könnten. Das ist in der Tat möglich, denn die ältern Bewohner eines Landes haben vielleicht eine Spur ihrer Anwesenheit nicht nur in den Ortsnamen, sondern auch in den heute noch vorhandenen

Mundarten hinterlassen. Tatsächlich gibt es ja innerhalb der heutigen grossen Sprachgebiete noch stark abweichende Dialekte, und es ist ganz zweifellos, dass zwischen solchen Dialekten des öftern eine scharfe Grenze besteht. Allerdings will die Forschung diese nicht immer anerkennen, weil man nicht darüber einig ist, was man als Kennzeichen des Dialektes ansehen soll. Man legt da, da wir ja meist von der geschriebenen Sprache ausgehen, einzelne Lautübergänge oder andere Eigentümlichkeiten zugrunde. So scheidet man das Hochdeutsche vom Niederdeutschen auf grund der hochdeutschen Lautverschiebung und innerhalb der hochdeutschen Dialekte werden ähnliche Kennzeichen benutzt. Aber derartige Züge bilden zweifellos nur in den wenigsten Fällen die Grundeigenheit einer Sprache. Wenn man mit dem Ohr Dialekte beobachtet, so fällt einem etwas ganz anderes auf, und das ist der Akzent im weitesten Sinne genommen. Das weiss schon das Volk, das den Sprechern andrer Mundarten vorwirft, dass sie anders sängen, d. h. einen andern musikalischen Akzent hätten. Wo ein derartiger neuer Akzent einsetzt, da haben wir zweifellos eine scharf ausgeprägte Dialektgrenze vor uns. Man muss nun die Frage aufwerfen, wie denn die Dialekte überhaupt entstehen. Es ist auch hier klar, dass wir es nicht mit einem so einfachen Vorgang zu tun haben, wie man gewöhnlich annimmt, dass nämlich bei einem einzelnen Menschen eine gewisse Veränderung eintritt, die sich dann allmählich ausbreitet. Das klingt in der Theorie ganz schön, in der Praxis aber kommen wir damit nicht aus. Das wird uns sofort klar, sobald wir nur die tatsächlichen Vorgänge etwas genauer betrachten.

Man sagt z. B. die heutigen romanischen Sprachen sind aus dem lateinischen entstanden. Aber wie haben wir uns das zu denken? Zweifellos haben die Gallier, die Iberer, die Vorfahren der Rumänen von den römischen Soldaten, Kaufleuten, Kolonisten u. s. w. lateinisch gelernt, und diese neue Sprache hat sich von gewissen Mittelpunkten des Handels oder der Verwaltung allmählich ausgedehnt. Von Anfang an aber werden die Eingeborenen die fremde Sprache etwas anders wiedergegeben haben, als sie im Munde der Römer klang. Wenn man sich auch bemühte, ganz genau so zu sprechen, wie man hörte, und wenn man dies auch nahezu erreichte, so gewann man dieses Ergebnis doch vielleicht auf einer ganz andern Grundlage der Aussprache. Vor allem aber wird man wohl stets einen andern Akzent gehabt

haben, und wenn dadurch die Sprache zunächst nicht allzusehr beeinflusst wurde, allmählich musste die ganze Sprachentwicklung doch eine andere Richtung annehmen, gerade wie eine Billardkugel, die von einer andern einen kleinen Seitenstoss erhält, zuerst vielleicht nur unmerklich abweicht, bis dann bei wachsender Länge der Bahn die Abweichung immer merkbarer wird. Wie stark der Einfluss der Muttersprache bei der Aussprache der fremden ist, kann man in grober Form beobachten, wenn Engländer oder Franzosen deutsch sprechen. Jedem fällt das Fremdartige dieses Deutsch auf, und der geschulte Forscher merkt sehr bald, dass dies auf der Beibehaltung einer Reihe von Eigentümlichkeiten der Muttersprache beruht. Wenn also eine Sprachübertragung stattgefunden hat, so müssen sich fast mit Notwendigkeit soviel neue Dialekte entwickeln, als alte vorhanden waren. Man kann sich das an den verschiedensten Fällen klar machen. Ganz deutlich wird es an dem Beispiel der neuhochdeutschen Schriftsprache. Zweifellos ist diese für die grosse Masse der Deutschen eine fremde Sprache, die sie erlernen müssen. In der Schrift scheint sie im grossen und ganzen einheitlich zu sein, wenn auch einige Abweichungen vorkommen. Sobald sie aber ausgesprochen wird, erkennen wir, woher der Sprecher stammt. Der Schwabe, der Baier, der Sachse, der Ostpreusse, sie alle sprechen die Schriftsprache etwas verschieden aus, weil sie die Artikulationsbasis und den Akzent des heimischen Dialektes beibehalten. Mit absoluter Notwendigkeit würden diese Unterschiede in späterer Zeit immer grösser werden, wenn nicht die Schule für eine Einheit sorgte. Wären nun einmal die eigentlichen Dialekte ganz in Deutschland verschwunden, wäre überall die Schriftsprache dafür eingetreten und hätte diese sich selbständig entwickeln können, so würden wir nach hunderten von Jahren wieder grosse, stark abweichende Dialekte finden, die aber im wesentlichen dieselben Grenzen und denselben Umfang haben würden wie die alten, obgleich sie mit diesen unmittelbar gar nicht zusammenhingen.

Das ist nun vorläufig zwar eine reine Konstruktion. Wir können aber ein Beispiel anführen, das dieser Annahme völlig entspricht. Die alte griechische Sprache zerfiel in zahlreiche Dialekte, die allmählich zu gunsten der Gemeinsprache gewichen sind. Auch das Neugriechische zerfällt wieder in zahlreiche Mundarten, die mit einer einzigen Ausnahme nicht auf die altgriechischen

Dialekte zurückgehen, sondern eben auf der Koine, der Gemeinsprache beruhen. Wenn trotzdem die heutigen Dialekte ihrem Umfange nach zum guten Teil mit den alten übereinstimmen, so ist das nach dem oben gesagten nur natürlich, es kann eigentlich gar nicht anders sein. Denn die Gemeinsprache musste eben in jedem Dialektgebiet eine besondere Färbung annehmen, die sich ursprünglich wohl wenig auffällig mit der Zeit zu grösserer Entschiedenheit entwickelt hat.

Nach all diesem müssen wir jedenfalls den Versuch machen, ob wir nicht mit Hilfe heute bestehender Dialektgrenzen die Grenzen der alten Sprachen ermitteln können. Tatsächlich ist dieser Grundsatz von den Romanisten auch völlig anerkannt, und es steht fest, dass die grossen Verschiedenheiten der romanischen Dialekte, durch die sie eigentlich als besondere Sprachen erscheinen, auf der Verschiedenheit der Volkssprachen beruhen, auf denen sie erwachsen sind.

Es ist mit der Annahme von dem Fortbestehen der Dialektgrenzen nicht gesagt, dass dieser Fall immer eintreten muss. Wenn eine starke Einwanderung, eine bewusste Kolonisierung stattgefunden hat, so kann allmählich auch die Sprache der Eroberer siegen, namentlich wenn das neue Gebiet nicht allzu weit von dem alten entfernt ist. So ist es z. B. nicht auffällig, dass sich zwar in den Alpen ein besonderer romanischer Dialekt, das Rhätoromanische, entwickelt hat, während von den Eigentümlichkeiten dieses Dialektes in Etrurien, wo doch auch Etrusker sassen, nichts zu spüren ist. Entweder sind hier die Etrusker selbst nur Einwanderer gewesen, die die einheimische Sprache nicht so wesentlich verändern konnten, oder Rhätisch und Etruskisch sind überhaupt verschiedene Sprachen gewesen. Und es gibt noch andere Möglichkeiten, dies zu erklären.

Nach Oberitalien sind ferner Kelten eingewandert. Wenn die oberitalienischen Dialekte in manchen Punkten dem französischen näher verwandt sind als dem eigentlichen italienischen, so weist das darauf hin, dass hier eben eine starke Einwanderung keltischen Blutes stattgefunden hat, und dass die keltische Sprache hier mit allen ihren Eigentümlichkeiten gesiegt hatte, ehe das Römische eindrang.

Freilich könnte die Übereinstimmung zwischen Oberitalien und Frankreich auch auf das ältere in beiden Ländern heimische Volkselement der Ligurer zurückgehen.

Und noch eins muss man betonen. Bei dem Eindringen eines neuen Volkes und der Sprachübertragung entwickeln sich immer zwei Sprachen, die der Sieger und die der Besiegten. Bei jener braucht keine Veränderung einzutreten, und es ist daher nicht wunderbar, wenn uns das Altgallische in einer so altertümlichen Gestalt entgegentritt. Die Sprache der besiegten Urbevölkerung kann schon zu Cäsars Zeiten wesentlich von jener verschieden gewesen sein, und es kann uns nicht in Erstaunen setzen, wenn das spätere Keltische solch starke Veränderungen zeigt. Neuerdings hat R. Meister (Dorer und Achaeer, Abhandl. d. phil.-hist. Klasse der k. sächs. Ges. der Wiss. 24, 3) gezeigt, wie in Lakedaimon und den übrigen Gegenden mit dorischer Herrscher- und achäischer unterworfener Bevölkerung tatsächlich zwei Sprachen nebeneinander standen. Infolge der spätern geschichtlichen Entwicklung wird die eine oder die andere gesiegt haben.

Es braucht sich natürlich nicht mit Notwendigkeit in der neuen Sprache irgend eine besondere Eigentümlichkeit der alten zu zeigen, da ja auch aus der Verbindung zweier Stoffe ein neuer entstehen kann, der von den beiden alten vollständig verschieden ist, wie sich denn aus Chlor und Natrium Salz bildet, das weder die Eigenschaften des Chlores noch des Natriums zeigt. Es wird sich nur fragen, ob nicht die Veränderungen, denen die neue Sprache im Laufe der Zeiten notwendig unterliegen muss, aus denselben Ursachen hervorgehen wie die der alten, ob also nicht das merkwürdige Zusammenschrumpfen der französischen Sprache auf denselben Gründen beruht wie der gleiche Vorgang im Keltischen. Oft werden wir nicht einmal das feststellen können, und wir werden uns damit begnügen müssen, das Zusammenfallen der alten Volksgrenze mit der Grenze des neuen Dialektes festzustellen. Auf der Karte 1 sind die heutigen romanischen Sprachgrenzen eingetragen, und daneben durch Schraffierung die alten Volkselemente angedeutet. Gewiss decken sich die beiden nicht vollständig, aber eine gewisse Übereinstimmung lässt sich nicht leugnen.

In der Balkanhalbinsel finden wir heute zwei slavische Sprachen, das Serbische und das Bulgarische, die sich sehr abweichend entwickelt haben, obgleich sie demselben Teil der grossen slavischen Sprachfamilie, dem Südslavischen angehören. Da wir hier auch im Altertum zwei verschiedene Völker, die

Illyrier und die Thraker finden, so hat schon Miklosisch daran gedacht, dass die Verschiedenheit der beiden slavischen Sprachen durch die Verschiedenheit der zugrunde liegenden Sprache bedingt sei, und man wird vermutlich die Grenze zwischen Illyrisch und Thrakisch dahin verlegen können, wo heute die Grenze zwischen Serbisch und Bulgarisch ist. Wenn wir nun ausserdem sehen, dass das Albanesische, die so stark veränderte indogermanische Sprache, zwar eine ganze Reihe Entwicklungseigentümlichkeiten mit dem Bulgarischen, noch mehr aber mit dem Rumänischen teilt, während es mit dem Serbischen gar keine Ähnlichkeit zeigt, so wird man kaum daran zweifeln dürfen, dass es auf derselben Grundlage wie Bulgarisch und Rumänisch, d. h. auf Grundlage des alten Thrakischen erwachsen ist.

Die neuhochdeutsche Schriftsprache zeigt in der Aussprache eine merkwürdige Eigentümlichkeit. Obgleich sie ihrem ganzen Baue und ihrem Lautstande nach hochdeutsch ist, so wird sie doch richtig, d. h. bühnengemäss ausgesprochen mit den niederdeutschen Lautwerten *). Als sich also die Niederdeutschen diese Sprache, die von ihrer eigenen stark abwich, aneigneten, haben sie sie einfach mit denselben Lauten wiedergegeben, die sie bisher gebrauchten. Ähnlich hat der armenische Lautstand eine grosse Ähnlichkeit mit dem der kaukasischen Sprachen, woraus wir mit Sicherheit schliessen können, dass in Armenien einst Menschen indogermanisch gelernt haben, deren Sprache dieselben Laute hatte wie die kaukasischen Sprachen. Denselben Lautstand wie das Armenische hat ferner das Ossetische im Kaukasus, das man mit Sicherheit für eine iranische Sprache ansieht. Auch hier weist diese Gleichheit darauf hin, dass beide Sprachen aus demselben Volkselement erwachsen sind.

Es ist ganz zweifellos, dass uns diese Eigentümlichkeit in der Sprachentwicklung manches lehren kann, und dass es uns auf manches hinweist, was wir sonst nicht wissen können. Zu bedauern bleibt nur, dass wir dieses Argument mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, aber doch nicht mit völliger Sicherheit verwenden können. So ist es z. B. auffallend und für die künftige Erkenntnis vielleicht von Bedeutung, dass das Etruskische, wie wir sehen werden, eine Reihe von Eigentümlichkeiten mit dem Süddeutschen teilt. Wie weit dies auf einem histo-

*) Vgl. Siebs, Deutsche Bühnenaussprache 18.

rischen Zusammenhang beruht, lässt sich, da uns andere Momente vorläufig noch ganz fehlen, nicht bestimmen.

Am Schluss dieser einleitenden Bemerkungen möchten wir noch auf eine Frage die Aufmerksamkeit lenken, um auch in dieser Beziehung keine Missverständnisse zu veranlassen. Sie betrifft das Alter der Bevölkerungsschichten, mit denen wir uns zu beschäftigen haben. Auch hier begegnen wir grossen Verwirrungen, indem man die Frage nach der Herkunft der Indogermanen mit der Frage nach der Besiedelung Europas überhaupt verbindet. Letztere lässt sich, wie wir sehen werden, überhaupt nicht annähernd bestimmen, jedenfalls treffen wir den Menschen in unserm Erdteil schon, als die Fauna und Flora sowie das Klima ganz andere waren. Bei den Indogermanen kann uns nur die Sprache leiten, und diese führt uns nicht in allzuweite Fernen zurück. Kein Literaturdenkmal geht viel über das erste vorchristliche Jahrtausend hinaus. Sollten die Anschauungen richtig sein, die man über Vorkommen indogermanischer Namen in Vorderasien geäussert hat, und auf welche wir unten Kapitel 12 zu sprechen kommen, so stammt das erste geschichtliche Zeugnis für unsern Sprachstamm aus dem 15. vorchristlichen Jahrhundert. Sehr viel weiter zurück, wird uns auch die Sprachwissenschaft nicht führen. Ich habe früher in runder Zahl etwa das Jahr 2000 v. Chr. als die Zeit bezeichnet, in der die Ausbreitung der Indogermanen begonnen hätte, glaube aber jetzt, dass auch dieser Ansatz noch zu hoch ist, und würde jetzt lieber auf 1600—1800 v. Chr. heruntergehen. Aber wenn wir die Anfänge ihrer Wanderungen noch um ein Jahrtausend zurückschieben wollten, so würde das doch wenig bedeuten im Vergleich mit den Zeiten, die seit der ersten Besiedlung Europas vergangen sind. In diese Fernen führt uns die Sprachwissenschaft nicht zurück.

Alles das, was wir ermitteln können, bewegt sich in Zeiträumen, die in Vorderasien schon im Lichte der Geschichte liegen, und die daher verhältnismässig jung sind. Aber auch diese etwas erhellt zu haben, ist ein unvergleichliches Verdienst der Sprachwissenschaft.

2. Die Rassenfrage.

Gedeihen der Menschen an einem fremden Ort. Rasse und Klima.

Es gibt fast keinen Teil Europas, den die Indogermanen auf ihren Wanderungen nicht erreicht hätten, und selbst die Grenzen unseres Erdteils haben dem Vordringen der Völker kein Ziel gesetzt. Indien, Iran und Armenien haben sie dauernd ihrem Sprachgebiet einverleibt, und Kleinasien hat wenigstens teilweise eine Zeit lang indogermanisch gesprochen. Bei dieser Ausdehnung unsres Sprachgebietes, müssen wir die Frage aufwerfen, ob und wie der Mensch in einem andern Klima, als seine Heimat bietet, fortbestehen kann. Europa liegt fast ganz in der gemässigten Zone, aber doch sind die Unterschiede im Klima zwischen den südlichen Halbinseln Spanien, Griechenland und Italien auf der einen und Deutschland, England und Skandinavien auf der andern Seite gross genug, um auf die Menschen einen Einfluss ausüben zu können. Mag man auch, wie wir es tun, einen einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechtes annehmen, wobei man voraussetzen muss, dass die Menschen die verschiedenen Teile der Erde nach einander besiedelt und sich ganz allmählich eingewöhnt haben, so steht es doch zweifellos fest, dass heute die Menschen in der Hauptsache an die Scholle gebunden sind. Sie können klimatische Verschiedenheiten nur bis zu einem gewissen Grade ertragen. Aber welcher Grad das ist, bleibt eben die Frage. Wir stehen noch durchaus im Anfange der Forschung, und es ist selbstverständlich, dass ältere Nachrichten und Untersuchungen ganz fehlen.

Um den einzelnen Menschen handelt es sich hierbei nicht, — der kann auch grössere klimatische Unterschiede lange Zeit, vielleicht ein ganzes Leben hindurch ertragen —, sondern das ist die Frage, wie weit eine gesunde, kräftige, sich vermehrende Nachkommenschaft den in ein anderes Klima Versetzten beschieden sein mag. Und selbst, wenn diese vorhanden ist, so bleibt immer noch zu erwägen, ob sich nicht die einheimische Bevölkerung rascher vermehrt als die eingewanderte.

Es darf als feststehend gelten, dass die Bevölkerung Europas im allgemeinen in der heissen Zone nicht zu leben vermag. Immerhin ist es für die Menschen Südeuropas eher möglich gegen

den Äquator vorzudringen als für die Nordeuropas. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika dominiert das germanische Element entschieden im Norden, während in den Südstaaten Italiener, Franzosen und Spanier ihre Rechnung finden. Der Neger kommt seinerseits nicht im Norden fort. Die Schwindsucht setzt hier seinem Vordringen entschieden ein Ziel. Bei der Kolonisation der nordafrikanischen Küste sollen die Südfranzosen bessere Fortschritte aufweisen als die Nordfranzosen, die sehr bald zugrunde gehen. Aus der Geschichte weiss man, wie rasch die deutschen Heere in Italien vernichtet wurden, wie schnell die Reiche der germanischen Heerkönige und ihre Mannen im Süden dahinschwanden. Im allgemeinen scheint schon Südeuropa für die Nordeuropäer nicht mehr den rechten Boden zu bieten. Da nun die ursprüngliche Heimat der Indogermanen sicher nicht in den südlichen Halbinseln Europas gelegen hat, so kann man vermuten, dass die nach Süden vordringenden Indogermanen sehr bald vernichtet wurden, falls sie nicht Gebiete fanden, in denen die Bodenerhebung die Einflüsse der südlichen Breiten mehr oder minder ausglich. Tatsächlich haben sich denn auch nur solche indogermanischen Sprachen im Süden erhalten, die wenigstens geraume Zeit in Gebirgsgegenden gesprochen wurden. Die Griechen sitzen zunächst in den rauhen Bergen Nordgriechenlands, die Italiker im Apennin, der rauhe Charakter des armenischen Hochlands ist durch Xenophons Schilderung zur Genüge bekannt, und auch die Inder haben wahrscheinlich erst in den Himalayatälern die Kraft gewonnen nach dem Süden vorzustossen, wo sie aber ihrem Volkscharakter nach z. T. bald zugrunde gingen, während die Hauptstämme der Iranier, die Perser und Meder, ebenfalls längere Zeit in Gebirgsgegenden gewohnt haben.

Zu der Akklimatisationsfrage kommt noch ein zweiter Punkt hinzu, die Rassenmischung. Waren Nordeuropäer nach dem Süden vorgedrungen, so blieb in den meisten Fällen eine Verbindung der eingewanderten Sieger mit den Eingeborenen nicht aus. Was wird aus diesen Mischlingen? Es kann sein, dass sich ein Mischtypus bildet, aber im allgemeinen zeigt sich in der Natur das Bestreben, das südliche Blut durchschlagen zu lassen, und nach einigen Generationen ist von dem nördlichen Einfluss nichts mehr zu spüren, falls nicht unaufhörlich Blutauffrischung erfolgt. Sind nun die Einwandrer durch die Natur

des Landes so gestellt, dass sie sich nicht so stark wie die einheimischen vermehren, so wird der Typus zur Norm zurückkehren, und nach einer Reihe von Jahrzehnten oder Jahrhunderten ist nichts mehr von dem Blute der Eingewanderten zu spüren.

Schliessen sich aber die Sieger, wie dies auch möglich ist, kastenartig ab, so kann sich ihr Typus allerdings länger erhalten. Naturgemäss bleiben die Sieger auch weiterhin die Herrscher, sie bilden den Adel, der im Altertum unter mannigfach verschiedenem Namen auftritt. So in Sparta als Spartiaten gegenüber den Heloten, in Rom vielleicht als Patrizier den Plebejern gegenüber, in Indien in den beiden obersten Klassen der Brahmanen und Krieger. Wollen wir also erkennen, welchen Typus die eingewanderten Indogermanen gehabt haben, so wird man untersuchen müssen, ob sich nicht unter dem Adel der südlichen Länder körperliche Eigenschaften finden, die in andern Gegenden bei weitern Volkskreisen vorhanden sind. Jedenfalls aber wird das eigentlich indogermanische Blut unter den Menschen unsres Sprachstammes nicht immer zu finden sein.

Im allgemeinen wird man sich auf Grund derartiger Erwägungen sagen müssen, dass durch die Wanderungen der Indogermanen bei weitem keine so grosse Verschiebung des Blutes stattgefunden haben wird, wie die Ausdehnung der Sprachen erwarten lässt. Die Veränderungen, die sich in dieser Beziehung in Europa vollzogen haben, sind vielleicht geringer als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist. Für diesen Punkt beweist gerade das Beispiel, das uns, wie oben bemerkt, Nordamerika mit seiner Besiedelung bietet, ausserordentlich viel. Seit uralter Zeit finden wir in Europa im Norden einen blonden Typus, der je mehr wir uns dem Süden nähern, brünetter und dunkler wird. Und wie dies vor Jahrtausenden der Fall gewesen zu sein scheint, so ist das auch heute noch zu finden, im Norden die Blonden, im Süden die Brünetten, natürlich mit Ausnahmen. Und dieselben Verhältnisse entwickeln sich nun anscheinend auch in Nordamerika. Auch hier herrscht im Norden der blonde Typus im Süden der brünette, was teils aus der Herkunft der Bevölkerung zu erklären ist, teils aber auch darauf zurückzuführen sein dürfte, dass im Norden wie im Süden das entsprechende Element bessere Lebensbedingungen fand und sich dementsprechend besser erhielt und vermehrte.

Trotz aller Wanderungen, trotz aller Verschiebung der

Sprachen können sich also die einzelnen Menschentypen an ihrem Orte erhalten, und das berechtigt zu der Hoffnung, die Anthropologie werde einst, wenn sie sichere Mittel gefunden hat, die Rassen einzuteilen, manche Auskunft über die europäischen Völkerverhältnisse geben.

Die Verhältnisse in ältern Zeiten können ganz einfach, sie können aber auch recht verwickelt gewesen sein, und die Tatsachen der Geschichte lehren uns, welche Möglichkeiten wir voraussetzen dürfen.

Die eigentliche Rassenfrage.

Als die anthropologischen Studien aufblühten, da hat sich auch die Anthropologie mit der Frage nach der Herkunft der europäischen Völker beschäftigt, und sie hat im ersten Eifer gehofft, dieses Problem besser als die andern Wissenschaften lösen zu können.

Freilich vermochte sie diese Erwartungen nicht zu erfüllen, und sie muss sich heute, so lange ihre Ergebnisse nicht besser gesichert sind, mit einer bescheidenen Stellung begnügen.

Ein grosser Zwiespalt der Meinungen besteht darüber, welche Eigenschaft des menschlichen Körperbaues man der Einteilung in Rassen zugrunde legen solle. Nachdem man ursprünglich im wesentlichen die Haut-, Augen- und Haarfarbe beachtet hatte, glaubt man später in den Verhältnismassen des Schädels ein untrügliches Kennzeichen der Rasse gefunden zu haben. Das Verhältnis von Breite und Höhe des Schädels ist sehr verschieden. Schon eine unbefangene Beobachtung unterscheidet längliche und breite Gesichter oder Lang- und Breitschädel, und in der Tat erweist sich diese auch für die Wissenschaft als brauchbar. Man hat begonnen, genaue Messungen vorzunehmen, und zuerst hat A. Retzius das Verhältnis der Länge zur Breite des Hirnschädels in einen zahlenmässigen Ausdruck gebracht. Man nimmt jetzt allgemein die Länge als 100 an und berechnet danach die Breite in Prozenten. Die relativ schmalen Schädel nennt man Langschädel, Dolichokephalen, die relativ breiten Schädel Kurzköpfe, Brachokephalen, denen sich dann naturgemäss die mittleren Köpfe anreihen. Bei der Unterscheidung der Rassen der gesamten Erde kommt dann noch das Verhalten des Kiefers in Betracht, doch spielt dieses in Europa

keine Rolle, und wir können es daher übergehen. Es hat sich aber herausgestellt, dass mit der Schädelmessung allein keine einwandfreie Klassifizierung des Menschen zu erreichen ist. Zwar herrscht auf gewissen Gebieten wie z. B. in Skandinavien der Langschädel vor, aber wir finden diesen auch in Süditalien, und keiner wird zweifeln, dass wir dort ganz andere Menschen vor uns haben als im Norden. Man muss unbedingt noch andere Merkmale hinzuziehen, und da kommt in erster Linie die Hautfarbe in betracht. Europa scheidet sich in dieser Beziehung in mehrere Zonen. Im Norden herrscht der blonde, blauäugige Typus mit heller Hautfarbe. Je mehr wir uns dem Süden nähern, treten dafür braunes oder schwarzes Haar, dunkle Augen und eine stärker pigmentierte Hautfarbe ein. Aber das ist noch nicht genug. Auch die Körpergrösse ist ein beachtenswertes Merkmal. Den grossen Skandinaviern stehen im übrigen Europa sehr viel kleinere Menschen gegenüber. Aber die grossen Menschen leben nicht nur in Skandinavien, sondern auch in Schottland, in Bosnien und der Herzogovina und anderswo.

Die Anthropologie, das braucht man nicht zu bezweifeln, wird einst ebenfalls zur Förderung der Frage von der Herkunft der europäischen Menschheit beitragen. Auch bei dieser Wissenschaft darf man eins nicht vergessen. Schärfer als alle Messungen und physikalischen Versuche ist das menschliche Auge, und wer »vieler Menschen Städte gesehen hat«, der wird nicht verkennen, dass es Rassentypen gibt, genau wie uns das Ohr das Bestehen von dialektischen Eigentümlichkeiten lehrt, die aufzunehmen noch keinem Instrument gelungen ist. Zu diesen Rassentypen gehört die germanische Rasse, deren reinste Vertreter in einem Moltke und andern Angehörigen des hohen Adels deutlich vorliegen, wie dies Chamberlain in seinen Grundlagen des 19. Jahrhunderts mit Recht scharf betont hat. Die Eigentümlichkeiten jüdischen Blutes treten jedem klar vor Augen, obgleich man sie nicht messen und beschreiben kann, und selbst wenn nur einmal eine Kreuzung stattgefunden hat, lässt sich das semitische Blut auch in spätern Generationen noch oft genug erkennen, wenn man nur gelernt hat, aufmerksam zu beobachten. Die Rassenfrage ist in der Tat kein leerer Wahn, und für die, die ihre Bedeutung leugnen, gilt das Wort;

Daran erkenn ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet steht euch meilenfern,

Was ihr nicht fasst das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet glaubt ihr sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt das meint ihr gelte nicht.

Die Rassenfrage ist nicht dadurch erledigt, dass bis jetzt noch keine einwandfreie Unterscheidungsmerkmale gefunden sind, und wenn sie nicht gefunden werden sollten, so bleibt sie doch bestehen. Eine kritische Darstellung der Ergebnisse der Anthropologie hat vor einer Reihe von Jahren Kretschmer in seiner Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache S. 29 ff. gegeben, und es war ihm sehr leicht, die Widersprüche der einzelnen anthropologischen Systeme untereinander und ihre Mängel herauszufinden; schwieriger ist es aus dem Wirrwarr der Meinungen den gesunden Kern herauszuschälen. Auch ich möchte mich nur mit grossem Vorbehalt äussern, glaube aber doch, dass Schädelform, Haar- und Hautfarbe sowie Grösse drei Merkmale sind, mit denen man wohl die Unterschiede der europäischen Menschheit festlegen kann. Das Hauptmerkmal wird zwar der ganze Typus des Gesichts bleiben, aber hier lässt sich mit Messungen wenig erreichen.

Den ersten Versuch auf Grund dieser drei Merkmale eine Rasseneinteilung für unsern Erdteil vorzunehmen, hat Deniker in seinen Aufsätzen Bulletins de la société d'anthropologie de Paris 8 Bd. (IV Serie) S. 189 ff. 291 ff. unternommen. In einem ausführlichen Referat in dem Archiv für Anthropologie Bd. 25, S. 321 hat E. Schmidt die wesentlichen Grundzüge der Aufstellungen Denikers gegeben. Wenn wir uns auch nicht verhehlen können, dass auch dieses System, schon weil streckenweise das Material recht dürftig ist, nicht vollkommen sein kann, so bietet es doch manche Vorzüge und vor allem den Vorteil, dass wir auch die Nachrichten der Alten mit ihm vergleichen können. Denn sie haben uns mannigfache Angaben über die Körpergrösse und die Haarfarbe der Völker hinterlassen, womit wir also zwei Einteilungsprinzipien Denikers auch aus dem Altertum nachweisen können. Schädel haben die Alten zwar nicht gemessen, aber für diesen Punkt treten die Grabfunde in reichem Masse ein, und wenn auch die Verbindung der gefundenen Schädel mit den Nachrichten der Alten nicht immer sicher ist, so wird sie doch innerhalb einer gewissen Fehlergrenze einige Wahrscheinlichkeit beanspruchen dürfen.

Wer nur einige der anthropologischen Nachrichten aus dem Altertum kennt und sie mit den heutigen Zuständen vergleicht, wird sich sagen müssen, dass diese beiden Dinge oft genug nicht zusammenfallen. Die Alten beschreiben die Gallier als grossgewachsen, blond und blauäugig, von den Germanen wenig zu unterscheiden. Aber dieser Typus ist im heutigen Frankreich kaum noch zu treffen. Sollen wir annehmen, dass sich die Menschen seit Cäsars Zeit derartig verändert haben? Wir kommen damit auf das schwierige Problem der Veränderlichkeit der Rassen. Zunächst ist das eine sicher, dass die Rassen keine feststehenden Typen sind. Die verschiedenen Menschenrassen müssen sich doch einmal auseinander entwickelt haben, und was früher geschehen ist, kann auch heute noch eintreten. Freilich besitzen wir wenig einwandfreies Material.

Aber in Amerika, Australien und Südafrika leben doch Nordeuropäer unter neuen veränderten Bedingungen, und hier hat sich in verhältnismässig kurzer Zeit in der Tat eine Veränderung des Rassentypus vollzogen. Der Typus der Nordamerikaner scheint sich der hageren Schlankheit der Ureinwohner zu nähern und beginnt sich selbst in Haarfarbe und Haarwuchs von den europäischen Verwandten zu unterscheiden. »Die Engländer«, sagt Schurtz Urgeschichte der Kultur S. 31, »denen diese merkwürdige Veränderung ihrer Stammesgenossen nicht entgangen ist, haben auch in anderen Teilen der Erde Gelegenheit zu ähnlichen Beobachtungen gehabt; überall, wo sich die angelsächsische Rasse kolonisierend niedergelassen hat, unterliegt sie Wandlungen, die nicht immer einfach zu deuten sind, mag man auch im allgemeinen dem Einfluss des Klimas die Hauptursache zuschreiben. Mit besonderer Schärfe hat schon im Jahre 1876 A. K. Newman auf die Entstehung eines neuseeländischen Typus hingewiesen, der namentlich (wie ebenfalls in Nordamerika) in einem Schmälerwerden des Unterkiefers hervortritt, was wieder, da die Zähne nun zu wenig Raum haben, zu Unregelmässigkeiten des Gebisses führt. An sonstigen Umbildungen fehlt es nicht. Die hellen Farben der Engländer machen bei Jung-Neuseeland welkeren und stumpferen Farbentönen Platz. Es ist eine merkwürdige Tatsache, dass sehr wenige Kinder mit dunkeln Augen und Haaren in Neuseeland geboren werden: die Eltern mögen so dunkel sein wie sie wollen, mit rabenschwarzen Locken und schwarzen Augen, ihre Nachkommenschaft wird immer blässere-

Farben zeigen.« Auf dem australischen Festlande scheinen dagegen die Blonden immer mehr gegen die Brünetten zurückzutreten. Auch die Wirkungen eines heisseren Klimas auf die Menschen sind in Neuseeland, besonders aber auf dem Festland Australiens, merklich. »In Australien«, sagt Newman, »unter dem Einfluss einer grimmigen Sonnenglut wachsen die Kinder schnell heran, aber sie welken auch schnell wie Treibhausblumen, und ihre geistigen und physischen Kräfte sind in einem Alter nahezu erschöpft, wo der Engländer noch in seiner Jugendkraft steht. . . . Die Jugend Neuseelands und der (australischen) Kolonien ist körperlich und geistig schwächer als gleichaltrige Bewohner der ursprünglichen Heimat. Sie ist weniger leistungsfähig, harte Arbeit und Entbehrungen greifen sie rasch an. Der koloniale Nachwuchs ist aber auch von geringerer körperlicher Widerstandskraft; die Leute sind oft, wie sie sagen, abgenutzt (seedy), jeder Krankheitsanfall wirft sie rasch nieder und sie erholen sich langsam. Auch die Frauen verblühen rasch.« »Wie die Yankees neigen auch die Australier zu hohem, schlottrigem Wuchs und magerer Muskulatur, was ihnen den Spottnamen »Getreidehalm« (cornstalks) eingetragen hat. Man darf wohl diese Eigentümlichkeit, die sie mit den Wüstenvölkern teilen, auf die Trockenheit des australischen Klimas zurückführen; seltsamerweise bietet dagegen das ebenso trockene Südafrika das Schauspiel, dass hier die eingewanderten Europäer zur Fettleibigkeit neigen, ähnlich wie sich schon bei den älteren Bewohnern des Gebietes, den Hottentotten, neben sonst grosser Magerkeit des Körpers die Steatopygie (Fettsteissbildung) allgemein verbreitet findet.«

Diese Beobachtungen lassen es unbedingt als möglich erscheinen, dass sich auch die europäische Bevölkerung allmählich verändert hat. Aber immerhin liegen hier die Verhältnisse doch anders. Denn erstens kamen die einwandernden Indogermanen nicht in völliges Neuland, sondern sie fanden eine Urbevölkerung vor, und zweitens sind die klimatischen Unterschiede innerhalb Europas nicht derartig wie zwischen den verschiedenen Kontinenten. Schliesslich aber sind die Unterschiede zwischen dem älteren und jüngeren Typus zu gross, als dass sie aus Anpassung erklärt werden können.

Wir müssen auch bedenken, dass in Europa die Blutmischung eine ganz andere Rolle spielt als in Amerika und Australien. Ich glaube also kaum, dass man die Veränderung der Rasse in

Anspruch zu nehmen braucht. Was uns die Römer von den besondern Eigenschaften der Kelten berichten, das gilt von der eingewanderten, herrschenden Klasse der Indogermanen. Wie das eigentliche Volk, das nach Cäsar in einer Art von Hörigkeit lebte, ausgesehen hat, das wissen wir nicht; wir dürfen aber wohl vermuten, dass es dem heutigen französischen Typus in stärkerem Masse glich als der eigentliche keltische.

Alles in allem können wir mit der Rassenveränderung noch nicht viel anfangen. Aber wir dürfen nicht ausser acht lassen, dass Veränderungen möglich sind. Die Arier in Indien unterscheiden sich anthropologisch von den Eingeborenen durch die hellere Hautfarbe, aber sie sind doch nicht blauäugig und blondhaarig, man kann sie nur mit den Südeuropäern vergleichen, und man darf wohl fragen, ob sich die dunkeln Farben des Auges und des Haares nicht erst entwickelt haben.

Denn die Inder sind in ein Gebiet eingerückt, das klimatisch von dem ihrer ursprünglichen Heimat stark abwich. Die europäischen Indogermanen aber sind zum Teil in ihren alten Sitzen geblieben. Und wenn man für gewisse Teile eine Veränderung des Typus annehmen wollte, so bleibt die Frage ungelöst, weshalb sich der Typus an andern Stellen nicht verändert hat. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dass die körperlichen Eigenschaften, die heute Teile der Germanen auszeichnen, Körpergrösse, Blondheit, Blauäugigkeit und schmaler Schädel schon vor 2000 Jahren und vielleicht noch länger vorhanden waren. Hier haben wir also eine Andauer der Rasse, wie wir sie deutlicher nicht wünschen können.

Am Schlusse dieses Kapitels dürfte es angebracht sein, ein Bild der heutigen Verteilung der europäischen Menschheit auf grund von Denikers Anschauungen zu geben. Man wird dann leichter in den Stand gesetzt sein, Vergleiche mit den früheren Zeiten zu ziehen, und wir können die Frage aufwerfen, inwieweit sich die Rassen mit den Sprachen in Verbindung bringen lassen. Wir finden 1. einen blonden, dolichokephalen, sehr hochgewachsenen Typus im Norden Europas, den man daher als nördlichen Typus bezeichnen kann. Seine Merkmale sind: Körpergrösse beträchtlich, im Durchschnitt 172 cm; Haar aschblond, gelblich oder rötlichblond, leicht wellig; Augen hellgefärbt, meist blau; Kopf lang, dolichokephal (Index am Lebenden zwischen

72 und 78). Haut rosig weiss, Gesicht länglich, Nase schmal, kräftig hervortretend, gerade.

Er ist verbreitet in Skandinavien (mit Ausnahme der Westküste Norwegens), im nördlichen Schottland, Westengland, Irland (mit Ausnahme des westlichen Teiles), auf den Far-Ör-Inseln, in Friesland, Oldenburg, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, in den Ostseeprovinzen und Teilen Finnlands. (Dieser Typus wurde bisher kymrische, germanische Rasse, Reihengräbertypus genannt.)

2. Blonder, subbrachykephaler, kleingewachsener Typus, besonders im östlichen Europa (Russland) vorkommend, daher auch östlicher Typus zu nennen.

Seine Merkmale sind: Wuchs untermittelgross (163 bis 164 cm), Kopf mässig kurz und breit (Index am Lebenden 82—83), Haar aschfarbig oder flachsblond, gerade; Gesicht breit, viereckig, Nasenrücken gerade oder konkav, Augen hell, meist grau.

Die Träger dieses Typus sind die Weissrussen, die Polieschtschuken der Sümpfe von Pinsk und manche Litauer. Durch Mischung abgeschwächt ist dieser Typus häufig bei den Grossrussen im nördlichen und mittlern Russland und in Finnland.

3. Sehr dunkler, sehr dolichokephaler und sehr kleiner Typus, auch iberisch-insulaner Typus, oder mittelländischer Typus mancher Autoren. Merkmale: Wuchs 161—162 cm, Kopf lang (Index am Lebenden 74—75), Haar schwarz, lockig oder kraus, Augen sehr dunkel, Haut gebräunt, Nase gerade oder aquilin, Gesicht länglich.

Verbreitung: Iberische Halbinsel und die westlichen Inseln des Mittelmeers, Korsika, Sardinien, Sizilien (die Balearen gehören nicht dazu). Durch Mischung abgeschwächt, erscheint dieser Typus in Frankreich (Angoumois, Limousin, Périgord) und Italien (südlich von der Linie Rom-Ascoli).

4) Dunkler, sehr brachykephaler, kleingewachsener Typus, auch westlicher oder cevennischer Typus, oder keltische, keltisch-ligurische, keltoslavische oder alpine Rasse verschiedener Autoren.

Merkmale: Sehr breiter Kopf (Index am Lebenden 85—87), mässig kleiner Wuchs (163—164 cm), braunes Haar, hellbraune oder dunkelbraune Augen; Gesicht breit, Nase ziemlich gross, Körper breit.

Verbreitung: In seiner reinsten Form in den Cevennen, im französischen Hochplateau und in den Westalpen; durch Mischung modifiziert an vielen Stellen zwischen mittlerer Loire und Dniepr, in Piemont, der Mittel- und Ostschweiz, Süddeutschland, Kärnthen, Mähren, Galizien und Wolhynien.

5) Brauner, subdolichokephaler, grossgewachsener Typus. Litoraler oder atlantisch-mediterraner Typus.

Merkmale: Neigung zur Mesokephalie (Index am Lebenden 79—80), übermittelgrosser Wuchs (im Mittel 166 cm) und sehr tiefe Haar- und Augenpigmentierung.

Verbreitung: Im Tiefland (nicht über 200 m) der untern Loire, in der Gascogne, zwischen Gibraltar und der Mündung des Guadalquivir und an der Mittelmeerküste bis zur Tibermündung.

6) Brauner, brachykephaler, hochgewachsener Typus, auch adriatischer oder dinarischer Typus.

Merkmale: Körperhöhe 169—171 cm, starke Brachykephalie (Index am Lebenden 85—86 cm), Haar braun, wellig, Augen dunkel, Augenbrauen gerade, Gesicht länglich oval, Nase schmal, Nasenrücken gerade oder gebogen, Haut leicht gebräunt.

Verbreitung: Bosnien, Dalmatien, Kroatien, dann in der Romagna, Venetien, bei den Slovenen, Ladinern, Romanen, zwischen Lyon und Lüttich auf dem Plateau von Langres, im Ursprungsgebiet der Saône und Mosel, in den Ardennen. Modifiziert findet sich dieser Typus auch im untern Tal des Po, im nordwestlichen Böhmen, Graubünden, Elsass, im mittleren Gebiet der Loire, in den Karpathen (Polen und Ruthenen des Gebirges), bei den Kleinrussen und wahrscheinlich auch bei den Albanesen, Serben und Griechen und manchen kaukasischen Stämmen. Die Basken bilden eine Abart dieses Typus.

Als Untertypen stellt Deniker folgende vier auf:

a) Blonder, mesokephaler, grossgewachsener Untertypus (wahrscheinlich nur eine Varietät des nordischen Haupttypus). Gesicht eckig, Nase gerade oder konvex, Augen grau oder blau. Verbreitung: Land der Letto-Litauer, Ostpreussen, Hannover, Westküste von Norwegen, Westrussland.

b) Blonder, mesokephaler, sehr kleingewachsener Untertypus (wahrscheinlich eine Varietät des östlichen Haupttypus). Gesicht rund, Nase häufig aufgestülpt, Haar gerade oder

wellig, Augen grau. Verbreitung: Unter den Polen und Kaschuben, in Schweden, vielleicht auch in Schlesien.

c) Subdolichokephaler, grosser Untertypus mit hellbraunem oder braunem Haar (hat eine mittlere Stellung zwischen nordischem und westlichem Typus). Verbreitung: Im westlichen Irland, Wales, Westbelgien, Normandie, Picardie u. s. w.

d) Subbrachykephaler, mittelbrauner Untertypus mit hellbraunem Haar (wahrscheinlich aus Mischung zwischen adriatischem Typus und Untertypus a) hervorgegangen). Verbreitung: In Perche, Champagne, Lothringen, Franche-Comté, Luxemburg, Seeland (in Holland), Rheinprovinz, Bayern, Südböhmen, Deutsch-Österreich, Mitteltirol, einem Teil der Lombardei und Venetiens u. s. w.

Wir sehen also hier eine Fülle verschiedener Unterabteilungen, was uns nicht in Erstaunen setzen kann, wenn wir die Fülle der verschiedenen Sprachen in Betracht ziehen. Sicher hat es in dem vorgeschichtlichen Europa auch Menschentypen gegeben, die ganz zugrunde gegangen sind. Der sogenannte Neandertalschädel zeigt uns Menschen, die heute nicht mehr zu finden sind, und seit in neuester Zeit selbst Zwergrassen in unserm Erdteil nachgewiesen sind, ist das Bild noch mannigfaltiger geworden.

3. Der iberische Sprachzweig.

Wenn wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu der Betrachtung der europäischen Sprachen übergehen, so beginnen wir am besten mit dem äussersten Westen, weil hier eine natürliche Grenze gegeben ist. Das unwegsame Gebirge der Pyrenäen, das Spanien gegen Frankreich abschliesst, hat sich auf die Dauer ebensowenig wie die Alpen als eine vollständige Völkerscheide erwiesen. Auf dem Wege, den die Franken einschlugen, um die Ungläubigen zu vernichten, sind Goten und Vandalen Jahrhunderte früher gezogen. Hannibal überschritt mit seinem Heere die Pyrenäen leichter als die Alpen. Von den beiden Pässen, die über das Gebirge führen, hat er den südlichen gewählt. Im ersten Dämmer der Geschichte erfahren wir von keltischen Eroberungszügen, die freilich auch auf dem Seewege vor sich gegangen sein können, wie später die Normannen ge-

kommen sind. Jedenfalls kann und wird, wie alles dies beweist, Spanien einen Teil seiner Bevölkerung von Frankreich erhalten haben. Ebensogut aber vermochten auch afrikanische Stämme über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien überzusetzen und das Land zu besiedeln. Diese Meerenge hat die Vandalen und die Araber nicht aufgehalten und wird auch frühere Völker nicht in ihren Eroberungszügen gehemmt haben. Schliesslich sind die Karthager auch zur See nach Spanien gelangt, was ebenfalls schon für frühere Zeiten möglich war.

Die Alten nennen die Bewohner Spaniens Iberer. Was sie über die Herkunft dieses Volkes, namentlich über die sagenhafte Insel Atlantis berichten, hat D'Arbois de Jubainville Les premiers habitants de l'Europe I S. 16 ff. zusammengestellt. Da auch im Kaukasus Iberer wohnten, so haben die Alten schon auf einen uralten Zusammenhang geschlossen, den auch moderne Gelehrte so kühn waren zu behaupten. An und für sich liegt dies nicht ausser dem Bereich der Möglichkeit. Denn wenn die Kelten in Spanien und die Inder im Osten einem und demselben Sprachzweige angehören, weshalb sollten sich nicht im Kaukasus Verwandte der spanischen Bevölkerung gehalten haben? Aber ausser dieser Namengleichheit haben wir vorläufig nicht den geringsten Anhalt für einen Zusammenhang, und dass wir auf sie nichts bauen können, wird jeder einsehen.

Die Sprache der alten Iberer kennen wir durch zahlreiche, aber dürftige Inschriften, die meistens nur Namen enthalten und fast völlig ungedeutet sind. Ausserdem überliefern uns die antiken Schriftsteller einige iberische Worte, aus denen wir auch nicht viel lernen können. Ob man in ganz Spanien iberisch gesprochen hat, oder ob noch andre Sprachen vorhanden waren, lässt sich aus Mangel an Zeugnissen nicht feststellen. Zwar sagt Strabo ausdrücklich, dass die Sprache nicht ein und dieselbe gewesen sei, doch kann er verschiedene Dialekte gemeint haben, wie sich in Gallien Gallisch und Belgisch unterschieden, und er spricht auch von einer Zeit, in der schon längst die Kelten eingewandert waren. Er kann also sehr wohl kelto-iberische Sprachen bei seiner Bemerkung im Auge gehabt haben.

Frühzeitig, wahrscheinlich im 6. Jahrh. oder früher, sind keltische Heeresschwärme in Spanien eingedrungen, haben sich an verschiedenen Stellen niedergelassen und mit den Iberern das Mischvolk der Keltiberer gebildet. Wie lange sich ihre Sprache

erhalten hat, können wir mangels jeglicher Zeugnisse nicht wissen. Getrennt von dem Stammlande hat sie wohl untergehen müssen. Mit der römischen Eroberung ist dann das Land allmählich romanisiert, ohne dass eine starke Blutmischung stattgefunden hätte. Die romanischen Sprachen in Spanien sind natürlich das Ergebnis der römischen Sprache in spanischem Munde, und es ist sehr wohl möglich, dass sich alte Dialektunterschiede bis heute erhalten haben, das heisst, dass die grossen Dialekte der Neuzeit auf iberische Dialekte zurückgehen. Nach Steinthal (vgl. dazu Karte I) ist das Portugiesische ein keltisch-romanischer, das Spanische ein keltiberisch-romanischer und das Provenzalische ein iberisch-romanischer Dialekt.

Anderer Meinung ist Wechssler. Auch er erkennt an, dass wir drei Sprachgemeinschaften auf der Pyrenäenhalbinsel finden: die portugiesisch-galizische, die spanische (kastilianische) und die katalanische. Für die beiden ersten Sprachgemeinschaften ist ein iberisches Substrat vorauszusetzen, das in Portugal weniger stark war als in Spanien, d. h., wir haben es in Portugal mit der keltiberischen Sprache zu tun. »Nach Strabo und Avien«, sagt Wechssler weiter, »haben die Kelten Portugal und Galizien dichter bevölkert, sie sind dahin auch zu Schiff gekommen. Galizien trägt einen keltischen Namen. In Portugal haben die kriegerischen Bewohner den Römern besonders lange Widerstand geleistet. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, die grosse phonetische Verschiedenheit des Portugiesischen vom Spanischen einer starken keltischen Besiedelung zuzuschreiben, und man könnte dabei an manche phonetische Parallelen mit dem Galloromanischen erinnern.«

Merkwürdig ist nun, dass die katalanische Sprachgemeinschaft der provenzalischen so nahe verwandt ist, dass man sie als eine blosse Spielart von ihr bezeichnet hat. Die bisherigen Erklärungsversuche dieser Tatsache weist Wechssler ab, und er meint, die Analogie der andern romanischen Sprachgemeinschaften zwinge uns, auch hier eine vorrömische, der provenzalischen nahverwandte Sprachgemeinschaft anzunehmen. Diese aber sei wahrscheinlich eine ligurische. Diese Annahme ist freilich sehr unsicher. Denn wir können bisher keine Ligurer in Spanien, wohl aber Iberer in Südfrankreich nachweisen. Aber in deren Gebiet haben, wie Sieglin meint, zunächst Ligurer gesessen, und undenkbar wäre die Eroberung eines Teiles von Spanien durch dieses

Volk nicht. Jedenfalls sehen wir hier noch nicht klar, aber man wird diese Tatsachen immerhin im Auge behalten müssen.

Sicher gibt es im heutigen Spanischen eine Anzahl von Worten, die man, da sie den übrigen romanischen Sprachen fehlen, aus der Sprache der Eingeborenen ableitet. Die bisher angeführten erschöpfen vielleicht die Sache noch nicht, doch sind sie, wie dies nach den Ausführungen Windischs Ber. d. ph. hist. Kl. d. kgl. sächs. Ges. d. Wiss. 1897, 101 ff. nicht anders zu erwarten ist, ziemlich gering an Zahl, so dass wir sie als Quelle der alten iberischen Sprache nicht mit besonderm Nutzen verwerten können. Gesammelt sind sie von Hübner in seinen Monumenta linguae Ibericae S. LXXVIII.

Noch heute findet sich ausser dem Romanischen in Spanien eine Sprache, die man seit langem als die Fortsetzung des alten Iberischen angesehen hat, das Baskische. Sein Verbreitungsgebiet ist aus Karte I zu erkennen. Vorsichtiger hat man darin einen alten iberischen Dialekt zu sehen, der in Nordspanien gesprochen wurde. Die Zahl der Basken, die heute in den spanischen und französischen Pyrenäentälern wohnen, beläuft sich auf etwa 556000. Sie nennen sich selbst *Eskaldunac*, *Euskaldunac*, d. h. angeblich Menschen, die das Euskara sprechen. Den Stamm dieses Wortes hat schon Humboldt mit dem Namen der alten *Ausci* oder *Auscii* in Aquitanien in Zusammenhang gebracht. Die Sprache der Basken ist höchst eigentümlich, und alle Versuche, sie mit einer andern Sprachgruppe in Zusammenhang zu bringen, sind gescheitert. Uhlenbeck hat sie ohne Ergebnisse mit dem Indogermanischen verglichen. Andere Forscher denken an Verwandtschaft mit afrikanischen Sprachen. Doch ist der Versuch, den G. von der Gabelentz gemacht hat, das Baskische mit dem Berberischen in Nordafrika zu verbinden, gescheitert. Damit ist aber nicht gesagt, dass diese Hypothese an und für sich unhaltbar wäre, möglicherweise erhärtet ein guter Kenner der afrikanischen Sprachen einmal die Verwandtschaft mit einem Idiom des dunkeln Erdteils. Vorläufig müssen wir uns in Geduld fassen.

Was den allgemeinen Bau des Baskischen betrifft, so sagt Whitney, Leben und Wachstum der Sprache S. 275, er sei ausgezeichnet durch eine, man möchte sagen, übertriebene Agglutination, da es in das Verbum eine Fülle von Beziehungen hinein-

nimmt, die fast überall sonst durch selbständige Worte ausgedrückt werden, und dass es in dieser Beziehung am meisten den Indianersprachen Amerikas gleiche. Aber wenn wir auch die Sage von der Insel Atlantis haben, so wird man doch darum keine Brücke zwischen den beiden Erdteilen schlagen können. Ob die Worte Whitneys ganz zutreffend sind, weiss ich nicht zu sagen, doch bestätigte mir Uhlenbeck die mannigfachen Ähnlichkeiten mit den amerikanischen Sprachen. Im übrigen verweise ich den Leser auf die Darstellung des Baskischen in Friedrich Müllers Grundriss der Sprachwissenschaft 3. Band 2. Abteilung, 1. Hälfte S. 1 ff. und auf die in der Anmerkung angeführte Literatur.

Da uns die Sprache zu keinem Ergebnis geführt hat, so dürfen wir vielleicht hoffen, von der Anthropologie Auskunft zu erhalten. Aber leider sind wir über die Körperbeschaffenheit der Iberer nur durch dürftige Notizen unterrichtet. Tacitus hielt die Siluren in Britannien für verwandt mit den Iberern auf Grund der äussern Erscheinung. Bei Silius Italicus wird ein iberischer Jüngling geschildert als rothaarig und von weisser Hautfarbe und Calpurnius Flaccus spricht von der blonden Schlankheit Spaniens. Strabo aber unterscheidet die Iberer von den Galliern auch in der Körperbeschaffenheit.

Diese dürftigen Nachrichten, die auch sonst nicht den Eindruck grosser Zuverlässigkeit machen, stammen ausserdem erst aus der Römerzeit, wo ja längst eine Mischung mit keltischem Blute stattgefunden hatte.

Ziehen wir die heutigen Verhältnisse zu Rate, so zeigt sich allerdings in der iberischen Halbinsel ein besonderer Menschenschlag. Als dritte Rasse Europas unterscheidet Deniker (s. oben S. 32) einen sehr dunklen, sehr dolichokephalen und sehr kleinen Typus, den manche Autoren den iberisch-insulanen oder mittelländischen nennen. Er findet sich auf der iberischen Halbinsel, in Korsika, Sardinien, Sizilien, aber die Balearen gehören nicht dazu, während er durch Mischung abgeschwächt erscheint in Frankreich (Angoumois, Limousin, Perigord) und in Italien südlich von der Linie Rom-Ascoli. Wir werden im folgenden sehen, dass wir auf Grund historischer Nachrichten den grössten Teil dieses Gebietes für Iberer in Anspruch nehmen dürfen, so dass man zu der anthropologischen Aufstellung einiges Vertrauen haben darf.

Allerdings steht daneben auch der fünfte Typus Denikers,

ein brauner, subdolichokephaler, grossgewachsener Menschenschlag, der sich im Tiefland der untern Loire, in der Gascogne, zwischen Gibraltar und der Mündung des Guadalquivir und an der Mittelmeerküste zwischen Gibraltar bis zur Tibermündung findet. Und die Basken rechnet Deniker schliesslich zu einem sechsten Typus, dem dinarischen, der vornehmlich auf der Balkanhalbinsel verbreitet ist.

Dies zeigt uns, dass auch die anthropologischen Verhältnisse auf der Pyrenäenhalbinsel keineswegs einfach sind, wie bei dem reichen Zuströmen von Völkern nicht anders zu erwarten ist.

Verbreitung der Iberer.

Wenn auch zweifellos Spanien der Hauptsitz der alten Iberer war, so sind sie doch nicht nur auf dieses Gebiet beschränkt geblieben.

Zunächst sitzen sie auch in Gallien im Gebiete des alten Aquitaniens. Was Cäsar nur kurz andeutet, bestätigt Strabo ausdrücklich, und die alten Fluss- und Ortsnamen lassen keinen Zweifel darüber, dass die Sprache der Aquitaner der iberischen verwandt war. Wenn wir Sieglin folgen dürfen, so bildeten aber die Ligurer hier das ältere Element.

Weiter finden wir Iberer auf den Inseln zwischen Spanien und Italien. Dass die Balearen und Pithyusen von ihnen besetzt waren, unterliegt keinem Zweifel, aber sie sind auch auf die übrigen Inseln gelangt. Schon Humboldt hat erkannt, dass zahlreiche alte Ortsnamen in Sizilien, Sardinien und Korsika denen Iberiens ähnlich seien, und Thukydides berichtet ausdrücklich, dass in Sizilien Iberer sässen. Obwohl seine Nachricht, die auf Philistos zurückgeht, manches unklare bietet, so haben wir doch keinen Grund, ihren wesentlichen Inhalt, der durch die Anthropologie bestätigt wird, zu bezweifeln.

Auf Sardinien finden wir den Volksstamm der *Balaroi*, dessen Name mit dem Inselnamen der Balearen übereinstimmt, und *Celsitani* nennt Ptolemaeos auf dieser Insel. Für Korsika besitzen wir das wertvolle Zeugnis des Spaniers Seneca, der acht Jahre als Verbannter auf dieser Insel zubrachte. Er schliesst aus der Übereinstimmung der Tracht und einzelner Worte, dass sich hier Iberer niedergelassen hätten. Anklänge an iberische Orts-

namen sind vorhanden, aber nicht entscheidend. Sehr schwer fällt die Sitte der Kuvade ins Gewicht, von der uns Diodor berichtet. Sie wird aus der Zeit des Altertums für das westliche Europa allein von Korsen und Iberern überliefert, und das ist beachtenswert, da wir es zweifellos mit einer uralten Gewohnheit zu tun haben.

Ob und wie weit die Iberer auch in Afrika gesessen haben, lässt sich schwer entscheiden. Immerhin kehren eine Reihe spanischer Ortsnamen in Afrika wieder, wie man aus der Liste ersehen kann, die Hübner zusammengestellt hat, und aus der in der Anmerkung eine Auswahl gegeben ist.

So haben sich also die Iberer, wie fast alle Völker, einmal weit verbreitet, und vielleicht sind sie noch über das umgrenzte Gebiet hinausgekommen. Nur lässt sich mangels jeglicher Nachricht nichts darüber sagen.

Auch in kulturgeschichtlicher Beziehung bietet die Urbevölkerung Spaniens manche Züge, die sonst kaum in Europa wiederkehren und höchst altertümlich zu sein scheinen. Die Sitte des männlichen Kindbetts ist schon erwähnt. K. v. d. Steinen Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens 335 hat sie einleuchtend als Gewohnheit eines Jägervolkes erklärt, und wir würden es demnach, wenn seine Auffassung richtig ist, bei den Iberern mit alten Jägervölkern zu tun haben, die mit den Jägern der ältern Steinzeit (s. II. Buch Kap 2) zusammenhängen könnten. Die Iberer verwenden ferner hölzerne Kochgeschirre und dementsprechend wird das Steinkochen noch in der Neuzeit von den Basken geübt. Ebenso sind die Schwitzbäder mittels erhitzter Steine üblich und Strabo berichtet: Bei den Kantabrern geben die Männer den Frauen einen Brautschatz, und die Töchter werden zu Erbinnen eingesetzt, die Brüder aber werden von diesen ausgestattet.

Wie Gerland, Grundriss der rom. Phil. 1, 315 ausführt, hat bei den Basken das Weib dieselben Rechte wie der Mann, auch im Handel und Verkehr, in einigen Gegenden herrschte nach Cordier sogar die Sitte der Vererbung durch die älteste Tochter, die ihren Geschwistern Unterhaltsgelder geben musste. Dabei ist es sehr merkwürdig, dass Männer und Weiber trotz dieser Gleichstellung noch heute ein ziemlich gesondertes Leben führen, jedes Geschlecht hat seine Tänze, seine Spiele für sich.

Aus dem Altertum besitzen wir zwei ziemlich ausführliche Schilderungen der iberischen Lebensweise. Die eine steht bei

Diodor 5, 33 und die andere bei Strabo p. 154 ff., wozu dann noch eine Reihe einzelner Notizen kommen.

Wie weit der heutige spanische Nationalcharakter auf iberischen Eigenschaften beruht, lässt sich natürlich nicht feststellen. Aber wenn wir finden, dass eine von den Alten beschriebene Kopftracht der Frauen noch heute getragen wird, so werden wir auch an der Dauer geistiger Eigenschaften keinen allzugrossen Zweifel hegen dürfen.

Aus dem allen ergibt sich also, dass wir über die Herkunft der Iberer keine sichere Auskunft gewinnen können. Immerhin weist die dunkle Hautfarbe eher nach Afrika als nach Mittel- und Nordeuropa, und da wir es mit einem verhältnismässig kleinen Menschenschlag zu tun haben, der am äussersten Ende Europas sitzt, so haben wir es aller Wahrscheinlichkeit mit einer uralten, zurückgedrängten Bevölkerung zu tun, während die Verschiedenheit der anthropologischen Typen auf mannigfache Einwanderung hindeutet.

4. Die Urbevölkerung Britanniens.

Die älteste Besiedelung Britanniens geht zweifellos in eine weit entlegene Zeit zurück, in der von Indogermanen jedenfalls noch keine Rede war. In vorhistorischer Zeit haben dann die Kelten von dieser Insel Besitz genommen, und die Urbevölkerung ist in ihrer Sprache fast ganz vernichtet worden, und nur die Körper haben sich dauerhafter erwiesen als diese. Dass aber die Kelten in Britannien eine Urbevölkerung vorgefunden haben, das geht aus den starken Veränderungen, die die keltische Sprache erfahren hat, mit Sicherheit hervor. Vielleicht gelingt es noch einmal, aus der Vergleichung der Entwicklung der keltischen mit der einer romanischen Sprache wenigstens mit Wahrscheinlichkeit das in England einheimische Volkselement nachzuweisen.

Die Nachrichten der Alten über die Urbevölkerung Britanniens sind unbedeutend und wenig ergiebig. Cäsar sagt ausdrücklich, dass es unbekannt sei, woher die Bewohner des Innern stammten, sie hielten sich für Eingeborene, während die Küstenvölker aus Belgien übergesetzt seien. Bestimmter drückt sich Tacitus aus, der in Kaledonien, also in Schottland, germanische, im Westen

iberische und in der Nachbarschaft Galliens gallische Elemente unterscheidet. Er tut dies auf Grund anthropologischer Momente, und da bei der Feststellung der Körperbeschaffenheit das Auge mehr leistet, als alle Messinstrumente, so sollte man seine Angaben nicht so leicht in Zweifel ziehen. Natürlich können wir nicht wissen, ob die Kaledonier germanisch gesprochen haben, aber dass hier schon zu Tacitus Zeiten eine blonde, hochgewachsene Rasse wohnte, die der germanischen sehr stark glich, lässt sich billigerweise nicht bezweifeln. Dieses Volkselement hat in diesen Gebieten vielleicht schon Jahrhunderte früher gewohnt. Denn die Lästrygonen, zu denen Odysseus verschlagen wird, sind von gewaltiger Körpergrösse, und ihre Wohnsitze müssen wir im hohen Norden suchen, da bei ihnen die Triften der Nacht und des Tages nicht weit von einander entfernt sind.

Noch heute sind die anthropologischen Verhältnisse wenig verändert. Im nördlichen Schottland, in Westengland, Irland (mit Ausnahme des westlichen Teiles) herrscht der nördliche, d. h. der blonde, dolichokephale, sehr hochgewachsene Typus Denikers. Daneben besteht in Wales und im westlichen Irland ein subdolichokephaler grosser Typus mit hellbraunem oder braunem Haar, der eine mittlere Stellung zwischen dem nordischen und westlichen Typus einzunehmen scheint. Dieser Typus kommt noch in Westbelgien, in der Normandie, Picardie u. s. w. vor, und es weist dies darauf hin, dass die Bevölkerung Englands mit der Frankreichs zusammenhängt.

Eine genauere graphische Darstellung der anthropologischen Verhältnisse der britischen Inseln findet man bei Schurtz Urgeschichte der Kultur S. 90. Sie zeigt uns, dass sie das dunkle Element hauptsächlich im Westen und in den Gebirgen findet, was immerhin auf ein Zurückweichen schliessen lässt.

Die Kelten haben England frühzeitig erobert, und ihre Sprache ist bis in die äussersten Winkel vorgedrungen. Heute spricht im allgemeinen nur noch die brünette Bevölkerung keltisch.

Für die Reste der einst in Britannien heimischen Sprache hat man einige Inschriften in Anspruch genommen, die den alten Pikten zugeschrieben werden. Prof. Rhys suchte nachzuweisen, dass das Piktische weder keltisch noch indogermanisch war, sondern die Sprache der Urbewohner Britanniens vor Ankunft der Kelten darstelle und mit dem Baskischen verwandt sei. Dass wir soweit nicht in unsrer Erkenntnis kommen können, ist wohl

klar, aber die Ansicht von dem nicht indogermanischen Ursprung des Piktischen steht oder fällt nicht mit der baskischen Hypothese.

Es sprechen dafür die starken Veränderungen, die die keltische Sprache in England und Irland erfahren hat, es lassen sich für ein präindogermanisches Element die mannigfach abweichenden Sitten anführen, die wir in älterer Zeit auf diesem Gebiete finden, und weiter die eigentümliche Form der Namengebung, auf die die Forscher die Aufmerksamkeit gelenkt haben.

Weitere Auskunft dürfen wir vielleicht von den geographischen Namen erwarten. Vorläufig sind sie noch nicht genügend untersucht.

Bei den Bewohnern der britischen Inseln haben sich eine Reihe sonderbarer Züge erhalten. Cäsars Nachricht von der Frauengemeinschaft innerhalb einer Familie könnte freilich auf einem Missverständnis eigentümlicher Bräuche beruhen. Doch zeigen auch spätere Nachrichten, dass sich hier zügellose Sitten entwickelt hatten. Wichtiger ist die mehrfach für England und Irland bezeugte Sitte des Menschenfressens, die zwar auch dem Kontinent nicht ganz fremd ist, die sich aber in Irland besonders lange erhalten hat. Am wichtigsten aber ist die Mutterfolge, die wir bei den Iberern angetroffen haben. Zimmer hat sie Zeitschrift für Rechtsgeschichte 15, S. 209 ff. für die Pikten nachgewiesen: »Auf einen Piktenherrscher und seine Brüder folgt nicht etwa der Sohn des ältesten, sondern der Sohn der Schwester.«

Es lassen sich ja aus der Übereinstimmung in Sitten keine ganz sichern Schlüsse ziehen, immerhin ist die Mutterfolge insofern wichtig, als wir sie bei keinem einzigen indogermanischen Volke sicher antreffen.

Spätere Forschung wird zeigen, ob wir auf Grund dieser Übereinstimmungen eine Brücke von England über Spanien nach Nordafrika schlagen können.

5. Die Ligurer.

Ein weiterer Sprachstamm, der in den vorhistorischen Zeiten jedenfalls eine grössere Rolle gespielt hat, als in den historischen, ist das Ligurische. Auch hier sind wir mangels ausreichender Quellen in einer schlechten Lage, und wir können die alten

Grenzen und die ehemalige Ausbreitung dieses Volkes nur unsicher bestimmen.

Die Ligurer treten uns in den historischen Zeiten in Norditalien und Südfrankreich entgegen, ihre hauptsächlichen Wohnsitze aber bilden die Seealpen, und infolge der Ungunst der natürlichen Lage sind sie auch in der Kultur sehr weit zurückgeblieben. Es ist eine oft wiederkehrende Erscheinung, dass wir die Reste eines einst weiter verbreiteten Stammes in den unwegsamen Gebirgsgegenden antreffen. So finden wir die Basken in Nordspanien und den Pyrenäen, die Bretonen in der Bretagne, sowie die Kelten in Irland und Wales. Auch die Albanesen haben es wohl nur ihren unwirtlichen Wohnsitzen zu verdanken, dass sie der Romanisierung wie der Slavisierung in gleicher Weise entgangen sind. Wie sich die Iberer einst in Spanien und in Frankreich niedergelassen hatten, und der letzte Rest ihrer Sprache sich in einem mittleren Gebiete erhalten hat, so können wir auch von vornherein annehmen, das die Ligurer grössere Gebiete in Frankreich wie in Italien inne gehabt haben. In Frankreich bildet in historischer Zeit die Rhone die Grenze der Ligurer*), aber nach den Untersuchungen Sieglins haben sie einst auch in Aquitanien und, wie es scheint, vor den Iberern gesessen. Ob sie auch Teile Spaniens besiedelt haben, lässt sich zur Zeit nicht ermitteln.

Schwierig ist die Frage, wie weit sie einst im mittleren und nördlichen Frankreich gewohnt haben. Dort finden wir in historischer Zeit Kelten, die aber höchst wahrscheinlich erst später erobernd vorgedrungen sind. Wir kennen kein anderes Volk als die Ligurer, das wir für die ursprünglichen Bewohner Galliens ansehen könnten. Jedenfalls tragen die Cevennen, die Rhone, Genua ligurische Namen, und es hindert nichts, lässt sich aber freilich auch nicht beweisen, sie noch weiter in den Norden zu schieben. Das Vordringen der Kelten hat hier die alten Grenzen vollständig verwischt. Selbst in das später noch ligurische Gebiet dringen sie ein, und es entstanden Mischvölker, die die Alten Keltoligyes nennen. In andern Fällen können wir auf eine Mischung schliessen, wenn die Alten nicht wissen, ob sie ein Volk den Liguren oder den Kelten zurechnen sollen.

Im Gebiet der alten Ligurer wird nun heute noch ein be-

*) Vgl. Skyl. 3., Avien. ora marit. 608, Strabo 3, 166.

sonderer romanischer Dialekt gesprochen, das Provenzalische. »Wir erhalten«, sagt Windisch Gröbers Grundriss d. rom. Phil. I² 379 »für die Herrschaft des Provenzalischen lauter Gebiet, in welchem ursprünglich nicht keltische Stämme vorherrschten oder wenigstens einen erheblichen Teil der Bevölkerung ausmachten, nämlich die Ligurer und Aquitaner.« So liegt denn die Vermutung sehr nahe, dass die Grenze des Provenzalischen ungefähr der Verbreitung des Ligurischen entspricht. Diese Grenze bildet eine Linie, die sich durch Dauphiné, Lyonnais, Limousin, Périgord und Saintonge zieht (siehe Karte I). Mit dem Provenzalischen verwandt, aber doch von ihm zu scheiden, ist das Gascognische im Westen, das mehr auf dem iberischen Substrat des alten Aquitaniens beruht. Wahrscheinlich sind die Ligurer auch noch über diese Grenzen hinausgegangen, dort aber ist die keltische Bevölkerung so stark gewesen, dass hier ein besondrer Dialekt, das eigentliche französische entstehen musste.

Auch in Italien finden wir die Ligurer auf weiten Gebieten, wie bereits W. Helbig, Die Italiker in der Poebene S. 30 dargelegt hat. »Nach Verrius Flaccus sassen dereinst Ligurer und Sikuler auf dem Boden, auf dem nachmals die Stadt Rom entstand. Niederlassungen des ersteren Volkes werden von Dionys von Halikarnass, vermutlich nach Angaben des Varro, in derselben Gegend angenommen. Zwar ist die bereits von dem Syrakusaner Philistos vertretene Ansicht, dass die Sikuler ein ligurischer Stamm gewesen seien, entschieden falsch und bleibt es zweifelhaft, ob der flimmernde Volksbegriff der Aborigines, wie von einigen römischen Gelehrten versucht wurde, mit den Ligurer in Beziehung gebracht werden darf. Immerhin aber lassen diese Auffassungen darauf schliessen, dass sich das Andenken an die dereinstige weite Verbreitung jenes Volkes bei der Nachwelt erhalten hatte. Überdies wird die Überlieferung durch sprachliche Erscheinungen bestätigt. Der Name der Insel Ilva (Elba) entspricht dem des ligurischen Gaues der Ilvates. Ligurisch scheint auch der Name des Mons Ciminus oder Ciminius in dem südlichen Etrurien, da er in auffälliger Weise an den der Ortschaft Cemenelum, jetzt Cimella oder Cimiez (bei Nizza) und an das Kemmenon oros, die Cevennen, in dem ursprünglich von Ligurern bewohnten südlichen Gallien anklingt. Eine ähnliche Erscheinung ist es, wenn eine Lagune, die sich an der ligurischen Küste unweit der südlichen Ausläufer der Seealpen hinzieht, Sabata

und ein in dem südlichen Etrurien gelegener See, der heutige Lago di Bracciano, Lacus Sabatinus hiess. Auch der Name Alba kommt häufig in ligurischer Gegend vor. Eine Ortschaft dieses Namens lag auf der Westseite des Rhodanus in dem Gebiete der Helvier. Nördlich von Massalia kennen wir das ligurische Gebirgsvolk der Albieis, Albienses oder Albici und in seinem Gebiete Alba Augusta. Hierauf folgen in östlicher Richtung an der italischen Küste Albium Intermelium, Albium Ingaunum, Alba Docilia. Unweit des nördlichen Abhanges des Appenin lag am Tanarus Alba Pompeia«. Wahrscheinlich mit Recht bringt Helbig mit diesem Alba auch den Namen Alba longa in Verbindung, und man wird weiter den Namen der Alpen und der rauhen Alb in Deutschland hinzufügen dürfen.

Weiter wohnten die Ligurer auch in Korsika. Die gleichen Namen des Flusses Rhotanus auf dieser Insel und des Rhodanus im Ligurergebiet weisen mit Notwendigkeit auf dasselbe Volkselement, genau wie Genua und Genf (alt *Genava*) zwei ligurische Ansiedelungen sind.

Der französische Forscher D'Arbois de Jubainville hat, wenn man auch seine sonstigen Ausführungen ablehnt, das grosse Verdienst, die Ausbreitung der Ligurer auf Grund gewisser Ortsnamen genauer bestimmt zu haben. Es handelt sich dabei namentlich um Orts- und Flussnamen mit den Suffixen *-asco, -osco, -usco*, von denen man wohl nicht zweifeln kann, dass sie ligurisch waren, denn in der Inschrift vom Jahre 117 v. Chr. lernen wir die ligurischen Namen *Neviasca, Tulelasca, Veraglasca, Vinelasca* kennen und aus späterer Zeit kommen noch einige andere hinzu, so dass dieses Suffix als ligurisch mit Sicherheit angesehen werden kann. Heute sind diese Namen auf *-asco, -asca* vornehmlich in dem heutigen Ligurien verbreitet. Es finden sich da 33. Dieses Suffix nebst den verwandten *-osco, -usco* treffen wir ausserdem noch in Oberitalien, der Schweiz, in Elsass-Lothringen, in Oberbayern, Tirol, Korsika und auch in Spanien, was demnach auf eine beträchtliche Ausdehnung des Sprachstammes schliessen liesse.

Wenn wir sehen, in welch grossem Umfang die Ligurer verbreitet waren, so wird die Frage nach der Herkunft dieses Volkes um so dringender. Wir werden auch für dieses Problem zunächst die Sprache heranziehen wollen. Leider fehlen uns aber die nötigen Sprachdenkmäler. Wir kennen das Ligurische

eigentlich nur aus den geographischen Namen und einigen Glossen, worauf sich ein sicheres Urteil nicht gründen lässt. Müllenhoff, der diese Reste in seiner Altertumskunde untersucht hat, stellte alles zusammen, was sich für den indogermanischen Ursprung der Ligurer anführen liess. Man darf sich aber durch diese seine Ausführungen nicht beirren lassen. Er war zu der Überzeugung gekommen, dass wir es in den Ligurern mit einem Sprachstamm zu tun hätten, der nicht zu dem indogermanischen gehörte. Dagegen verficht D'Arbois de Jubainville mit grosser Entschiedenheit den entgegengesetzten Standpunkt, und er hat verschiedene Forscher zu überzeugen gewusst. Aber das meiste, was er mit vielem Geschick für seine Hypothese zu verwerten gesucht hat, ist doch nicht beweiskräftig und gerade die Suffixe *-asco*, *-usco* sehen mir nicht indogermanisch aus.

Auf einen neuen Boden ist die Frage gestellt, seitdem, wie man glaubt, zusammenhängende ligurische Sprachdenkmäler aufgefunden sind.

In dem Gebiete von Lugano und an andern Orten*) sind Inschriften in einem besondern Alphabet gefunden, das Pauli das Alphabet von Lugano nennt, und das er ausführlich behandelt hat. Diese Funde sind durch neue Inschriften erweitert, die in der Nähe von Ornavasso, am Südende der Valle d'Ossola und westlich vom Lago Maggiore im Jahre 1890 aufgedeckt sind. Da die Inschriften nicht ganz kurz sind, so ist es natürlich von höchster Bedeutung zu untersuchen, welcher Sprache wir sie zuzuschreiben haben. Im allgemeinen liegen die Fundorte, nördlich und südlich von Lugano, südlich vom Comersee und östlich von Como, nach Kretschmer in einem Gebiete, das die Alten den Lepontiern zuweisen, und so haben denn auch Pauli und Branchetti die Inschriften den Lepontiern zugeschrieben. Leider wissen wir aber über die Nationalität dieses Volksstammes nichts sicheres. Kretschmer möchte sie zu den Ligurern rechnen. Nissen**) aber sagt: »Die *Salassi* im Tal der Dora Baltea heissen den Alten Gallier: die Angabe wird durch die Aufschrift von Goldmünzen, die an der Rhone vor deren Mündung in den Leman gefunden

*) Rondineto, Alzate, Civiglio, Cernusco, Asinario, Mailand, Novara, Todi, Verona und auf Münzen der Provence, des Wallis, des Aargaues und Graubündtens.

**) Italische Landeskunde 1, 478.

sind, bestätigt; noch jetzt herrscht hier trotz der uralten Verbindung mit Italien die französische Sprache . . . An die Salasser grenzen östlich die Lepontii ungefähr bis zum St. Gotthard, das ganze Vorland bis zum Comer-See bewohnend: die Valle Leventina, das Tal des Tessin hat ihren Namen bis auf die Gegenwart fortgepflanzt. Strabo weist sie ausdrücklich dem raetischen Stamme zu: aber seine Beschreibung der Alpen steckt voller Fehler, und ihm widerspricht Cato, der sie den Salassern gleich stellt, also für Kelten erklärt, sowie Plinius, der in dieser Gegend zu Hause war« *). So sind also die Ansichten über die Lepontier geteilt. Ausserdem ist es aber noch nicht einmal sicher, dass sie auch bei Lugano sassen. Hier sind vielmehr eigentlich Gallier zu Hause, und wir haben auch gar keinen Grund die Sprache dieser Inschriften den Galliern abzusprechen, da sie, wie in der Anmerkung gezeigt werden wird, deutlich keltisches Gepräge tragen.

Neben der Sprache können wir noch die Körperbeschaffenheit heranziehen. Aus dem Altertum haben wir freilich nicht viel Nachrichten, doch werden die Ligurer gerade den hochgewachsenen Galliern gegenüber als klein und zäh geschildert. Heute aber finden wir auf einem weiten Gebiete, das gerade das ligurische Gebiet mit umfasst, einen besondern Menschentypus, der dunkel, sehr brachykephal und klein ist. Dieser Typus, der der westliche, cevennische, keltische, keltisch-ligurische oder keltisch-slavische genannt wird, hat sich in seiner reinsten Form in den Cevennen, im französischen Hochplateau und in den Westalpen erhalten, und kommt durch Mischung modifiziert vor an vielen Stellen zwischen mittlerer Loire und Dnjeper, in Piemont, der Mittel- und Ostschweiz, Süddeutschland, Kärnthen, Mähren, Galizien und Wolhynien.

Ist diese Annahme Denikers richtig, so würden wir eine Rasse vor uns haben, die sich einst weit durch Mitteleuropa verbreitet hätte, deren älteste und Hauptsitze aber im Gebiete der Ligurer zu suchen wären. Dass dieser Typus aber nichts mit dem indogermanischen zu tun hat, kann man wohl als sicher bezeichnen, wenngleich damit eine frühzeitige Indogermanisierung dieser Stämme nicht ausgeschlossen ist.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Ligurer weit ver-

*) Strabo 4, 206, Plin. 13, 134.

breitet gewesen, und wenn dies der Fall war, so hätten wir in der Körperbeschaffenheit einen Hinweis darauf. Nach den Angaben der Alten waren die keltischen Gallier hochgewachsen, blond und blauäugig, von den Germanen wenig verschieden. Wenn wir diesen Typus heute in Frankreich nicht mehr treffen, so darf man schwerlich, wie wir oben gezeigt haben, mit einer Umwandlung der Rasse rechnen, man wird die Tatsachen viel leichter erklären, wenn man annimmt, dass die heutigen Franzosen die Nachkommen jenes Volkstypus sind, den uns die Alten in den Ligurern schildern. Die Kelten sind als Eroberer die herrschende Klasse gewesen, und es ist nicht wunderbar, wenn uns die Römer die Eigentümlichkeiten der Herrscher geben, mit denen sie in der Hauptsache zu tun hatten.

Auf ein ganz anderes Gebiet, um die Herkunft der Ligurer zu erforschen, hat uns Mehlis geführt. Zwischen Rhone- und Rheingebiet scheinen die archäologischen Funde eine frühzeitige Verbindung zu erweisen, und darauf, sowie auf andere bereits gewürdigte Punkte gründet der Verfasser die Annahme von der Ausbreitung der Ligurer bis an den Mittelrhein. Ich kann diese Ausführungen nicht nachprüfen, halte sie aber nach dem angeführten nicht für unmöglich. Es kann sich sehr wohl ein anthropologisch verhältnismässig gleiches Volkselement weit über Westeuropa ausgedehnt haben, wenn wir auch natürlich nicht nachweisen können, dass sie ligurisch gesprochen haben.

Das Ligurerproblem kann also in gewissem Grade als gelöst betrachtet werden, während es in andrer Hinsicht vorläufig unlösbar ist. Gelöst ist es insofern, als im Süden Europas ein Menschenschlag vorhanden gewesen sein dürfte, in dem wir einen alten Volkstypus Europas zu sehen haben; ungelöst aber bleibt es nach der Richtung, dass wir die Herkunft und genaue Verbreitung dieses Elementes nicht feststellen können. Als die Kelten sie nachhaltig bedrängten, trafen sie mit Indogermanen zusammen, aber es können auch schon vorkeltische Indogermanen die Ligurer beeinflusst haben. Darüber fehlt uns vorläufig jegliche Kunde.

6. Die Etrusker.

Schreiten wir auf dem Boden des völkerreichen Italiens, auf dem wir soeben die Ligurer verlassen haben, weiter, so stossen wir auf die Etrusker, nach denen die Landschaft Toskana noch heute ihren Namen trägt. Die Frage nach der Herkunft der Etrusker hat schon das Altertum viel beschäftigt, und auch heute ist das Rätsel, das sich an dieses Volk knüpft, nicht gelöst, wenn auch die neuere Zeit einige glückliche Funde zu verzeichnen hat und eine eindringende Forschung mit der Zeit manches klarer stellen wird.

Die Etrusker erschienen den Römern ganz fremdartig, und Dionys von Halikarnass (I, 30) sagt, sie seien ein sehr alter Stamm und keinem andern weder in Sprache noch in Sitte gleich. Im grossen und ganzen stimmen die antiken Nachrichten darin überein, dass wir es mit einem Volk zu tun haben, das in Italien eingewandert ist. Nach Hellanikos (Dion. Hal. 1, 28, Diodor XIV 1, 13) landen sie am Po bei Spina und gründen von hier aus ihr Reich, und Herodot erzählt (1, 94), dass das halbe lydische Volk unter dem Königssohn Tyrsenos aus Mangel an Unterhalt im Westen eine neue Heimat suchen musste.

Es hat in der Geschichtsforschung eine Zeit gegeben und gibt sie auch wohl noch, in der man die antiken Traditionen ohne grosses Federlesen verwarf. Mit der Zeit hat sich aber die Richtigkeit vieler Nachrichten der Alten bestätigt, und wir haben auch hier keinen Grund, die bestimmte Kunde von einer Einwanderung der Etrusker abzulehnen. Immerhin war es wohl angebracht, sich nach einer anderen, lautrern Quelle umzusehen, aus der man bessere Wahrheit zu schöpfen hoffen konnte, und die musste natürlich die Sprache sein. Aber es scheint, dass wir hier vom Regen in die Traufe gekommen sind.

Die etruskischen Sprachreste bestehen aus einigen Glossen und mehreren tausend Inschriften, von denen die meisten allerdings nur Namen und wenige Worte enthalten, während in der Agramer Mumienbinde ein umfangreiches Denkmal vorliegt. In der Hauptsache haben wir es mit Grabinschriften zu tun, was deshalb nicht ganz unvorteilhaft ist, weil der gleichartige Bau derartiger Funde die Deutung etwas erleichtert. Denn wir müssen die Inschriften ganz aus sich selbst erklären, da bis jetzt eine umfangreichere Bilingue fehlt. Leichter

als auf dem äusserst mühsamen Weg der philologischen Kombination würde man zum Ziele kommen, wenn wir eine dem Etruskischen verwandte Sprache ausfindig machen und vergleichen könnten. Da hat man denn sehr bald an indogermanische Herkunft gedacht. Die Etrusker sitzen doch inmitten indogermanischer Stämme und haben wohl auch manche Einflüsse von ihnen erfahren. Im Jahre 1874 veröffentlichte W. Corssen sein grosses Werk über die Sprache der Etrusker, in dem er mit Feuereifer die Verwandtschaft des Etruskischen mit dem Lateinischen nachzuweisen suchte. Aber er fand gar bald an Deecke und Pauli energische Widersacher. Als aber später Deecke auf den ursprünglich so scharf bekämpften Standpunkt Corssens übertrat, da schien sich die allgemeine Lage sehr zu seinen Gunsten verschoben zu haben und Pauli musste nunmehr allein weiter kämpfen.

Nur im Scherz stimmte er seinen Gegnern zu, indem er, um sie ad absurdum zu führen, das Litauische als die nächste Verwandte des Etruskischen erklärte. Ohne weitere einschneidende Untersuchungen hat sich allmählich wieder das Blatt gewendet, und heute verficht kaum noch ein Forscher den indogermanischen Ursprung dieser Sprache. Aber eine andere Verwandte hat sich auch nicht entdecken lassen. V. Thomsen hat in äusserst vorsichtiger Form Anklänge an kaukasische Sprachen hervorgehoben, aber es scheint, als ob auch diese trügerisch sind, und als ob der alte Dionys recht behalten sollte.

Auch wer den etruskischen Forschungen ferner steht, wird den Wunsch haben, sich ein Urteil über die Frage zu bilden. Nun besitzen wir etwas, was einer Bilingue annähernd gleichkommt, wir kennen die etruskischen Zahlwörter von 1—6. Im Jahre 1848 entdeckten die Brüder Campanari ein Paar etruskische Würfel, die an Stelle der gewöhnlichen Punkte auf jeder Seite ein unbekanntes Wort aufwiesen. Diese Worte sind: *maχ, ϑu, zal, huϑ, ci, śa*. So ordnete Campanari die Zahlen an, offenbar der Etymologie zu Liebe, indem er so Anklänge an gr. *μία*, lat. *duo, quattuor, quinque, sex* herstellen zu können glaubte. Doch ist diese Anordnung keineswegs sicher, und andere Forscher sind zu einer ganz andern Folge gekommen. Mit ziemlicher Sicherheit glaubte Skutsch die Reihenfolge *maχ, ci, ϑu, huϑ, śa, zal* annehmen zu dürfen, musste sie aber sehr bald selbst wieder verwerfen. Mag man die Zahlen aber ordnen, wie man will, mag man Campanaris Vorschlag oder den eines andern

Forschers für richtig halten, so wird man doch erkennen, dass von Verwandtschaft mit dem Indogermanischen keine Rede sein kann, und ebensowenig hat eine Vergleichung mit andern Sprachen nennenswerte Anklänge ergeben. Zahlwerte sind aber eines der besten Mittel, um Sprachverwandtschaft zu erweisen. Vergleicht man die französischen *un, deux, trois, quatre, cinq, six, sept, huit, neuf, dix* mit den deutschen, so wird die Ähnlichkeit trotz mannigfacher Veränderung im Laufe von 4000 Jahren nicht verborgen bleiben.

Dasselbe ergibt sich, wenn wir eine deutbare Inschrift heranziehen. Während bei indogermanischen Sprachen wie dem Phrygischen oder Venetischen das Verständnis durch die Sprachvergleichung sehr bald erschlossen wurde, versagt diese hier völlig.

Auch die etruskische Namengebung weicht deutlich von der indogermanischen ab, wie ein Blick in jede Sammlung belehrt.

So sind wir also auf diesem Wege nicht weiter gekommen, und wir müssen unsere Zuflucht wieder zu den Nachrichten der Alten nehmen. Wir haben jetzt schon des öftern erlebt, dass sich diese, obgleich sie ursprünglich verworfen wurden, bewahrheitet haben. Auch in diesem Fall haben sie eine überraschende Bestätigung erfahren durch zwei Inschriften, die im Jahre 1886 auf der Insel Lemnos gefunden sind. Obgleich wir auch die Sprache dieser Monumente nicht verstehen, so sind doch alle Forscher darin einig, dass sie bemerkenswerte Anklänge an das Etruskische zeigt. Und da nun die antiken Schriftsteller übereinstimmend berichten, dass auf Lemnos bis zur Eroberung durch die Athener im Jahre 510 v. Chr. Tyrrhener gelebt hätten, und Strabo hinzufügt, dass diese unter Führung des Tyrrhenos nach Italien gekommen seien, so stimmen die geschichtlichen Nachrichten sehr wohl zu dem, was wir sonst zu erkennen vermögen.

Zur geschichtlichen Erklärung dieser Tatsachen liegen mehrere Möglichkeiten vor. Es könnten die Tyrrhener entweder von einem nördlich gelegenen Zentrum nach Etrurien und nach der thrakischen Küste gelangt und von dort nach Lemnos übergesetzt sein, oder wir können es mit einem Volke zu tun haben, das sich zur See im Mittelmeerbecken verbreitet und in Lemnos wie in Italien Kolonien gegründet hat. Es bietet das ebensowenig auffallendes wie die Ausbreitung der Griechen. Und

schliesslich könnten wir es mit einer von Etrurien ausgesandten Kolonie zu tun haben. Eine sichere Entscheidung zwischen diesen Möglichkeiten ist nicht zu treffen. Doch ist die letzte Annahme am unwahrscheinlichsten. Sie kann durch die Untersuchung entschieden werden, ob das Lemnische dieselbe Sprache ist, wie das Etruskische oder nur ein verwandter Dialekt. Der neueste Bearbeiter der lemnischen Inschrift A. Torp betont wohl mit Recht die Verschiedenheiten, die zwischen Lemnisch und Etruskisch bestehen, und meint, dass aus diesen Gründen nur die zweite Alternative in betracht kommen könne. Lemnisch und Etruskisch sind verwandte Dialekte einer Grundsprache, das Lemnische ist aber keine Mundart des Etruskischen. Auch die erste oben angeführte Möglichkeit einer von Norden kommenden Einwanderung ist nicht gerade verlockend, und man wird jedenfalls die zweite für die wahrscheinlichste erklären müssen. Dann aber gewinnen die Nachrichten der Alten an Glaubwürdigkeit, dass wir es in den Etruskern mit Seefahrern zu tun haben, die im Mittelmeer weit verbreitet waren und auch an Italiens Küste ein Reich gegründet haben. Dieser Vorgang wäre nicht auffallender als so viele andere Staatengründungen, die zur See erfolgt sind. Dann ist freilich das Rätsel der ertruskischen Sprache unlösbar, da wir von den kleinasiatischen Sprachen nur das Lykische einigermassen kennen. Soviel ich sehe, zeigt es keine bemerkenswerte Verwandtschaft mit dem Etruskischen. Denkbar ist es auch, dass wir einen unserm Sprachstamm verwandten Dialekt einmal im Innern Kleinasiens entdecken. Vor einer Reihe von Jahren hat Bugge die Verwandtschaft des Etruskischen mit dem Armenischen behauptet, freilich, ohne dass seine Ansicht sonderlichen Beifall gefunden hätte. Aber vielleicht könnte seine Annahme doch ein Körnchen Wahrheit enthalten. Denn im Armenischen scheinen eine Reihe nicht indogermanischer Elemente vorhanden zu sein, die natürlich auf die ursprüngliche kleinasiatische Sprache zurückzuführen sein dürften.

Man kann ferner, wie wir dies noch öfter tun werden, die Sitten und Gebräuche untersuchen, um die Herkunft der Etrusker zu enthüllen.

Würden wir bei den Etruskern dieselbe Lebensweise wie bei den Indogermanen finden, so würde das zwar keine Verwandtschaft erweisen, aber es würde doch darauf hindeuten, dass die beiden Stämme auf benachbartem Boden erwachsen wären, wie

z. B. nach den Nachrichten der Alten die Sitten der Ligurer und der Kelten sehr übereinstimmten. Nun sind aber die Einrichtungen und Zustände bei den beiden Sprachgemeinschaften so verschieden wie möglich.

Zunächst tritt uns bei den Etruskern die grosse Bedeutung der Zwölfzahl entgegen in den 12 Städten, den 12 Liktoren, während bei den Indogermanen die 9 herrscht. Der Anfang des Tages wurde bei den Etruskern durch den höchsten Stand der Sonne bedingt. Bei den Indogermanen beginnt er mit ihrem Untergang. Den Römern fiel es auf, dass die etruskischen Frauen am Mahle der Männer teilnahmen, eine Sitte, die wir sonst in unserm Kulturkreis nicht kennen, und auf den Grabinschriften wird neben dem Namen des Vaters auch sehr häufig der der Mutter genannt, was man längst als einen Rest der Mutterfolge gedeutet hat, wie sie uns besonders deutlich in Lykien, Spanien und Britannien entgegentritt. Auch für die Toten sorgte man in ganz andrer Weise als die Römer taten, man erbaute ihnen prächtige Grabkammern.

Das Auguren- und Vorzeichenwesen war bei den Etruskern besonders ausgebildet, und wenn man die Darstellung dieser Dinge bei O. Müller liest, so wird man ausserordentlich stark an babylonische Vorstellungen erinnert, die man jetzt bequem in Jastrows Religion Babyloniens und Assyriens übersehen kann. Zimmern macht mich darauf aufmerksam, dass in Etrurien bronzene Lebern gefunden sind, die auch in Babylon ihre Rolle spielen. Ebenso auffällig aber, ein Hinweis auf Sternbeobachtung, ist die Orientierung des Templum und der Gräber nach Norden (Müller-Deecke II S. 131, 183). So könnte man noch mancherlei anführen, was alles so weit als möglich von dem entfernt ist, was wir bei indogermanischen Stämmen antreffen, wohl aber Analogien im Orient haben dürfte.

Auch die körperliche Beschaffenheit der Etrusker weicht von dem europäischen Typus ab. Die Figuren auf den Deckeln der Aschenkisten zeigen Menschen von kleiner Statur mit grossen Köpfen, kurzen, dicken Armen und von ungeschickter unbehülflicher Leibesgestalt. Wir wissen freilich nicht, wie viel davon einer mangelhaften Technik zuzuschreiben ist, aber auch die Römer nannten die Etrusker pingues et obesos. Heute freilich ist von einer besondern Rasse in Etrurien nichts zu spüren, was man aber kaum gegen die Einwanderungstheorie wird verwenden können.

Demgegenüber betont allerdings Wilser, Die Germanen 136, dass das Volk zu einer langköpfigen Rasse (durchschnittlicher Schädelindex 76) mit nur geringer (kaum ein Drittel betragender) Beimengung von Rundköpfen gehört hat, und die bemalten Bildnisse Verstorbener auf zahlreichen Aschenkisten, die oft deutlich helles Haar, blaue Augen und rosige Hautfarbe erkennen liessen, zeigten, dass diese Rasse die nordeuropäische sei. Sollten diese Angaben richtig sein, so wurde damit doch nichts über die Herkunft und den Ursprung der etruskischen Sprache entschieden, da zweifellos in den gesegneten Fluren Etruriens starke Völkermischungen stattgefunden, und wir auch wissen, dass Umbrer in grossen Teilen Etruriens gewohnt haben.

Auf noch einen Punkt mag in diesem Zusammenhang hingewiesen werden. Wir finden bei den Römern eine Reihe von Entlehnungen aus semitischen oder kleinasiatischen Sprachen, Entlehnungen, die wir auch bei den Griechen antreffen, die aber nicht von den Hellenen zu den Römern gekommen sein können, da ihre Form den Lautgesetzen widerstreitet. Man hat, um dies doch annehmen zu dürfen, von einer thrako-illyrischen Vermittlung über den Norden der Balkanhalbinsel hin gesprochen, aber hier ist kaum ein Kulturweg vorhanden, der von Osten nach Westen geführt hätte. Sollten die Etrusker wirklich aus Kleinasien eingewandert sein, so würde sich diese Erscheinung der Lehnwörter auf das beste bei der Annahme erklären, dass die Einwanderer diese Worte aus ihrer Heimat mitgebracht und den Römern überliefert hätten.

Wir können ferner mit völliger Sicherheit annehmen, dass in Etrurien einmal eine Eroberung stattgefunden hat. Darauf weist der starke Unterschied zwischen Herrschern und Beherrschten, den wir in Etrurien antreffen. Darauf weist die gewaltige Ausdehnung, die das Reich in kurzer Zeit gewonnen hat, die aber bald wieder verloren ging. »In den Bundesversammlungen«, heisst es bei Müller-Deecke 1, 337, »berieten und beschlossen bloss die Principes, dieselben herrschten in den Gemeindeversammlungen der einzelnen Staaten ... Den Geist etruskischer Adelsherrschaft bezeichnet am besten der äussere Pomp der Erscheinung in Kleidung und Insignien, besonders wenn man damit das einfache und schlichte Äussere griechischer Obrigkeiten, auch spartanischer Könige, vergleicht.«

So spricht denn sehr viel dafür, dass die antike Über-

lieferung, die von einer Einwanderung der Etrusker zur See weiss, durchaus richtig ist. Woher sie gekommen, lässt sich bei dem Schwanken und der Unklarheit der Überlieferung nicht sagen. Jedenfalls kann sie sehr wohl von Kleinasien ausgegangen sein, da sich hier die Seeschiffahrt frühzeitig entwickelt hatte. Und in der Tat finden wir einige sprachliche Anklänge, die diese Vermutung bestätigen. Man weiss, welche Rolle der Name *Tarku* (lat. *Tarquinius*) im Etruskischen spielte. Der gleiche Name kehrt als *Torkun*, *Trokun* häufig im Lykischen und in ganz Vorderasien wieder, und man wird diesen Anklang nunmehr nicht so leicht bei Seite schieben können. Der Heroenname *Nanos* findet seine beste Vergleichung in kleinasiatischen Sprachen.

Diese Anklänge können die Frage natürlich noch nicht entscheiden; weiteres hat Pauli (Altitalische Forschungen II, 2, S. 126 ff.) beizubringen versucht, ohne den hypothetischen Charakter seiner Aufstellungen zu verkennen und es lässt sich wohl aus dem lateinischen Namenmaterial, das, wie W. Schulze Zur Geschichte lat. Eigennamen 1904 gezeigt hat, viel Etruskisches enthält, noch manches anführen, doch ist auch das unsicher und so müssen wir gestehen, beweisen lässt sich der kleinasiatische Charakter des Etruskischen nicht. Das kann und darf uns nicht wundernehmen, denn tatsächlich ist unsere Kenntnis der kleinasiatischen Sprachen noch sehr gering. Und wenn wir auch vom Lykischen etwas mehr wissen, so sind doch die Lykier aller Wahrscheinlichkeit nach von der See eingewandert, also vielleicht nicht in Kleinasien einheimisch. Auch das, was Torp als Ähnlichkeiten zwischen Karisch und Etruskisch anführt, ist zu vag, als dass es zum Beweise dienen könnte.

An geschichtlichen Parallelen zu der vermuteten Wanderung der Etrusker fehlt es nicht. Wir können mit grosser Sicherheit annehmen, dass im Mittelmeerbecken sehr frühzeitig eine ausgedehnte Seeschiffahrt bestanden hat. Die Natur musste hier von selbst auf das Meer hinauslocken. Und namentlich die kleinasiatische Küste war ja vor allem begünstigt. Wie die nordischen Wikinger auf ihren kleinen Schiffen überall hingekommen sind, so werden auch von Kleinasien aus Unternehmungen zur See stattgefunden haben, die nach Lemnos und nach Italien gelangt sein können. Man darf nur nicht an einfache Verhältnisse denken, es war hochentwickelte Kultur.

Wenn die Etrusker nach Italien gelangt sind und in schritt-

weisem Vorgehen Norditalien erobert haben, so haben sie dort natürlich auch eine einheimische Bevölkerung angetroffen und unterworfen, und es ist für die Sprachenfrage zu erwägen, ob wir nicht gerade den Dialekt dieser Unterworfenen in den etruskischen Inschriften zu suchen haben. Man kann dafür einen wichtigen Punkt anführen. Aus der Behandlung der griechischen Lehnwörter im Etruskischen müssen wir schliessen, dass die Etrusker die erste Silbe der Wörter betonten, und aus dem häufigen Ausfall von Vokalen in unbetonten Silben müssen wir folgern, dass die Sprache einen stark exspiratorischen Akzent hatte. Ausserdem fehlen dem Etruskischen die Medien, während zweifellos stark gehauchte Tenues vorhanden waren. Alle diese Eigentümlichkeiten kehren in dem, dem Etruskischen benachbarten Süddeutschen wieder, so dass man wohl annehmen darf, dass die Eigentümlichkeiten der Sprache durch das gleiche zu Grunde liegende Volkselement bedingt sind.

Nach den Nachrichten der Alten sind die Etrusker bei dem Einbruche der Kelten unter ihrem Anführer Rätus in die Alpen geflüchtet, wo sie als Rätier fortlebten, und wo noch heute das räto-romanische insofern Kunde von ihnen gibt, als man die eigentümliche Gestaltung dieser romanischen Sprache auf das zu Grunde liegende Volkselement zurückführen darf. Diese Nachricht hat zwar, wie Ratzel Ber. d. k. sächs. Ges. d. Wiss. 1898, 31 ausführt, manche Analogien für sich, aber sie unterliegt doch schweren Bedenken. Man ersieht die Verteilung des Rätoromanischen aus der Nebenkarte von Karte 1, und man erkennt, wie das Rätoromanische im Herz der Ostalpen gesprochen wird. Das deutet nicht auf ein versprengtes Volkselement hin, sondern auf ein uraltes auf weiteren Gebieten sesshaftes, das hierher zurückgedrängt ist, und es spricht für die Vermutung, dass wir im Rätischen ein vom Etruskischen verschiedenes alteinheimisches Element vor uns haben.

Die Etruskerfrage bildet zweifellos noch heute das schwierigste Rätsel der antiken Ethnographie. Aber wir brauchen nicht daran zu zweifeln, dass es eines Tages gelöst werden wird. Nur darf man bei den Erklärungsversuchen nicht vergessen, dass die Wanderungen der Völker mannigfaltiger sind, als man gewöhnlich annimmt.

7. Die Urbevölkerung Griechenlands und Kleinasiens.

Wir verlassen nunmehr vorläufig den Boden Italiens, da man für die übrigen Teile der Bevölkerung dieses Landes mit grösster Sicherheit indogermanische Herkunft annehmen darf. Diese werden uns daher erst später beschäftigen. Wir werden sehen, dass wir auch unter den Indogermanen Italiens mindestens zwei besondere Sprachstämme vor uns haben, die zu verschiedenen Zeiten eingewandert sind. Wir finden demnach eine Mannigfaltigkeit der Völkerschichtung, die uns daran erinnert, auch auf anderen Gebieten nicht mit ganz einfachen Annahmen vorzugehen. Was für Italien gilt, dürfte auch für die Balkanhalbinsel zutreffen, wenngleich hier die Tatsachen bei weitem nicht so klar liegen.

A. Der vorhellenische Sprachstamm.

Sobald man die indogermanische Herkunft der griechischen Sprache erkannt hatte, zweifelte man nicht daran, dass die Hellenen die ersten Besiedler Griechenlands gewesen seien, oder dass eine Urbevölkerung, wenn sie vorhanden war, vollständig vernichtet wurde. Das widerspricht aber allen geschichtlichen Analogien. Auch im Mittelmeerbecken haben unendliche Zeiten vor dem Eindringen der Indogermanen Völker gelebt, die sich sicher unter diesen günstigen geographischen Verhältnissen eine bedeutende Kultur erworben haben. Wie schon die Ausgrabungen in Troja, Mykene und Tiryns unsere historische Erkenntnis auf das glänzendste erweitert haben, so zeigen nun auch die neuen kretischen Funde, dass die Nachrichten der Alten von einem alten, mächtigen Reich auf Kreta eine wirkliche Grundlage haben. Inschriften in einer besonderen Schrift (Fig. 1), die mit den antiken Alphabeten nicht zusammenhängt, sondern ganz selbständig dasteht, zeigen, welchen Grad der Kultur man hier schon erreicht hatte. Sind auch die Inschriften bisher nicht lesbar, so beseitigen sie doch jetzt schon eine Anzahl älterer Annahmen und geben Raum für neue Forschung. Sie lehren, dass die vordringenden Indogermanen wohl kaum als Kulturträger, sondern zunächst als Zerstörer gekommen sind, bis die angeborene Anlage der Einwanderer in Verbindung mit den Fähigkeiten der eingesessenen Bevölkerung

Fig. 1. Siegelstein mit Bilderschrift, Kreta. A. J. Evans, Pictographs $^1/_1$

zu jenen weltgeschichtlichen Taten und zu jener Höhe der geistigen Entwicklung führte, die noch heute unsere Bewunderung erregen.

Vergleicht man die geistigen Anlagen und die geistige Regsamkeit der Athener mit dem Charakter der Römer, so muss man auf den Gedanken kommen, dass uns hier grundverschiedene Völker entgegentreten, während doch die Sprachwissenschaft lehrt, dass Griechisch und Lateinisch eng verwandte Sprachen sind. Das lässt sich kaum anders erklären als dadurch, dass an der Bildung des attischen Volkes neben dem indogermanischen auch andere, d. h. einheimische Elemente beteiligt sind. Dagegen zeigen die Dorer in Sparta, die sich zweifellos stets abgesondert erhalten haben, in ihrer Nüchternheit und Konsequenz entschiedene Verwandtschaft mit dem Volkscharakter der Römer.

Alles dies weist darauf hin, dass wir in Griechenland neben den eingewanderten Indogermanen auch eine einheimische Bevölkerung anzuerkennen haben, die ja ihrerseits schon wieder mannigfach gemischt gewesen sein kann.

Das einzige Mittel, von der Herkunft dieses Volkes etwas zu erfahren, muss doch wieder die Sprache bilden. Die in einer Art Bilderschrift geschriebenen kretischen Inschriften, die jetzt auch im eigentlichen Griechenland ans Tageslicht getreten sind, haben bis jetzt noch dem Versuch der Lesung getrotzt. Aber schon vor einer Reihe von Jahren ist in Praisos auf Kreta im Gebiet der Eteokreter eine nicht griechische Inschrift in griechischen Buchstaben entdeckt, zu der 1901 eine zweite umfangreichere gekommen ist. Mit grossem Scharfsinn und genügender Vorsicht hat R. S. Conway diese Inschriften untersucht und sich für indogermanischen Ursprung ausgesprochen. Mir scheint dies Ergebnis freilich keineswegs sicher zu sein, vor allem da wir den Inschriften noch keinen Sinn abgewinnen können. Aber das eine lehren uns die Inschriften, dass auf Kreta einst eine Bevölkerung gesessen, die eine nicht griechische Sprache gesprochen hat. Jeder Tag kann uns neue Funde bringen, und diese werden hoffentlich über den Charakter der Sprache Auskunft geben.

Vorläufig müssen wir uns aber ohne dieses Hilfsmittel behelfen.

Wenn auch ein eroberndes Volk nicht allzuviel Fremdwörter aus der Sprache der Unterworfenen aufnimmt, so wird es doch nicht ganz ohne diese bleiben, und so hat man die Aufmerksamkeit auf eine Reihe griechischer Wörter mit dem Suffix *-nthos*

gelenkt, mit einem Suffix, das wir nur schwer aus dem Indogermanischen erklären können. Ausserdem sind es, wie Conway hervorgehoben hat, meist Ausdrücke, die aus der Sprache der Bauern stammen dürften, da sie Gegenstände des Landlebens bezeichnen, und bei ihnen liegt allerdings der Verdacht der Entlehnung nahe.

Aber auch dieser Punkt kann uns wenig nutzen. Wohl aber bieten die Orts-, Fluss- und Bergnamen Griechenlands ein wichtiges Hilfsmittel, die Verbreitung der alteinheimischen Sprache festzustellen. Während auf keltischem, germanischem und slavischem Gebiet die Deutung der topographischen Namen aus dem Indogermanischen in vielen Fällen gar keine Schwierigkeiten bereitet, ist ein grosser Teil des griechischen Namenmaterials so gut wie undeutbar. Gewiss sind auch hier Versuche gemacht, alles aus dem Hellenischen oder Indogermanischen selbst herzuleiten, aber überzeugend sind diese Ausführungen nicht gewesen, und auch spätere Arbeiten dürften wenig besseren Erfolg haben. Gerade gegenüber den bedeutendsten Namen, wie Athen, Sparta, Theben versagt jeder Deutungsversuch.

Sehen wir von den einzelnen Namen ab, so treten uns in Griechenland und in Kleinasien eine Reihe eigentümlicher Ortsnamen entgegen, die teils mit dem Suffix *-ss-, -s (-tt-),* teils mit *-nd-* in Kleinasien, mit *-nth-* in Griechenland gebildet sind. So finden wir in Attika die Flüsse *Ilissos* und *Kephis(s)os,* das Gebirge *Brilettos*, *Hymettos*, *Lykabettos, Sphettos* sowie die Stadt *Probalinthos,* in Böotien die Flüsse *Kephis(s)os* und *Permessos*, die Städte *Teumessos* und *Mykalessos,* in Thessalien den Fluss *Pamisos* und die Städte *Argissa*, *Larisa*, *Pyrasos*, *Pagasai* u. a. Dieselben Bildungen kehren in Kleinasien wieder. Man braucht nur zu erinnern an karisch *Halikarnassos, Prinassos*, *Mykalessos* u. v. a., die man bei Pauli, Altitalische Forschungen II, 1, S. 44 zusammengestellt findet.

Für das Suffix *-nth-, -nd-* vergleiche man *Korinthos*, *Erymanthos, Zakynthos*, *Olynthos* in Griechenland und *Larandos, Tilandos, Karyanda, Oianda* in Kleinasien u. v. a.

Zum Teil kehren auch die gleichen Ortsnamen in Europa und Kleinasien wieder, so z. B. *Larisa* in Thessalien, in Lydien, und Mysien; einen *Parnassos* gibt es in Phokis, zwei andere in Kappadokien und Karien; *Mykalessos* erscheint in Böotien und Karien, *Kephisos* in Attika und Böotien, *Kabessos* in Lykien

Kabassos in Kappodokien. Neben dem *Erymanthos* in Elis steht ein *Oromandos* in Kappadokien.

Anderseits finden wir auch dieselben Stämme, und nur die Suffixe wechseln. Neben *Larisa* steht *Laranda* in Kappadokien und Lykaonien, neben *Pyrasos* in Thessalien *Pyrindos* in Karien, neben *Karissa* in Galatien *Korinthos* und *Kerinthos* in Griechenland.

Man kann nicht daran zweifeln, dass wir es in allen diesen Fällen mit Namen zu tun haben, die ein und derselbe Sprachstamm geprägt hat. Da nun diese Namen in Griechenland und Kleinasien vorkommen, so zog ihr erster Bearbeiter, Georg Meyer, den Schluss, wir hätten es, da ja die Griechen sicher Indogermanen waren, auch in Kleinasien mit indogermanischen Sprachen zu tun. Aber es sind weder die Wortstämme noch die Endungen mit einiger Wahrscheinlichkeit aus dem Indogermanischen herzuleiten, und da wir weiter gelernt haben, wie oft ein Volk die Spuren seiner Anwesenheit in Ortsnamen hinterlässt, so schliessen wir jetzt gerade umgekehrt: weil diese namentlich in Karien und dem übrigen Kleinasien verbreiteten Namen sicher nicht indogermanisch sind, so hat auch in Griechenland einmal eine nicht indogermanische Bevölkerung gesessen. Diese Folgerung haben schon Pauli und nach ihm Kretschmer gezogen, und nur einige skandinavische Gelehrte haben den indogermanischen Charakter jener Worte und Bildungen verteidigt. Meines Erachtens kann man an dem nicht indogermanischen Charakter dieser Sprache nicht zweifeln, und so hätten wir hier also eine neue Sprachgruppe nicht indogermanischer Herkunft vor uns, die in Griechenland und Kleinasien einst weit verbreitet war.

Wenn nun auch die topographischen Namen genügen, um dieses Ergebnis festzustellen, so wissen wir doch über diese Sprache zunächst nichts, und wir können also ihre weitern Wege und ihre Herkunft nicht ermitteln. Wir wissen auch nicht einmal sicher, ob die Namen auf *-σσ-* und auf *-νθ-* (*-νδ-*) derselben Sprachgruppe angehören, wenngleich dies, da dieselben Stämme mit beiden Suffixen versehen werden, einigermassen wahrscheinlich ist. Nun sind aber allmählich auf kleinasiatischem Boden in Inschriften Reste verschiedener Sprachen ans Tageslicht gekommen, die möglicherweise eine Förderung unserer Frage bieten können. Natürlich ist es von vornherein durchaus nicht sicher, dass diese Sprachreste demselben Volk angehören, von dem die

Ortsnamen stammen. Es können auch hier Indogermanisierungen stattgefunden haben, oder es können andere Sprachstämme eingewandert sein. Immerhin sind aber diese Sprachen auch an sich wertvoll genug, um mancherlei geschichtliche Aufklärung zu bieten. Weiterhin ist es ja auch nicht sicher, dass die Menschen, die diese Ortsnamen geprägt haben, die ersten Besiedler dieser Gegenden waren. Zeigt doch das Land zwischen Elbe und Weichsel fast durchgehend eine slavische Namengebung, obgleich hier sicher vor ihnen Germanen gewohnt haben. Wenn sich Städtenamen erhalten sollen, so müssen erst einmal Städte vorhanden sein. Wohnte die älteste Bevölkerung Griechenlands in Dörfern, so können die Namen dieser Ansiedelungen völlig verloren gegangen sein, sobald eine neue Art der Siedelung aufkam.

Über die Verbreitung der auf diese Weise gebildeten Ortsnamen würde am besten eine Karte Auskunft geben, doch würde eine in dem kleinen Massstab, wie sie diesem Buche hätte beigegeben werden können, keine genügende Übersicht gewährt haben. Ich führe daher nur Paulis Ergebnis an (Altitalische Forschungen 2, 1, S. 46): »Die Namen auf *-d-* sind im ganzen seltener als die auf *-s-*, sie verhalten sich zu einander wie 64 zu 120, innerhalb der einzelnen Provinzen aber ist das Verhältnis beider so, dass im Süden die Formen mit *-d-* verhältnismässig stärker vertreten sind, als die mit *-s-*, so in Karien, Lykien, Pisidien, Pamphylien, Kilikien und Lykaonien, während sie nach Norden stark zurücktreten, so in Pontus, Galatien, Kappadokien, Phrygien und Mysien. Als den Hauptsitz dieser beiden Formationen überhaupt ergeben sich Kappadokien, Karien, Lykien und Pisidien, in zweiter Reihe Lykaonien, Phrygien, Lydien und Mysien, nur dünn gesät sind sie im Norden.« Wir finden sie ferner jenseits der Propontis in Thrakien, in Makedonien, Thessalien, Böotien, Attika und vereinzelt in Mittelgriechenland und dem Peloponnes.

Nach der Verbreitung zu schliessen, war der Ursitz dieser Sprache Südkleinasien, namentlich Karien, von wo sie sich in den Küstenländern des ägäischen Meeres ausgedehnt hat.

Wir wenden uns nunmehr zu den Sprachen Kleinasiens. Freilich die Hoffnung, hier jene Sprache, die auch in Griechenland geherrscht hat, noch in Inschriften anzutreffen, müssen wir aufgeben. Wir finden auch hier Rätsel über Rätsel und nur selten sichere Lösungen.

Es ist das Verdienst von Kretschmer, uns ein weiteres

Hilfsmittel, den kleinasiatischen Sprachstamm zu bestimmen, erschlossen zu haben. In Kleinasien ist das Prinzip sehr verbreitet, die Personennamen aus den Bestandteilen der Sprache zu bilden, die besonders als Lallwörter verwendet werden.

Wir finden da beinahe alle Möglichkeiten erschöpft, nämlich *Ba, Baba, Aba, Da, Dada, Duda, Ada, Ma, Mama, Ama, Na, Nana, Nonnos, Ninnis, Nenis, Anna, Papa, Appa, Ta, Tata, Tatta, Ata, Atta, Kaka, Akka, La, Lala, Sa, Sassa, Susu, Vava.* Es ist ganz richtig, dass derartige Wörter auch in andern Sprachen vorkommen, aber in solcher Menge und als namenbildendes Prinzip treten sie eben nur in Kleinasien auf. Kommt hinzu, dass auch sonst die gleichen Namen über einen Teil Kleinasiens verbreitet sind, so wird man den Schluss auf einen besonderen Sprachstamm, den schon Kiepert gezogen hat, anerkennen müssen. Das schliesst aber nicht aus, dass auch in Kleinasien noch andere Volks- und Sprachelemente vorhanden gewesen sind. Wenn die babylonische und ägyptische Kultur schon im vierten Jahrtausend hoch entwickelt waren, wenn wir in beiden Ländern die mannigfachsten Eroberungen und Völkerverschiebungen finden, so wird man ähnliches auch für Kleinasien voraussetzen dürfen.

B. Das Lykische.

Von allen kleinasiatischen Sprachen kennen wir das Lykische am besten, da uns eine beträchtliche Anzahl von Inschriften, darunter auch einige Bilinguen, von dieser Sprache überliefert sind. Das lang erwartete Werk, das die Inschriften vollständig bietet, ist jetzt erschienen, und es wird die Forschung entschieden neu anregen. Es lässt sich nicht leugnen, dass wir die kleinern Grabinschriften mit ihrem typischen Inhalt ganz oder nahezu ganz verstehen, dass wir aber der grössten Inschrift, der Xanthosstele, noch keinen Sinn haben abgewinnen können. Immerhin genügt das bisher erkannte, um uns einen Einblick in den Bau der Sprache zu gewähren, die sich danach als eine flektierende enthüllt.

Das Alphabet, in dem die Inschriften geschrieben sind, ist aus dem Griechischen abgeleitet, zeigt aber eine Reihe neuer Zeichen, und andere in eigentümlicher Verwendung, und daraus geht schon deutlich hervor, dass das lykische Lautsystem ein anderes war als das griechische.

Das kann natürlich vorläufig für die Herkunft der Sprache nichts beweisen, wenngleich es einmal von Bedeutung werden kann. Wichtiger ist schon, dass, wie Deecke 1887 zuerst erkannte und Arkwright 1891 genauer begründete, im Lykischen eine Art Vokalharmonie bestand. Eine derartige Eigentümlichkeit kennen wir bisher nur aus dem alten Sumerischen und den uralaltaischen Sprachen, aber darauf lässt sich nicht die Annahme von Verwandtschaft gründen, da eine solche Erscheinung, die nur phonetischer Natur ist, auch selbständig auftreten kann. Andrer Art ist die Verdoppelung der Konsonanten nach Konsonanten, die H. Pedersen zuerst beobachtet hat. Zugleich zeigt die Sprache eine grosse Häufung von Konsonanten, was auf Vokalausfall und starken exspiratorischen Akzent schliessen lässt.

Sehr bald nach einer genaueren Bekanntschaft mit dem Lykischen hat man die Ansicht aufgestellt, wir hätten es mit einer indogermanischen Sprache zu tun, und unter dieser Voraussetzung hat die Erforschung des Lykischen Jahre lang gestanden. Dann aber vertreten andere Forscher wie Taylor, Pauli, Arkwright, Kretschmer die gegenteilige Auffassung, während Bugge und ihm folgend Pedersen mit grossem Eifer die Anklänge an das Indogermanische hervorgehoben haben und den indogermanischen Charakter des Lykischen verteidigen. Bugges und Pedersens Argumente scheinen, wenn man sie im Zusammenhange liest, in der Tat einiges Gewicht zu haben, versucht man aber die Inschriften selbst mit Hilfe des Indogermanischen zu deuten, so wird der Glaube wieder wankend. Ich habe mich früher für Kretschmer ausgesprochen, halte es aber heute für möglich, wenn auch nicht für erwiesen, dass im Lykischen, das jedenfalls eine Mischsprache ist, ein indogermanischer Einschlag vorhanden war.

Eine Einwanderung fremder Volkselemente folgert Kalinka mit Recht aus verschiedenen Gründen. Wenn man die dem Inschriftenwerke beigegebene Karte überblickt, in der die Orte, wo Inschriften gefunden wurden, eingetragen sind, so sieht man sofort, wie dicht die Lykier am Meere sassen, während die Inschriftenfunde in den von der See entfernteren Gegenden immer seltener werden und im Mittellande ganz fehlen. Ausserdem zerfällt dieses Siedelungsgebiet an der Küste in zwei getrennte Teile, einen westlichen und einen östlichen.

Ferner weichen die lykischen Personennamen durchaus von

dem von Kretschmer aufgedeckten kleinasiatischen Namensystem ab und drittens findet man die eigentümlichen lykischen Grabdenkmäler sonst in Kleinasien nicht. Von dieser Einwanderung zur See berichtet ja auch Herodot, aber wir wissen freilich nicht, woher die Lykier gekommen sein mögen. Verwandtschaftliche Züge mit dem Etruskischen oder Lemnischen haben sich im Lykischen, wie wir oben gesehen haben, bisher noch nicht nachweisen lassen, und da wir von dem Sprachengemisch, das offenbar im Mittelmeerbecken herrschte, nur sehr unvollkommene Kenntnis haben, so müssen wir die Lösung des lykischen Rätsels auf Zeiten vertagen, da einst neue sprachliche Urkunden ans Tageslicht gekommen oder die alten noch sichrer gedeutet sein werden. Proben der lykischen Sprache und Erörterungen über ihren Bau bietet die Anmerkung.

Bemerkenswert ist ferner, dass den Alten an den Lykiern die Sitte der Mutterfolge auffiel. Sonderbarerweise wird sie durch die Inschriften nicht bestätigt, da der Sohn hier regelmässig als Sohn seines Vaters eingeführt wird. Wohl aber finden wir in Kos und anderswo Reste dieser Sitte, so dass wir auch durch diese Tatsachen auf den Gegensatz zweier Bevölkerungsschichten geführt werden. Auf der Xanthosstele tritt uns neben dem eigentlichen Lykischen noch eine etwas abweichende Sprache entgegen, die man pseudolykisch oder milyisch genannt hat. Wenn sie nun auch ein wirkliches Lykisch ist, so weist doch ihr Dasein wohl ebenfalls auf Mischungsverhältnisse hin.

Das System der Namengebung ist, wie wir schon öfter gesehen haben, manchmal ein wichtiges Hilfsmittel und unser letzter Rettungsanker. Die lykischen Namen zeigen nun durchaus nicht jene Lallnamen, die Kretschmer als den kleinasiatischen Sprachen eigentümlich erkannt hat, vielmehr haben sie des öfteren deutlich eine zweistämmige Form wie z. B. in *Purihi-mete* (25) und *Purihi-mrbbese* (62), *Asa-wạzala* (3) und *Wazala* (16) *Pdd[ẹ]-kñta* (13) und *Kñte-nube* (39), *Ddawạ-parta* (101) und *Ddawa-hạma* (113), *Pertina-muwa* (66) und *Ὄρρα-μόας* (Kretschmer 333). Diese Art der Namenbildung würde für das Indogermanentum stark in die Wagschale fallen, wenn man die Wortstämme wiederfände. Wer nach Indogermanismen sucht, wird leicht Anklänge finden, die ich auch in den Bemerkungen zu diesem Kapitel andeuten werde.

Alles in allem ist das Problem des Lykischen noch nicht

gelöst, aber es ist zu hoffen, dass weitere eindringende Forschung uns einst sichere Ergebnisse geben werde. Wenn sich die indogermanische Herkunft bestätigen sollte, so würden wir allerdings immer noch nicht wissen, woher denn die Lykier eigentlich kommen. Zur See müssten sie eingewandert sein. Das nächstliegende wäre, Herkunft aus Griechenland anzunehmen, aber Italien, die chalkidische Halbinsel oder selbst Nordkleinasien wären ebenso als Ausgangspunkte denkbar. Selbst wenn ich den indogermanischen Charakter des Lykischen anerkennen wollte, vermöchte ich nicht zu entscheiden, ob wir es mit einer westlichen oder östlichen Sprache zu tun haben.

C. Die übrigen Stämme Kleinasiens.

1. Die Karer.

Sollte sich wirklich das Lykische als eine indogermanische Sprache erweisen lassen, so würde dadurch das Ergebnis früherer Forschung, dass in Kleinasien ein besonderer Sprachstamm vorhanden gewesen ist, nicht beeinträchtigt werden. Denn darauf weisen die Orts- und Personennamen mit hinreichender Deutlichkeit hin. An und für sich ist es nicht einmal wahrscheinlich, dass sich ein einziger Sprachstamm über ganz Kleinasien erstreckt hat. Das Land dürfte ebenso wie andere Gebiete verschiedene Völkerstürme über sich haben ergehen lassen. Aber die Nachrichten, die uns zu Gebote stehen, sind zu dürftig, um etwas sicheres erkennen zu lassen.

Im Altertum treten uns drei verschiedene Stämme hier entgegen, die Karer, die Lyder und die Myser.

Über die Herkunft der Karer besitzen wir bei Herodot 1, 71 eine antike Überlieferung, nach der sie auf das Festland von den Inseln gekommen sein sollen; die Karer selbst dagegen hielten sich für Autochthonen, d. h. wussten nichts über ihre Herkunft. Die Nachricht Herodots wird insoweit zu Recht bestehen, als auch auf den Inseln, namentlich in Kreta einst eine karische Bevölkerung vorhanden war. Auf enge Beziehungen weist das Vorkommen der Doppelaxt, deren Name in *labrys* vorliegt und auch in dem kretischen *Labyrinthos* steckt.

Von der karischen Sprache sind uns aus dem Altertum eine Reihe von Glossen überliefert, die am vollständigsten von Sayce zusammengestellt sind. Ausserdem ist eine Anzahl von In-

schriften auf uns gekommen. Leider sind sie, obgleich wir einige Bilinguen besitzen, die sich aber nicht genau entsprechen, noch nicht gedeutet, ja, obgleich die Schrift auf einem griechischen Alphabet beruht, enthält sie doch so viele neue Zeichen, dass wir sie nicht einmal sicher lesen können. Kretschmer glaubt ein Genetivsuffix nachgewiesen zu haben, das das Karische mit dem Lykischen teile, während Torp Die Inschrift von Lemnos S. 49 Anklänge an das Etruskische findet, die aber doch auch nur sehr dürftig sind. Jedenfalls wird man schwerlich daran denken können, dass wir es im Karischen mit einer indogermanischen Sprache zu tun haben.

Anderseits finden wir in Mylassa ein altes Heiligtum des karischen Zeus, in dem die Karer gemeinsam mit den Lydern und Mysern als ihren Brüdern opferten. Wir erfahren also hier von einer alten Kultgemeinschaft, und das weist darauf hin, dass eine Sprachverwandtschaft zwischen diesen Völkern bestand, denn ohne gleiche Sprache ist die gemeinsame Verehrung eines Heiligtums im Altertum kaum denkbar.

2. Die Lyder und Myser.

Während uns die karischen Inschriften wenigstens darüber Auskunft geben, dass wir es mit keinem indogermanischen Volk zu tun haben, versagen bei den Lydern auch die Inschriften. Bis jetzt ist nur eine Inschrift gefunden, die Sayce für lydisch hält. Seine Annahme ist jedoch sehr unsicher. Glossen sind nur wenige vorhanden, darunter jedoch einige, die in der Tat indogermanisch zu sein scheinen. Die ausführlichen Erörterungen, die das Lydische bei Kretschmer Einleitung 384 ff. gefunden hat, haben das eine klar gestellt, dass wir es bei diesem Volke wohl mit einem indogermanischen Einschlag zu tun haben, das heisst, indogermanische Stämme, die zweifellos in den Norden der kleinasiatischen Halbinsel gelangt sind, scheinen auch diese Teile des Landes erreicht und hier ein Reich von kurzer Dauer gegründet zu haben. Das homerische Epos kennt die Lyder noch nicht, sondern dafür die *Maioner*, ein Volksname, der sehr wohl indogermanisch sein kann. Später wird der König Kandaules durch Gyges gestürzt, und es hat schon Kiepert (Lehrb. d. alt. Geogr. S. 112) vermutet, dass mit Gyges ein einheimisches Element wieder zur Herrschaft gekommen sei. Das ist insofern beachtenswert, als Kandaules in der Tat einen indogermanischen

Namen zu tragen scheint, wie weiter unten zu besprechen sein wird.

Noch deutlicher tritt diese Mischung in der Landschaft Mysien auf. Xanthos (bei Strab. 12, 572) sagt ausdrücklich, der mysische Dialekt sei aus lydisch und phrygisch gemischt gewesen. Wir haben keinen Grund, diese Angabe zu bezweifeln. Sonst wissen wir über die Sprache wenig, da nur drei Glossen überliefert sind. Da die Myser am Kult von Mylassa teilnehmen, müssen wir sie als Verwandte der Lyder und Karer betrachten, während anderseits die Anwesenheit indogermanischer Stämme in Mysien sicher steht.

3. Die übrigen kleinasiatischen Stämme.

Von den Völkerverhältnissen des übrigen Kleinasiens wissen wir verhältnismässig wenig. Wie weit indogermanische Einwanderungen stattgefunden haben, werden wir im zweiten Teil sehen. Das Vorhandensein einer vorindog. Bevölkerung folgt aus den Personen- und Ortsnamen. Karolidis hat, wie Kretschmer S. 399 ausführt, in dem heute nördlich des Tauros gesprochenen griechischen Dialekt eine Reihe von Elementen entdeckt, die sich aus dem Griechischen nicht deuten lassen, und die er deshalb auf die alte kappadokische Landessprache zurückführt. Wir finden in diesem Dialekt vor allem Zahlwörter wie *lingir* 6, *tatli* oder *tutli* 7, *matli* oder *mutli* 8, *danjar* oder *tsankar* 9, die sicher nichts mit dem Indogermanischen zu tun haben.

Die Mittel, die ursprünglichen Völkerverhältnisse Kleinasiens zu entwirren, sind vorläufig noch zu gering, als dass wir sichere Ergebnisse erwarten dürften. Vor allem fehlen uns ausgiebige Sprachdenkmäler. Aber vielleicht treten solche mit der Zeit ans Tageslicht. Zu hoffen ist, dass die Erforschung des Lykischen zu voller Klarheit führen werde. Die Zukunft wird hier gewiss manches Rätsel lösen, aber auch neue knüpfen. Jedenfalls steht fest, Kleinasien ist einst von Nichtindogermanen bewohnt gewesen. Dass hier ein einziger einheitlicher Sprachstamm gesessen habe, widerspricht eigentlich aller Wahrscheinlichkeit, genaueres aber können wir nicht darüber wissen. Wie die Indogermanen in dieses Land eingedrungen sind, werden wir im zweiten Teile sehen.

8. Die Finnen.

Glücklicher als bei den bisherigen Sprachstämmen sind wir bei der Sprache daran, die im Norden und Osten seit mehreren tausend Jahren den germanischen benachbart ist, der finnischen. Diese Sprache lebt noch heute und gibt, da sie sich verhältnismässig wenig verändert hat, über vieles Auskunft. Lehnwörter, die in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt von den Germanen zu den Finnen gekommen sind, zeigen noch heute die Gestalt, die die Sprachforschung für das Urgermanische erschlossen hat, ja es gibt Wörter, die völlig den vorausgesetzten indogermanischen gleichen.

Mit dem Namen »finnischer oder finnisch-ugrischer Sprachstamm« bezeichnet man die Sprachen der Völker, die heute auf einem Gebiet wohnen, das sich vom Ob und Ural im Osten bis zur Ostsee dem Ozean und der Donau im Westen und Süden erstreckt. Ein Blick auf eine ethnographische Karte (s. Karte 2) lehrt uns ihr Gebiet kennen, das in zwei grosse getrennte Teile zerfällt, zwischen die sich jetzt die Russen geschoben haben. Aber innerhalb des russischen Gebietes treffen wir noch immer vereinzelte Reste, was auf eine einstige grössere Ausdehnung schliessen lässt. Getrennt von dem grossen Stamm finden wir die Magyaren in Ungarn, in ihrem Verhältnis zu den übrigen Finnen ursprünglich ein kleiner versprengter Rest.

Das Finnisch-Ugrische teilt man in folgende Sprachzweige:

1. Die baltischen Finnen im eigentlichen Finnland, im Petersburger Gouvernement, im nördlichen Schweden und Wermland und im nördlichen Norwegen; sie zählen jetzt etwa 2 600 000 Angehörige.

Zu ihnen im weiteren Sinne gehören:

a) Die Karelier in Russland im westlichen Teil des Gouvernements Archangelsk und Olonez (etwa 90 000) und in dem Gouvernement Twer und Nowgorod, wo sie aber erst nach dem Stolbower Frieden eingewandert sind (etwa 150 000);

b) Die Wepsen in den Gouvernements Olonez und Nowgorod (etwa 20 000),

c) Die Woten im Petersburger Gouvernement (etwa 2 000),

d) Die Esthen im Esthland und Livland (etwa 870 000),

e) Die Liven (kaum noch 3 000) auf der nördlichsten Landspitze von Kurland.

2. Den zweiten Zweig bildet das Lappische im nördlichen Schweden und Norwegen. Die Zahl der Lappen beträgt gegen 25000. Anthropologisch sind die Lappen von den Ugrofinnen deutlich zu scheiden. Es sind kleine Leute (1,3—1,6 m) von schmutziggelber Hautfarbe, mit straffem schwarzem Haar, rundem Schädel, ein wenig schiefstehenden Augen, kleiner platter Nase und kleinem spitzen Kinn.

3. Die Mordwinen sitzen hauptsächlich in den russischen Gouvernements Simbirsk, Pensa, Saratow, Samara, Nischnij Nowgorod und Tambow, an Zahl etwa 800000.

4. Die Tscheremissen betragen etwa 360000, und sie wohnen besonders im Gouvernement Wjatka.

5. Die Syrjanen, mit den engverwandten Wotjaken zusammen auch Permier genannt, findet man besonders in den Gouvernements Wologoda und Archangelsk, an der Petschora, dem Mehen und den östlichen Zuflüssen der Dwina, etwa 112000 an Zahl. Die Wotjaken wohnen im Gouvernement Wjatka und am Oberlauf der Kama, sowie in den Gouvernements Kasan und Ufa. Sie umfassen noch 300000—350000 Menschen.

6. Die Wogulen, meistenteils an der östlichen Seite des nördlichen Urals sesshaft, bilden mit den ihnen benachbarten Ostjaken den ugrischen Zweig der finnischen Sprachfamilie, von dem wahrscheinlich

7. Die Magyaren, die herrschende Klasse in Ungarn, abstammen. Ihre Zahl betrug 1890 7426730, übertrifft also die aller übrigen finnischen Sprachen zusammengenommen. Sie erscheinen um 836 n. Chr. an der untern Donau und lassen sich am Ende des neunten Jahrhunderts in Ungarn nieder. Ihre Heimat sucht man auf Grund der Sprachverwandtschaft am Ural, wo sie am südlichsten sassen, wahrscheinlich in der Nachbarschaft türkischer Stämme, wie die Lehnworte wahrscheinlich machen, die sie von diesen erhalten haben.

Die finnisch-ugrische Sprache ist weiter mit dem Samojedischen in Nordsibirien und Nordosteuropa und dem türkisch-tatarischen verwandt, und man vereinigt alle diese Idiome unter dem Namen uralaltaischer Sprachzweig, der seit alter Zeit das östliche Europa und Nordasien einnimmt, und den man zu den agglutierenden Sprachen rechnet. Doch ist das eigentliche Finnisch heute durchaus flektierend.

Wo die Urheimat der Finnen zu suchen sei, dürfte ebenso

umstritten sein wie die Frage nach der Herkunft der Indogermanen. Während man ihnen früher wie diesen Sitze in Asien anwies, sprechen sich heute auch Stimmen dafür aus, dass sie schon seit Alters in Nordeuropa gewohnt haben. Und in der Tat lässt sich dagegen kaum ein stichhaltiger Grund geltend machen. Man wird in ihnen die uralten Bewohner der Tundren Nordeuropas zu sehen haben, eines Gebietes, das nur eine spärliche Bevölkerung ernähren konnte und fremde Eroberer auch nicht anlockte. Jedenfalls sitzen finnische Stämme seit Alters in Osteuropa und längs der Wolga ziemlich tief bis in den Süden herab. Nachbarn der Indogermanen, die ihnen in der Kultur überlegen waren, sind sie schon mindestens im ersten Jahrtausend vor Christus gewesen. Das zeigen die zahlreichen Lehnwörter, die sie aus dieser Sprache aufgenommen haben. Nach Setälä sind die Indo-Iranier die ersten Indogermanen gewesen, mit denen die finnisch-ugrischen Stämme in Berührung gekommen sind. Der Anfang dieser Berührungen ist auf die Zeit zurückzuführen, wo die finnisch-ugrischen Sprachen noch eine Einheit bildeten oder sich wenigstens in geographischer Hinsicht recht nahe standen. Und es haben nicht nur die iranischen Sprachen auf das Finnisch-ugrische gewirkt, sondern es muss auch der Einfluss einer Sprache vorausgesetzt werden, die dem Indischen näher stand als dem Iranischen. Nach dieser Zeit hat das Litauische eingewirkt. »Es unterliegt keinem Zweifel«, sagt Setälä S. 34, »dass die baltischen Entlehnungen in der mordwinischen Sprache der Zeit nach den iranischen am nächsten stehen. Das geht daraus hervor, dass die meisten baltischen Wörter der mordwinischen Sprache (wie Thomsen gezeigt hat) in den westfinnischen Sprachen nicht selten genau in übereinstimmender Form angetroffen werden, was beweist, dass der Verkehr zwischen den Finnen und ihren nächsten Stammgenossen in der Epoche, wo diese Entlehnungen stattgefunden, noch nicht ganz abgebrochen war.« Wiederum später sind die germanischen Lehnwörter.

Aus alle dem geht also hervor, dass die Finnen seit Jahrtausenden Nachbarn der Indogermanen gewesen sind, und man kommt daher naturgemäss auf den Gedanken, ob nicht die beiden Sprachstämme überhaupt verwandt seien. Und das hat man wirklich behauptet. Obwohl schon im Jahre 1879 N. Anderson diese Hypothese ausführlich zu begründen versucht hat, hat die Ansicht doch wenig Beifall gefunden, bis sich ihrer H. Sweet

mit grosser Wärme angenommen hat. Und in der Tat werden keinem, der sich vorurteilsfrei mit dem Finnischen beschäftigt, die auffallenden Ähnlichkeiten entgehen können, die sich zwischen diesem Idiom und unsrer Sprache zeigen. Ich stehe nicht an zu behaupten: Wenn man bei einer neu entdeckten Sprache solche Übereinstimmungen mit dem Indogermanischen fände, wie beim Finnischen, so würde jeder Sprachforscher sie für indogermanisch erklären. Trotzdem kann man sich täuschen und einigen äussern, direkt in die Augen sprlngenden Ähnlichkeiten zu grossen Wert beimessen. Erst wenn wir eine urfinnische Grammatik besitzen, wie wir eine indogermanische haben, und wenn wir weiter in der Analyse der indogermanischen Flexion gekommen sein werden, dann wird es möglich sein, sicher über die Verwandtschaft zu urteilen.

Freilich gehören die finnischen Völker der Rasse nach teilweise sicher nach Asien. Aber doch nur teilweise. Denn sie bestehen auch nicht aus einer einzigen Rasse, und die Bewohner des eigentlichen Finnlands zeigen auch Typen, die mit denen Europas durchaus verwandt sind. Wie das zu erklären sein mag, steht noch dahin. Jedenfalls kann indogermanisches Blut in ihnen stecken. Denn die Nordeuropäer werden sich ebenso nach Osten ausgedehnt haben, wie sie nach Süden und Westen gewandert sind, und wenn so die Asiaten und Europäer zusammenstiessen, so musste eine Sprachübertragung und Rassenmischung stattfinden. Dass bei dieser Gelegenheit Europäer finnisiert seien, ist ebensogut möglich, wie in Russland zahlreiche finnische Stämme russifiziert worden sind. Andere Forscher freilich, wie z. B. Ripley, halten die Finnen für ursprünglich blond und sehen in der blonden Bevölkerung Europas indogermanisierte Finnen. Durch eine Vergleichung des allen finnischen Sprachen gemeinsamen Wortschatzes hat man die älteste Kultur der Finnen ebenso zu erschliessen versucht wie die der Indogermanen. Doch stellen sich hier der Erkenntnis dieselben Schwierigkeiten, ja vielleicht noch grössere entgegen, wie auf indogermanischem Gebiete. Das bedeutendste Werk, das diesen Gegenstand behandelt, ist 1874/75 erschienen, und seitdem hat die Erforschung der finnischen Sprachen natürlich ebensolche Fortschritte wie die der indogermanischen gemacht, so dass man das Buch nicht mehr als eine sichere Grundlage ansehen kann. Ähnliche Wege und Ziele verfolgen J. N. Smirnows Unter-

suchungen über die Ostfinnen. Doch sind die Ergebnisse dieser Arbeit, wie E. N. Setälä gezeigt hat, zum Teil verfehlt. Das Gutachten dieses Forschers über die Arbeiten Smirnows ist wohl das bedeutendste, was wir über diesen Gegenstand augenblicklich besitzen. Die wirtschaftliche Entwicklung der Finnen war jedenfalls höher als man gemeinhin annimmt, und es stimmt das zu dem, was wir jetzt von der höheren Kultur der Indogermanen zu wissen glauben. »Es scheint mir«, sagt Setälä S. 15, »aus dem oben genannten klar hervorzugehen, dass in der Zeit des Zusammenlebens der finnisch-mordwinischen Gruppe irgend eine Art primitiven, halb nomadenhaften Ackerbaus, aller Wahrscheinlichkeit nach das »Schwenden« betrieben wurde. Wenn die letztgenannten finnisch-permischen Zusammenstellungen richtig sind, müssen wir daraus schliessen, dass die Anfänge des Ackerbaus den finnisch-ugrischen Stämmen viel früher bekannt waren, als man bisher angenommen hat.« Wenn ich auch mangels eigener Kenntnisse nicht näher auf diese Fragen eingehen kann, so muss ich doch betonen, dass das Dasein von Lehnwörtern, die im Finnischen sehr zahlreich sind, noch nicht den ursprünglichen Mangel des damit bezeichneten Begriffes bedingt. Fremdwörter verdrängen sehr leicht auch alteinheimische Wörter, wofür Onkel, Tante, Cousin, Cousine, Pferd usw. nur ein paar Beispiele aus dem Deutschen sind.

II. TEIL.

Die indogermanischen Sprachen, ihre Verbreitung und ihre Urheimat.

9. Der indogermanische Sprachstamm, seine Wanderung und Ausbreitung im allgemeinen.

Im Westen, Süden und Nordosten Europas sitzen, wie wir im ersten Buch gesehen haben, eine Reihe von Sprachstämmen, die, in vorhistorischer Zeit vielleicht von grösserer Bedeutung, in den historischen immer mehr zurückgedrängt und zum Teil ganz untergegangen sind. Wenn wir ihre Lage und ursprüngliche Ausdehnung zu bestimmen versucht haben, so geschah es, um die Sitze der Indogermanen wenigstens negativ zu umgrenzen. In Spanien, Südfrankreich, Italien, Griechenland und in den Uralgegenden kann ihre Heimat nicht gesucht werden.

Wenn man auch schon im 18. Jahrhundert zuweilen richtige Vorstellungen über die Verwandtschaft einzelner europäischer Sprachen geäussert, und der geniale Sprachforscher Rask am Anfang des 19. Jahrhunderts den Zusammenhang zwischen Griechisch, Lateinisch, Germanisch, Litauisch und Slavisch klar erkannt hat, so gewann man doch erst volle Sicherheit über das Verhältnis dieser und andrer Sprachen zu einander, als man mit dem Sanskrit, der heiligen Sprache Indiens bekannt geworden war. In der Tat konnte von dieser Zeit an die Ähnlichkeit des grammatischen Baus und des Wortschatzes, die zwischen der Sprache im fernen Hindostan und einzelnen Sprachen Europas bestand, nicht mehr verborgen bleiben, und schon im Jahre 1786 sagte William Jones, der erste Präsident einer in Calcutta zur Erforschung Asiens gestifteten Gesellschaft: »Die Sanskritsprache ist von bewunderungswürdiger Bildung, vollkommener als das Griechische, reicher als das Lateinische, feiner ausgebildet als

beide. Sie steht zu beiden, sowohl was die Wurzeln der Verba als was die gramatischen Formen betrifft, in einer Verwandtschaft, die so nahe ist, dass sie nicht durch einen Zufall erzeugt sein kann, und so entschieden, dass jeder Philologe, der die drei untersucht, zu dem Glauben kommen muss, dass sie aus derselben Quelle entsprungen seien, die vielleicht nicht mehr vorhanden ist. Ähnliche Gründe, wenn auch nicht so zwingender Art, sprechen für die Annahme, dass das Gotische und Keltische, ob auch mit fremden Sprachen gemischt, denselben Ursprung gehabt haben, wie das Sanskrit.« An diesen Worten trifft alles zu, und so hatte denn die Entdeckung und Eroberung Indiens eine Erkenntnis gezeitigt, die für die Erforschung der europäischen Vorgeschichte von höchster Bedeutung werden sollte. Zunächst galt es allerdings, diese in die Augen springende Verwandtschaft zu erweisen. Dies geschah durch die Tätigkeit Franz Bopps. Als dieser es im Jahre 1833 begann, die Gesamtheit des Wissens über unsern Sprachstamm in einer zusammenfassenden Arbeit niederzulegen, da behandelte er folgende Sprachen: das Sanskrit, das Zend, das ist die Sprache der heiligen Bücher Zarathustras, das Griechische, Lateinische, Litauische, Gotische und Deutsche. Aber schon im zweiten Bande seiner vergleichenden Grammatik erschien auch das Slavische in dem Kreise der Verwandten. Dagegen wurde das Irische, an dessen Zugehörigkeit zum indogermanischen Sprachstamm schon Jones gedacht hatte, erst sehr viel später, aber auch wesentlich durch die Tätigkeit Bopps in seiner Stellung erkannt. Nachdem das Armenische in Kleinasien lange Zeit zum Zend gerechnet war, ist es von Hübschmann als selbständiges Glied unsrer Sprachfamilie erwiesen worden, während das Albanesische, das als vollständige Mischsprache erscheint, und über das man früher die sonderbarsten Vorstellungen hatte, erst von Gustav Meyer als eine im letzten Grunde indogermanische Sprache erkannt wurde, die allerdings nur mit Mühe der Romanisierung entgangen ist. So setzt sich diese grosse Sprachfamilie aus vielen noch heute lebenden Gliedern zusammen, während zweifellos andere Teile teils mit Hinterlassung geringer Reste, teils ganz zugrunde gegangen sind. Zu diesen gehören das Thrakische und das damit eng verwandte Phrygische, die übrigen indogermanischen Sprachen Kleinasiens und der grosse illyrische Sprachzweig, von dem uns vor allen Dingen das Messapische

in Unteritalien und das Venetische in Oberitalien einigermassen bekannt sind.

Die natürliche Entwicklung der Sprache bringt es mit sich, dass sich jede dieser Sprachfamilien wieder in Dialekte gespalten hat, die heute z. T. so stark voneinander verschieden sind, dass man sie als selbständige Sprachen ansehen kann, die sich manchmal kaum noch als verwandt erkennen lassen.

Nach Feststellung der Sprachverwandschaft hat sich sehr bald die Frage erhoben, von wo denn dieser Sprachstamm im letzten Grunde ausgegangen ist oder wo, wie man gewöhnlich sagt, die Urheimat der Indogermanen gelegen war.

Während die ältere Wissenschaft ohne Bedenken die Urheimat im Inneren Asiens suchte und diese Ansicht in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu allgemeiner Anerkennung gekommen war, sind heute die meisten Forscher der Ansicht, dass die Indogermanen von Europa ausgegangen sind, während andere die Möglichkeit, diese Frage zu lösen, überhaupt leugnen. Auf diesem skeptischen Standpunkt braucht man aber nicht zu stehen. Können wir auch keine volle Sicherheit erlangen, einen grossen Grad von Wahrscheinlichkeit können wir unsrer Antwort dennoch zuschreiben, wenn anders geographische Erwägungen und geschichtliche Parallelen irgend ein Gewicht haben. Aber freilich müssen wir den Leser etwas durch den dichten Wald der Gründe hindurchführen, damit er selbst zu eigener Entscheidung komme. Man hat Argumente aus allen möglichen Wissensgebieten angeführt, und hierbei ist, wie nicht zu leugnen, sehr viel Scharfsinn aufgewendet worden. Hat sich manches auch als nicht stichhaltig erwiesen, vieles konnte doch, wenn auch nicht als Eckstein, so doch als guter Baustein verwendet werden.

Jedenfalls sind die Indogermanen von einem kleinern Gebiete ausgegangen, als das war, das sie beim Beginn der Geschichte bewohnen. Das lässt sich schon daraus erschliessen, dass sie sich im Laufe der Geschichte immer weiter ausgedehnt haben. Da die einzelnen indogermanischen Sprachen in historischer Zeit z. T. ganz von einander getrennt sind, so müssen Wanderungen stattgefunden haben, und damit sind wir zu einem geographischen Problem gekommen, bei dem wir vor allem die natürlichen Wege, die für solche Wanderungen in Betracht kommen, nach der geographischen Beschaffenheit und nach der Analogie historischer

Wanderungen erschliessen müssen. Es wird zunächst angebracht sein, jeden Stamm im einzelnen zu betrachten, zu sehen, wo seine ältesten Wohnsitze gewesen sind, um dann zu versuchen, diese in einem gemeinsamen Ursitz zu vereinigen. Dazu kommt die Betrachtung der Wanderungen selbst, die diese Völker unternommen haben. Wir werden sehen, dass fast bei jedem eine Zeit vorhanden gewesen ist, in der sie über ihr Gebiet hinaus schwärmten, ohne in den weiten Fernen wirklich Raum und Sprachgebiet zu gewinnen. Wir können schon jetzt im voraus bemerken, dass keine Wanderung und Ausdehnung eines Volkes von der indogermanischen im eigentlichen Sinne verschieden war. Es ist immer dasselbe Bild, nur mit ein wenig veränderten Umständen, ob wir nun die Kelten, die Germanen oder die Slaven auf ihren Wanderungen begleiten.

Diese Wanderungen, die sich z. T. in vorgeschichtlicher Zeit vollzogen haben, sind keineswegs schon in dieser Zeit abgeschlossen, sondern im Laufe der Geschichte erblicken wir eigentlich alle Völker noch in unaufhörlicher Bewegung. Man hat dies früher vielfach einem Wandertrieb zugeschrieben, aber davon ist nichts zu halten. Wem es auf der heimatlichen Scholle gut geht, der bleibt auch darauf sitzen und sucht keine Abenteuer. Wir müssen uns daher nach tiefern Gründen umsehen, und wir können dafür öfter die eigenen Angaben der wandernden verwenden. So ziehen die Helvetier aus, weil sie von den Germanen hart bedrängt werden, und der Zug der Kimbern ist dadurch veranlasst, dass Sturmfluten grosse Landstrecken vernichtet hatten. Der Hauptgrund wird aber in der wachsenden Volkszahl gelegen haben, die bei der immerhin primitiven Art der Ackerbestellung auf dem heimischen Boden nicht mehr Platz fand. Die meisten indogermanischen Völker haben sich in den historischen Zeiten sehr stark vermehrt, und wir müssen das ebenso für die vorgeschichtlichen Jahrhunderte annehmen. War für die heranwachsende Jugend kein Raum durch Ausbreitung an den Grenzen zu gewinnen, — und das war nur allzu wahrscheinlich, da ja ebenso kräftige und ebenso heranwachsende Stämme das Land umgaben —, so brach wohl das ganze Volk oder der grösste Teil auf, um neues Land zu suchen. Den Durchgang durch das angrenzende Gebiet öffneten vielleicht Verhandlungen und Verträge, wie das Beispiel der Helvetier lehrt, aber weiterhin erkämpfte man ihn mit Waffengewalt, und wo sich dann Raum

und günstiges Land bot, da liess man sich nieder. Schon eine kleine Schar, die fest zusammenhielt und kriegerisch geordnet war, musste den zerstreut wohnenden einzelnen Sippen andrer Stämme überlegen sein. Ehe sich diese zu gemeinsamer Abwehr versammeln konnten, war der Strom der Vorwärtsdringenden schon über sie hinweggebraust oder hatte die einzelnen festen Niederlassungen erobert und beherrschte von hier aus das gewonnene Land, entweder um dauernd dort zu bleiben oder um nach geraumer Zeit weiter zu ziehen.

Die Wanderungen der indogermanischen Stämme dürfen wir uns auch nicht so vorstellen, dass sie alle mit einemmal aus ihren Ursitzen in die historischen Sitze gewandert sind, wie das früher gelehrte Sprachforscher am grünen Tisch angenommen haben, sondern wir müssen eine durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende währende allmähliche Ausdehnung voraussetzen. Im grossen und ganzen können wir bisher fünf verschiedene Wanderungen erkennen. Zuletzt sind die Slaven aufgetreten. Ihre Ausdehnung vollzieht sich im Laufe der Geschichte und führt zu einer gewaltigen Vergrösserung ihres Gebietes, die auch jetzt noch nicht abgeschlossen ist. Da die Möglichkeit der Ausdehnung nach Westen und Süden sehr beschränkt ist, so haben sich die Slaven nach Norden und Osten gewandt, und Sibirien bildet ein Neuland, das noch unzählige russische Bauern aufnehmen kann.

Den Slaven gehen um Jahrhunderte die Germanen voraus. Die Anfänge ihrer Bewegung können wir wohl mindestens in das vierte Jahrhundert vor Christus setzen, während den letzten Vorstoss nach dem Süden der Zug der Longobarden nach Italien bildet. Schliesslich ist die germanische Bewegung auch damit nicht abgeschlossen. Im Norden gewinnen die Skandinavier in Norwegen und Island Raum, im Osten wird einst besessenes Land wieder erobert, und seit der Erschliessung der Erde hat sich das germanische Volkstum in Amerika, Australien und Südafrika neue Gebiete erworben, denen es den Stempel seines Geistes aufgeprägt hat. Und ausserdem bedenke man, wie viel Volkskraft in den unaufhörlichen Kämpfen des Mittelalters verloren gegangen ist.

Die Keltenbewegung, die der germanischen wieder um Jahrhunderte vorausgeht, überschwemmt auch gewaltige Länderstrecken. Spanien, Gallien, Britannien, Italien, Griechenland,

Kleinasien haben die Kelten erreicht und mehr oder minder lange Zeit beherrscht. Freilich ihre Sprache teilt das Schicksal aller Sprachen Westeuropas, sie wird romanisiert und nur geringe Reste haben sich erhalten, aber die Wanderungen zeugen doch von einer ganz gewaltigen Volkskraft.

Um das Jahr 1000 v. Chr. etwa sind die Illyrier in voller Bewegung begriffen. Sie dringen in Italien ein, sie rücken in der Balkanhalbinsel vor und haben wahrscheinlich die Griechen veranlasst, weiter nach dem Süden zu ziehen. Die Art und Bedeutung ihrer Bewegung lässt sich nur ahnen, sie wird aber vermutlich ziemlich umfangreich gewesen sein.

Griechen, Italiker auf der einen, Thraker und Phryger, Inder und Iranier auf der andern Seite sind die Völker, die sich vor aller geschichtlichen Überlieferung aufgemacht haben. Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, dass hier etwa eine einzige Wanderung vorliegt. Die der Inder und Griechen wird der der Thrako-Phryger wieder um Jahrhunderte vorausgegangen sein. Aller Analogie nach müssen wir diesen Völkern das zweite Jahrtausend v. Chr. für ihre Wanderungen zuweisen, und wenn wir annehmen, dass die ersten Schwärme von Indogermanen um 2000 v. Chr. aus der Urheimat aufgebrochen sind, werden wir nicht allzuweit von der Wahrheit fallen. Jedenfalls wird man die Zahl eher herunter als hinaufsetzen müssen, vgl. oben S. 22.

In all diesen Wanderungen kann man nichts besonders bemerkenswertes entdecken. Sie gleichen, soweit wir sie geschichtlich verfolgen können, einander völlig in ihrem Verlauf, und so werden wir auch in jenen prähistorischen Wanderungen nichts sehen, was von den Vorgängen der geschichtlichen Zeiten in der Grundrichtung verschieden wäre. Europa hätte ebensogut keltisch oder germanisch werden können, wie es indogermanisch geworden ist.

Man kann aber fragen, weshalb diese Wanderungen nicht schon Jahrhunderte und Jahrtausende früher eingetreten sind. Allerdings wissen wir über die alten Zeiten so gut wie nichts, und phantasievolle Forscher, die jeglichen Kulturfortschritt von den »Ariern« herleiten, nehmen an, dass Arier an der Begründung der babylonischen und ägyptischen Kultur beteiligt sind. Unmöglich ist auf diesem Gebiete nichts, und wenn die Arier nach Indien gelangt sind, so ist es eigentlich selbstverständlich, dass sie auch die fruchtbaren Täler des Euphrat und Tigris

erreicht haben. Aber dies ist, wie die geschichtlichen Nachrichten ausweisen, erst verhältnismässig spät geschehen, und da wir in Südeuropa noch eine Reihe selbständiger Sprachzweige antreffen, so kann das Vordringen der Indogermanen hier auch nicht so sehr früh erfolgt sein. So müssen wir denn doch jene Frage aufwerfen, und man kann versuchen, sie zu beantworten.

Gewisse Völker der Erde vermehren sich ausserordentlich wenig, wie denn Amerika und Australien, die heute Millionen und Aber-Millionen beherbergen, ursprünglich dünn bevölkert waren. Offenbar hängt das mit der Wirtschaftsform der Menschen zusammen. Die Jäger- und Fischervölker auf ihrer niedrigen Wirtschaftsstufe brauchen für die Erhaltung des Menschen einen grossen Raum. Vermehren sie sich zu stark, so vermindert sie der Mangel an Lebensmitteln sehr rasch. Können sie sich, weil sie auf starke Gegner stossen, nicht ausdehnen, so greifen sie zu einem barbarischen, aber weit verbreiteten Mittel. Die Nachkommenschaft wird auf eine oder die andere Weise möglichst beschränkt, und man scheut sich nicht, die neugeborenen Kinder einfach auszusetzen und so dem gewissen Tode preiszugeben. Kinder sind auf dieser Wirtschaftsstufe kein Segen. Auch bei den indogermanischen Völkern ragt die Sitte der Kindesaussetzung offenbar als ein Überbleibsel einer früheren Vergangenheit tief in die geschichtlichen Zeiten hinein. Und in der Tat muss die europäische Bevölkerung, so lange sie noch von der Jagd und dem Fischfang lebte, diese Sitte vorher in viel reicherem Masse geübt haben als in den historischen Zeiten.

Auch der Viehzüchter braucht viel Raum für seine sich rasch vermehrenden Herden, und auch bei ihnen gibt es immer nur eine verhältnismässig dünne Bevölkerung. Selbst der niedere Ackerbau, der Zustand, bei dem mit der Hacke, meistens von der Frau, ein kleines Feld bestellt wird, gewährt keine ausreichende Nahrung für eine zahlreiche Bevölkerung. So sind wir denn gezwungen anzunehmen, dass erst der höhere Ackerbau mit Rind und Pflug jene Vermehrung der Bevölkerung gestattete, die später, als auch unter dieser Wirtschaftsform der Raum zu eng wurde, zu den grossen Wanderungen führte. Und eine verhältnismässig zahlreiche Bevölkerung müssen wir doch voraussetzen, wenn wir die gewaltigen Gebiete ins Auge fassen, die sich die Indogermanen unterworfen haben. Wenn dann vom Norden ein Anstoss ausging, so konnte sich dieser

weit fortpflanzen. Die Germanen drücken auf die Helvetier, und diese würden, wenn ihnen ihr Zug gelungen wäre, zweifellos andere Völker aufgescheucht haben. So scheint die dorische Wanderung durch Vordringen illyrischer Stämme, die möglicherweise wieder von nördlicheren Völkern bedrängt waren, veranlasst zu sein. Die Dorer aber drücken ihrerseits auf die übrigen Griechen und veranlassen diese, auf die Inseln und über das Meer nach der kleinasiatischen Küste zu gehen. Nur in wenigen Fällen können wir derartige Ursachen erkennen, aber diese wenigen Beispiele genügen doch, um auf die übrigen schliessen zu lassen.

Naturgemäss drängt bei diesen Wanderungen alles nach Süden. Früher nahm man gern eine ost-westliche Richtung der Wanderungen an, als ob die Völker immer der untergehenden Sonne nachgezogen wären. Aber in Wirklichkeit treffen wir diese ost-westliche Richtung seltener als irgend eine andere, und die Völkerbewegungen richten sich nicht nach dem Himmel, sondern sie folgen dem Laufe der Ströme; sie ist daher in Nordeuropa nord-südlich, während das Donautal einer west-östlichen oder umgekehrten Wanderung die Wege weist.

Die Erfindung des Pfluges und des Wagens, der beiden wichtigsten Ackerbaugeräte müssen wir wohl den grossen Kulturvölkern Asiens und Afrikas, den Babyloniern oder Ägyptern zuschreiben. Ebenda wird die Kunst Bronze herzustellen erfunden sein und hier können wir einigermassen nachkommen, wann sie nach Nordeuropa gelangt ist. Montelius, dem wir sehr gründliche Untersuchungen über die Chronologie der Bronzezeit verdanken, setzt das Auftreten des Kupfers in den südlichen Gegenden des nordischen Gebietes um oder kurz nach 2500 vor Chr., das erste Auftreten der anfangs zinnarmen Bronze in denselben Gegenden um oder kurz nach 2000 v. Chr.

Aus Gründen, die ich später erörtern werde, halte ich diese Ansätze für reichlich hoch, wir werden wohl noch um einige Jahrhunderte, wenn nicht ein Jahrtausend heruntergehen können. Nehmen wir an, dass die Bekanntschaft mit dem Pfluge um einige Jahrhunderte früher stattgefunden hat, also etwa um das Jahr 2500 v. Chr., so kann in einigen Jahrhunderten eine so starke Vermehrung der Bevölkerung eingetreten sein, dass um 2000 v. Chr. etwa oder später die erste Auswanderung der Indogermanen stattgefunden hat.

Auch diese Annahme ist natürlich nur eine Hypothese, die

aber, wie ich zuversichtlich glaube, alles das erfüllt, was man von einer guten Hypothese fordern darf, eine völlige Erklärung der Tatsachen. Bestand die nordeuropäische Bevölkerung aus Jägern, so konnte sie nicht sehr zahlreich gewesen sein, sie konnte jedenfalls den südlicheren Stämmen gegenüber, wo der Ackerbau naturgemäss eher eingeführt ist und daher die Bevölkerung stärker wurde, nichts ausrichten; und es ist durchaus wahrscheinlich, dass geraume Zeit die Wanderungen von Süden nach Norden gerichtet waren. So sind, wie wir gesehen haben, Iberer aus Spanien nach Frankreich und vielleicht weiter vorgedrungen, so können sich auch die Ligurer weit nach Osten und Norden ausgedehnt haben.

Durch die geschichtlich fast allein erkennbaren Wanderungen der Indogermanen sind wir, man kann sagen, fast hypnotisiert, in der nord-südlichen Richtung die einzige Möglichkeit der Ausdehnung zu sehen, während die umgekehrte doch auch möglich ist, wie uns das Beispiel der Römer, der Araber und Türken in hinreichender Deutlichkeit zeigt.

10. Die indogermanische Sprache und ihre Stellung im Kreise der übrigen Sprachen.

Ehe wir uns zu den einzelnen indogermanischen Völkern und ihren Wohnsitzen wenden, dürfte es angebracht sein, einige allgemeine Bemerkungen über das Indogermanische, seinen Bau und sein Verhältnis zu den anderen grossen Sprachgruppen der Welt voraus zu schicken.

Wenn wir einen Blick auf das älteste Denkmal einer indogermanischen Sprache, auf den Rigveda werfen, so muss uns die Fülle der Formen dieses Denkmals billigerweise in Erstaunen setzen. In seinem Formenreichtum aber entspricht der Dialekt der heiligen vedischen Schriften im wesentlichen dem, was wir heute auf Grund unsrer Forschungen der indogermanischen Ursprache zuschreiben dürfen, wenngleich eine gewisse Vermehrung stattgefunden haben kann, und das Indogermanische hat in der Tat über einen Reichtum an Formen verfügt, der noch heute die Bewunderung des Forschers erregt. Man ist daher sehr geneigt gewesen, der Ursprache einen ziemlich hohen Rang in der Entwicklung der menschlichen Sprache überhaupt einzuräumen. Zum Teil beruht diese Ansicht noch auf der älteren Anschauung, die neben der

vorhistorischen Periode der Entwicklung der Sprache eine historische Periode des Verfalles unterschied. Aber wie man dies heute nicht mehr für richtig hält, so darf man auch zweifeln, ob die indogermanische Sprache wirklich jene hohe Stufe eingenommen habe, die die Sprachforscher ihr zuschreiben, und ob nicht eine Sprache wie die englische, die fast jeder Flexion ermangelt, um so viel höher zu stellen ist, als die Höhe der heutigen Kultur die der Indogermanen übertrifft. Sicher ist die Ausdrucksweise der Indogermanen im Vergleich zu der unsrigen ziemlich schwerfällig gewesen. Ob sie gegenüber andern Sprachgruppen der Erde eine höhere Stellung einnimmt, das mögen andere entscheiden. Nur muss man dabei bedenken, dass wir nur zu leicht geneigt sind, ohne weitere Prüfung uns selbst und damit unsere Sprache als Krone der menschlichen Entwicklung anzusehen.

Das Indogermanische ist eine sogen. flektierende Sprache, bei der die Beziehungen der Worte auf einander, die der Redende ausdrücken will, durch Veränderungen am Schluss des Wortes bewirkt werden. Es erscheinen am Ende Elemente, die kein selbständiges Leben mehr führen, sondern die nur die syntaktischen Beziehungen ausdrücken, in denen die Worte zu einander stehen. Griechisch und Lateinisch sowie die heutigen slavischen Sprachen stehen fast noch ganz auf diesem Standpunkt, während Französisch, Englisch, Deutsch und andere die Flexion meistens am Anfang des Wortes haben und die syntaktischen Beziehungen zum Teil durch die Stellung der Worte ausdrücken.

Durch seine Flexion ist das Indogermanische sofort klar und deutlich von den benachbarten nichtindogermanischen Sprachen geschieden. Das Finnische und Ungarische rechnet man zu den agglutinierenden Sprachen, während das Baskische eine ganz besondere Stellung einnimmt. Nur das Semitische ist gleich dem Indogermanischen ausgesprochen flektierend, und dieser Umstand hat die Wissenschaft von Anfang an veranlasst, den Versuch zu unternehmen, eine Verwandtschaft beider Sprachgruppen zu begründen, womit dann zugleich die Lösung der Urheimatsfrage um ein gut Stück gefördert worden wäre. Das Hauptwerk auf diesem Gebiete ist das von F. Delitzsch Studien über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft Leipzig 1873. Auf S. 3—21 ist eine Übersicht über die bisherige Geschichte der Frage gegeben. Aber man muss von der Annahme der Verwandtschaft sagen, sie ist zum mindesten unbewiesen, wenn man

nicht weiter gehen und sie als unmöglich ablehnen will. Das Semitische steht bisher ziemlich isoliert. Es hat zwei Eigentümlichkeiten, die sich sonst nirgends wiederfinden, die Dreilautigkeit der Wurzel und deren Abwandlung durch innere Veränderung, durch Vokalwechsel. Jede semitische Wurzel besteht, wenn man alle formbildenden Elemente abgetrennt hat, aus drei Konsonanten, die dazwischen stehenden Vokale sind wandlungsfähig, und es wechselt mit dem Vokal auch der Bedeutungsinhalt, ganz entsprechend unserm deutschen *binde, band, bund.* Nur ist der Ablaut im Semitischen viel mannigfaltiger als im Deutschen. Er wird sich auch erklären lassen, wie der deutsche Vokalwechsel. Aber dieser hatte ursprünglich keine Bedeutung, hat sie vielmehr erst im Laufe der Zeiten erhalten, nachdem andere Elemente abgefallen waren und dadurch der Vokalwechsel das einzig unterscheidende Moment der Formen geworden war. Sicher ist der indogermanische Ablaut erst verhältnismässig spät durch Einwirkung der Betonung entstanden, der semitische wahrscheinlich ebenfalls, und so können die Erscheinungen in den beiden Sprachgruppen nicht zusammenhängen. Zwischen dem Semitischen und dem Indogermanischen gähnt m. E. vorläufig eine nicht ausgefüllte und nicht ausfüllbare Kluft. Natürlich sind damit auch alle Versuche hinfällig, aus dieser Verwandtschaft einen Schluss auf die Heimat der Indogermanen zu ziehen, wie man im Anfang unsrer Forschung namentlich im Hinblick auf die biblischen Nachrichten getan hat. Ausserdem verlegt man jetzt mehr und mehr die eigentliche Heimat der Semiten nach Arabien, das natürlich von jeder europäischen Urheimat der Indogermanen ausserordentlich weit entfernt ist. Jene Ansicht von der Sprachverwandtschaft des Indogermanischen konnte auch nur aufkommen, solange man die Heimat der Indogermanen in Asien, die der Semiten in den Gebirgsgegenden suchte, die Mesopotamien im Osten begrenzen. Seitdem beide Ansichten als aufgegeben gelten dürfen, wird man die Flexionsfähigkeit beider Sprachen nicht ernstlich mehr heranziehen können.

Noch hinfälliger würde die Vergleichung werden, wenn es sich zeigen liesse, dass die Flexion unsrer Sprachgruppe erst in verhältnismässig junger Zeit aus einem andern Zustand erwachsen ist. Ich bin fest davon überzeugt und habe meine Ansicht Idg. Forsch. 17, 36 kurz begründet. Wir kommen dann auf einen Stand der Dinge, der nur wenige Kasus und den

Unterschied zwischen Nomen und Verbum so gut wie gar nicht kannte.

Seit alter Zeit ist, wie wir gesehen haben, dem indogermanischen der finnisch-ugrische Sprachzweig benachbart gewesen. Wir haben das, was sich über ihre Verwandtschaft sagen lässt, im 8. Kapitel Anm. erörtert und brauchen daher hier nicht weiter darauf einzugehen. Sollte sich die Annahme bestätigen, so wäre dadurch die nordeuropäische Heimat der Indogermanen fast gesichert.

Der kühne Genius Franz Bopps war nicht damit zufrieden, den Zusammenhang unsrer Sprachgruppe erkannt zu haben, sein Blick schweifte weiter. Er hat versucht, die malayischen und die Kaukasussprachen mit dem Indogermanischen zu verknüpfen, Versuche, die vorläufig als gescheitert betrachtet werden müssen.

So werden wir denn heute auf dem Standpunkt beharren müssen, dass die indogermanische Sprache allein steht. Allzu auffallend ist diese Erscheinung nicht, wenn man bedenkt, wie rasch sich die einzelnen indogermanischen Sprachen verändert haben. Besässe man nur die heutigen Dialekte wie Deutsch, Französisch, Russisch, Neupersisch, und noch dazu in einer wirklich lautgemässen Schreibung, so hätte man eine Verwandtschaft dieser Sprachen schwerlich vermuten, jedenfalls nicht wissenschaftlich begründen können. Erst die Aufdeckung von Sprachstadien, die der Trennungszeit nicht so fern liegen und altertümlich sind, namentlich der durchsichtige Bau des Sanskrit hat die Erkenntnis gezeitigt, die der ganzen antiken Welt nicht aufgegangen ist, obgleich ihr ein ausgezeichnetes Sprachmaterial zur Verfügung stand. In wenig mehr als 2000 Jahren haben sich viele Sprachen bis zur Unkenntlichkeit verändert. Da uns nun, abgesehen von den semitischen, chinesischen und ägyptischen, alte Sprachstufen fehlen, so kann es nicht wunder nehmen, dass unser Auge nicht in die Tiefe der Kluft, die jene Sprachen trennt, zu dringen vermag. Ausserdem sind sicher viele Sprachen, namentlich auch in Europa, verklungen, ohne dass wir Kunde von ihnen besitzen, so dass die Glieder, die einst die Verbindung gebildet haben mögen, fehlen.

Es wird nicht unangebracht sein, hier eine kurze Charakteristik der indogermanischen Sprache einzuschalten, von der gesagt ist, dass sie durch ihren wunderbaren Bau, ihren überwältigenden Formenreichtum noch heute die Freude und die Bewunderung

des Forschers ist. Es handelt sich natürlich hier um das Stadium, das wir durch die Vergleichung der verwandten idg. Sprachen unmittelbar erschliessen können. Man kann hier vielleicht einwenden, dass eine derartige Erschliessung sehr unsicher sei, aber das ist sie mit nichten. Es gibt freilich verschiedene Grade der Sicherheit, aber im allgemeinen sind die angesetzten Formen so sicher, wie dass es vor 4000 Jahren Menschen gegeben haben muss, von denen wir abstammen.

Schon auf der ältesten Stufe sind nominale und verbale Ausdrucksweise vollständig geschieden, aber doch nicht so, dass man nicht einstige Beziehungen zwischen ihnen vermuten könnte. Dieser Unterschied zwischen Nomen und Verbum scheint uns selbstverständlich zu sein, aber das ist er nicht. »Es bleibt eine für die allgemeine Entwicklung des Denkens bedeutsame Tatsache«, sagt Wundt in seiner Völkerpsychologie 2, 133, »dass numerisch die weit überwiegende Mehrheit der auf der Erde vorhandenen Sprachen, und darunter immerhin auch solche, die nach andrer Richtung eine nicht zu unterschätzende Ausbildung besitzen, den Gegensatz von Nomen und Verbum nicht oder mindestens nicht in bestimmten Wortformen ausgeprägt hat«.

Beim Verbum wie beim Nomen bildet die Grundlage des Wortes ein Bestandteil, den wir finden, wenn wir die lebenden Worte von allen formenbildenden Elementen befreien. Diese Elemente sind bei beiden Kategorieen ähnlich, so dass auch hier weitergehende Spekulation wohl einstigen Zusammenhang vermuten könnte.

Das Vokalsystem zeigt in der Epoche, die der Trennung der Sprachen unmittelbar vorausging, 5 Grundvokale, *a*, *e*, *i*, *o*, *u*, die kurz und meistens auch lang vorkommen, daneben die diphthongischen Verbindungen der Vokale *ă*, *ĕ*, *ŏ* mit *i* und *u*. Gehen wir einen Schritt weiter, so scheinen in einer etwas ältern Epoche *ĭ* und *ŭ* ganz zu fehlen. In dieser Auffassung zeigt sich der bemerkenswerteste Unterschied zu der einer frühern Zeit, die *a*, *i*, *u* als Grundvokale ansah. Wir finden ferner *r*, *l*, mehrere Nasale wie *m* und *n*, wir treffen Labiale, Dentale, Gutturale, diese, wie es scheint, in mindestens zwei Arten, stimmhafte und stimmlose, aspirierte und unaspirierte Laute. Im Gegensatz zu unserm Lautstand fällt der Mangel von Spiranten *f*, *ch*, *þ* (engl. *th*) auf. Das sind Laute, die die romanischen Dialekte und die slavischen Sprachen zum grossen Teil auch

heute noch nicht kennen, und die ihren Trägern bei der Aussprache bedeutende Schwierigkeiten bereiten. Der Unterschied von stimmhaften und stimmlosen Geräuschlauten, den auch der Sachse und Oberdeutsche nicht kennt, charakterisiert den Lautstand im Gegensatz zum Finnischen, dem er ebenfalls fremd geblieben ist.

Der Mangel der Spiranten hängt höchst wahrscheinlich mit der Betonung zusammen, die stark musikalisch, wenig exspiratorisch war, wie noch heute im Italienischen, in den slavischen Sprachen und im Litauischen.

In der Deklination haben wir drei Numeri, Singular, Dual und Plural, acht Kasus im Singular, sechs im Plural und drei im Dual. Es sind Nom., Akk., Vok., Gen., Dat., Ablativ, Lokativ und Instrumental. Im Plural fiel der Ablativ mit dem Dativ, der Vokativ mit dem Nominativ zusammen, während im Singular der Ablativ nur bei den *o*-Stämmen, der griech.-lat. zweiten Deklination, vom Genitiv formell unterschieden war. Wir finden ferner verschiedene Deklinationsklassen ausgebildet, so dass wir tatsächlich unterschiedene Typen wie im Griechischen und Lateinischen vor uns haben, wenngleich sich die ehemalige Einheit aller Endungen noch sehr wohl erkennen lässt. Die Kasussuffixe sind aber nicht immer auf einen bestimmten Kasus beschränkt, *ai* dient im Singular zur Bezeichnung des Dativs, im Plural zu der des Instrumentals, *m* ist Kennzeichen des Akkusativs und des Instrumentals Singularis sowie des Dat. Plur.

Wir finden ferner ein grammatisches Geschlecht ausgebildet, das nur wenige andere Sprachgruppen kennen, und dessen einstige Entstehung man wohl noch verfolgen kann. Wir haben Adjektive mit zwei Steigerungsformen: Komparativ und Superlativ entsprechen dem Dual und Plural im Nomen und Verbum. Das Adjektivum richtet sich in Geschlecht, Numerus und Kasus nach dem Substantivum, zu dem es gehört. Wir finden Adverbia und zahlreiche Pronomina, deren Flexion manche bemerkenswerte Abweichung von der des Nomens zeigt.

Beim Verbum bestehen ebenfalls drei Numeri und drei Personen, dazu zahlreiche Tempora, Präsens, Perfektum, Aorist, Futurum. Die Tempora dienen aber nicht dazu, die Zeit auszudrücken, die Vergangenheit wurde vielmehr durch ein vorgesetztes Adverbium *e*, das griechische Augment, die Gegenwart durch eine angefügte Partikel *ai*, *i* bezeichnet, während das

Futurum meist kein besonderes Kennzeichen hatte. Die einzelnen sogenannten Tempusstämme drücken Aktionsarten aus, d. h. in ihnen lag angegeben, ob die Handlung des Verbums dauernd oder einmalig, vollendet oder nicht vollendet war.

In der Syntax zeigt sich verhältnismässig grosse Einfachheit, wie wir sie heute noch in der Redeweise des Volkes finden. Nicht einmal Nebensätze sind bis heute sicher nachgewiesen.

Ist dies nun wirklich eine so hohe Entwicklung, wie man früher angenommen hat? Ist das indogermanische Volk schon allein durch seine Sprache als hoch entwickelt charakterisiert? Gewöhnlich antwortet man darauf mit ja, ich glaube, die Antwort muss lauten: nein! Sehen wir uns einmal unsern heutigen Zustand an, fragen wir, wann kann man von einer Sprache behaupten, dass sie besser und hervorragender als eine andre sei?

Die Sprache soll ausdrücken, was wir denken, was wir sagen wollen, und jedenfalls dürfte die Sprache die beste sein, die mit dem wenigsten Kraftaufwand ihre Aufgabe vollendet, die anderseits den Hörer sofort verstehen lässt, welche Beziehungen der Sprecher ausdrücken will. Unsere Flexion, weniger im Deutschen, als ausgebildeter im Englischen und Französischen, ist jetzt, eine Anfangsflexion geworden. Während wir sagen *die Frau*, *der Frau* und damit gleich beim Beginn die Beziehung andeuten, in der das betreffende Wort steht, sagte der Indogermane *Frau die*, *Frau der*. Gerade bei den durchgebildetsten Sprachen unseres Kontinents in den alten Kulturländern England und Frankreich ist diese Art der Flexion, die grössere Überlegung voraussetzt, viel mehr ausgebildet, als im Osten bei den Slaven, die wie in der Kultur, so auch in ihrer Sprache den alten Zeiten näher stehen. Das ist eins. Ein andres ist der Verlust des Duals. Man kann nicht behaupten, dass wir den Dual entbehren. Auch die Zweiheit ist für uns im Gegensatz zur Einheit eine Mehrheit. Der Gebrauch des Duals ist also kein Vorzug, sondern ein Überfluss, was auch durch Betrachtung noch primitiverer Volkssprachen sicher gestellt wird, denn da finden wir auch eine Dreizahl besonders bezeichnet, aber keinen Plural. Dem einfachen Geist ist die Abstraktion einer Vielheit noch nicht eingegangen, er klebt vielmehr immer an den einzelnen Dingen. In der Tat haben fast alle Sprachen den Dual aufgegeben, ich kenne ihn im lebendigen Gebrauch nur noch bei den Slovenen. Ich will nichts gegen dieses Volk sagen, das jetzt sogar slovenische

Gymnasien bekommen hat, für den Sprachforscher ist es eine Freude, den Dual noch anzutreffen, aber sprachhistorisch bedeutet seine Bewahrung ein Zurückbleiben. Mit dem Dual bei Nomen und Verbum steht der Komparativ auf einer Linie: er hat sich bei uns länger gehalten, aber nötig ist auch er nicht. Denn ich kann mich völlig verständlich machen, wenn ich sage: von diesen beiden Menschen ist jener der grösste. Dies ist ebenso deutlich wie der grössere u. s. w. Ebenso ist die Kongruenz des Adjektivums in *homines sunt boni, hominum bonorum* überflüssig, weitschweifig und daher kein Zeichen von besonders hoher Entwicklung.

Über alle diese wichtigen Fragen findet man in den Büchern von Ph. Wegener: Aus dem Leben der Sprache und dem von Jespersen: Progress in Language (Fortschritt in der Sprache) ausführlichere Auskunft. Unser Urteil können wir dahin zusammenfassen: die indogermanische Sprache entspricht in ihrem Bau den immerhin noch einfachen Kultur- und Geisteszuständen des indogermanischen Volkes, sie ist nicht der Höhepunkt einer Entwicklung, von dem die Sprachen herabgesunken sind, sondern wir können vielmehr seit dem Anfang in der Entwicklung der indogermanischen Sprachen einen stetigen Kultur- und Geistesfortschritt verfolgen. Wohin die Sprachen am Ende gelangen, ist nicht zu sagen, aber das Englische, die am meisten abgeschliffene, aber auch am besten durchgebildete Sprache, steht heute in seinem Bau dem Chinesischen näher als dem Indogermanischen. Jene Sprache aber befindet sich nicht am Anfang, sondern am Ende einer unendlich langen Entwicklungsreihe.

11. Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen.

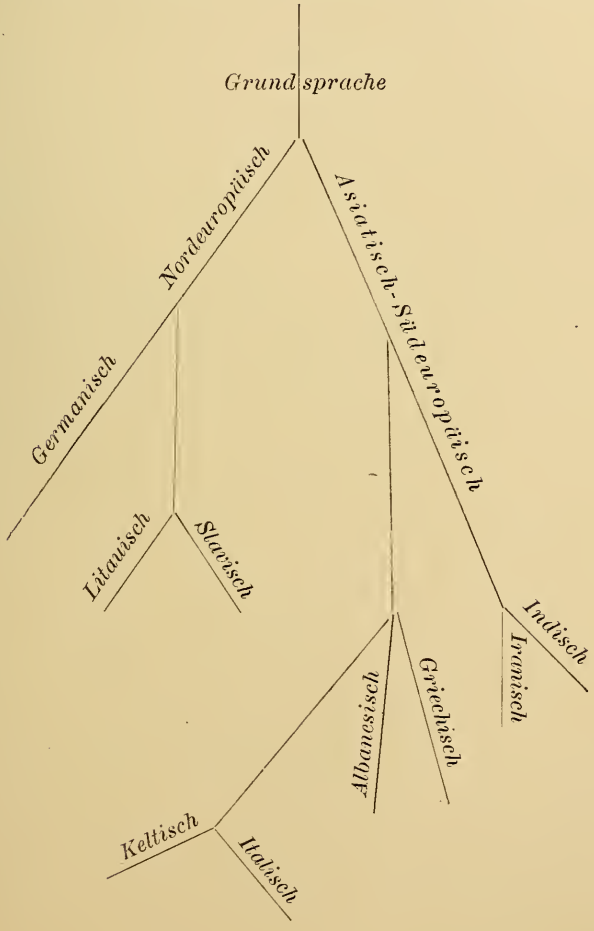
Über die Herkunft und die Wanderungen der im ersten Teile betrachteten Sprachstämme sind wir schlecht unterrichtet, weil uns, um eine genauere Kenntnis zu gewinnen, das beste Mittel fehlt, die Sprache. So blitzt denn nur hier und da ein Funke in dem dichten Dunkel der alten Zeiten auf. Die Indogermanen können wir dagegen in ganz andrer Weise auf ihren Zügen begleiten und auch die Frage nach ihrer Urheimat ist nicht so unaufgeklärt, wie man früher dachte.

Ein gewisses Hilfsmittel, um die Wanderungen der Stämme kennen zu lernen und die Urheimat zu gewinnen, bietet uns schon die Untersuchung, ob gewisse indogermanische Sprachen näher untereinander als mit andern verwandt sind. Diese Frage, die viel besprochen ist und mehr als eine Bedeutung hat, ist gerade für unser Problem von besonderer Wichtigkeit. Es ist deshalb durchaus nötig, des nähern auf sie einzugehen.

Die indogermanische Grundsprache hat sich in eine Reihe grosser Sprachzweige geteilt, deren jeder schon beim Beginn unsrer Kenntnis mit so eigentümlichen Zügen ausgestattet ist, dass er scharf von den übrigen zu sondern ist. Jeder dieser Sprachzweige zerfällt wieder in eine Anzahl von Dialekten, bei denen sich durch eine übereinstimmende Reihe von Eigentümlichkeiten die Herkunft aus einem Grundtypus erweisen lässt. Wir sind weder bei einem germanischen Dialekt darüber in Zweifel, dass er germanisch ist, noch bei einem slavischen, dass er zu dem grossen Stamm der Slavinen gehört, und das ist für die geschichtliche Auffassung von grosser Bedeutung, insofern diese später weit verbreiteten Dialekte einmal auf engem Raum vereinigt gewesen sein müssen, da nur in einer engen Verkehrsgemeinschaft die Herausbildung gleicher Eigentümlichkeiten denkbar ist. Bei diesem günstigen Stand der Dinge, wie er bei den einzelnen Gruppen vorhanden ist, durfte man die Frage aufwerfen, ob nicht auch von den grossen indogermanischen Sprachfamilien einige in gewisse, enger verwandte Gruppen zusammenzufassen seien. Es ist doch sehr wohl denkbar, dass, nachdem sich einige Zweige des Indogermanischen von dem Grundstock losgelöst haben, die andern noch länger zusammengeblieben sind, oder dass sich eine Gruppe, die ausgewandert war, später, aber noch in vorgeschichtlicher Zeit, nochmals spaltete. Dieser Gedanke musste sich namentlich aufdrängen, so lange man eine Einwanderung der Indogermanen aus Asien annahm. Denn es war ja schliesslich wenig wahrscheinlich, dass eine einzige Wanderung die Indogermanen mit einem Male sollte in ihre historischen Sitze gebracht haben. Man nahm daher eine wiederholte Wanderung einzelner Stämme nach Europa an. In der Tat finden wir des öftern gewisse zwei oder mehreren Gruppen angehörige Eigentümlichkeiten: auf Grund derartiger Übereinstimmungen ist man zu der Ansetzung von Stammbäumen der Sprachen geschritten, um zugleich die eigentümlichen Sprach-

verhältnisse wie die geographische Lage der Stämme zu erklären.

Auf Grund seines Wissens nahm daher Schleicher im Jahre 1861 an, die Ursprache habe sich zunächst in zwei Stämme gespalten, das Germanisch-Litau-Slavische auf der einen, die übrigen auf der andern Seite. Daraus seien dann später weitere Unterabteilungen entstanden, die schliesslich in die historischen Gruppen zerfielen, wie beifolgender Stammbaum zeigt.



Von andrer Seite sind andere Versuche gemacht, in der alle möglichen Gruppierungen vorkommen. Eine Zeitlang hat

man auch die naheliegende Teilung in Europäer und Asiaten befürwortet, aber auch diese hat sich als unhaltbar herausgestellt. Der Schleichersche Stammbaum ist historisch so zu verstehen, dass sich ein Schwarm Indogermanen von dem Muttervolk in Asien losgelöst habe, der sich nach der Einwanderung in Europa in Germanen und Litu-Slaven spaltete. Später muss dann ein neuer Vorstoss nach Europa stattgefunden haben, es trennten sich die letzten Europäer von den Asiaten. Diese teilten sich wieder in drei Gruppen, aus denen die Albanesen und Griechen unmittelbar hervorgingen, während Kelten und Italiken wiederum noch einige Zeit zusammenblieben.

Für jede der verschiedenen aufgestellten Ansichten liessen sich einige Punkte geltend machen, aber sie bewiesen nicht so viel, dass man zu einer Einigung der Ansichten gekommen wäre. Daher musste sich notgedrungen ein Zweifel einstellen, ob auf dem eingeschlagenen Wege überhaupt etwas zu erreichen sei. Es war eine Zeit gekommen, in der man mit beachtenswerten Gründen eigentlich die Verwandtschaft von je zwei Nachbarsprachen behauptet hatte. Das Griechische sollte mit dem Indischen und Italischen, dieses wieder mit dem Keltischen, das Keltische mit dem Germanischen in engern Beziehungen stehen, also eine Zeitlang mit diesen Sprachgruppen vereinigt gewesen sein. Das Germanische konnte seinerseits nicht vom Baltisch-Slavischen und dies wieder nicht vom Indisch-Iranischen losgerissen werden, so dass wir eigentlich eine geschlossene Kette vor uns hätten, in der je zwei Glieder ineinander greifen. Auf Grund dieser Tatsachen stellte Joh. Schmidt eine neue Ansicht auf, die sich seitdem ziemlichen Ansehens erfreut. Es ist dies die sogenannte »Wellentheorie«, deren wesentlicher Inhalt der ist: es gibt nirgends eine Spaltung, sondern überall nur »kontinuierliche Vermittlung innerhalb eines Sprachgebietes«. »Wollen wir nun«, so sagt J. Schmidt S. 27, »die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprache in einem Bilde darstellen, welches die Entstehung ihrer Verschiedenheiten veranschaulicht, so müssen wir die Idee des Stammbaumes gänzlich aufgeben. Ich möchte an seine Stelle das Bild der Welle setzen, welche sich in konzentrischen mit der Entfernung vom Mittelpunkte immer schwächer werdenden Ringen ausbreitet. . . . Mir scheint auch das Bild einer schiefen vom Sanskrit zum Keltischen in ununterbrochener Linie geneigten Ebene nicht unpassend. Sprachgrenzen innerhalb

dieses Gebietes gab es ursprünglich nicht, zwei von einander beliebig weit entfernte Dialekte desselben *A* und *X* waren durch kontinuierliche Varietäten *B*, *C*, *D* u. s. w. miteinander vermittelt . . .«. Erst dadurch, dass einzelne Glieder *C*, *D*, *E* ausgewandert oder vernichtet sind, konnten Sprachgrenzen entstehen, da ja in einem solchen Fall die Varietät *B* nunmehr an *F* angrenzte. Bildlich lässt sich die Schmidtsche Wellentheorie durch eine Reihe sich schneidender Kreise darstellen, wobei die gemeinsamen Kreissegmente die gemeinsamen Eigentümlichkeiten der Sprache darstellen, wie die folgende Zeichnung lehrt.

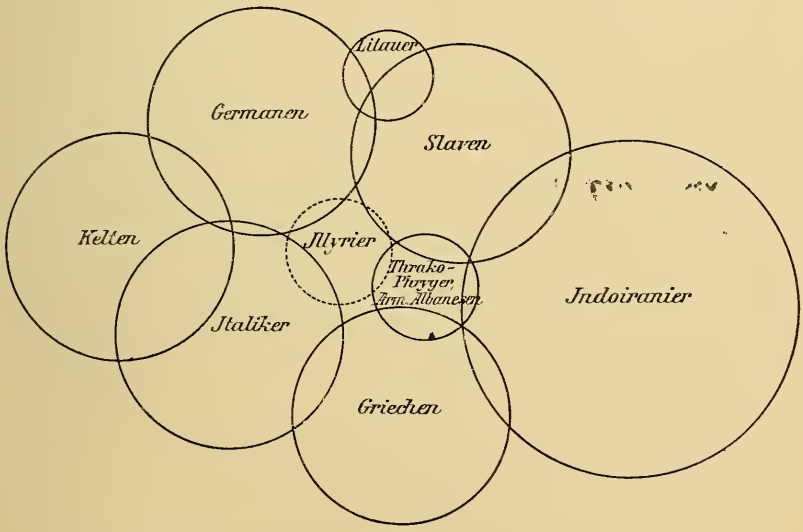


Fig. 2. Die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen.

Ist diese Hypothese, die man genauer in der kleinen Schrift selbst nachlesen möge, richtig, so hätten wir keine Möglichkeit, etwas über die Wanderungen der Indogermanen zu erfahren, wohl aber würde es sich mit ihrer Hilfe ermitteln lassen, welche Nachbarn die spätern Einzelvölker in der Urheimat gehabt hätten. Und es ergäbe sich dann klar und deutlich, dass die Lagerungsverhältnisse nicht so wesentlich verschoben sind. Es ist schon von andrer Seite hervorgehoben, wie gerade die Schmidtsche Wellentheorie stark für die europäische Urheimat zeugt, denn, wenn wir die Italiker und Griechen, wie es ganz sicher ist, aus Mitteleuropa kommen lassen, so schliesst sich hier

in der Tat Glied an Glied, Griechen, Italiker, Kelten, Germanen, Litauer, Slaven bilden dann sofort eine kontinuierliche Kette, in der eben nur ein Glied fehlt, das Indo-iranische, das zwischen Slavisch und Griechisch in der Mitte steht. Es ist dann aber viel wahrscheinlicher, dass sich dies eine Glied losgerissen hat, während die andern den Ursitzen näher oder ganz in ihnen geblieben sind, als das umgekehrte. Was Joh. Schmidt*) vorgebracht hat, um diesen Punkt zu entkräften, hat allgemein keinen Eindruck gemacht.

Es hat indessen von allem Anfang an nicht an Widerspruch gegen diese geistreiche Hypothese gefehlt, die zwar an und für sich möglich ist, aber mit den historischen Tatsachen schwer vereinbar bleibt. Die Annahme engerer Berührung zweier Sprachgruppen gründet sich auch bei Schmidt nur auf verhältnismässig unbedeutende Momente, neben anderm mit auf den Wortschatz und seine Übereinstimmungen. Die Beweiskraft dieses Punktes wird mehr und mehr bestritten. An und für sich ist Schmidts Annahme nur möglich, wenn sich die Indogermanen auf leerem Gebiet über grosse Räume ungehindert hätten ausbreiten können. Dass aber Europa auch vor der Wanderung indogermanischer Stämme bewohnt war, geht aus dem Vorhandensein anderer Sprachstämme und aus den Funden deutlich hervor. In diesem Falle wird man aber schwerlich an eine friedliche, allmähliche Ausbreitung unsres Volkes denken können, sondern man wird annehmen müssen, dass sich von Zeit zu Zeit einzelne Schwärme von dem grossen Körper losgelöst haben, die in kühnem Ansturm weit vordrangen, mit den Waffen in der Hand die Urbewohner unterwarfen, eine neue Herrschaft gründeten oder selbst zugrunde gingen. Das ist das Bild, das in historischen Zeiten alle Völker bieten, die Griechen, die Kelten und die Germanen. Tatsächlich sind auch die meisten indogermanischen Sprachgruppen von einander getrennt. Zwischen Indern und Griechen liegt vom Beginn der historischen Zeit eine Kluft, die durch stammfremde Völker ausgefüllt wird. Griechen und Italiker sitzen völlig isoliert in ihren Halbinseln. Kelten und Italiker kommen erst in historischer Zeit in Berührung, nur zwischen Kelten und Germanen scheint die Verbindung nie abgerissen gewesen zu sein. Aber

*) Joh. Schmidt, Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlensystem; Ausland 1891 Nr. 27.

auch hier kann der Schein täuschen, da unsere Zeugnisse nicht weiter als in das vierte Jahrhundert v. Chr. zurückgehen. Germanen und Slaven sind sicher erst später wieder in Berührung gekommen, nachdem sie getrennt waren, und ebenso ist die Verbindung zwischen Slaven und Ariern gestört gewesen, bis sarmatische Schwärme den Draht wieder anknüpften.

Die Wellentheorie ist also im Hinblick auf die historischen Tatsachen wenig glaublich, sie ermöglicht uns nur, soweit sie zu Recht besteht, die ursprüngliche Lageverhältnisse der indogermanischen Sprachen einigermassen zu bestimmen. Die neuere Forschung hat uns aber doch wieder zu der Idee der Völkertrennung zurückgeführt, indem sie uns lehrt, dass eine grosse Dialektspaltung schon durch die indogermanische Ursprache hindurchging. Wo nämlich im Lateinischen ein *k* gesprochen wird, da findet sich im Indischen ein *ç* (d. h. ein Zischlaut), und wo im Lateinischen ein *qu* steht, treffen wir im Indischen ein *k*. Nach diesem Verhalten der Sprachen hat v. Bradke die Ausdrücke *centum-* (sprich *kentum*) und *satem-*Sprachen geprägt, indem er die Form des Zahlwortes 100 im Lateinischen und Iranischen zugrunde legte. Wir können dafür auch West- und Ostindogermanen sagen, indem die betreffenden Sprachen auf den Westen und den Osten des indogermanischen Sprachgebietes verteilt sind. Zu jenen gehören die Griechen, die Italiker, die Kelten und die Germanen, zu jenen die Litauer und Slaven, die Albanesen, die Armenier und schliesslich die Indoiranier, die eigentlichen Arier. Das Zahlwort 10 lautet folgendermassen in seiner verschiedenen Gestalt: gr. *δέκα*, lat. *decem*, air. *deich*, got. *taihun*, aber lit. *dẽšimt*, abg. *desętь*, arm. *tasn*, ac. *daça*. Man sieht, die Unterscheidung geht durch, und wir können in diesem Falle wirklich eine scharfe Dialektgrenze ziehen, da alle Ostindogermanen die gleiche lautliche Veränderung vollzogen haben. Zwar braucht trotz einer solchen Eigentümlichkeit der Zusammenhang der Dialekte nicht aufgehoben gewesen zu sein, aber nach der neuern Forschung ist diese Verschiedenheit sehr alt und je älter sie ist, um so grösser wird die Wahrscheinlichkeit, dass die Dialekte auch in anderen Beziehungen getrennt waren.

Wirft man einen Blick auf die kleine Karte in Sieglins Schulatlas, so wird man erkennen, dass diese Teilung auch geographisch zu Recht besteht. So bedeutend auch die Wanderungen

der Indogermanen gewesen sind, eine wesentliche Verschiebung des alten Verhältnisses hat nicht stattgefunden.

Wenn diese verschiedene Behandlung der Gutturale auch sonst von keiner grossen Wichtigkeit wäre, so ist sie doch um dessentwillen bedeutungsvoll, weil sie uns ermöglicht, die weniger bekannten Sprachen sofort einzuordnen, denn einige Worte mit *k* oder k^w sind in Eigennamen oder Glossen gewöhnlich überliefert, so dass wir nach dieser Richtung selten im Zweifel sind. Aber diese dialektische Verschiedenheit hat eine bei weitem grössere Bedeutung, denn es zeigt sich nicht nur, dass die beiden Gruppen geographisch enger zusammenhängen, sondern es scheint sich hier wirklich um eine frühzeitige Trennung zu handeln. Zunächst kann man allerdings nur behaupten, dass die *satem*-Sprachen längere Zeit eine besondere Einheit gebildet haben müssen, denn es ist jetzt wohl ziemlich allgemein anerkannt, dass wir es bei der Verschiedenheit der Gutturale mit einem Übergang von *k* in einem Zischlaut und von *qu* in *k* zu tun haben. Es wäre damit also noch nicht erwiesen, dass die *centum*-Sprachen irgendwie enger verbunden gewesen wären. Aber dies wird dadurch wahrscheinlich, dass die vier Sprachen, die wir von dieser Gruppe genauer kennen, untereinander sehr starke Berührungspunkte aufweisen. Zunächst tritt die Verwandtschaft zwischen Keltisch und Italisch, wie wir weiter unten sehen werden, immer stärker hervor. Anderseits zeigt aber das Italische im Wortschatz und in der Formenbildung bemerkenswerte Übereinstimmungen mit dem Germanischen, auf die ich die Aufmerksamkeit erneut gelenkt habe, und ebenso habe ich betont, dass wir zwar kein Recht haben, von einer gräko-italischen Ursprache zu reden, dass aber das Griechische zu keiner andern Sprache derartige Beziehungen zeigt wie zu dem Italischen. Die sprachlichen Tatsachen, die uns auf dem Gebiet der *centum*-Sprachen entgegentreten, lassen sich nun allerdings nur mit Hilfe der Schmidtschen Wellentheorie einwandsfrei erklären; wir gelangen dann für diese Gruppe zu der Lagerung der Stämme in der Urheimat, die auf der Abbildung S. 93 veranschaulicht ist.

Im Sinne der Stammbaumtheorie könnte man nur eine Teilung in Germanen, Kelto-Italiker und Griechen befürworten.

Man wird aber fragen, ob nicht derartige Berührungspunkte, wie sie zwischen diesen Sprachen bestehen, auch zwischen ihnen und ihren östlichen Nachbarn vorhanden sind. Zu den Haupt-

sätzen der ältern Forschung gehörte die Annahme eines engern Zusammenhanges zwischen Germanisch und Litu-Slavisch. Aber einer der besten Kenner der beiden Sprachgruppen, Leskien, kam schon 1876 zu dem Ergebnis, dass sich in der Deklination mit Ausnahme eines Punktes keine Berührungen ergäben. Und diese eine Säule — es handelt sich um die Bildung des Dativs pluralis mit einem *m*-Suffix — ist auch dahingesunken, denn wir haben es hierin mit einem Erbstück zu tun, dem gegenüber die andern Sprachen unursprüngliches bieten. Im Verbum sind die Unterschiede so gross als möglich, denn das Slavische hat das alte Perfektum, das Germanische aber den alten *s*-Aorist aufgegeben. Der Ausbildung des Ablauts im Germanischen steht im Slavischen etwas ganz anderes gegenüber, die Verwendung des zweiten Stammes als Tempusstamm. Nur im Wortschatz scheinen sich allerdings bemerkenswerte Berührungspunkte zu ergeben. Aber auch sie täuschen, denn wir können es zum guten Teil hier mit Lehnwörtern des Slavischen aus dem Germanischen zu tun haben. Aus Grund meiner Kenntnis der beiden Sprachen kann ich mit voller Überzeugung die Ansicht vertreten, dass zwischen diesen beiden Gruppen keine nennenswerten Berührungspunkte bestehen. Daraus darf man mit einiger Sicherheit schliessen, dass sie ursprünglich nicht nebeneinander gesessen haben, sondern durch andere Völker getrennt waren. Allerdings kennen wir keines, das wir hier mit Sicherheit einschieben könnten. Wenn wir nicht das Illyrische dahin setzen wollen, dessen dürftige Sprachquellen kein Urteil erlauben, so wird es eine jener andern Sprachen gewesen sein, die im Laufe der Zeit ausgestorben sind.

Die Gründe, die man für eine nähere Verwandtschaft des Indischen mit dem Griechischen angeführt hat, sind mit der Zeit immer unhaltbarer geworden, und man kann heute kaum noch etwas davon aufrecht erhalten. Manche Übereinstimmungen beruhen zweifellos darauf, dass uns beide Sprachen schon in sehr früher Zeit überliefert sind.

Kretschmer hat noch versucht, das Phrygisch-Thrakische als Mittelglied zwischen Indisch und Griechisch nachzuweisen, aber unsere Kenntnis dieser Sprachgruppe ist zu dürftig, als dass wir irgend etwas mit ihr anfangen könnten. So besteht also tatsächlich zwischen den beiden Gruppen eine Grenze, während die *satem*-Sprachen ebenso eng verknüpft zu sein scheinen,

wie die *centum*-Sprachen. Wie ein Blick auf die Karte lehrt, haben sich die Westindogermanen nach Westen, die Ostindogermanen nach Osten ausgedehnt. Die Urheimat wird man jedenfalls da suchen dürfen, wo die grösste Masse der Sprachgemeinschaft sitzt.

Neben dieser grossen Dialektspaltung können wir allerdings noch einige kleinere Gruppen erkennen. Das Indische gehört mit dem Iranischen auf das engste zusammen, so dass wir dasArische nur als ein Glied des grossen Sprachstammes ansehen können. Ähnlich, wenn auch nicht so eng, sind Litauisch und Slavisch, noch loser, aber doch deutlich erkennbar Keltisch und Italisch verbunden, wie wir weiter unten sehen werden.

Wenn man weiter fragt, auf welchem Wege die besonderen deutlich charakterisierten Gruppen der indogermanischen Sprachen entstanden sind, so kann es hierauf nur eine Antwort geben. Alle indogermanischen Stämme sind auf ihren Wanderungen mit andern Sprachgruppen in Berührung gekommen. Sie fanden in den neu eroberten Gebieten bereits eine Bevölkerung vor. Bei der Übertragung des Indogermanischen auf diese musste sich ebenso wie bei der der romanischen Sprachen auf die einheimischen Dialekte eine Sprachmischung ergeben, der wir den besondern Charakter jeder einzelnen indogermanischen Sprache mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zuschreiben können.

Ähnlich wie die Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen hat die Frage nach dem Verhältnis der Dialekte einer Sprache zu einander eine ganz hervorragende geschichtliche Bedeutung. Überall wo scharfe Dialektgrenzen bestehen, müssen entweder Stämme ausgewandert sein, die ursprünglich die Vermittlung bildeten, oder der eine Sprachstamm ist nachgerückt und ist so zum Nachbar des andern geworden. Wir dürfen daher nicht nur feststellen, wie es die Sprachwissenschaft tut, in was für Dialekte eine Sprache zerfällt, sondern wir müssen auch untersuchen, wie diese Teilung geschichtlich zu verstehen ist.

Nach diesen Vorbemerkungen wenden wir uns dazu, zunächst die einzelnen indogermanischen Stämme auf ihren Wanderungen zu begleiten und in ihrer Ausdehnung zu verfolgen.

12. Die Indoiranier.

Von den beiden Stämmen, den Indoiraniern und Armeniern, die Europa verlassen haben und nach Asien gewandert sind, ist der erstere bei weitem der bedeutendere. Wenn auch das Indische mancherlei von dem Ruhm, die altertümlichste indogermanische Sprache zu sein, eingebüsst hat, so bleibt es doch noch immer eine der wichtigsten Sprachen, wenn es sich darum handelt, die Ursprache zu erschliessen, und die erstaunliche Arbeit der indischen Grammatiker hat jedenfalls der Sprachwissenschaft die Wege ausserordentlich geebnet.

Es unterliegt heute keinem Zweifel mehr, dass wir in Indisch und Iranisch nicht zwei besondere Sprachen vor uns haben, sondern dass sie nur die nahverwandten Dialekte eines einzigen grossen Sprachzweiges sind. Das erweisen die zahlreichen gleichen Veränderungen, die die beiden Sprachen gegenüber der Ursprache vollzogen haben, das beweist die ausserordentliche Ähnlichkeit des ältesten Indischen und Iranischen, die so gross ist, dass man manchmal Verse des Indischen mit denselben Worten im Iranischen ausdrücken kann.

Wir haben es also mit der Einwanderung nur eines grossen Stammes in die iranischen Länder zu tun, der sich selbst arisch nannte und der in Indisch und Iranisch zerfiel. So bedeutend das Indische auch für die allgemeine Kulturentwicklung der ostasiatischen Menschheit geworden ist, an geschichtlicher Bedeutung übertreffen die Iranier entschieden die Inder. Da die Iranier in Iran, die Inder in Indien sitzen, und es als ganz sicher gelten kann, dass die Inder in Indien eingewandert sind, so ist die Spaltung der Dialekte, die im Laufe der Zeiten zu immer grösserer Abweichung führte, durch eine Wanderung, durch die sich die Inder von dem gemeinsamen Grundstück loslösten, herbeigeführt worden. Wir behandeln zuerst das Indische.

A. Die Inder.

Das älteste Denkmal der indischen Sprache liegt in den vedischen Schriften vor, von denen wiederum die Hymnen des Rigveda die übrigen Veden an Altertümlichkeit überragen. Die Sprache dieser Texte, das Vedische, weicht in verschiedenen Punkten von der spätern Sprache, dem klassischen Sanskrit ab. Aber es unterscheidet sich nicht nur durch eine höhere Alter-

tümlichkeit, eine grössere Formenfülle, sondern es steht auch fest, dass das Sanskrit nicht unmittelbar aus dem Vedischen geflossen ist, so dass also in alter Zeit noch ein oder mehrere andere Dialekte neben dem Vedischen bestanden haben müssen. Aus welcher Zeit diese Hymnen stammen, lässt sich trotz allen aufgewandten Scharfsinnes kaum bestimmen. Da uns in der indischen Chronologie feste Daten erst aus verhältnismässig später Zeit erhalten sind, so erschliesst man das Alter der frühern Literaturen nur aus der Aufeinanderfolge der Schriften. Da zur Ausbildung einer Literatur und philosophischer Systeme eine gewisse Zeit gehört, so geht man vom Beginn des Buddhismus um 600 v. Chr. 4—6 Jahrhunderte zurück. Auf diesem Wege kann man freilich keine absolute Sicherheit erreichen, weil wir kein Zeitmass besitzen, nachdem sich eine Literatur entwickeln muss. Man bedenke nur, welche Fortschritte sich bei uns von 1750—1850 vollzogen haben. Ausserdem brauchen die alten Dichtungen und philosophischen Systeme nicht alle aufeinander gefolgt zu sein, sondern sie können sich auch nebeneinander entwickelt haben. Bei dieser Sachlage wäre es sehr erfreulich, wenn wir auf Grund sicherer Argumente, die Jacobi in astronomischen Daten suchte, die Zeit des Rigveda bestimmen könnten. Aber seine Annahme, die uns in das Jahr 2800 v. Chr. zurückführt, hat allgemeinen Widerspruch gefunden und sie lässt sich so wenig mit den übrigen Daten der Wanderung indogermanischer Völker in Einklang bringen, dass wir sie schon aus diesem Grunde ablehnen müssen.

Dagegen vermögen wir aus den vedischen Hymnen den Ort erkennen, wo sie gedichtet sind. Der Wohnsitz der Sänger und des Volkes war das Land des Indus und der fünf Ströme, des Pendschab. Wir sehen die Inder hier erst ankommen, und der Weg, der sie nach Indien aus Iran geführt hat, ist einerseits wohl der Kabulpass gewesen, der von jeher die Verbindung zwischen den beiden Ländern bewirkte. Sie konnten anderseits auch nicht allzu schwer über Tschitral und Gilgit an den Indus und in das herrliche Kaschmir nach dem obern Pendschab vordringen. Gewöhnlich lässt man sie von Nordwesten kommen, weil man annimmt, dass die Indoiranier längere Zeit im Oxustal gesessen hätten. Ich halte diese Voraussetzung durchaus nicht mehr für begründet, wie wir weiter unten sehen werden.

Sehr wahrscheinlich rückten schon zur Zeit des Veda arische Völkerschwärme in fortwährenden Kämpfen in das Tal des *Gangā*

(Ganges) vor, wo sich dann das eigentliche indische Leben abgespielt hat. Hier entwickelte sich die klassische Sanskritsprache, die gar bald aus einem lebenden Idiom eine Gelehrtensprache wurde. Im einzelnen ist die Eroberung Indiens nicht genau zu erkennen, weil uns fast alle historischen Nachrichten fehlen, und wir auf dürftige Rückschlüsse aus der Literatur angewiesen sind. Sicherlich werden die Inder schon in früher Zeit kein einheitliches Volk mehr gebildet haben, sondern in verschiedenen Schwärmen nacheinander in Indien eingebrochen sein. Das lehren historische Parallelen. Diesem Problem kann hier nicht weiter nachgegangen werden, und ich verweise auf die eingehende Darstellung von Oldenberg Buddha S. 9 und 399 ff.

Neben dem Sanskrit stehen dann die mittelindischen Dialekte, die wir unter dem Namen Prakrit zusammenfassen. Ein andrer, im Westen entstandener Dialekt ist das Pali, die Sprache, in der die buddhistischen Schriften abgefasst sind. Über dessen eigentümlichen Charakter hat O. Franke, Kuhns Zeitschrift 34, 413 ff., Untersuchungen angestellt. Er führt sämtliche Lautveränderungen des Pali auf das Bestreben nach Bequemlichkeit zurück. Man wird seinen Auseinandersetzungen gewiss beistimmend folgen, aber das eine hat er uns nicht gesagt, weshalb gerade in dem Palidialekt das Streben nach Bequemlichkeit so stark zum Ausdruck gekommen ist. Naturgemäss sind Völker, die eine Sprache neu erlernen, mehr als alle andern geneigt, sich fremde Lautverbindungen mundgerecht zu machen, und so kann man sehr wohl annehmen, dass bei der Entstehung des Pali und auch des Prakrit die Übertragung der Sprache der Eroberer auf eine Urbevölkerung einen Hauptanteil gehabt hat. Da sich nun die eingewanderten Indogermanen in Indien sofort kastenartig gliederten und von den Urbewohnern abschlossen, so ist die Entstehung von Doppelsprachen, wie wir dies oben erörtert haben, fast von selbst gegeben. In Indien hat sich dieser Stand der Dinge, bedingt durch besondere Verhältnisse, bis auf die Gegenwart erhalten.

Das Gebiet, das die einwandernden Inder zuerst besetzten, war wie auch die geographischen Tatsachen lehren, nicht allzu dicht bevölkert, und ihnen daher verhältnismässig leicht zugänglich. »Die nordwestlichen Ebenen einschliesslich des Indusstromgebietes«, sagt Kiepert in seinem Lehrbuch der alten Geographie S. 33, »leiden geradezu an Regenmangel, da sie ausserhalb des Bereiches

des Monsum liegen. In diesem Teile Indiens, von der die Wasserscheide der beiden grossen Stromgebiete bezeichnenden flachen Bodenanschwellung an, ist daher die vorherrschende Naturform, Steppe mit tonigem, zuweilen sandigem und salzhaltigem Boden, nur nach dem Winterregen auf kurze Zeit mit Vegetation bedeckt, unterbrochen durch einzelne bewässerte Oasen; weiterhin völlige Wüste. . . . Noch der nördlichste Teil der Ebene, durchflossen von den fünf östlichen Zuflüssen des Indus ist bis auf das Fruchtland am Fusse des Gebirges und in der unmittelbaren Nachbarschaft der Flüsse fast durchaus Steppe mit wechselndem Weideboden, daher hier von ältester Zeit bis heut Nomadenleben nebst Ackerbau.

»Die Osthälfte des nordindischen Tieflandes dagegen, oder das Gebiet des mächtigeren der beiden Riesenströme des Ganges mit seinen viel zahlreicheren Zuflüssen zeigt überall einen durch das Flussalluvium selbst gebildeten, an Mächtigkeit nach abwärts immer zunehmenden Humusboden von ausserordentlicher Fruchtbarkeit, vermag daher eine das Maximum sonstiger Bevölkerung der Tropenzone an Dichtigkeit weit übertreffende Bevölkerung (in der Gegenwart auf $^1/_5$ des Areals von ganz Vorderindien fast $^2/_3$ der gesamten Volkszahl desselben), besonders durch die Leichtigkeit der Produktion des allgemeinsten Nahrungsmittels, des Reises, zu ernähren.

»Im Gangestal haben also die Arier jedenfalls eine stärkere einheimische, dunkelfarbige Bevölkerung angetroffen und deshalb musste auch die Sprache stärker verändert werden. »Ein Rest dieses alten Volkes, von den Indern *Çūdra* genannt, hat sich in einem Bruchteil erhalten, der noch heute nördlich vom arischen Sprachgebiet in dem nur 4—6 deutsche Meilen breiten, aber längs des ganzen Südfusses des Himalaja (also auf 150 d. M.) ausgedehnten Gürtel von Sumpfwäldern wohnt mit Dialekten, die auch nach mehrtausendjähriger Trennung noch die nahe Verwandtschaft mit der südlichen dekhanischen Urbevölkerung verraten.« Die einstige Ausdehnung des Indischen ist ausserordentlich gross gewesen. Nach Ceylon, den Sundainseln, Borneo, Java u. s. w. und bis zu den Philippinen, nach Hinterindien und Zentralasien ist das Indische gedrungen, vielleicht weniger durch kriegerische als durch kulturelle Eroberungen.

Heute ist der indogermanische Dialekt des Indischen hauptsächlich über Nordindien verbreitet und wird im ganzen von

nahezu 100 Millionen Menschen gesprochen, von Menschen, die ihrer Abstammung nach entschieden zum Teil der Urbevölkerung angehören. Doch lassen sich die eingewanderten Arier immerhin noch erkennen. »Die weisse Rasse in Indien«, sagt E. Schmidt in Helmolts Weltgeschichte 2, 345, »unterscheidet sich von der dunkeln namentlich durch ihre geringe Pigmentierung; sie überschreitet in ihren reinblütigen Vertretern nicht die Färbungstiefe der europäischen Mittelmeervölker, der Wuchs ist im ganzen höher, das Gesicht und die mit hohem Rücken mehr nach vorn vortretende Nase sind schmaler als bei den Schwarzen.«

»Betrachten wir die geographische Verbreitung der verschiedenen Rassen Indiens, so begegnen uns im Nordwesten, unmittelbar anstossend an die mehr oder weniger stark mit semitischem Blute durchsetzten Afghanen und Belutschen, die verhältnismässig reinsten Vertreter der weissen Rasse. In Kaschmir, in den Hügeln des Fünfstromlands und hinüber bis zum Oberlaufe des Ganges ist wenig von einer Beimischung andrer Rassenbestandteile zu merken. Dagegen tritt eine stärkere Pigmentierung der Haut in verschiedenem, nach Kaste und Wohnsitz abgestuftem Grade weiter östlich im Mittel- und besonders im Unterlaufe des Ganges hervor. Noch weiter östlich, in Assam, verschwinden die Merkmale der weissen Rasse mehr und mehr, und nur in den höhern Kasten ist eine geringe Beimischung ihres Blutes zu erkennen; dagegen ist die weit überwiegende Masse der Bevölkerung Mischblut der schwarzen und gelben Rasse. Ähnlich zusammengesetzt sind die zahlreichen kleinen Gebirgsstämme des Himalaja bis nach Dardistan hin. Südwärts dringt die gelbschwarze Mischung kaum über Orissa hinaus; hier macht sich in den höheren Kasten (Brahmanen) eine stärkere Beimischung des weissen Rassentums bemerklich. Dann kommt in Mittelindien ein Gürtel fast unvermischter, dunkelhäutiger Bevölkerung; auch weiter südlich, auf dem Dekhan und der ihm vorgelagerten Randebene, ist das Blut der schwarzen Rasse weit überwiegend, freilich in den einzelnen Kasten in verschiedenem Grade mit Blut der weissen Rasse gemischt. Auf der Westküste dagegen sind, abgesehen von kleinen fremden Kolonien (Juden, Parsi), einzelne feste, fast weisse Gruppen in die dunkelhäutige Bevölkerung eingesprengt. Besonders bewahren einzelne Abzweigungen der Brahmanenkaste (Konkanath-, Nambutiri-, Haîga-Brahmanen) ängstlich ihre Kasten- und Blutreinheit; auch die

Kriegerkaste der Nair und die Kaste der Tempelmädchen hebt sich von der übrigen Bevölkerung durch ihre helle Hautfarbe ab.« Wenn sich also unter der indogermanisch sprechenden Bevölkerung Indiens tatsächlich ein Bruchteil arischen Blutes erhalten hat, so ist das nur möglich gewesen, weil sich die Einwanderer von allem Anfang stark von den Eingeborenen abgesondert haben. Sie waren das Herrenvolk, das sich mehr und mehr durch die strengsten Gesetze von den Ureinwohnern fernhielt. Dass die einzelnen Bestandteile der Bewohner Indiens durch die Hautfarbe unterschieden waren, ergibt sich aus unzweideutigen Zeugnissen des Rigveda, dann aber auch aus der Bezeichnung *varṇa* »Farbe« für Kaste. Wie sehr aber manchmal in den oberen Klassen das indogermanische Blut durchschlägt, das zeigten die Bildnisse indischer Fürsten, die zur Krönung König Eduards in London eingetroffen waren.

Die arische Sprache in Indien zerfällt heute in zahlreiche Dialekte, von denen man sieben auszusondern pflegt, die sich aus dem Prakrit in ganz ähnlicher Weise wie die romanischen Sprachen aus dem Vulgärlatein entwickelt haben. 1) Das Pandschabi, das im Pandschab gesprochen wird; 2) das Sindhi am untern Indus; 3) das Gudschrati, die Sprache der Halbinsel Gudschrat und der Parsen; 4) das Mahrati, von der Küste von Bombay bis nach Radschputana; 5) das Hindi in Radschputana und dem ganzen Gebiet zwischen Himalaja, Windhja, dem Satladsch und dem Gangesdelta; 6) das Bangali, die Sprache Bengalens und 7) das Uria, die Sprache Orissas. Ausser diesen gibt es aber noch eine Reihe von Dialekten, wie das Asami im Nordosten und die nördliche Gruppe, das Negali, Kamaoni, Garhvali, Dogri, Kaschmiri und die Sprachen der Dardu und Kafirs. Mit der letzten Gruppe ist die indische Sprache am nächsten verwandt, die wir in Europa treffen, die Sprache der Zigeuner. Nachdem man früher die sonderbarsten Vorstellungen über die Herkunft dieses eigentümlichen Wandervolkes gehabt hatte, löste auch bei diesem Volke die Sprachwissenschaft das ethnographische Rätsel. Im Jahre 1841 erwies Pott den indischen Ursprung der Zigeunersprache, und 1878 zeigte Miklosisch, dass das Zigeunerische der nordwestlichen Gruppe der arisch-indischen Sprache angehöre, den Sprachen der Darden, Kafiristans und der Stämme im Hindukusch, und weiter hat die Betrachtung ihrer Sprache auch den Weg kennen

gelernt, den sie von Indien aus gezogen sind. Sie haben an verschiedenen Orten lange Zeit gesessen und dabei zahlreiche Worte der Landessprachen aufgenommen, die uns ein wertvolles Hilfsmittel für die Aufhellung ihrer Wanderungen bieten. Man nimmt daher jetzt folgenden Weg an. Aus den Ländern des Hindukusch zogen sie nach Persien, von dort durch Kurdistan nördlich nach Armenien, wo sie lange gesessen haben. Von Armenien ging ihr Weg westlich durch Kleinasien hindurch nach den griechischen Inseln, vor allem nach Kreta. Hier müssen sie wiederum sehr lange geweilt haben, denn die griechische Sprache hat auf das Zigeunerische in einer Weise eingewirkt, die sich nur durch einen andauernden Aufenthalt in Griechenland erklären lässt.

So tritt uns denn ein indischer Stamm selbst in Europa entgegen, er zeigt, dass auch Rückwanderungen haben stattfinden können.

Die Erforschung der modernen indischen Dialekte ist eine ungeheure Aufgabe, deren Lösung erst in den Anfängen steht. Da man vorläufig noch mit der einfachen Sammlung des Sprachmaterials ausserordentlich viel zu tun hat, so kann es nicht wunder nehmen, dass man diese Dialekte zu geschichtlichen Schlüssen noch nicht verwenden kann. Hoffentlich werden spätere Zeiten aus der Geschichte der indischen Dialekte auch geschichtliche Folgerungen zu ziehen verstehen.

Die Bedeutung der arischen Inder für die Kultur der Menschheit ist durch die Ausbildung des Buddhismus ausserordentlich gross geworden. In dieser erhabenen Lehre zeigt sich, wenn man die Darstellung Oldenbergs »Buddha« liest, vieles, was uns nicht fremdartig anmutet, und mit Recht hat man ihren Verkünder als einen vollen Arier angesehen.

In der Kultur zeigt sich neben einigen fremdartigen und neu entwickelten Zügen unendlich viel, was wir auch bei den andern Indogermanen treffen. Da uns unmittelbare Nachricht über die älteste Kultur des Stammes fehlen, so hat man den kulturellen Inhalt der ältesten Literatur zu benutzen versucht. Aber auch die späteren Denkmäler bieten eine bisher noch lange nicht erschöpfte Fundgrube. Der systematische Geist der Inder hat Darstellungen des gesamten Kulturlebens geschaffen, die zusammenfassend vieles von dem enthalten, was wir uns auf andern Gebieten mühsam zusammensuchen müssen und manchmal, ob-

gleich es vorhanden gewesen sein muss, gar nicht nachweisen können.

So hat das Indische auch für die Kulturgeschichte die gleiche Bedeutung wie für die Sprachwissenschaft, und sein Wert wird nur dadurch beeinträchtigt, dass es auf ganz fremdem Boden erwachsen dort wohl manche fremde Züge angenommen hat.

Dies im einzelnen zu verfolgen, ist Sache der indischen Philologie, die heute schon so angewachsen ist, dass sie selbst der Spezialforscher nicht mehr übersehen kann. In dem noch nicht vollendeten Grundriss der indo-arischen Philologie hat man versucht, ein Gesamtbild der Ergebnisse zu geben, die die indische Philologie bisher gezeitigt hat.

B. Das Iranische.

Unter Iranisch versteht man die indogermanischen Sprachen des Hochlands von Iran, deren älteste Quellen die Keilinschriften der persischen Könige aus dem Geschlecht der Achämeniden in altpersischem Dialekt und die Schriften des Avesta sind, die man dem grossen Religionsstifter Zarathustra zuschreibt. Auch dieser indogermanische Stamm hat also die grössten Kultur- und weltgeschichtlichen Leistungen hervorgebracht.

Wann die Iranier in ihr Land gekommen sind, war bis vor kurzem völlig unklar. Die Keilinschriften sind ebenso wie die Avestabücher verhältnismässig jung. Höhere Daten erhalten wir aus der indischen Literatur. Denn als die Inder nach Indien einwanderten, werden auch Iranier in Iran gesessen haben. Aber leider lassen sich ja für die indische Literatur keine festen Daten geben, wenngleich wir unbedenklich bis in das Jahr 1000 v. Chr. zurückgehen können.

Da hat sich nun auf einmal eine neue Quelle gefunden in einer Gegend, auf die sich schon längst die Blicke der Indogermanisten im Stillen hoffnungsvoll gerichtet haben. Vielleicht geben uns babylonische Denkmäler Kunde von der Wanderung der Indoiranier. Es bliebe ja bei den Bewegungen dieser Stämme immerhin auffallend, dass sie zwar in das ferne Indien gelangt sein, das fruchtbare Euphrat- und Tigristal aber nicht heimgesucht haben sollten. Es liesse sich denken, dass die Assyrer die vordringenden Indogermanen mit blutigen Köpfen zurückgewiesen haben, aber es ist ebensogut möglich, dass unsere Sprach-

verwandten eine Zeitlang im Euphrattale geherrscht haben. Natürlich hätten sie gegenüber dieser hoch entwickelten Kultur ihr Volkstum und ihre Sprache nicht lange bewahren können. Was nun früher ein blosser Traum sein mochte, das scheint nun Wahrheit werden zu wollen.

Im Nordosten von Susiana, etwas südöstlich von Luristan, siehe Karte 3, finden wir im Altertum ein räuberisches Bergvolk, die Kossäer, die von den persischen Königen fast nie unterjocht wurden, und die erst Alexander dem Grossen unterlagen. Kossäische Könige aber haben vom 17. Jahrhundert v. Chr. an über Babylon geherrscht, und ihre Namen sind auf uns gekommen. Ausserdem hat Delitzsch ein kleines kossäisch-babylonisches Glossar entdeckt, das etwa aus dem 10. Jahrhundert stammt und hauptsächlich den Zweck gehabt zu haben scheint, jene kossäischen Königsnamen zu erklären. Man hat diese Reste mit verschiedenen andern Sprachen verglichen, und neuerdings hat J. Scheftelowitz den Nachweis zu erbringen versucht, dass sie indogermanisch seien und am engsten mit dem vedischen Indisch zusammenhingen. Dieser Nachweis ist aber nicht gelungen, dagegen klingen die Königsnamen allerdings an das Indogermanische an, ohne dass wir jedoch Sicherheit erlangen könnten.

Aber wenn dieser Punkt auch sehr unsicher bleibt, so scheint es doch wirklich an andrer Stelle einen indogermanischen Namen in Vorderasien gegeben zu haben.

Im Norden und Westen des alten babylonischen Kulturreiches finden wir die Mitani, die in den Tell-el-Amarnabriefen erwähnt werden. Ihr Reich umfasste im 16. Jahrhundert v. Chr. Mesopotamien. Das indogermanische Gepräge ihrer Königsnamen fiel schon F. Delitzsch auf, und in der Tat klingen *Artatama, Artašuvara, Šutarna, Dušratta* ganz arisch. Von Anfang an haben die Orientalisten den indogermanischen Charakter dieser Namen betont, und man hat ferner aus den Tell-el-Amarnabriefen eine Reihe von Namen aus verschiedenen Gegenden Kanaans hervorgehoben, die gleichfalls dem Verdacht unterliegen, indogermanisch zu sein, wie *Sutarna, Artamanya* gleich apers. *Artamenēs, Yašdata* gleich ai. *Yaçodatta* »Mannesname«, *Ručmanya* gleich ai. *rucimanya* »ans Licht glaubend«, *Suwardata, Suta*, ai. *suta* »Sohn«, *Satiya*, ai. *Satya* »ein Mannesname«, *Subandi*, ai. *subandhu* »ein Mannesname«.

Dem Gewicht dieser Gleichungen kann man sich kaum

entziehen, und es wäre demnach für das Jahr 1400 die Anwesenheit einer indogermanischen Bevölkerung in Vorderasien gesichert.

In diesem Zusammenhang gewinnen auch die dürftigen Nachrichten, die wir über die anthropologischen Verhältnisse dieser Gegenden besitzen, an Bedeutung, Nachrichten, die von grossen Menschen, den Enakskindern und den Philistern, sprechen, jedoch ist es mir nicht möglich, des näheren darauf einzugehen. Die Anwesenheit von Indogermanen in diesen Gegenden kann nur durch die Sprache sichergestellt werden.

Darf man sie, wie es immerhin einigermassen wahrscheinlich ist, voraussetzen, so hätten wir es mit einer grossen Völkerwanderung zu tun, die auch Vorderasien überschwemmt und eine Zeitlang erobert hat. Und das liesse sich in die sonstigen geschichtlichen Erscheinungen durchaus einreihen. Denn alle indogermanischen Völker haben sich über ein weit grösseres Gebiet ausgedehnt, als sie später haben behaupten können, und es stimmt zu andern Analogien, dass sich die Arier dieses ersten grossen Zuges nur in Indien und hier zunächst im Grenzgebirge und in den gebirgigen Teilen Irans erhalten haben.

Scheftelowitz hat Namen auch aus späteren Zeiten für arisch erklärt. Sicher klingt mancher von ihnen arisch, und je weiter wir uns der Meder- und Perserzeit nähern, um so grösser wird die Wahrscheinlichkeit für das Vordringen indogermanischer Stämme, aber die Untersuchung dieser Namen und der geschichtlichen Folgerungen, die sich daraus ziehen lassen, erfordert besondere Arbeit und muss hier ausgeschlossen werden.

In den Tell-el-Amarna-Briefen, jenem berühmten Fund, der für die Kulturgeschichte Asiens von so grosser Bedeutung ist, sind auch zwei Briefe in einer unbekannten Sprache entdeckt. Sie sind neuerdings von Knudtzon genau untersucht worden, und dieser Gelehrte will in dieser Sprache, in der er die des Landes Arzawa sieht, unter Zustimmung von Torp und Bugge, eine indogermanische Sprache erkennen. Leider reichen dazu die vorliegenden Anklänge nicht aus. Jedenfalls zeigt sich im Wortschatz nichts, was sich mit dem Indogermanischen berührte. Man kann sich höchstens auf einige Flexionsendungen stützen, die aber die Last des Gebäudes nicht zu tragen vermögen. Die Kritik hat denn auch diesen Versuch entweder ganz abgelehnt oder die Anklänge als nicht entscheidend bezeichnet, und wir müssen

daher warten, ob neue Funde oder neue Deutungen der Inschrift die Hypothese in dem einen oder andern Sinne entscheiden. Hätte Knudtzon recht, so würde es sich allerdings um keine arische, sondern um eine europäische Sprache handeln, da sie deutlich den *e*-Vokalismus zeigt. Wir hätten es also mit einer anderen Wanderung als der der Indo-Iranier zu tun.

Während die Vermutung von der indogermanischen Herkunft des Kossäischen, des Mitani und der Arzawasprache noch nicht so sicher ist, dass man sie für geschichtliche Schlüsse mit irgendwelcher Sicherheit verwenden könnte, treten uns zweifellos iranische Stämme in den Medern entgegen, indogermanische Stämme, die sich, wie auch sonst, in den rauheren Gebirgsgegenden gehalten und gestärkt hatten.

Nach den Angaben Herodots waren sie mit den Persern auf das engste verwandt, und ihre Könige tragen deutlich iranische Namen, so dass wir zweifellos eine Eroberung des medischen Gebietes durch iranische Stämme anzunehmen haben. Aber die eigentliche Volkssprache des Landes scheint eine andere gewesen zu sein, wenn man die auf den Inschriften der persischen Könige an der zweiten Stelle auftretende Sprache für die des Landes Medien halten darf. Man nennt sie jetzt gewöhnlich die neususische oder elamische. Wie auch die Entscheidung über die Stellung dieser Sprache ausfallen wird, soviel ist sicher, dass sie nicht indogermanisch war.

Die Meder wurden bekanntlich in der Herrschaft von den Persern abgelöst, deren Sprache, das Altpersische wir durch die Keilinschriften der persischen Könige aus dem Geschlecht der Achämeniden ziemlich genau kennen. Die Entzifferung dieser Keilinschriften ist eine der grössten Leistungen der Wissenschaft gewesen, und sie ist für die Aufhellung der Geschichte des Orients von unendlicher Bedeutung geworden. Sobald man die persischen Keilinschriften zu lesen verstand, erkannte man sofort, dass sie eine Sprache darstellten, die mit der indischen auf das nächste verwandt war: in diesem Falle leistete also die Sprachwissenschaft die wesentlichsten Dienste. Heute sind die Keilinschriften vollständig gelesen, und wenn auch nicht alle Stellen der Inschriften ganz klar sind, so ist das dunkle doch nur wenig im Vergleich zu dem, was wir wissen. Erst nach der Entzifferung der persischen Keilinschriften wurde es möglich, auch die babylonisch-assyrischen

Inschriften zu deuten und damit den Grund zu der Aufhellung der vorderasiatischen Geschichte und Kultur zu legen.

Die Perser stammen sicher aus einem gebirgigen und verhältnismässig rauhem Lande, wo sie gewiss Jahrhunderte nach der ersten Einwanderung gesessen haben, um Kraft zu neuen Taten zu gewinnen. Sie haben dann ein grosses Reich errichtet, und ihre Sprache hat sich weit ausgedehnt, da die meisten neuiranischen Dialekte auf sie zurückgehen. Natürlich werden schon in alter Zeit dialektische Verschiedenheiten innerhalb des Persischen bestanden haben, die auf Grund der modernen Dialekte örtlich festzulegen eine Hauptaufgabe der iranischen Philologie ist.

Als zweiten grossen Dialekt finden wir im Iranischen die Sprache des Avesta, der heiligen Bücher, die dem grossen Religionsstifter Zarathustra zugeschrieben werden. Wir haben es in dieser Sprache zweifellos mit einem Dialekt zu tun, der von dem persischen verschieden war, aber wir wissen leider noch nicht, in welchen Gegenden Irans er gesprochen wurde. Auch die Zeit, wann diese Hymnen und die neue Religion des Zarathustra entstanden, ist uns unbekannt. Da die heutigen Dialekte zum grössten Teil nicht auf das Avestische, sondern auf das Altpersische zurückgehen, so kann die Verbreitung der Sprache nicht allzu bedeutend gewesen sein.

Heute lebt das Iranische noch auf einem weiten Flächenraum, wenngleich es nicht von allzuviel Menschen gesprochen wird, nicht allzuviel im Verhältnis zu den Millionen der andern indogermanischen Völker. Natürlich ist es in zahlreiche Dialekte gespalten, über deren Verhältnis zu einander und zu den ältern Dialekten noch keine Klarheit erzielt ist. Da sich nur wenige Forscher mit diesem grossen Gebiet beschäftigen und ihre Arbeit jung ist, so kann es uns nicht wundern, dass die historischen Ergebnisse, die sich aus den modernen Sprachen ziehen lassen, noch so gering sind.

Eine zusammenfassende Darstellung aller modernen Dialekte, soweit sie überhaupt bekannt sind — von manchen fehlt uns so gut wie jede Kenntnis —, bietet die zweite Abteilung des ersten Bandes in dem Grundriss der iranischen Philologie. Die Verfasser sind sich des Unzureichenden ihrer Darstellung wohl bewusst, aber trotz der Mängel ist dieser Grundriss der iranischen Philologie für jeden unentbehrlich, der diesen interessanten Fragen seine Aufmerksamkeit zuwenden will. An der Hand dieses Werkes

geben wir eine kurze Übersicht über die Verbreitung der iranischen Dialekte.

Der bekannteste und in mancher Hinsicht wichtigste ist der persische oder die neupersische Schriftsprache, die durch das mittelpersische, die Sprache der Arsaciden (Parther) und Sasaniden (226—642 n. Chr.) auf das Altpersische zurückgeht. Aber »die neupersische Schriftsprache«, sagt Horn Grd. der iran. Phil. I, 2, 14, »ist insofern ein sehr weiter Begriff, als in ihr Worte aus den verschiedensten Gegenden Persiens Aufnahme gefunden haben. Neben Formen aus der eigentlichen Persis, dem Stammlande der Dynastie der Achaemeniden, begegnen solche aus dem Osten, Norden und Westen«. Es gibt aber noch zu wenig Vorarbeiten, um die Entstehung dieser Verschiedenheiten aufklären zu können..

Neben dieser weitverbreiteten persischen Schriftsprache stehen nun die eigentlichen Volksdialekte, deren heutige Verbreitung man auf Karte 3 verfolgen möge. Dazu gehören

1. das Afghanische oder sogen. *Paštō*. Sein Verbreitungsgebiet fällt keineswegs mit dem politischen Begriff des Emirats Afghanistan zusammen, da in diesem Gebiet auch nichtafghanisch sprechende Stämme wohnen, während anderseits manche Afghanen nicht unter der Hoheit des Emirs stehen. Die Gesamtzahl dieses Sprachstammes wird auf annähernd $3^1/_2$ Million geschätzt. Sprachgeschichtlich stellt sich das Afghanische auf die Seite des Avestischen und steht dem Persischen gegenüber.

2. Die Sprache der Balutschen. »Die Balutschen«, sagt Geiger Grd. der iranischen Phil. I, 2, 232, »bewohnen den südöstlichen Teil des iranischen Hochlandes. Gegen Osten sind sie über dessen Rand bis in die Nähe des Indus vorgedrungen. Diesem Strome folgt im allgemeinen ihre Grenze gegen die indischen Nachbarn nordwärts bis über Dēra Ghazī Khān hinaus; doch sind die unmittelbar an das Flussufer grenzenden Striche durchaus von Indern besetzt. Im Norden berührt sich das Verbreitungsgebiet der Balutschen ungefähr längs des 30. Breitengrades mit dem der Afghānen. Im Innern des Hochlandes kann man im allgemeinen das untere Hēlmund-Becken als Nordgrenze ansehen; doch finden sich zahlreiche balutschische Stämme noch viel weiter im Norden, selbst noch im zentralen Khorāsān. Die Westgrenze fällt ungefähr mit dem 58° ö. L. Gr. zusammen. Im

Süden endlich reichen die Belutschen bis an die Küste des arabischen Meeres.«

Die Zahl der Belutschen lässt sich nicht mit Sicherheit angeben. Soweit sie auf indischem Gebiet leben, wird ihre Zahl nach der Zählung von 1891 auf 219475 berechnet.

3. Das Kurdische. Wahrscheinlich darf man die Kurden mit den *Καρδοῦχοι* Xenophons, sowie den *Γορδυαῖοι* andrer klassischen Schriftsteller, dem Lande Korduk^{e} oder Kortschaik^{e} der Armenier und dem Qardū der Syrer in Verbindung bringen, und dem entsprechend ist das Kurdische zwar dem Persischen nahe verwandt, doch geht es nicht direkt auf das Altpersische zurück. Das Sprachgebiet dieses Dialektes ist nicht genau zu umgrenzen, da einzelne Stämme wandern. Die östlichen Kurden wohnen hauptsächlich im Zagrosgebirge, von der Grenze Luristans bis zum Urmisee und nördlich über diesen hinaus bis zum Maku, während die westlichen hauptsächlich in der Provinz Wan, sowie in den Regierungsbezirken Diarbekr, Mardin und Sört sitzen. Nach Abstammung und Sprache scheinen auch die Bewohner Luristans mit ihnen verwandt zu sein. Ihre Zahl schätzt Elisée Reclus Nouvelle Géogr. 1884 S. 342 auf etwa 1800000, doch hält Socin diese Schätzung eher für zu hoch als zu niedrig.

Die übrigen iranischen Mundarten teilt Geiger in drei Hauptgruppen ein, 1. die Pāmir-Dialekte, 2. die Kaspischen und 3. die zentralen Dialekte.

»Die Pāmirdialekte bilden die nordöstlichste Verzweigung des iranischen Sprachstammes. Sie grenzen einerseits an die Turksprachen, anderseits an die indischen Dialekte des Hindukusch. Dass diese Dialekte nicht nur lokal, sondern auch geschichtlich eine Gruppe für sich bilden, wird wohl von niemand bestritten. Sie unterscheiden sich auch sehr erheblich von der Mundart, welche die Tadschiks, die persischen Bewohner Turkistāns, reden.« Geiger Grd. der iran. Phil. I, 2, 290 sieht in den Pāmirdialekten die Sprache der Nachkommen jener iranischen Stämme, welche Ostiran zur Zeit der muhammedanischen Invasion bewohnten. »Damals, wie sicher auch schon bei früheren Gelegenheiten ähnlicher Art, dienten die Hochgebirgstäler im Quellgebiete des Oxus als Zufluchtsstätte für solche Teile des Volkes, welche sich dem Joche des Siegers nicht fügen wollten. Der Islam ist freilich auch später in diese entlegenen Täler eingedrungen; allein noch

heute haben sich bei ihren Bewohnern allerhand Sitten und Bräuche erhalten, welche an die alte zoroastrische Religion und ihre Lehre erinnern.«

Die kaspischen Dialekte werden in den Landschaften südlich des Kaspisees gesprochen. Hierzu gehört das *Mazandarāni* gerade im Süden. Daran schliesst sich nordwestlich die Landschaft Gilān mit dem *Gīlakī*, und weiter nördlich in der Landschaft Tālisch das *Tālischī*. Dies wird aber auch in Kārādāgh gesprochen. Ausserdem finden wir auf der Halbinsel Apscheron bei Bākū den *Tāt* genannten Dialekt.

Die zentralen Dialekte sind die Dialekte der Parsen, der Anhänger der Religion Zarathustras, und in Persien verbreitet.

Überblickt man die heutige Verbreitung der iranischen Dialekte, so sind sie durchweg auf Gebirgsgegenden beschränkt. Sie ziehen sich im Norden vom Flusse Aras bis an den Indus und zum grössten Teil haben sie in diesen Gegenden schon im Altertum gestanden. Schon im Avesta (Yt. 19, 67) sind 8 Flüsse des heutigen Afghanistan erwähnt, vgl. Geiger Grd. I, 2, 209[3], die Karduchen des Altertums dürften wohl die heutigen Kurden sein, und am Kaspischen See sassen sicher iranische Stämme, vgl. Geiger a. a. O. 346. Was sich auf Grund dieser Verteilung für die Wanderungen ergibt, werden wir sehen, wenn wir die letzte iranische Sprache besprochen haben.

C. Die Osseten und Skythen.

Den Rest einer iranischen Sprache findet man an einer Stelle, wo man ihn nicht vermutet. Die Sprache der Osseten im Kaukasus ist ein iranischer Dialekt. »Ihr Sprachgebiet«, sagt der letzte Bearbeiter der ossetischen Sprache Wsewolod Miller, »erstreckt sich zwischen 42°5′—43°20′ nördlicher Breite und 61°10′—62°20′ östlicher Länge, sie bewohnen also ungefähr die Bergabhänge, Täler und Schluchten des mittleren Kaukasus. Das Sprachgebiet der Osseten enthält ungefähr 205—210 Quadratmeilen, ihre Zahl beläuft sich nach der letzten Zählung auf 167000 Seelen. Ausser diesem Hauptgebiet finden sich noch etliche ossetische Ansiedelungen am mittleren Terek im Distrikte der Stadt Mozdok (5000 Seelen), die eine späte ossetische Kolonie unter russischen Dörfern bilden.« Die Osseten haben früher, wie eine Reihe geographischer Namen beweisen, viel westlicher ge-

sessen, und Wsewolod Miller hält sie — und dadurch bekommt ihre Sprache eine grosse Bedeutung — für die Nachkommen der alten Skythen und Sannaten.

»Eine grosse Anzahl der barbarischen Personennamen aus den Inschriften von Olbia, Tanaïs, Phanagoria, Pantikapaeon, Tyras erweisen sich nicht nur als altiranisch, sondern tragen solche lautliche Eigentümlichkeiten, die ihre Sprache als das sozusagen »Altossetische« anzusehen erlauben«. In der Tat muss man zu dieser Ansicht kommen, wenn man die Zusammenstellung skythischer Namen mit ossetischen Worten betrachtet, die Miller in seiner Arbeit bietet. Und es ist ja auch nicht wunderbar, dass ein Rest der Sprache, die jahrhundertelang in Südrussland geherrscht hat, in den wilden Gebirgsgegenden des Kaukasus eine Zufluchtsstätte gefunden habe, es ist nicht wunderbarer, als die Erhaltung des Baskischen in den Pyrenäen, des Albanesischen auf der Balkanhalbinsel, des Krimgotischen in der abgelegenen Krim.

Wir sind nunmehr zur Skythenfrage gekommen, einem Problem, auf das schon viel Druckerschwärze verwendet ist, und das die verschiedensten Forscher stark beschäftigt hat. Anscheinend ist ja die Frage nach der Herkunft der Skythen durch Miller gelöst, aber so ganz einfach liegt die Sache doch nicht, und da sie für die Verbreitung der Iranier und der Indogermanen eine hervorragende Bedeutung hat, müssen wir hier des näheren darauf eingehen.

Den Osten Europas bewohnen im Altertum, nachdem die Kimmerier, über deren Herkunft wir gar nichts wissen, in gewaltigem Kriegszuge nach Asien vorgedrungen und dort verschwunden sind, wilde Reiterstämme, die die Alten Skythen und Sarmaten nennen. Durch mannigfache Einfälle machten sie sich der europäischen wie der asiatischen Bevölkerung in erschreckender Weise fühlbar. Herodot berichtet uns, dass sie 28 Jahre über Asien geherrscht hätten. Die Hauptnachrichten über die Skythen stammen von dem Vater der Geschichte, der den grössten Teil des vierten Buches seines Werkes der Schilderung der osteuropäischen Völker, insbesondere der Skythen gewidmet hat. Wir erfahren in diesem Bericht ausserordentlich viel wertvolles über die kulturellen Zustände der Völker Osteuropas, aber wir erhalten nur sehr dürftige Angaben über die Sprache und die Herkunft der Skythen. Immerhin gibt Herodot einige Glossen

und eine Reihe skythischer Namen, und dieses Namenmaterial wird durch die Inschriften der griechischen Städte am schwarzen Meer sehr verstärkt, so dass es uns wohl möglich ist, über die ethnographische Stellung der Skythen ins klare zu kommen. Es hat denn auch schon K. Zeuss auf Grund der Glossen und Eigennamen das Skythische als eine indogermanische und im besonderen iranische Sprache in Anspruch genommen, und Müllenhoff ist ihm darin gefolgt. Wir können heute nicht mehr daran zweifeln, dass sich unter dem skythischen Namenmaterial eine grosse Anzahl rein iranischer Namen befindet. Aber so wichtig Personennamen auch sind, ganz allein können sie eine ethnographische Frage nicht entscheiden. Man braucht nur auf das Beispiel der skandinavischen Russen in Russland zu verweisen. In der ältesten Geschichte des russischen Reiches finden wir tatsächlich eine Reihe echt germanischer Namen, die, wie jetzt allgemein anerkannt ist, von erobernden Nordleuten herrühren, welche in Russland ein Reich gegründet haben. So könnte auch in Skythien eine iranische Schicht über der einheimischen liegen. Aber wir kennen die skythische Sprache auch durch einige Glossen, und diese zeigen ebenfalls ein echt iranisches Gepräge. Da nun die skythische Herrschaft jahrhundertelang auf Südrussland gelastet hat, so darf man wohl annehmen, dass eine etwa vorhandene Urbevölkerung ganz iranisiert worden sei.

Gegen diese wohlbegründete Ansicht sind indessen Widersprüche laut geworden. K. Neumann hat die Skythen für Mongolen erklärt, auf Grund anthropologischer Momente, auf die wir später zurückkommen, und auf Grund der Sprache. Doch ist er hier in schwere Irrtümer verfallen, und keiner wird seine Aufstellungen noch verteidigen wollen. Ebensowenig die Schafařiks, der die Skythen für Finnen, oder die Cunos, der sie für Slaven hält.

Alles, was sich etwa gegen iranische Herkunft sagen liesse, ist durch Miller beseitigt worden. Denn wenn das Skythische das Altossetische ist, so haben wir hier einen besondern iranischen Dialekt vor uns, und die skythischen Namen können nicht, wie Cuno meinte, aus dem Iranischen entlehnt sein.

Freilich, wie anderswo, und vielleicht in noch höherm Grade als anderswo, können im Skythenlande verschiedene Menschenströme zusammengeflossen sein, denn es war ein offenes Land, und nirgends ist die Mischung leichter als in solchen Ebenen.

Wo wir Sklaven antreffen, dürfen wir auch auf eine Eroberung schliessen und eine Mischung der Bevölkerung durch Einwanderung neuer Bestandteile annehmen. Sklaven aber waren bei den Skythen sicher vorhanden, und wir müssen daher fragen, woher dieses unterworfene Bevölkerungselement stamme. Wenn wir die Personennamen noch einmal befragen, so ergibt sich, dass wir durchaus nicht alle skythischen Namen aus dem Iranischen erklären können, und merkwürdigerweise treffen wir in den Inschriften der griechischen Pontosstädte zahlreiche Personennamen, die zu jenem von Kretschmer in Kleinasien aufgedeckten Namensystem gehören, das wir oben besprochen haben. Lässt sich natürlich auch die Möglichkeit eines spätern Eindringens derartiger Namen nicht ausschliessen, so bleibt es doch beachtenswert, dass diese Namen auch in alter Zeit schon vorkommen. Ich habe in der Anmerkung die Fälle derartiger Namen aus dem Inschriftenwerk von Latyschev ausgezogen, und man wird ihre Zahl immerhin beachtenswert finden. Auffallend kann es ja nicht sein, wenn eine Bevölkerung, die den Südrand des schwarzen Meeres erreicht hatte, auch nach dem Nordrand übergegriffen hätte.

In seinem Werke »Die Hellenen im Skythenlande« hat K. Neumann die Skythen für Mongolen erklärt. Soweit sich seine Hypothese auf sprachliche Argumente stützt, ist sie zweifellos unhaltbar. Die Glossen und die Namen sind im wesentlichen unbestreitbar iranisch. Aber er hat auch anthropologische Gründe angeführt. Der grosse griechische Arzt Hippokrates hat uns die Körperbeschaffenheit der Skythen geschildert und sie für einen Stamm besonderer Art erklärt. Sehr charakteristisch sei die Bartlosigkeit. Aber die Abbildungen, wie z. B. auf der Silbervase von Tschertomlitsk und der Elektronvase von Kul-Oba vorliegen, zeigen deutlichen Bartwuchs. Da ausserdem das antike Zeugnis verschiedener Auslegung fähig ist, so können wir mit ihm nicht viel anfangen. Man sieht hier wieder einmal, dass uns allein die Sprache sicheren Anhalt für klare Erkenntnis gibt.

Wenn die Inder und Iranier, wie wir mit Sicherheit annehmen können, aus Europa gekommen sind, so muss man fragen, ob wir es in den Skythen mit einem in Europa zurückgebliebenen Teil der iranischen Bevölkerung zu tun haben, oder ob hier eine neue Einwanderung stattgefunden hat.

Mit durchschlagenden Gründen kann man diese Frage nicht entscheiden, aber man kann doch einiges zu einer wahrscheinlichen Lösung beitragen. Unter allen Sprachen steht zweifellos das Slavische dem Iranischen am nächsten, wie ja denn auch die Slaven in geschichtlicher Zeit Nachbarn der Skythen gewesen sind und einen bedeutenden kulturellen Einfluss von ihnen erfahren haben, der sich sicher in der Herübernahme von Lehnwörtern, vielleicht auch in der Entlehnung religiöser Vorstellungen zeigt. Aber wenn sich auch die Sprachen nahe stehen, so sind trotzdem keine Übergangsmundarten vorhanden. Daher muss die Verbindung zwischen ihnen einst abgerissen gewesen sein. Entweder müssen also die Slaven einmal mehr im Westen oder Norden oder die Iranier mehr im Osten oder Süden gesessen haben.

Die Skythen wohnen in geschichtlicher Zeit in der südrussischen Steppe. Aber die Steppengegenden sind wenig geeignet, Völker jahrhunderte- oder, wie wir in diesem Falle annehmen müssten, jahrtausendelang in ihrer Eigenart zu erhalten. Dringen doch im Laufe der Geschichte immer neue Völkerscharen durch die kaspische Pforte in Europa ein; man kann deshalb auch für die früheren Epochen ähnliche Wanderungen annehmen, so dass es nicht grade wahrscheinlich ist, die Skythen hätten seit alters an dieser Stelle gesessen.

Wir besitzen ausserdem eine antike Überlieferung, nach der die Skythen ursprünglich ein kleines Volk südlich des Kaukasus gewesen seien. Mag man diese Nachricht für glaubwürdig halten oder nicht — ich sehe keinen Grund, sie zu bezweifeln —, wir erkennen jedenfalls daraus, dass die Alten es für möglich hielten, die Skythen von dieser Gegend ausgehen zu lassen. Es fügt sich dies auch durchaus in den Rahmen dessen ein, was wir sonst über Völkerbewegungen wissen. Immer wieder rücken aus den gut geschützten Gebirgsländern Menschenscharen in die Ebenen vor. Die Osseten im Kaukasus, die Reste der alten Skythen, brauchen auch durchaus keine zurückgedrängten Elemente zu sein, sondern sie können seit alters hier gesessen haben. Zweifellos neigt sich demnach die Wagschale dahin, in den Skythen Südeuropas Iranier zu sehen, die aus den Kaukasusgegenden nach Europa zurückgewandert sind.

Wie haben wir uns — und das ist schliesslich die letzte und eine der Hauptfragen — die Wanderung der Inder und Iranier vor-

zustellen? Man hat früher angenommen, und auch ich habe diese Ansicht geteilt, dass die Arier durch die Steppe zwischen dem kaspischen Meer und dem Aralsee nach Iran vorgerückt seien, und dass sie zunächst im Oxustal, das in diesen Gegenden einzig dem Ackerbau eine Stätte bietet, Halt gemacht hätten. Von hier aus seien sie den Fluss aufwärts gezogen und damit in die Gebirgsgegenden gelangt, die Indien von Iran trennen, aus denen der Kabulpass nach Indien führt. Aber diese Annahme unterliegt doch starken Bedenken. Man versteht nicht recht, wie die Arier nach dem Oxustal durch die wüsten Steppengegenden gelangt und von dort Kleinasien erreicht haben sollen, wo ja doch die Anwesenheit indogermanischer Stämme in frühen Zeiten wahrscheinlich ist, und weshalb sie gerade in den Grenzgebirgen gegen Mesopotamien hin sitzen. Aber es gibt ja noch einen andern Weg der Wanderung: der Kaukasus legt den Völkerscharen schliesslich auch keine grösseren Hindernisse in den Weg als die Alpen und die Pyrenäen. Am Ostrand besteht ein durchaus bequemer Durchgang. Waren die Arier erst einmal hierher gelangt, so konnten sie einerseits nach Südwesten durchstossen, anderseits an den Randgebirgen nach Südosten und Osten ziehen. In letzterer Richtung gelangten sie schliesslich nach Indien.

Mir scheint dieser Weg der Einwanderung nicht nur sehr wahrscheinlich, sondern überhaupt der einzig mögliche. Vom Kaukasus erstreckt sich heute eine nur wenig unterbrochene Kette iranischer Dialekte bis an die Grenze Indiens, und diese Gegenden nahmen sie zum Teil schon im Altertum ein. Immer haben diese Länder die Hauptgebiete iranischer Zunge gebildet. Wenn Iranier auch in die Täler des Oxus und Jaxartes gelangt sind, so konnte dies viel leichter vom Süden als vom Norden geschehen.

Um die ursprüngliche Heimat der Indoiranier in Europa zu bestimmen, haben wir nur wenig Anhaltspunkte. Die Beziehungen, in denen ihre Sprache zum Slavischen steht, zwingen uns, sie in die Nähe der Slaven zu setzen, also etwa in das Flussgebiet des Don als Nachbarn der Finnen, die, wie ich oben S. 71 erwähnt habe, frühzeitig Entlehnungen aus dem Indoiranischen vorgenommen haben. Naturgemäss darf man auch eine gewisse Verwandtschaft mit dem Thrako-Phrygischen erwarten, das westlich von ihm anzusetzen ist. Wesentliche Be-

ziehungen zum Griechischen dagegen kann ich nicht entdecken. So werden also die Indoiranier die östlichsten Indogermanen gewesen sein, Stämme, die in immer erneuten Zügen am Kaukasus vorbei nach Westasien vorgedrungen sind. Nur denen, die in die Gebirgsländer eingewandert sind, ist eine Erhaltung der Sprache beschieden gewesen, während die, die in kriegerischen Eroberungszügen Mesopotamien und Syrien heimgesucht haben, ihr Volkstum haben aufgeben müssen.

Die Art, wie sich die heute iranisch sprechende Bevölkerung anthropologisch zusammensetzt, lässt kaum Schlüsse auf die früheren Zeiten zu. »Die Perser«, sagt Justi Grundriss der iran. Phil. 2, 401, »zeigen heute weit mehr Ähnlichkeit mit allophylen Orientalen als mit den sprachverwandten blonden Söhnen der nordischen Seeküsten.« Anders muss es im Altertum gewesen sein. »Die Griechen schildern die Perser als grosse kräftige Menschen von stolzer Erscheinung, unter denen manche ihre Landsleute noch durch hohe Gestalt überragten, wie Artachaies und Sapor I, und das Ebenmass ihrer Leiber wird von den Griechen wiederholt hervorgehoben« (Justi a. a. O. 396).

Wie sie in geistiger und moralischer Beziehung die schönsten und reinsten Züge zeigen, so werden auch im Altertum ihre Körper dem edlen europäischen Typus in andrer Weise als heute geglichen haben.

13. Das Baltisch-Slavische.

Die in Europa ansässigen iranischen Stämme der Skythen und Sarmaten hatten im Norden die Slaven zu Nachbarn, wie nicht nur die geographische Lage, sondern auch eine Reihe von Lehnwörtern erweisen, die die Slaven von den Iraniern angenommen haben. Da aber die slavische und arische Sprache scharf von einander unterschieden werden können, so muss diese Nachbarschaft einmal unterbrochen gewesen sein. Immerhin steht aber das Slavische von allen indogermanischen Sprachen dem Arische nam nächsten, so dass wir den Ariern ihre Ursitze in der Nähe der Slaven anzuweisen haben.

Wie die indisch-iranische Spracheinheit zu den sichersten Ergebnissen der Linguistik gehört, so hat auch die Annahme einer baltisch-slavischen Gemeinschaft allen Stürmen der Kritik Stand gehalten. Wenn auch die Verwandtschaft nicht so eng

ist, wie die zwischen den beiden andern Sprachen, so lassen doch die besondern Eigentümlichkeiten dieser Gruppe, die sowohl vieles alte bewahrt, wie manches neue gebildet hat, darauf schliessen, dass die beiden Dialekte eine längere, gemeinsame Entwicklung durchgemacht haben. Besondere Kennzeichen dieses Zusammenwohnens lassen sich auf Schritt und Tritt nachweisen. Am auffälligsten ist die gleiche Verschiebung des Akzentes in vielenWorten. Dieser Zeit des Zusammenlebens auf einem verhältnismässig kleinem Gebiete muss aber dann eine Trennung gefolgt sein, da sich beide Sprachen selbständig entwickelt haben. Wie diese vor sich gegangen sei, darüber lassen sich kaum Vermutungen hegen. Allerdings konnte man eine historische Nachricht zu verwerten suchen. Herodot 4, 105 berichtet nämlich, dass die *Neuroi*, die man gewöhnlich für einen slavischen Volksstamm oder gar für die Urslaven ansieht, ein Menschenalter vor dem Zuge des Darius durch eine Schlangenplage gezwungen worden seien, ihr Land im Norden zu verlassen und sich im Süden anzusiedeln. Die Schlangenplage dürfen wir getrost als Sage betrachten, aber an der Tatsache der Wanderung, die ja durchaus nichts auffälliges hätte, braucht man nicht zu zweifeln, da die Nachricht zu bestimmt lautet. Man könnte sogar vermuten, dass das Vordringen der ostgermanischen Stämme von Skandinavien aus und die Besetzung der Weichselgegenden die Slaven zur Auswanderung gezwungen hätte. Dass aber durch diese Wanderung die Spaltung des litauisch-slavischen Sprachstammes bedingt gewesen sei, dafür lässt sich natürlich nicht das geringste anführen. Wir können die Neuren nicht einmal mit Sicherheit für einen slavischen Volksstamm halten. Man sieht in ihnen eigentlich nur deshalb Slaven, weil von den Neuren berichtet wird, dass sich jeder einmal in einen Wolf verwandle, worin offenbar die Sage vom Werwolf vorliegt. Aber wenn diese Sage auch bei den Slaven weit verbreitet ist, so ist sie doch nicht auf diesen Volksstamm beschränkt. Ausserdem hat man den Namen *Neuren* mit dem slavischen Worte *nurija* »territorium« zusammengebracht, aber dies ist sicher aus dem Griechischen *ἐνοϱία* entlehnt. Wenn wir am Bug die Stadt Nurž finden, so kann dieser Name allerdings mit dem der Neuren zusammenhängen, aber er beweist nur, dass die Neuren in dieser Gegend lange Zeit gesessen haben, sagt aber über die ethnographische Stellung nichts aus. So können wir also nicht angeben, wo

etwa eine Trennung der beiden Völkerstämme stattgefunden haben könnte. Jedenfalls muss sie nachhaltig gewesen sein und sich zu einer Zeit vollzogen haben, als es noch keine Dialekte innerhalb des Slavischen gab, da das Litauische keiner einzigen slavischen Sprache besonders nahe steht.

Immerhin kann man sich die Wanderung der Slaven so denken, wie sie uns Herodot schildert, da auch in Osteuropa die grossen Ströme, die natürlichen Leiter der Völker, von Norden nach Süden fliessen und dementsprechend die meisten Völker ihren Weg genommen haben. Die Slaven besitzen ferner die Kraft, sich über gewaltige Räume auszudehnen, während die Balten kaum Gebiet gewonnen haben.

Wir wenden uns nunmehr zu dem Slavischen im besondern.

A. Die Slaven.

Die slavischen Sprachen sind heute über ein ausserordentlich grosses Gebiet verbreitet, und bekanntlich waren sie einst noch viel weiter ausgedehnt, da sie ja in ganz Deutschland östlich der Elbe und bis über die Elbe hinaus herrschten, in einem Gebiet, das sie durch bewusste Kolonisierung der Deutschen wieder verloren haben, während sie im Süden bis in den Peloponnes vorgedrungen, hier aber dem Griechentum unterlegen sind. Auch in den Alpen sind sie durch die Deutschen zurückgedrängt, während sich in Ungarn die Magyaren wie ein Keil zwischen sie geschoben haben. Grosse Teile des Gebietes aber, das sie heute einnehmen, hatten einst andere Völker inne, und so können wir einfach an der Hand der geschichtlichen Ereignisse ihr Gebiet beschränken und uns dadurch ihrer ursprünglichen Heimat nähern.

Zu den slavischen Sprachen (vgl. hierzu Karte 2) gehören heute zunächst die Sprache der Slovenen in Kärnten und Krain, dann das Serbokroatische im Königreich Kroatien, Serbien, Bosnien und der Herzegowina, Dalmatien und Montenegro, sowie in gewissen angrenzenden Teilen der Türkei und drittens das Bulgarische in Bulgarien und Mazedonien. Von diesen sind die ersten beiden sehr nahe verwandt, aber auch das Bulgarische steht nicht allzufern, und man vereinigt daher diese drei Dialekte unter dem Namen Südslavisch. Es lässt sich indessen nicht leugnen, dass Serbisch und Bulgarisch trotz mancher Übereinstimmungen auch scharf geschieden sind. Während z. B. das

Serbische die alte Deklination recht gut erhalten hat, ist diese im Bulgarischen nahezu verschwunden, und während hier umgekehrt die alten Verbalformen in ziemlicher Reichhaltigkeit vorliegen, hat das Serbische in diesem Punkte gewaltige Einbusse erlitten. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man diese Verschiedenheit in der Entwicklung darauf zurückführt, dass in den Gebieten des Südslavischen ursprünglich zwei verschiedene Sprachen gelebt haben. Serbisch ist ein Slavisch auf illyrischer Grundlage, und Bulgarisch ein Slavisch auf thrakischer. Dieser Gedanke ist schon von Miklosisch geäussert und neuerdings — freilich unter heftigem Widerspruch — von Stojanović wieder aufgenommen worden. Das Bulgarische zeigt in seinem ganzen syntaktischen Bau soviel Ähnlichkeiten mit dem Rumänischen einer- und dem Albanesischen anderseits, dass man an dem gleichen Völkersubstrat dieser drei Sprachen, das nur das thrakische sein kann, nicht gut zu zweifeln imstande ist. Wenn also slavische Völker in die Balkanhalbinsel einrückten, so mussten nach kurzer Zeit zwei grundverschiedene Dialekte entstehen, während die Ähnlichkeiten zwischen ihnen nur darauf beruhen, dass sie beide schon demselben urslavischen Dialekt angehörten.

Die Südslaven sind in diese Gebiete eingewandert nach dem Sturme der Völkerwanderung und zwar im allgemeinen in nord-südlicher Richtung dem Laufe der Flüsse und wohl der Gebirge folgend, ostwärts um die Karpathen herum. Nördlich und östlich von ihnen finden wir die Russen. Das Russische teilt man in zwei grosse Dialekte ein, das Kleinrussische oder Ruthenische im Süden und das Grossrussische im Norden, von dem das Weissrussische nach Westen zu eine Abart bildet. Das Russische hat fast nach allen Richtungen an Gebiet gewonnen, nach Süden, indem es bis an das Schwarze Meer vorgedrungen ist, nach Osten und Norden auf Kosten der Finnen. Das zeigen die unter den Russen sitzenden versprengten Reste der finnischen Bevölkerung; dasselbe würde eine Untersuchung der topographischen Namen in Grossrussland, die zum Teil finnischer Herkunft sind, lehren. In Grossrussland ist die finnische Bevölkerung nicht vernichtet, sondern nur russifiziert, und wie sich körperlich eine Mischung zeigt, so wird man vielleicht auch manches in der Sprache auf die finnische Grundlage der grossrussischen Bevölkerung zurückführen dürfen. Von den Weissrussen können wir nicht sagen, ob sie gewandert seien, und man kann ohne

besondere Bedenken ihr Gebiet an den Oberläufen des Niemen, der Düna und des Dnjepr als das ursprünglichste russische Gebiet auffassen, nur dass dieses nach Norden auf Kosten der Litauer an Umfang gewonnen hätte.

Während sich die Südslaven im Süden, die Russen nach Norden und Osten ausgedehnt haben, sind die Westslaven nach dem Westen gewandert. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die noch nicht besprochenen slavischen Sprachen zu einer Einheit zusammenzufassen sind. Zu dieser Gruppe gehören das Polnische, das an der Ostsee in Resten erhaltene Kaschubische, die ausgestorbenen slavischen Sprachen in Deutschland, von denen uns das Polabische im Hannoverschen Wendland durch dürftige Aufzeichnungen einigermassen bekannt ist, das Wendische oder Sorbische in der Lausitz und das Czechische. Alle diese Sprachen haben sich sicher auf einem Gebiet entwickelt, das ursprünglich von andern Völkern eingenommen war, nämlich von Germanen und Kelten, und wenn wir auch von grossen Wanderzügen hören, die Ostdeutschland verlassen haben, so beweisen doch eine Reihe geographischer Namen, die bei den Slaven von den Deutschen stammen, dass hier gewisse Reste der Bevölkerung zurückgeblieben sind und slavisiert wurden. Auch hier finden wir bei den am weitesten vorgerückten Slavinen eine Eigentümlichkeit, die sie mit dem Germanischen teilen: Czechisch und Wendisch betonen wie unsere Sprache die erste Silbe des Wortes. Daher liegt die Vermutung nahe, dass sich diese Eigentümlichkeit unter deutschem Einfluss entwickelt hat. Dies kann man sich aber nur so vorstellen, dass Germanen beim Slavischlernen ihre Aussprache bis zu einem gewissen Grade beibehalten haben.

Die Teilung des Slavischen in drei grosse Hauptdialekte ergibt sich auf Grund der sprachlichen wie der historischen Tatsachen fast von selbst. Das hat nicht ausgeschlossen, dass man auch auf die Gruppierung der slavischen Sprachen die Schmidtsche Wellentheorie angewendet. Sie lehrt hier indessen nur, dass sich die ursprüngliche Lagerung der slavischen Sprachen nicht wesentlich verschoben hat, dass die Südslaven nicht etwa von der Westseite der Russen, und die Westslaven nicht von deren Ostseite gekommen sind.

Diese Tatsache ist immerhin von einiger Bedeutung. Nach alledem, was wir über die Ausdehnung der Slaven wissen, handelt es sich bei ihnen nicht um grossartige Wanderzüge, sondern um

eine allmähliche Ausdehnung. Dabei kann ja immerhin die Verbindung einzelner Volksteile miteinander zerrissen gewesen sein, ja muss zerrissen gewesen sein, da sonst die Ausbildung der einzelnen slavischen Dialekte nicht begreiflich wird. Aber wenn keine grossen Wanderungen stattgefunden haben, so ist die Urheimat der Slaven viel leichter zu bestimmen, als die irgend eines andern Volkes. Wir brauchen nur die Gebiete von der slavischen Urheimat auszuschliessen, die nachweislich später erobert sind. Wir kommen damit zu einem Gebiet, das Müllenhoff in seiner deutschen Altertumskunde folgendermassen umgrenzt: »Die älteste und eigentliche Heimat der Slaven war demnach das Gebiet des mittlern und obern Dnjeprs mit Ausnahme der nordwestlichen Landschaften über den Sümpfen, dagegen mit Ausschluss der Striche westlich gegen die Karpaten und Weichsel, ein vollständiges Binnen- und Flachland, nach allen Seiten hin vom Meere abgeschlossen und im Innern ohne Mannigfaltigkeit und sonderliche Verschiedenheiten in der Gestaltung und Beschaffenheit, aber an Umfang mindestens ebenso gross, ja eher grösser als der von Germanen vor ihrem ersten gewaltigen Vordringen bewohnte Raum.« Man kann fragen, ob diese Begrenzung ganz sicher sei, und ob der Umfang nicht vielleicht zu gross angesetzt sein dürfte, aber zu einer bessern Erkenntnis vermögen wir trotz dieser Zweifel nicht zu kommen. Auf Grund andrer Tatsachen können wir nur weniges aussagen. Den slavischen Sprachen fehlt ein Wort für Buche, so dass sie nach allgemeiner Annahme in der buchenlosen Region Osteuropas gesessen haben müssen. Sonst ist aber ihre Sprache reich an alten Baumnamen, unter denen wir alle Bäume der europäischen Waldflora vertreten finden. Da die Slaven das alte Wort für Meer kennen, so müssten wir auch ihnen Sitze an der See anweisen, aber hier wie auch sonst wird man sich hüten, von der Sprache allzuviel erpressen zu wollen.

Wie heute noch, so war auch in alter Zeit der Osten Europas den Strömungen der Kultur ferner gelegen als die übrigen Teile, und es ist daher nicht auffallend, wenn die Slaven am spätesten von allen Indogermanen in der Geschichte auftreten. Auch ihre allgemeine Entwicklung stand wohl hinter der der anderen Völker zurück. Noch heute finden wir bei ihnen höchst altertümliche Zustände, sowohl in Russland als besonders bei den Serben auf der Balkanhalbinsel. Hier hat das Eindringen der Türken das Volk von dem befruchtenden Einfluss

der nördlichen Kultur abgeschieden, während dort die Steppennatur des Landes den Fortschritten von Süden her hinderlich im Wege stand. An einen Mangel an Begabung darf man nicht denken, da die natürliche geographische Lage alles erklärt.

B. Die Balten.

Das Baltische kennen wir in zwei Formen; die eine ist das alte Preussische, das im deutschen Ordenslande gesprochen wurde und im 16. Jahrhundert ausgestorben ist; die andere aber lebt im Litauischen noch heute fort. Diese Sprache schwindet im Königreich Preussen immermehr dahin, in den angrenzenden Teilen Russlands aber ist sie noch sehr lebenskräftig, wenngleich sie schon in früheren Zeiten an Gebiet verloren hat und jetzt noch verliert. Im ganzen wird es von etwa zwei und einer halben Million Menschen gesprochen. Das Litauische, uns überhaupt erst seit dem 16. Jahrhundert bekannt, hat noch heute einen sehr altertümlichen Charakter, in dem ihm auch nicht eine der heutigen indogermanischen Sprachen nur annähernd gleichkommt. Die Deklination des Indogermanischen ist nahezu vollständig erhalten, und das grösste Erstaunen für den Sprachforscher erregt die Bewahrung des indogermanischen Silbenakzentes. Bekanntlich wird bei einer Sprachübertragung nichts leichter verwischt als die feineren Akzentnuancen, und wenn wir das Litauische im Besitz einer solchen Altertümlichkeit finden, so dürfen wir wohl schliessen, dass diese Sprache nicht allzuvielen fremden Einwirkungen ausgesetzt war, sei es, dass die Litauer überhaupt nicht gewandert sind oder dass sie in nur dünnbevölkerte Gebiete vordrangen.

Das Litauische zerfällt heute in eine Reihe kleinerer Dialekte, die aber nicht den Charakter eigener Sprachen annehmen. Nur im Norden finden wir in dem Lettischen eine besondere Sprache, die eine jüngere Entwicklung des Litauischen darstellt. Das Lettische verhält sich zu diesem, wie etwa das Italienische zum Lateinischen, es setzt jenes voraus, und hat sich nur schneller verändert. Da wir nun die Letten in einem Gebiet finden, das ursprünglich wohl von finnischen Stämmen besetzt war, so beruht diese starke Veränderung des Lettischen vermutlich darauf, dass finnische Völker litauisch gelernt haben. Wir haben schon

öfter darauf hingewiesen, dass sich die gleichen Aussprachsvorgänge oftmals bei ganz verschiedenen, aber benachbarten Sprachen finden (wie z. B. die Osseten und die Armenier dasselbe Lautsystem haben), und dass dies auf eine Verwandtschaft des ursprünglichen Volkselementes schliessen lässt. So findet sich denn der eigentümliche Stosston des Lettischen auch im benachbarten Livischen und im Dänischen, was sich vielleicht für einen ursprünglichen Zusammenhang der Urbevölkerung dieser Gegenden verwerten lassen wird.

Das baltische Sprachgebiet ist einst viel ausgedehnter gewesen als heute. Das Preussische reichte bis an die untere Weichsel, und es unterliegt mir keinem Zweifel, dass die Eigentümlichkeiten, die der heutige ostpreussische Dialekt zeigt, auf das alte Preussische mitzurückgehen. Aber auch das Litauische hat gegenüber den slavischen Sprachen an Gebiet verloren. Wie gross diese Einbusse gewesen, kann nur eine Untersuchung der Ortsnamen lehren. Wie mir Leskien mitteilt, finden sich litauische Ortsnamen noch weit nach Russland hinein.

Für grössere Wanderungen der Litauer haben wir wenig Anhalt in der Geschichte, und so bleibt es das einfachste anzunehmen, dass die Balten von jeher in ihrem beschränkten Gebiet am Meere gewohnt haben. Gewiss sind mannigfache Stürme über sie hinweggebraust. Die Germanen müssen sie eine zeitlang bedrängt, vielleicht beherrscht haben, wie eine Anzahl Lehnwörter vermuten lässt; später haben die Russen und Polen stark auf sie eingewirkt, und wenn litauische Grossfürsten auch ein bedeutendes Reich gegründet haben und Jagello 1386 den polnischen Thron bestieg, so war dies alles nur von kurzer Dauer. Weder in der Literatur noch in den Künsten haben die Litauer irgend etwas erreicht, aber dass sie uns unter einfachen Verhältnissen ihre alte Sprache bewahrt haben, ist ein Verdienst, das ihnen niemand rauben kann.

Um die ursprüngliche Heimat der Litauer zu bestimmen, haben wir nur folgende Anhaltspunkte. Auf Grund archäologischer Momente vermutet Bezzenberger, dass sie seit Jahrtausenden in diesen Gegenden wohnen. Die nahen Beziehungen, in denen ihre Sprache zum Slavischen steht, zwingt uns, ihnen Sitze in der Nachbarschaft und zwar nördlich der Slaven anzuweisen. Wenn die litauischen Fremdwörter im Finnischen wirklich älter sind als die Slavischen, so müssen sich die Litauer

einst weiter nach Osten erstreckt und die Slaven von den Finnen abgetrennt haben.

Eine schwierige Frage ist es, ob die von Tacitus zuerst erwähnten Aestii an der Bernsteinküste mit den Litauern identisch seien. Zweifellos ist der Name derselbe wie der der jetzigen Esthen, die eine finnische Sprache sprechen. Aber da es zu den gewöhnlichsten Erscheinungen gehört, dass ein solcher Name auf ein anderes Volk übertragen wird, so ist man jetzt wohl ziemlich allgemein der Ansicht, dass wir in den Ästiern die Litauer zu erkennen haben.

Wir sind jetzt die Nachbarn wie der Balten so der Slaven, aber zwischen dem Germanischen und dem Baltisch-Slavischen gähnt eine Kluft, die vielleicht unüberbrückbar erscheinen wird. Als man indessen die ältern Sprachepochen verglich, da schienen die beiden Gruppen, das Baltisch-Slavische und das Germanische, doch durch so enge Bande verbunden zu sein, wie nicht zwei andere Sprachgruppen. So stellte denn Schleicher seine baltisch-slavisch-germanische Sprachgruppe auf, und viele Forscher haben an ihr mit etwas veränderter Auffassung festgehalten. Doch wird dies ein Trugbild sein. Mir wenigstens scheint zwischen den beiden Sprachgruppen eine so starke Verschiedenheit zu bestehen wie nur zwischen je zwei andern. Das lässt darauf schliessen, dass in diesem Falle die ursprüngliche Lagerung der Stämme heute nicht bewahrt ist, dass also Slaven und Germanen in alter Zeit nicht Nachbarn gewesen sind. Wer zwischen ihnen gesessen hat, dafür gibt es nur einen höchst zweifelhaften Anhaltspunkt. Die Germanen nennen ihre östlichen Nachbarn Wenden, mit einem Namen, der bei den Slaven selbst nicht vorkommt. Wir kennen keinen slavischen Stamm, der sich so bezeichnet hätte. Nun werden aber Nachbarvölker gewöhnlich nach einem unmittelbar benachbarten Volksstamm genannt. So heissen die Welschen noch heute nach dem keltischen Volksstamm der Volcae, so nennen uns die Franzosen Allemands. Die Graeci waren wahrscheinlich ein kleiner Stamm, dessen Namen die Illyrier als Gesamtbezeichnung für die benachbarten Hellenen gebrauchten und den die Römer von ihnen annahmen.

So kommt man zu der Vermutung, dass einst ein Volksstamm mit Namen *Veneti* östlich von den Germanen wohnte, dass dieser Stamm auswanderte und sein Name auf die Slaven übertragen wurde, genau wie die Germanen die Bezeichnung *Volcae*

auch auf die Romanen angewendet haben. Den Namen *Veneti* treffen wir nun oft genug, und wir werden später die Frage aufwerfen müssen, ob Veneter Ostnachbarn der Germanen gewesen sind.

Ob die slavisch-litauischen Völker aus westlicheren Gegenden — aus östlichen sind sie wohl sicher nicht gekommen — vorgerückt sind, lässt sich kaum sagen. Wir sind jedenfalls vollauf berechtigt, das von ihnen in ältesten Zeiten bewohnte Gebiet mit zu der ursprünglichen Heimat der Indogermanen zu rechnen. Sollten sie allerdings, wie Hoops Waldbäume S. 126 annimmt, den Buchennamen besessen und demnach diesen Baum gekannt haben, so würde dies auf eine Wanderung von Westen her schliessen lassen. Wir werden in dem Kapitel über die Urheimat sehen, wie unsicher diese Vermutung begründet ist.

14. Die thrako-phrygische Gruppe.

A. Die Thraker.

Wir haben gesehen, wie die Slaven lange im Dunkel der Vorzeit bleiben, und es ist sicher, dass sie einst nur ein kleines Gebiet bewohnt haben. Südlich oder südwestlich von ihrer eigentlichen Urheimat, teilweise in den Ländern, die heute von den Südslaven eingenommen sind, vor allen aber in den Teilen des Donautales, in denen jetzt die rumänische Zunge herrscht, finden wir im Altertum ein Volk, das die Griechen mit dem Namen Thraker bezeichneten. »Unter allen Völkern«, sagt Herodot, »sind die Thraker nächst den Indern die zahlreichsten«, und die Grösse des Gebietes, auf dem die Thraker wohnten, lässt diesen Ausdruck wenn auch nicht zutreffend, so doch nicht ganz unberechtigt erscheinen. Wenn es auch auf thrakischem Boden frühzeitig zur Zusammenfassung aller oder der meisten Stämme gekommen ist — um die Mitte des 5. Jahrh. vor Chr. waren sie unter der Herrschaft des Teres, des Königs der Odysen vereinigt, — so hatten doch derartige Reiche keinen langen Bestand. Das, was die Volksstämme den Alten als Einheit erscheinen liess, muss neben den Sitten und Gebräuchen die Sprache gewesen sein, und wir dürfen wohl annehmen, dass diese auf einem ziemlich weiten Gebiete verhältnismässig einheitlich gewesen sei. Die Grenze bildete die Donau, — doch griffen die Thraker verschiedentlich darüber hinaus —, das Meer, das Grenzgebirge Macedoniens, während

im Westen die thrakischen Stämme so in die illyrischen übergingen, dass die Alten oft genug keine Entscheidung treffen konnten. Das ist nicht wunderbar. Wenn sich heute in demselben Gebiet Serben und Bulgaren durcheinander schieben, und wenn in den Gebirgen ein kaum erforschter Wirrwar von Albanesen, Serben, Bulgaren, Rumänen und Griechen herrscht, so werden die Verhältnisse im Altertum nicht minder verwickelt gewesen sein, und gewiss hätten sich Reste älterer Sprachen in den Gebirgen längere Zeit halten können.

Ausserhalb ihres eigentlichen Gebietes finden wir die Thraker in der am nördlichen Fuss des Olympos gelegenen zu Makedonien gehörigen Landschaft Pieria, und selbst in das eigentliche Hellas sollen thrakische Völkerschaften gelangt sein, was durchaus nicht unglaublich ist, da sie auch nach Kleinasien hinein eine grosse Ausdehnungskraft besitzen.

Naturgemäss zerfielen die Thraker in zahlreiche kleinere Stämme, die unter den verschiedensten Namen in der Überlieferung auftreten. Wie anderswo so geschieht es auch hier. Namen und Volksstämme verschwinden und vergehen, neue treten auf, um später wieder andern Platz zu machen. Offenbar erringen kleinere Stämme einmal die Macht, dann tritt ihr Name uns in der antiken Überlieferung besonders bedeutungsvoll entgegen. Man kann dafür, dass auch bei den Thrakern Herrscher neben Beherrschten standen, vielleicht eine kulturhistorische Tatsache geltend machen. Die Tätowierung war eine den Alten besonders auffallende thrakische Sitte. Nun ist uns sicher überliefert, dass sich bei den eigentlichen Thrakern die Edeln auf diese Weise schmückten, bei den Geten aber die Sklaven. Das lässt sich kaum anders als in dem Sinne einer Unterwerfung thrakischer Volksstämme durch die Geten verstehen, so dass wir in diesen spätere Eindringlinge zu sehen haben. Auch in der Haartracht unterscheiden sich die beiden Stämme, und die Haartracht kann man sehr wohl als ein bedeutsames Stammesabzeichen ansehen, das sich unter Umständen lange Zeit erhält.

Ausführlich über die thrakischen Stämme unterrichten die drei Abhandlungen von Tomaschek, Die alten Thraker, in denen wohl alles wissenswerte zusammengetragen ist, wenngleich man den Ausführungen des Verfassers nicht immer zustimmen wird. Er unterscheidet eine südliche und eine nördliche oder getische Gruppe, was ja in den geographischen Verhältnissen einiger-

massen begründet ist, aber doch mit den Mitteln unseres Wissens nicht sichergestellt werden kann. Die Geten, die von den Römern Daken genannt werden, spielen in der Geschichte der germanischen Philologie insofern eine Rolle, als die Ähnlichkeit der Namen Geten und Goten schon Cassiodor veranlasst hat, die Geschichte der Goten mit jener der Geten zu verquicken; kein geringerer als Jakob Grimm hat diesen Gedanken in seiner Geschichte der deutschen Sprache ernsthaft wieder aufgenommen. Diese Ansicht ist aber längst aufgegeben, da sie durch die sprachlichen Tatsachen widerlegt wird.

Zur Aufhellung des Ursprungs der Thraker müssen wir in erster Linie die Sprache heranziehen. Allerdings besitzen wir kein zusammenhängendes Denkmal, aber dieser Mangel wird dadurch ersetzt, dass wir von dem mit dem Thrakischen eng verwandten Phrygischen in Kleinasien einige Kenntnis haben, und dass uns ausser einer Reihe von Glossen zahlreiche Eigennamen überliefert sind. Und diese Eigennamen zeigen in vielen Fällen die Zweistämmigkeit, die so charakteristisch für die Namengebung unseres Sprachstammes ist. Ausserdem enthalten sie des öfteren deutlich eine Reihe indogermanischer Bestandteile, wenngleich sie in der Hauptsache doch recht fremdartig anmuten. Auch die Ortsnamen zeigen fast noch häufiger echt indogermanische Wörter. Immerhin genügt diese Überlieferung, um das Thrakische als indogermanisch zu erweisen und im Kreise der Verwandten einigermassen einzuordnen. Das Thrakische gehört zu den *satem*-Sprachen. Das steht unzweifelhaft fest. Ob es aber zu irgend einem Dialekt der grossen Gruppe in engerer Beziehung steht, das festzustellen, fehlen uns die Mittel. Jedenfalls kann von einer Zugehörigkeit zum Arischen und insbesondere zum Iranischen, woran man infolge der Nachbarschaft des Skythischen gedacht hat, keine Rede sein. Das Hauptcharakteristikum des Arischen, der einförmige Vokalismus, fehlt dem Thrakischen, es steht hier ganz zu den europäischen Sprachen und es erscheint demnach gegenüber dem Arischen als eine selbständige Sprache. Über das Verhältnis des Thrakischen zum Armenischen und Albanesischen wird später die Rede sein. Diese Sprachen kommen hier nicht in Betracht, und so kann man allein Beziehungen zum Litauisch-Slavischen vermuten. Wenn nun auch einige Glossen gerade aus dem Wortschatz dieser Sprachgruppe ihre Erklärung finden, und wenn auch in der Flexion

vielleicht eine Übereinstimmung zwischen phrygisch und slavisch besteht, so lässt sich doch darauf vorläufig nicht die Annahme engerer Verwandtschaft gründen; wir dürfen nur schliessen, dass Thraker und Slaven auch in der geschichtlichen Zeit ungefähr in ihrem alten Lageverhältnis geblieben sind.

Wenn sich anderseits auch Fäden vom Thrakisch-Phrygischen zum Griechischen und zum Arischen ziehen lassen, so fügt sich das nur in das Bild ein, das man von der ursprünglichen Siedelung der Stämme entwerfen muss. Die Griechen, deren Urheimat ich etwa in Ungarn suche, und die Indo-Iranier, die von Südrussland ausgegangen sein dürften, müssten sich ja tatsächlich rechts und links an die Thraker angeschlossen haben.

Über die Körperbeschaffenheit der Thraker haben wir eine Reihe von Nachrichten aus dem Altertum, die Tomaschek, Die alten Thraker I, 115 zusammengestellt hat. Die Haare waren blond oder rötlich, die Hautfarbe weiss. Dieser Typus ist jetzt in dem ehemals thrakischen Gebiet nicht zu häufig mehr zu finden, was darauf hinweist, wie auch hier das indogermanische Element körperlich zugrunde gegangen ist.

Im übrigen finden wir bei den Thrakern eine Reihe von Sitten, die zwar auch sonst verbreitet waren, aber bei ihnen besonders stark hervortreten. Die Gewohnheit, Gesicht und Körper zu bemalen, war allgemein verbreitet und wird häufig genug erwähnt. Die blonde Haarfarbe wird durch Färben in eine blaue verwandelt, wie ja blau in dem alten Europa überhaupt ein beliebter Farbstoff war, den wir auch bei den Britannern antreffen. Andere Eigentümlichkeiten, z. B. die mangelnde Keuschheit der unverheirateten Frauen, weisen nach Asien hinüber, wie auch manche Seiten ihres eigentümlichen orgiastischen Gottesdienstes.

Ein so mächtiges Volk wie die Thraker kann natürlich nicht ausgestorben sein, und es ist wohl allgemein anerkannt, dass das heutige Rumänisch ein Romanisch auf thrakischer Grundlage ist. Nur darüber besteht eine oft erörterte Streitfrage, wo denn das eigentliche Rumänische entstanden sei. Wir sind nicht imstande, diese Frage zu entscheiden, möchten aber doch darauf hinweisen, dass sich das rumänische Sprachgebiet zu einem Teil mit dem alten Thrakischen deckt. Vor allem ist das Hinübergreifen über die Karpathen, in Gegenden wo wir im

Altertum die thrakischen Agathyrsen finden, ausserordentlich charakteristisch.

B. Die Phryger und die Indogermanen in Kleinasien.

Zweifellos sind Indogermanen auch nach Kleinasien gekommen. Wir kennen als letzte Einwanderer die Galater, wir wissen dies von den Griechen, die zur See die Küste Asiens erreicht haben, und wir wissen es von den Phrygern, deren Sprache durch Inschriften sicher als indogermanisch erwiesen wird. Da man auch sonst die weite Ausbreitung der Indogermanen kennen gelernt hatte, so war es kein Wunder, wenn Paul de Lagarde die meisten kleinasiatischen Sprachen als indogermanisch ansprach. Aber davon hat sich, wie wir schon gesehen haben, nicht allzu viel beweisen lassen. Mögen indogermanische Stämme in kriegerischen Zügen ganz Kleinasien überschwemmt haben, für längere Zeit erhalten hat sich ihr Volkstum nur im Norden und im Innern der Halbinsel.

Wir sind so glücklich, in dem Phrygischen sicher eine indogermanische Sprache vor uns zu haben: wir wollen daher bei ihr beginnen.

Nach einer Nachricht bei Herodot 7, 73, die wohl auf eine makedonische Quelle zurückgeht, hätten die Phryger einst in Europa gesessen und dort *Briges* geheissen. Wir haben keinen Grund, an dieser Überlieferung zu zweifeln, wenngleich wir auch kaum einen sichern Beweis für die Einwanderung der Phryger daraus entnehmen können. Dagegen hält Kretschmer Einleitung in die Geschichte d. griech. Sprache S. 174 auf Grund archäologischer Momente eine Einwanderung der Phryger aus Thrakien für erwiesen. Die Gleichheit der Gefässformen und der Ornamentik, sowie der Grabhügel diesseit und jenseit des Hellespontes spricht zwar in gewissem Masse für die Gleichheit der Bevölkerung auf beiden Seiten des Meeres, aber die Richtung der Wanderung können sie nicht mit Bestimmtheit lehren.

Glücklicherweise bietet uns die Sprache die sicherste Gewähr für den Zusammenhang der Phryger und Thraker, der so eng ist, dass wir von einem phrygisch-thrakischen Sprachstamm reden können. Da wir die grosse Masse dieses Sprachstammes in Europa finden, in Kleinasien aber nur einen Teil; da historisch bezeugt immer neue Wanderzüge thrakischer Völkerscharen nach Kleinasien vor sich gehen, und da in Thrakien die indo-

germanische Art der Namengebung, in Phrygien aber die herrscht, die mit der kleinasiatischen durchaus übereinstimmt, so kann man an der Richtung der Wanderungen kaum zweifeln.

Die phrygische Sprache ist uns durch zwei Arten von Inschriften etwas näher bekannt geworden. Es sind dies zunächst die altphrygischen Inschriften, die, in einem besondern aus dem Griechischen abgeleiteten Alphabet geschrieben, etwa aus dem 6. Jahrh. v. Chr. stammen. Wenn diese Inschriften auch der Deutung vorläufig noch manche Schwierigkeiten bereiten, so zeigen sie doch deutliche indogermanische Wörter und Flexionsendungen.

Die jüngern phrygischen Inschriften der römischen Zeit in griechischer Schrift sind Grabinschriften, die fast durchweg neben dem griechischen Text eine Fluchformel für den enthalten, der das Grab verletzt. Die Gleichheit des Inhalts, der des öftern vorliegende griechische Text auch der Beschwörungsformel, ermöglichen ein ziemlich klares Verständnis der Inschriften. Sie zeigen eine ziemlich altertümliche indogermanische Sprache, die deutlich zu dem europäischen Zweig gehört, da sie den *e*-Vokal hat. Weiter dürfen wir sie mit Sicherheit zu den *satem*-Sprachen rechnen und im engsten Sinne zu dem Thrakischen stellen. Was wir sonst noch an phrygischen Glossen haben, bestätigt dies.

Die Erhaltung des Phrygischen bis in verhältnismässig späte Zeiten müssen wir besondern günstigen Bedingungen zuschreiben. In der Tat liegen die Fundorte der Inschriften tief im Innern, wohin der Einfluss des Griechischen nicht so bald dringen konnte. Ganz ausgeblieben ist er nicht, wie schon die Lehnwörter in den älteren Inschriften zeigen.

Es ist von vornherein wahrscheinlich, dass die phrygische Einwanderung nicht die einzige geblieben ist, die thrakische Stämme versucht haben, und tatsächlich sind Thraker fast noch im Lichte der Geschichte nach Kleinasien vorgedrungen. So sollen die Thyner und Bithyner nach Arrian Frg. 37 zur Zeit der kimmerischen Wanderung, also im 7. Jahrhundert eingewandert sein. Sie konnten ihren thrakischen Charakter so wenig verleugnen, dass sie die Alten häufig als die Thraker in Asien bezeichnen. Die thrakische Herkunft des Volkes wird, wie Kretschmer Einleitung S. 211 ausführt, durch die Eigennamen bestätigt, die im Gegensatz zu den phrygischen ein durchaus thrakisches Gepräge tragen. Nach Herodot 7, 75 sollen sie am Strymon

gesessen und Strymonier geheissen haben, und Strabo 12 (S. 541) berichtet ausdrücklich, es habe zu seiner Zeit in Thrakien noch einen Stamm Bithynoi gegeben.

Vor den Thynern und Bithynern sind die Myser gekommen. Es ist mir mit Kretschmer nicht zweifelhaft, dass diese mit den Mösern, die in der Donautiefebene sitzen, irgendwie zusammenhängen. Sie sind nur weiter vorgedrungen als die sonstigen thrakischen Völkerschaften. Die Myserfrage ist ausführlich von Thraemer Pergamos S. 274 ff. und von Kretschmer Einleitung S. 390 ff. behandelt. Dieses Volk konnte in dem eroberten Lande die einheimische Bevölkerung nicht absorbieren, daher entstand eine Mischsprache. Xanthos (bei Strabo 12 [572]) erklärt das Mysische als gemischt aus Lydisch und Phrygisch. Daraus leitet sich auch, wie Kretschmer S. 392 mit Recht bemerkt, das Schwanken der Alten her, die die Myser bald für Thraker, bald für Lyder, bald wieder für Maionier erklärten. Auf den indogermanischen Bestandteil geht der Ortsname *Γέρμη* zurück, der deutlich mit gr. *θερμός* 'warm' (Thermopylen) zusammenhängt.

Auch in der Troas sassen wahrscheinlich indogermanische Stämme, und wenngleich die Alten Troer und Phryger wohl auseinanderzuhalten wissen, so weisen doch einige troische Namen immerhin auf Zusammenhang mit dem Phrygischen, wie *Δάρης*, *Πάρις*, *Πρίαμος*. »In der Ilias«, sagt Tomaschek, Die alten Thraken 1, 13, »steht Priamos an der Spitze eines Bundes, der alle Völker vom Halys und Sangarios bis zum paionischen Axios, darunter auch Phrygen, Maionen, Mysen, Thraker, Kikonen und Paionen, umfasst; innige familiäre und hieratische Beziehungen verbinden das Herrscherhaus mit all diesen Völkern.« Es ist wohl möglich, hierin den Nachhall einer geschichtlichen Tatsache zu sehen, den Nachhall einer Einigung der thrako-phrygischen Stämme für eine gewisse Zeit. Es kann nicht zufällig sein, dass alle diese Völker der thrakisch-phrygischen Gruppe angehören.

Aus den angeführten Tatsachen geht klar und deutlich hervor, dass wiederholt indogermanische Stämme nach Kleinasien vorgedrungen sind, und zwar haben wir es bisher nur mit *satem*-Stämmen zu tun gehabt, die wir als Teile des thrakisch-phrygischen Sprachzweiges ansehen durften. Es scheinen aber, wie in der letzten Zeit verschiedentlich betont worden ist, auch *centum*-Stämme an der Besiedelung beteiligt gewesen zu sein. Plato

sagt uns, dass das phrygische Wort für Hund dem Griechischen ähnlich geklungen habe, und, wenn dies der Fall war, wird es eher mit *k* als mit *s* angelautet haben. Diese Annahme hat eine überraschende Bestätigung gefunden durch den lydischen Fürstennamen Kandaules. Nach einem Hipponaxfragment ist *Kandaules* der maionische Name des Hundswürgers Hermes, und die Deutung, die Solmsen dafür aus dem Indogermanischen gegeben hat, scheint mir völlig zuzutreffen. Die ethnologischen Verhältnisse Lydiens hat Kretschmer Einleitung S. 384 untersucht. Im Epos kommt der Name der Lyder noch nicht vor, sie heissen vielmehr *Maiones*, ein recht indogermanisch klingender Name, wie auch der ihres ersten Königs *Ἄγρων*. Da wir nun in der bekannten Sage von Gyges und seinem Ring den Nachklang eines Dynastiewechsels vor uns haben, so kann man sehr wohl annehmen, dass die indogermanische Dynastie der Mermnaden durch eine einheimische abgelöst ist. Nach Lydien werden jedenfalls indogermanische Stämme vorgedrungen sein und dort eine Zeitlang geherrscht haben.

Um alle Wanderungen der Indogermanen nach Kleinasien genau festzustellen, dazu fehlen uns die historischen Nachrichten, und es fehlt uns das Haupthilfsmittel, die Sprache. Aber an und für sich ist es nur zu wahrscheinlich, dass hier ein immerwährendes Zuströmen thrakischer Völkerschaften stattgefunden habe. Sassen sie doch in Thrakien in geschlossener Masse, es konnten daher von hier aus immer neue Nachschübe stattfinden, so dass alles das zutrifft, was Ratzel als die notwendige Bedingung einer erfolgreichen Eroberung ansieht. Musste auch die thrakisch-phrygische Sprache vor dem Griechischen an der Küste wieder zurückweichen, so konnte sie sich doch im Innern Jahrhunderte lang halten, freilich ohne einer endgültigen Vernichtung zu entgehen.

Wenn wir in Kleinasien nur *satem*-Sprachen anträfen, so würde kein schwieriges Problem vorliegen. Sollte aber die oben erwähnte Annahme, dass wir in Lydien auch *centum*-Stämme vor uns haben, richtig sein, so wäre die Völkermischung viel verwickelter gewesen, und es eröffneten sich weitere geschichtliche Ausblicke. Der Name *Kandaules* ist übrigens nicht das einzige Anzeichen für die Anwesenheit von Westindogermanen. Ich habe früher fälschlich das Thrakisch-Phrygische für eine *centum*-Sprache erklärt, aber das konnte doch nur geschehen,

weil eine Reihe von Punkten dafür zu sprechen schienen. Wenn nun auch jene frühere Ansicht endgiltig widerlegt ist, so bleiben die betreffenden auffallenden Erscheinungen doch bestehen. Es finden sich in der Tat Wörter der *k*-Sprachen auf diesem thrakisch-phrygischen Boden. Zur Erklärung gibt es nur zwei Möglichkeiten, entweder sind diese Wörter Entlehnungen oder es sind Stämme aus dem *centum*-Gebiet auch nach Kleinasien vorgedrungen. In der Hauptsache wird die zweite Möglichkeit in Betracht kommen. Welcher Sprachstamm mag das gewesen sein? An hellenische Stämme, deren Sprache sich infolge der Mischung stark verändert hätte, wird man nicht denken dürfen, eher wird man annehmen können, illyrische Völkerschaften seien nach Osten gewandert. Als unmöglich kann man das nicht ablehnen, da ja auch die Kelten nach Kleinasien gelangt sind und das Reich der Galater sich lange erhalten hat.

Für diese Vermutung lässt sich einiges anführen. Wir treffen in Kleinasien eine Reihe von Völkernamen, die in der Balkanhalbinsel wiederkehren. So finden wir die *Veneter* an der Adria und die *Eneter* in Paphlagonien. Auf dem triballischen Feld wohnten die *Dardaner* und *Dardanos* gilt als Ureinwohner des Idagebirges und als Gründer von Dardania. Dazu kommen die Namenpaare *Briges* und *Phryger, Myser* und *Moiser*. Von diesen sind die beiden ersten Namen sicher illyrisch, die beiden andern aber thrakisch. Der lydische Königsname *Agrōn* ist doch sicher mit dem der *Agrianoi*, einer illyrischen Völkerschaft, verwandt. Das alles spricht für die Anwesenheit illyrischer Völker in Kleinasien. Sie kann auch nicht weiter auffallen, nehmen sie doch den ganzen Westen der Balkanhalbinsel ein. Wir werden ihre Verbreitung aber erst später genauer erörtern können.

15. Die Armenier.

Alle die kleinasiatischen Stämme, die wir im vorigen Kapitel kennen gelernt haben, mussten ihre Sprache aufgeben. Hat sich aber das Indogermanische im Innern Kleinasiens, in Phrygien, lange Zeit erhalten, so kann es schliesslich nicht wunder nehmen, wenn sich in dem noch weiter östlich gelegenen rauhen Bergland Armenien eine indogermanische Sprache bis auf die Gegenwart lebenskräftig behauptet hat, das Armenische.

Dass die in grossen Teilen Armeniens und ausserhalb

dieses Landes gesprochene armenische Sprache zu dem indogermanischen Sprachstamm gehöre, wurde schon 1837 von Petermann und 1846 von Windischmann erkannt. Bei den Anschauungen, die man damals von der Urheimat der Indogermanen hatte, bei dem Gedanken an die Nachbarschaft der Iranier lag die Annahme nahe, dass wir es im Armenischen mit einem iranischen Dialekt zu tun hätten; sie schien dadurch erwiesen zu sein, dass zahlreiche armenische Wörter im Iranischen wiederkehrten. So hat man denn mit Fr. Müller das Armenische für eine iranische Sprache gehalten, bis Hübschmann nachwies, dass wir es als selbständiges Idiom anzuerkennen hätten. Dieser Nachweis ist ganz zweifellos und beruht vor allem darauf, dass das Armenische im Vokalismus mit den europäischen, nicht mit den arischen Sprachen übereinstimmt, da es im Gegensatz zu der Einförmigkeit des Vokalismus dieser Dialekte die Vokale *e, o, a* gleich den europäischen Sprachen besitzt.

Die wichtigsten Arbeiten über das Armenische gehen alle auf Hübschmann zurück, neben den erst in neuester Zeit eine Reihe andrer Forscher getreten ist. Die sprachliche Untersuchung ist jetzt soweit gediehen, dass das Armenische als gleichberechtigtes Glied der grossen indogermanischen Sprachfamilie seine Stelle in Brugmanns Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen einnehmen konnte.

Wir kennen das Armenische etwa seit dem fünften Jahrhundert n. Chr., doch ist diese Sprache, die jetzt noch von den Gelehrten verwendet wird, heute ausgestorben. An seine Stelle sind die neuarmenischen Dialekte getreten, die vom Altarmenischen mannigfach abweichen.

Nach einer von Selenoy und Supan revidierten Schätzung Cuinets beträgt die Zahl der Armenier in der Türkei 1 144 000 (die Hälfte davon in Armenien im engern Sinne), in Transkaukasien 958 371, in Persien etwa 100 000 und in Ciskaukasien kaum 30 000. Das Armenische gehört also zu den kleineren indogermanischen Sprachen. Die Sprache selbst zeigt eine Menge von Lauten, die den übrigen indogermanischen Dialekten vollständig fremd sind. Es wird mit einem eigentümlichen Alphabet geschrieben, das, aus dem Griechischen entlehnt, aus 36 Zeichen besteht, von denen 14 neu gebildet wurden. Es ist kaum zu bezweifeln, dass wir diese zahlreichen neuen und sonderbaren Laute nicht der natürlichen Sprachentwicklung verdanken, sondern, dass hier eine

Übertragung indogermanischer Sprache auf ein stammfremdes Volk stattgefunden hat, und wir können auch vermuten, dass in Armenien einst Völker gesessen haben, die mit den Georgiern im Kaukasus verwandt waren. Denn deren Lautsystem entspricht dem des Armenischen in starkem Masse. Besonders auffällig und beweisend sind die Tenues mit Kehlkopfverschluss in beiden Sprachen. Diesem fremden Zug des armenischen Lautstandes entspricht auch der Körperbau der Armenier: wir finden bei ihnen ausgeprägt kurzköpfige hochgewachsene Menschen mit dunklem Haar, deren Gesichtsbildung der semitischen ähnlich ist. Die Anthropologen haben sich mit diesem Menschentypus oft beschäftigt und nehmen an, dass dieser Typus, den Hommel den alarodischen, Luschan den armenoiden nennt, einst in Vorderasien, z. T. auch in Europa und Nordafrika weit verbreitet war.

Alles dies weist mit Wahrscheinlichkeit auf eine späte Einwanderung indogermanischer Stämme hin und widerlegt den abenteuerlichen Versuch, die Heimat der Indogermanen in Armenien zu suchen. Wir sind über die Geschichte Armeniens durch Inschriften gut unterrichtet und können die Einwanderung der Indogermanen mit absoluter Sicherheit erschliessen. Seit dem 9. Jahrhundert v. Chr. wird uns nämlich durch assyrische und chaldische Inschriften das Dasein eines Reiches am Vansee bezeugt, das in den chaldischen Inschriften *Biaina*, in den assyrischen *Urartu* genannt wird. »Die Einwohner dieses Landes hat Lehmann, dem Belck folgt, »Chalder« (Xaldini der chaldischen Inschriften) genannt und sie mit den später am Pontus sitzenden *Χάλδοι*, den *Χαλδαῖοι* Xenophons und den *Chalti(-kh)* der armenischen Schriftsteller identifiziert. Von ihrer Sprache wissen wir so viel, um behaupten zu können, dass sie nicht armenisch und wohl auch nicht indogermanisch war. Dieses Reich der Chalden, dem kräftige Könige vorstanden, verschwindet gegen Ende des 7. Jahrhunderts aus der Geschichte, als Kimmerier und Skythen in Vorderasien einbrechen. Während dieser Umwälzungen scheinen die Armenier eingewandert zu sein. Darius nennt sie *Arminiya*, Herodot *Ἀρμένιοι*, während sie selbst sich mit *Haikʿ* bezeichnen, und von dieser Zeit an trägt das Land den Namen Armenien bis auf den heutigen Tag.

Für die Einwanderung der Armenier könnte man zwei Möglichkeiten in Betracht ziehen, sie können von Osten wie

von Westen gekommen sein. Im Osten aber sitzen durchaus iranische Völkerschaften. Solange man die Armenier für Iranier hielt, war dieser Weg der gewiesene; seitdem Hübschmann diese Ansicht beseitigt hat, wird man sie nur für möglich halten können, wenn Gründe schwerwiegender Art für sie sprechen. Sie fehlen aber gänzlich. Die Annahme einer Einwanderung von Westen wird durch das, was wir im vorigen Kapitel kennen gelernt haben, auf das beste gestützt. Sehen wir doch immerfort thrakische Völkerschaften nach Kleinasien vordringen. Hätten wir gar keinen Anhalt weiter, so würden wir die Armenier als einen Teil des thrakischen Volksstammes ansehen dürfen. Da wir aber zwei Nachrichten aus dem Altertum besitzen, die eine Verwandtschaft des Armenischen mit dem Phrygischen behaupten, so ist diese Annahme kaum zu bezweifeln. Ausserdem hat Kretschmer Einleitung 209 f. noch einige andere Punkte geltend gemacht, die freilich nach Hübschmann Idg. Forsch. 16, 203 nichts beweisen. Aber wir bedürfen ihrer auch nicht, da ja die Sprache selbst Zeugnis ablegen kann. Das Armenische gehört zu den *satem*-Sprachen und weiter, wegen der Erhaltung der Vokale *e, o* zu dem europäischen Zweig. Infolgedessen können nur Lituslavisch und Thrako-phrygisch als nahe verwandt in Betracht kommen. Mit dem Phrygischen ist nun das Armenische sicher durch eine Reihe von Besonderheiten verbunden, die an der engen Verwandtschaft der beiden Sprachen kaum zweifeln lassen. Somit ist denn auch die Geschichte der armenischen Einwanderung einigermassen klar. Sie werden zunächst östlich von den Phrygern gesessen haben und sie sind dann, durch die vordringenden Kimmerier und Skythen hart bedrängt, weiter nach Osten gezogen, wo es ihnen in einem rauhen Gebirgsland gelang, ihre Sprache bis zum heutigen Tag zu erhalten.

Eine neue Entdeckung, die die Herkunft der Armenier in einem ganz andern Licht erscheinen lassen würde, glaubt neuerdings Jensen gemacht zu haben. An verschiedenen Orten Nordsyriens und nördlich davon, sowie sonst in Kleinasien, sind Inschriften in einer eigentümlichen Bilderschrift entdeckt, die man dem viel erwähnten Volksstamm der Hittiter zugeschrieben hat. Mit grossem Scharfsinn hat Jensen diese Inschriften zu entziffern versucht und daraufhin die Vermutung zu beweisen unternommen, dass die hittitische Sprache die Vorstufe des Armenischen sei. Selbst wenn man den Entzifferungsversuch

als gelungen unbesehens annimmt, was nicht alle Orientalisten tun, wird sich jeder unbefangene Sprachforscher sagen müssen, dass der Beweis für den indogermanischen Charakter der Sprache nicht erbracht ist und sich auf Grund des bisher gefundenen auch nicht wird erbringen lassen. Das schliesst Berührungspunkte zwischen Hittitisch und Armenisch nicht aus, da, wie wir gesehen haben, in Armenien ein nichtindogermanisches Element vorhanden war, auf dessen Zusammenhang mit dem hittitischen die von Jensen angenommenen Übereinstimmungen beruhen könnten, wie es ähnlich mit dem Verhältnis von Albanesisch zu Rumänisch, von oberitalischen Dialekten zu den französischen und in andern Fällen bestellt ist.

Natürlich kann man Jensens Annahme auch nicht unbesehens ablehnen. Denn unmöglich scheint die Gründung eines grossen Reiches durch indogermanische Stämme in Kleinasien im 15. Jahrhundert v. Chr. nicht zu sein, aber ehe man eine solche Annahme geschichtlich verwertet, muss sie besser begründet sein, als dies bisher der Fall ist.

16. Die Albanesen.

Wie weit Kleinasien von indogermanischen Stämmen erreicht ist, haben wir in den vorigen Kapiteln gesehen. Wie der aufgeregte Ozean brandet die Flut indogermanischer Völker über Asien hinweg; sobald sich aber die Flut wieder beruhigt hat, bleiben nur einige Überschwemmungsgebiete übrig, wo das Wasser auch bald versiegt, und nur in dem rauhesten Teile hält es sich. Sonst wird das Land nicht indogermanisch. Nunmehr müssen wir aber noch einmal nach der Balkanhalbinsel zurückkehren und ein Volk betrachten, das, ähnlich wie die Armenier, bis zum heutigen Tage eine selbständige indogermanische Sprache spricht. In den gebirgigsten und rauhesten Teilen dieses Landes treffen wir die Albanesen. Während man früher über ihre Herkunft mancherlei gefabelt hat, haben wir heute, dank den Arbeiten von G. Meyer, gelernt, dass wir es mit einer indogermanischen Sprache zu tun haben, die zweifellos zu der grossen Gruppe der *satem-* oder ostindogermanischen Sprachen zu rechnen ist. Es lag sehr nahe, in den Albanesen die Nachkommen der Völker zu suchen, auf deren Boden sie jetzt sitzen, und so hat denn G. Meyer ohne weitere Bedenken in dem Albanesischen die Fort-

setzung des alten Illyrischen gesehen, eine Ansicht, die zuerst Thunmann in seinen Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker im Jahre 1774 ausführlich begründet hat. Der Ansicht G. Meyers haben sich die meisten Sprachforscher angeschlossen, und sie lag, so lange wir nichts vom Illyrischen wussten, ausserordentlich nahe. Seitdem wir aber diese Sprache etwas besser kennen gelernt haben, ist diese Annahme nicht so ohne weiteres möglich. Denn das Venetische in Oberitalien, s. Kap. 19, A, gehört zweifellos zu den *centum*-Sprachen, und wenn wir dies nicht vom Illyrischen losreissen wollen, wofür durchaus kein Grund vorliegt, so sind wir genötigt, das Albanesische entweder als besondere Sprache aufzufassen oder einer andern Gruppe der *satem*-Dialekte zuzurechnen.

Kretschmer ist denn auch in seiner Einleitung S. 271 zu der Annahme zweier scharf unterschiedener illyrischer Dialekte, eines nördlichen und eines südlichen gekommen, die mehr durch morphologische und lexikalische, als durch lautliche Übereinstimmungen mit einander verbunden waren. Lexikalische Übereinstimmungen vermögen aber überhaupt nichts zu beweisen, da sie auf Entlehnung und Sprachmischung beruhen können, und wenn die Dialekte lautlich scharf geschieden sind, so wird man sie besser nicht zusammenfassen, sondern als besondere Sprachen betrachten. Es lässt sich für die Zugehörigkeit des Albanesischen zum Illyrischen nichts weiter vorbringen, als dass es sich heute auf dem Gebiete findet, auf dem im Altertum Illyrier sassen. Wie wenig das aber beweist, lehren zahlreiche Beispiele von Volksverschiebungen. Danach müssten wir auch die Serben für Illyrier, die Bretonen für Nachkommen der alten Gallier halten. Wenn die Sprache gegen eine solche Annahme Einspruch erhebt, so müssen wir ihr folgen.

Die einzige Sprache, zu der wir das Albanesische rechnen können, wenn wir es nicht als selbständiges Idiom ansehen wollen, ist das Thrakische, und hierfür spricht vor allen Dingen die Ähnlichkeit, die das Albanesische in seiner Entwicklung mit dem Rumänischen zeigt. Dieses ist ja zweifellos ein Romanisch auf thrakischer Grundlage. Nun ist auch das Albanesische sehr stark dem Einfluss des Lateinischen ausgesetzt gewesen, so dass es fast auf dem Punkte war, eine romanische Sprache zu werden. In der Behandlung der romanischen Wörter zeigen nun die beiden Dialekte die auffallendste Ähnlichkeit, und das lässt auf die Gleich-

heit des zugrunde liegenden Volkselementes schliessen. Und während wir hier Ähnlichkeiten über Ähnlichkeiten finden, fehlen solche zwischen Albanesisch und Serbisch, das sich unzweifelhaft auf dem Gebiete des alten Illyrischen ausgebildet hat, völlig. Das Rumänische und Albanesische verhalten sich fast so zu einander, wie Ossetisch und Armenisch, und wenn wir dort auf Identität des Substrats geschlossen haben, so werden wir es auch hier tun.

Besondere Übereinstimmungen in der Entwicklung lassen sich freilich zwischen Thrakisch und Albanesisch bis jetzt nicht nachweisen, es zeigen sich vielmehr bemerkenswerte Verschiedenheiten. Nun weist aber das Albanesische in der Lautvertretung so viel Unregelmässigkeiten und Doppelheiten auf, dass man den Gedanken nicht abweisen kann, schon das Uralbanesische sei eine Mischsprache gewesen, an der das illyrische Element, das ja zweifellos im Gebiet der Albanesen gesessen hat, einen Anteil gehabt hätte. In dem rauhen Albanien konnten die eindringenden Thraker sicher die einheimische Bevölkerung nicht völlig verdrängen, und so war der beste Boden für eine Mischsprache gegeben. Die Forschungen über das Albanesische liegen aber noch zu sehr im Argen, als dass man hier zu Wahrscheinlichkeit, geschweige denn zu Sicherheit gelangen könnte. Nur auf einen Punkt möchte ich noch hinweisen. Gehört das Armenische zum Phrygischen, das Albanesische zum Thrakischen, so müssten sich Berührungspunkte zwischen den beiden Dialekten finden, und diese liegen tatsächlich im Wortschatz und auch sonst vor. Ob sie ausreichen, die vermutete Annahme zu begründen, muss weiterer Forschung überlassen bleiben.

Das Albanesische wird heute von etwa 1 800 000 Menschen gesprochen, die im eigentlichen Albanien, in Griechenland und Italien wohnen. »Das heutige albanesische Sprachgebiet«, sagt Kretschmer Einl. 261, »deckt sich im grossen und ganzen mit der griechischen Illyris des Altertums, der späteren Epirus nova, nach Norden und Süden jedoch über diese hinaus greifend.«

Das also sind die Stämme der Indogermanen, die die *satem*-Sprache gesprochen haben. Wir sehen sie über einen grossen Teil des östlichen Europas vom Norden bis zum Süden ausgedehnt. Sie haben von da aus nach Kleinasien übergegriffen, und der grosse arische Sprachstamm hat Europa fast ganz ver-

lassen und in kühnen Wanderzügen grosse Teile Asiens erobert und dem indogermanischen Sprachgebiet gewonnen. Die in der geschichtlichen Zeit vorhandene Lagerung der Sprachen werden wir im allgemeinen auch für die vorhistorische Zeit voraussetzen dürfen. Am südlichsten wohnen in Europa die thrakisch-phrygischen Stämme. Von den Karpathen an haben sie das ganze südlich davon gelegene Gebiet der nördlichen Balkanhalbinsel inne, von wo sie in oft erneuten Zügen nach Kleinasien hinübergreifen. Nördlich oder nordöstlich von ihnen ist der grosse Sprachzweig der Slaven verbreitet, die sich nach Westen, Norden und Süden ausdehnen, während sie im Norden und Nordwesten die Litauer als Nachbarn haben. Offenbar haben nun die östlich von den Thrakern sitzenden Iranier nicht nach Westen durchbrechen können; sie sind daher in die Landbrücke zwischen schwarzem Meer und Kaspisee eingerückt, wo sich ja in der Krim ein Zweig der Goten bis in späte Zeiten erhalten hat. Von hier aus haben sie den Kaukasus überschritten und allmählich in den Gebirgen Irans und Indiens eine neue Heimat gewonnen.

Wie gross die eigentliche Heimat dieser Völker gewesen ist, vermögen wir auf keine Weise mehr genau zu ermitteln, wir werden wohl aber mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, dass die nördlichen und mittlern Stämme bis zu einem gewissen Grade in ihrem alten Gebiet geblieben sind. Wir werden jedenfalls das Flussgebiet des Dniepr zu der Heimat dieser Indogermanen rechnen dürfen. Im Osten und Norden sind sie von den Finnen begrenzt, im Süden werden sie verschiedentlich in die Steppe vorgerückt sein, ohne dass sie sich hier hätten halten können. Im Westen gehen sie bis an den Gebirgswall der Karpathen, den sie z. T. überschreiten, während weiter nördlich, wenigstens stellenweise, die Weichsel ihre ungefähre Grenze bildet. Ein übereinstimmendes Wort für Buche fehlt diesen Stämmen, und man kann daher vermuten, dass sie ausserhalb der Buchengrenze gesessen haben. Die Grenzen im einzelnen genauer zu bestimmen, erweist sich schon deshalb als unmöglich, weil auf diesem Gebiet die natürlichen Scheidewände fehlen, die in alten Zeiten die Völker getrennt haben.

Wir verlassen nunmehr den östlichen Zweig unseres Sprachstammes und wenden uns zu dem westlichen, den *centum*-Sprachen,

der das Griechische, das Illyrische, das Italische, das Keltische und das Germanische umfasst. Auch hier werden gewiss manche Sprachen ganz verloren gegangen sein, und nur günstige Umstände haben vier der genannten Stämme zu jener wunderbaren Höhe ihrer Entwicklung geführt, die noch heute unser Erstaunen erregt.

17. Die Hellenen.

Beim Beginn der historischen Überlieferung finden wir die Hellenen im Besitz des eigentlichen Griechenlands, der Inseln des ägäischen Meeres und der kleinasiatischen Küste, abgetrennt von allen übrigen Indogermanen als einen versprengten Rest. Die Hellenen sind aber nicht die einzigen Indogermanen, die nach Griechenland gekommen sind. Die Illyrier bedrängen die Griechen später nachhaltig, und illyrische Stämme wohnen mitten unter griechischen. Kelten, Germanen und Slaven dringen ebenfalls nach Süden vor, verwüsten das Land oder lassen sich auf einige Zeit nieder. Wer also die Griechen aus dem Norden kommen lässt, kann sich auf zahlreiche geschichtliche Parallelen stützen.

Die Hellenen haben das eigentliche Griechenland schon in den vorhistorischen Zeiten völlig indogermanisiert, aber auf den Inseln kennen wir noch die Reste anderer Sprachen. Die Inschriften der Insel Lemnos und der Insel Kreta sind oben besprochen worden. Die Reste jener eigentümlichen kretischen Bilderschrift sind auch im eigentlichen Griechenland ans Tageslicht gekommen, aber da wir sie nicht lesen können, so wissen wir nicht, ob wir es mit einem hellenischen oder einem andern Idiom zu tun haben.

Wann die Hellenen die Wüste Kleinasiens erreicht haben, ist nicht zu bestimmen. Man nimmt jetzt an, dass die troischen Kämpfe einen Nachklang der Eroberung des Landes durch die aus Thessalien eingewanderten Äolier darstellen, der Äolier, die von Aulis ausfahren und deren Hauptheld Achilleus ist. Ebensowenig wissen wir, wann die Hellenen Griechenland erreicht haben. In der Inschrift der ägyptischen Könige Ramses II und Menephtah werden unter den Seevölkern, die sich zu einem Kriegszug gegen Ägypten verbündet haben, auch die *Akhaiwaša* erwähnt, und wenn wir darunter die Achaier zu verstehen haben, dann wäre uns eine Zeitbestimmung wenigstens gegeben. Diese An-

nahme ist, wie ich kaum hervorzuheben brauche, ziemlich unsicher. Wie weit die ältesten geschichtlichen Nachrichten über die Wanderungen der Stämme, wie weit insbesondere die dorische Wanderung auf wirklichen Tatsachen beruhe, darüber haben die Historiker verschiedene Ansichten geäussert. Beloch hat sie ganz geleugnet. Die Sprachgeschichte aber lehrt, dass die Nachrichten im wesentlichen wahr sind. Auf Cypern sind Inschriften in einer eigenartigen Silbenschrift entdeckt worden. Als es gelungen war, sie zu entziffern, erkannte man sofort, dass wir es hier mit einem griechischen Dialekt zu tun haben, der auffallenderweise dem arkadischen ausserordentlich nahe steht. Da wir nun nicht voraussetzen können, Arkader seien durch das dorische Gebiet hindurch ausgewandert, so müssen wir annehmen, dass dieser Stamm einst die Küsten des Peloponnes bewohnt habe. Von hier aus hat er sich über die Inseln verbreitet und ist bis nach Kreta, Rhodos und Kypros gekommen. Später sind dann die Dorer gefolgt, die zwar Rhodos und Kreta, nicht aber Kypros dorisiert haben. Weiter hilft uns die Sprachwissenschaft durch die Untersuchung des Zusammenhanges der griechischen Dialekte. Das ist eine Aufgabe, die zunächst diese Wissenschaft allein angeht, indessen muss sich diese bewusst bleiben, dass es sich bei dieser Frage in erster Linie um ein historisches Problem handelt, und deshalb können uns alle Versuche, die nur eine äusserliche Ordnung als Hilfsmittel der Grammatik vornehmen, nichts nützen. Die Alten teilten die griechischen Dialekte in Ionisch und Attisch, Dorisch und Äolisch ein. Es steht fest, dass Ionisch und Attisch eng zusammengehören und den beiden andern gegenüber nur als eine Einheit betrachtet werden können. Unter Äolisch verstanden aber die Alten nicht nur die Sprache der Insel Lesbos und der kleinasiatischen Küste, sondern sie fanden Äoler auch in Thessalien und auf dem Peloponnes, ja sie erklärten alles für äolisch, was nicht dorisch und ionisch war. Die Sprachwissenschaft hat sich früher ohne viel Bedenken über die antike Überlieferung hinweggesetzt, sie aber neuerdings wieder zu Ehren gebracht. Heute steht fest, dass in Böotien, Thessalien und Äolien Dialekte gesprochen wurden, die auf eine gemeinsame Grundlage zurückgehen. Da der Ausdruck Äolisch aber zu Missverständnissen führen könnte, nennen wir diese Sprache achäisch. Mit diesem Achäischen im Norden weist aber der arkadisch-kyprische Dialekt wesentliche Berüh-

rungspunkte auf. Da auch das Jonisch-Attische dem Achäischen näher als dem Dorischen steht, muss man deshalb zu dem Schluss kommen, den schon E. Meyer, Geschichte des Altertums 2, S. 74 gezogen hat, dass das ganze griechische Festland einst ein einheitliches zusammenhängendes Sprachgebiet gebildet habe, welches erst durch die aus Epirus eindringenden Dorer zersprengt worden sei. Die durch die Inschriften gebotene Überlieferung der griechischen Sprache ist verhältnismässig alt und von dieser dorischen Wanderung nicht allzuweit entfernt, ausserdem war — eine Folge der gebirgigen Natur des Landes — die Erhaltung alter Dialekte möglich, so dass uns die Sprache noch mit hinreichender Deutlichkeit den Weg zeigt, den die Dorer gewandert sind. Zuerst sind sie nach Thessalien vorgedrungen, wo die Sprache auch noch in spätrer Zeit deutliche Reste ihrer einstigen Anwesenheit aufweist, wie Solmsen Rhein. Mus. 58, 528 in eingehender Darstellung gezeigt hat. Doch siegt schliesslich in Thessalien die Sprache der einheimischen Bevölkerung. Dann haben sie Mittelgriechenland überflutet, wo die Dialekte von Phokis und Lokris im wesentlichen dorisch sind und wo die Landschaft Doris noch den Namen des erobernden Volksstammes trägt. Da die östlichen und südlichen Teile des Peloponnes, Megara, Argolis, Lakonien und Messenien ihm dauernd angehören, so muss der Weg der Eroberung über den Isthmus gegangen sein, und wir haben daher Spuren der Dorer auch in Böotien zu erwarten: dort sind sie auch wirklich nachgewiesen. Hatten die Dorer in Lokris die Küsten des korinthischen Meerbusens erreicht, so musste das weitere Vordringen auf die Westseite des Peloponnes führen; die eigentümlichen Verhältnisse des elischen Dialektes machen diese Annahme höchst wahrscheinlich.

Die Dorer trafen in den eroberten Ländern schon eine griechische Bevölkerung an, die sie nicht ausrotteten, sondern nur unterwarfen. Dabei müssen sich nun die Folgen ergeben, die sich bei jeder Sprachmischung einstellen. Zunächst stehen zwei Dialekte neben einander, bis sich allmählich ein Ausgleich vollzieht. Da aber diese Dialekte nicht so verschieden waren, dass sie eine Verständigung verhindert hätten, und da sich die Dorer kastenartig abschlossen, so ist ein Fortleben des einheimischen Dialektes wohl zu erwarten. In seiner eingehenden Monographie »Dorer und Achäer« hat R. Meister den Nachweis erbracht, dass in Lakonien und Kreta tatsächlich zwei Dialekte neben einander

stehen, und dass sich die Völkerschichtungen hier klarer als irgendwo anders entwirren lassen*).

Man kann den Gedanken nicht abweisen, dass die dorische Wanderung auch die Wanderung der übrigen Stämme verursacht habe. Als die Dorer nach Thessalien vordrangen, fanden die Thessaler auf Lesbos und der kleinasiatischen Küste eine neue Heimat. Ebenso werden die Ionier, dem Ansturm stärkerer Völker weichend, nach Kleinasien gezogen sein. Nur Attika behaupteten sie auf dem Festland. Die Eigentümlichkeiten des ionisch-attischen Dialekts werden sich wohl nur so verstehen lassen, dass sie die Folge einer Mischung mit andern Sprachen sind.

Auch die Hellenen erblicken wir wie die übrigen Indogermanen in dauernder Bewegung. Wo das Festland nicht mehr ausreichte, ihnen Wohnsitze zu gewähren, da vertrauten sie sich dem Meere an, um neuen Raum in fremdem Lande zu gewinnen.

Woher stammen die Hellenen eigentlich?

Nach einer bekannten, oft auftretenden Erscheinung bleiben bei der Wanderung in der alten Heimat oft nur so wenig Volksgenossen zurück, dass sie dem Andringen anderer Stämme keinen nachhaltigen Widerstand entgegensetzen können, und dass sich höchstens einzelne Reste unter günstigen Umständen dauernd erhalten. Dementsprechend sitzen denn auch in Epirus noch in späterer Zeit vereinzelte Griechenstämme, und wir lernen in alter Zeit das Heiligtum des dodonäischen Zeus kennen, dessen Priester die griechische Sprache auch unter stammfremder Umgebung lange bewahrten. Wir werden demnach Epirus zu dem Gebiet rechnen, das die Griechen bewohnt haben, ehe sie weiter nach Süden gezogen sind, ein Land so recht geeignet, eine Völkerwiege zu werden. Auch Makedonien kann und wird in ältester Zeit hellenische Bewohner gehabt haben, obgleich uns sichere Zeugnisse nicht zu Gebote stehen. Weiter können wir aber die Griechen auf historischem Wege nicht verfolgen. Aber dass sie in diese Sitze aus dem Norden oder Osten gekommen sind, folgt aus der Analogie aller anderen Wanderungen, obgleich wir damit ihren eigentlichen Ausgangspunkt nicht bestimmen können. Nun

*) Meister verwendet den Ausdruck »Achäer« hier in einem andern Sinne als wir ihn gebrauchen. Die Sprache dieser Achäer ist dorisch wie die der eigentlichen Dorer. Geht sie auf die älteste Bevölkerungschicht zurück, so hat diese die dorische Sprache angenommen und sie nur etwas modifiziert.

findet sich aber in Thrakien und den Ländern nördlich davon in kompakter Masse der thrakische Stamm, dessen Ausläufer, wie man vermuten darf, eher nach Kleinasien gekommen sind, als die Griechen, so dass man annehmen muss, auch die Hellenen hätten dieselben Wege eingeschlagen, wenn sie einmal in Thrakien oder im Osten gesessen hätten. Nach meiner Meinung widerlegt die thrakische Wanderung die Annahme eines Eindringens der Hellenen von Osten. So bleibt denn nur der Weg von Norden her, und hier führen die natürlichen Völkerstrassen, die Flüsse, in das Tal der Save und Donau, nach Ungarn. In diesem Lande etwa müssen wir den Griechen ihre Sitze auch deshalb anweisen, um die zweifellos vorhandenen Beziehungen des Griechischen zu den italischen Dialekten zu verstehen. Bei diesen Sitzen würde es sich auch erklären, dass sich vom Griechischen verbindende Fäden zum Thrakisch-Phrygischen und Südiranischen ziehen lassen, was zwar noch nicht sicher, aber immerhin möglich ist.

Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir es bei der Besiedelung Griechenlands nicht mit einer langsam wachsenden Erweiterung der Grenzen zu tun, wie bei den Slaven, sondern mit kühnen Eroberungszügen, bei denen nach mächtiger aber erfolgloser Überflutung der Rest eines Stammes nur in Epirus und Makedonien erhalten blieb. Erst nach Jahrhunderten hat dieser dann die Kraft gewonnen, aufs neue vorzustossen und nunmehr das südliche Gebiet dauernd zu erwerben. Dass die Hellenen zuerst als Barbaren gekommen und die in Griechenland schon vorhandene Kultur geschädigt haben, lässt sich aus allen sonstigen Analogieen schliessen.

Das Altgriechische hat sich durch das Mittelgriechische zum Neugriechischen entwickelt, doch gehen die heutigen Dialekte des Neugriechischen nicht etwa auf die altgriechischen Dialekte zurück, sondern sie beruhen auf der Gemeinsprache, in der die alten Dialekte aufgegangen waren, auf der Koine. Nur das heutige Zakonische setzt unmittelbar das alte Lakonische fort und beachtenswerter Weise hat sich dieser Dialekt wieder in einem Bergland erhalten. Die Anzahl der heute griechisch sprechenden Menschen lässt sich nicht bestimmen. Die Schätzung schwankt zwischen fünf und acht Millionen. Anthropologisch gehören sie dem südeuropäischen Menschenschlag an, während im Altertum eine gewisse Blondheit geherrscht hat. Die Nach-

richten darüber sind verschiedentlich gesammelt, und neuerdings hat Sieglin ein bedeutendes Moment für die helle Haarfarbe auch auf Grund der Archäologie beigebracht.

18. Die Makedonen.

Nördlich von den Griechen sitzt der geschichtlich so bedeutungsvolle Volksstamm der Makedonen, deren Könige wenigstens den Anspruch erhoben reine Hellenen zu sein, ein Anspruch, der ihnen im Altertum bekanntlich bestritten wurde. Wir haben keinen Grund dies zu tun. Die makedonischen Könige tragen zweifellos gut griechische Namen, die nicht erst aus Griechenland entlehnt sein können. Damit ist aber über das eigentliche Volkstum der Makedonen nichts ausgesagt. Denn es ist nichts weniger als selten, dass Herrscher fremder Herkunft über ein Volk gebieten.

Über die ethnologische Stellung des makedonischen Volkes völlig ins Klare zu kommen, ist deshalb nicht leicht, weil uns eine genügende Kenntnis ihrer Sprache mangelt. Es stehen uns nur eine grössere Anzahl Glossen, keine einzige Inschrift zur Verfügung.

Ohne Zweifel sitzen in historischer Zeit in Makedonien zahlreiche illyrische Stämme wie auch im östlichen Griechenland fast bis zum korinthischen Meerbusen. Unter den Bewohnern Makedoniens nennt Thukydides 2, 99 die Lynkestai und Elimiotai, die deutlich illyrische Namen tragen und auch als Illyrier bezeichnet werden. Die ethnographischen Verhältnisse werden dadurch noch verwickelter, dass sich auch thrakische Stämme in Makedonien niedergelassen haben.

Wie die Völkerverhältnisse Makedoniens noch heute ausserordentlich verwickelt sind, so wird es auch im Altertum gewesen sein. So lange uns ausreichende Sprachproben fehlen, wird daher die Frage für die alte Zeit nicht zu lösen sein. Immerhin muss man versuchen, den makedonischen Glossen so viel abzugewinnen, als möglich ist. Sicher gehörte danach das Makedonische zu den *centum*-Sprachen, zu dem Westindogermanischen, wie z. B. *κάναδοι· σιαγόνες, γνάθοι,* lit. *žándas* beweist. Vom Griechischen aber unterscheidet es sich deutlich. Denn an Stelle der φ, χ, ϑ, worin wir ein besonderes Kennzeichen des Hellenischen sehen dürfen, zeigt das Makedonische β, γ, δ. Hatzidakis hat zwar

den Versuch gemacht, dies zu leugnen, aber ich kann seinen Ausführungen nicht beistimmen. Diese Erscheinung des Übergangs der Mediae aspiratae in Medien charakterisiert die Sprache. Wollen wir sie nicht als ganz selbständig ansehen, so können wir ihr auf Grund der Glossen nur einen illyrischen Charakter zuschreiben, was auch mit den historischen Tatsachen durchaus stimmt. Allerdings wird das Makedonische vom Illyrischen unterschieden gewesen sein, da sich, wie aus Polyb. 28, 8, 9 hervorgeht, die Angehörigen dieser Sprachstämme nicht verständigen konnten, aber das ist nicht weiter wunderbar, wenn wir für Makedonien starke Dialektmischung annehmen.

Das makedonische Problem erledigt sich also in dem Sinne, wie es die unbefangene Forschung von jeher gelöst hat, und es würde kaum so viel erörtert worden sein, wenn nicht nationale Bestrebungen versucht hätten, Ansprüche aufzustellen, die die Wissenschaft nicht befriedigen kann.

19. Die Illyrier.

Unter dem Sammelnamen Illyrier werden von den alten Schriftstellern die Bewohner der nordwestlichen Balkanhalbinsel zusammengefasst. Da sie aber die Illyrier von den Thrakern wohl zu scheiden wissen, so werden sie in der Sprache den Anhalt gefunden haben, die verschiedenen Stämme zu vereinigen und den übrigen gegenüber zu stellen.

Ausser auf der Balkanhalbinsel finden wir Illyrier auch in Norditalien, wo die Veneter ihnen angehören, und in Apulien und Kalabrien als Messapier, Iapyger und unter anderen Namen. Ausserdem scheinen sie in der Balkanhalbinsel selbst tief nach Süden vorgedrungen zu sein.

Das Illyrische ist ein mächtiger, kräftiger Sprachstamm, der, wie jeder andere indogermanische, seine Heldenzeit gehabt hat, in der er kühn erobernd vorrückte. Aber es hat kein günstiges Geschick über ihm gewaltet, er ist bald vernichtet worden unter dem Andrang der Italiker und der Slaven, und nur dürftige Reste künden von seiner einstigen Bedeutung.

Da die Frage, welche Sprachstämme zu dieser Gruppe gehören, nicht unbestritten ist, und die Nachrichten über sie verschieden gut fliessen, ist es geraten, die einzelnen Gruppen besonders zu behandeln.

A. Die Veneter.

Im äussersten Nordosten Italiens an den Ufern der Adria sitzt im Altertum das Volk der Veneter, das Herodot zuerst erwähnt, in diesen Sitzen kennt und zu den Illyriern rechnet. Doch wird diese Angabe nirgends wiederholt. Polybios 2, 17, 5 hebt nur hervor, dass sich die Veneter in Sitten und κόσμῳ wenig von den Kelten unterschieden, aber eine andere Sprache redeten; zu den Illyriern rechnet er sie nicht. Wir hätten aber keinen Grund die Angabe Herodots zu bezweifeln, selbst wenn nicht der Nachweis geführt wäre, dass bei Venetern und Illyriern eine grosse Anzahl gleicher Personennamen vorkommt.

Gleichwohl könnten wir über die Herkunft der Veneter nicht viel ermitteln, wenn nicht im Gebiet der Veneter eine beträchtliche Anzahl von Inschriften gefunden worden wäre, die schon W. Helbig diesem Sprachstamm zugeschrieben und die Pauli scharfsinnig und zum Teil richtig gedeutet hat. Ermöglicht wird dies durch den typischen Inhalt der Inschriften. Wer sich auch nur oberflächlich mit ihnen beschäftigt, kann den indogermanischen Charakter der Sprache sowie die Zugehörigkeit zu den *centum*-Stämmen nicht verkennen. Besonders charakteristisch ist das Auftreten von Spiranten, an Stelle der Medien (tönenden Verschlusslaute) des Indogermanischen. Im übrigen gibt die Anmerkung nähere Auskunft über die Sprache.

Den Umfang des venetischen Sprachgebietes können wir an der Hand der Inschriften annähernd bestimmen. Die Hauptfundorte sind Este und Umgebung, Padua, Vicenza, Montebelluna, Oderzo, Monte Pore, Pozzale, Cadore, Raganzuolo, und auf diesem Gebiete wird noch heute ein besondrer romanischer Dialekt gesprochen, der venetianische, der sich von den sonstigen oberitalischen deutlich unterscheidet.

Aber die Veneter finden sich nicht nur in Italien, sondern sie hatten auch Teile des nördlich von Venetien gelegenen Alpengebietes in Besitz, da Inschriften in Würmlach bei Mauthen und bei Gurina im Obergailtal Kärntens gefunden worden sind, also nordöstlich vom alten Venetien. Noch weiter lässt sich ihr Gebiet vielleicht an der Hand der Namen verfolgen. Der Flussname *Isontius* oder *Isonta*, die Salzach, ist derselbe wie der *Sontius*, etzt *Isonzo* in Italien. Nördlich vom Inn zwischen Landeck und Imst liegt der Venetberg, der ein *Mons Venetus* sein wird, wie

denn im Ötztal der Name *Vent* vorkommt. *Imst* selber hat Walde Mitteil. d. k. k. Geogr. Ges. 1898, 490, als illyrischen Namen angesprochen, da wir in ihm das illyrische Suffix *-st* wie in *Tergeste, Ateste* antreffen, und auch sonst scheinen noch einige Spuren im Inntal auf Anwesenheit von Illyriern hinzudeuten. Die tirolischen Forscher, die sich der verwickelten Ortsnamenkunde ihres Heimatslandes annehmen, sind allein imstande, das Problem, wie weit Illyrier in ihrem Lande gesessen, völlig zu lösen.

Wenn wir aus dem Inntal über den Arlberg hinübergestiegen sind, finden wir dort den *lacus Venetus*, den Bodensee. Man kann immerhin daran denken, dass er seinen Namen von den Venetern erhalten hat. Ferner ist es schon den Alten aufgefallen, dass der Name Veneti auch sonst wiederkehrt, wir kennen die *Enetoi* in Paphlagonien, die *Veneter* in der Bretagne, und auch die Germanen nennen ihre östlichen Nachbarn *Venedi* mit einem Namen, der doch wohl von einem so benannten Volksstamme herrührt. Im Altertum hat man auf Grund dieser Namengleichheit Theorien über die Herkunft unseres Volkes aufgestellt, die wir heute freilich nicht mehr vertreten können. Nur das eine hat man noch verteidigt, dass die Veneter einst die Ostnachbarn der Germanen gewesen seien. Da sich kein slavischer Stamm Veneti nennt, so kann man allerdings auf die Vermutung kommen, dass im Osten der Germanen ein nicht slavisches Volk mit Namen Veneti gesessen habe, dessen Name dann auf die Slaven übertragen wurde, als diese mit den Germanen zusammenstiessen. Doch kann dies nur als eine ganz unsichere Vermutung betrachtet werden. Irgend welche Beziehungen des Venetischen zum Germanischen vermag ich nicht zu entdecken.

B. Die Iapyger und Messapier.

Den Südosten Italiens, der sich geographisch als natürliche Einheit absondert, Apulien und Calabrien, bewohnten im Altertum verschiedene Völker, die wir als Messapier und Iapyger zusammenfassen. Schon die Alten berichteten, dass drei Söhne des illyrischen Königs Lycaon Iapyx, Daunius und Peucetius, das Land erobert hätten, das nun in Iapygia, Daunia und Peucetia zerfiel. Abgesehen von dieser Überlieferung lag es am nächsten, in diesen Völkern die von den eigentlichen Italikern

zurückgedrängte Urbevölkerung Italiens zu sehen. Da die Veneter ebenfalls Illyrier waren, so liesse das auf ein einst zusammenhängendes Sprachgebiet schliessen. Aber Wolfgang Helbig hat Hermes 11, 257 f. gezeigt, dass wir es bei den Messapiern durchaus mit keinem schwachen, sondern mit einem kräftigen Volk zu tun haben, das die Anlegung von griechischen Kolonien an seiner Küste verhinderte und den Griechen eine blutige Niederlage beibrachte. Die Übereinstimmung der Namen an den beiden Küsten des adriatischen Meeres lehrt zudem, dass wir es mit einem und demselben Volkselement zu tun haben, und da die Bewohner der dalmatinischen Küste von jeher ausgezeichnete Seefahrer gewesen sind, so brauchen wir uns nicht zu wundern, dass sie auch die in Sehweite befindliche italische Küste erreicht und besiedelt haben. Wir sind sogar in der glücklichen Lage mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erkennen, wann dies geschehen ist. Bekanntlich nennen die Römer die Hellenen *Graeci*, ein Name, der nur in den nördlichen Teilen Griechenlands in alter Zeit vorkommt und dort einen kleinen Volkstamm bezeichnet. v. Wilamowitz-Möllendorff (Aus Kydathen 152 Anm. und Hermes 26, 114 ff.) hat die Vermutung aufgestellt, dass dieser Stammesname den Illyriern als Gesamtnamen für die Hellenen gedient hätte, und dass die Illyrier ihn mit nach Italien gebracht und den Römern übermittelt hätten. Dies muss geschehen sein, ehe griechische Kolonien in Italien gegründet wurden, da sonst der Name, mit dem sich die Hellenen selbst bezeichneten, allgemeine Verbreitung gewonnen hätte. Daher können wir die Zeit der illyrischen Einwanderung getrost um das Jahr 900 ansetzen.

Das messapische Problem lässt sich demnach einfach auf Grund der Orts-, Völker-, Personennamen und der Bezeichnung *Graeci* lösen. Wir besitzen ausserdem von dieser Sprache eine grössere Anzahl von Inschriften, die allerdings noch keine derartige Bearbeitung gefunden haben, dass ihre Deutung durchweg gesichert wäre. Dies liegt zum guten Teil daran, dass sich unter den vorhandenen Denkmälern zahlreiche Fälschungen befinden, und wir noch nicht genau wissen, was echt und was unecht ist. Eine Reihe von Inschriften sind aber schon untersucht, und wenn wir auch von einem vollen Verständnis noch weit entfernt sind, so können wir doch den indogermanischen Charakter der Sprache mit Sicherheit behaupten. Zweifel besteht nur darüber, ob die Sprache zu dem *centum*- oder dem *satem*-Zweig gehört. Da man

früher das Albanesische für illyrisch hielt, war die Frage eigentlich von vornherein entschieden. Aber gegen diese Annahme lassen sich gerechtfertigte Bedenken erheben. Man muss deshalb die Frage aus dem Messapischen allein entscheiden. Wir müssen gestehen, dass wir bis jetzt noch nicht zu völliger Sicherheit über diesen Punkt kommen können. Ich habe in der Kiepert-Festschrift eine Reihe von Punkten angeführt, die sich für die Zugehörigkeit zu der *centum*-Sprache anführen lassen, und habe betont, dass mit Sicherheit Zischlaute für Gutturale nirgends nachweisbar sind. Treffen wir nun im eigentlichen Illyrien selbst *centum*-Stämme an, so fällt dies für die Frage, welchem Stamme die Messapier angehören, stark in die Wagschale.

Wenn wir in den historischen Zeiten die Messapier nur im Südosten der Halbinsel in dichter Masse finden, so schliesst das nicht aus, dass sie einst auch andere Gebiete der Apenninhalbinsel inne gehabt haben. Von Apulien aus konnten sie sehr wohl mitten durch die Halbinsel hindurchdringen und einst ein weiteres Gebiet beherrschen. Man ist schon längst auf die Spuren illyrischer Namen im übrigen Italien aufmerksam geworden. »Kroton«, sagt Nissen, Italische Landeskunde I, S. 544, »war, wie Ephoros bezeugt, ehedem in ihrem (der Illyrier) Besitz: drei Landspitzen in dessen Nähe wurden nach den Iapygern benannt, das berühmte promunturium Lacinium klingt auffällig an Lacinienses, eine Gemeinde der Liburner, an. Die Choner in der Siritis werden wir wegen der gleichnamigen epirotischen Chaonen derselben Familie zuschreiben.« Daunier werden in Campanien erwähnt. Weitere Anklänge gibt Pauli, Veneter, S. 427. Der Name der Epeer, welche Illyrier waren, erscheint auch auf dem Boden Latiums. *Ardea* wird eine daunische Stadt genannt, und es gab ein Ardea in Illyrien. Praeneste zeigt das charakteristische Suffix *-ste,* wie in Ateste, Tergeste, ebenso Laurentum ein *-ntum* wie Piqentum, Uzentum, Tarentum u. s. w.

Ausserdem sind in Picenum Inschriften in einem sehr altertümlichen Alphabet gefunden, die man gewöhnlich altsabellisch nennt, die aber Pauli für illyrisch ansieht. So lange aber diese Inschriften jedem Deutungsversuch widerstehen, kann man nicht entscheiden, welcher Sprache sie angehören.

C. Die eigentlichen Illyrier.

Die Zugehörigkeit der Veneter und Messapier zum illyrischen Sprachstamm haben wir teils auf Grund der antiken Nachrichten, teils auf Grund historischer und sprachlicher Erwägungen angenommen. Aber Sicherheit ist so lange nicht zu gewinnen, als wir über die Sprache der eigentlichen Illyrier nicht besser unterrichtet sind als bisher. Denn nennenswerte Sprachreste aus ihrem ganzen Gebiet sind bis zum heutigen Tage noch nicht zum Vorschein gekommen. Inschriften fehlen ganz, und so sind wir einzig und allein auf die Namen angewiesen, die uns nur einen dürftigen Einblick in die Stellung der Sprache gewähren. Indogermanisch ist sie freilich, das lehrt die Bildung der Eigennamen auf den ersten Blick, und ebenso scheint mir die Zugehörigkeit zu den *centum*-Sprachen aus ihnen mit der grössten Wahrscheinlichkeit hervorzugehen; auch sonst lässt sich an lautlichen Eigentümlichkeiten manches erkennen, und es zeigen sich einige Wortstämme, die besonders in den *centum*-Sprachen verbreitet sind.

Die Ausdehnung des eigentlichen Illyrischen ist schwer zu bestimmen. In dem heutigen serbischen Sprachgebiet dürften wohl durchweg illyrische Stämme gewohnt haben, und wir haben schon oben hervorgehoben, wie die Verschiedenheit des heutigen Serbischen und Bulgarischen möglicherweise durch die Verschiedenheit der zu Grunde liegenden älteren Sprachen bedingt ist. Zu den illyrischen Völkerschaften gehören zweifellos die *Iapodes* oder *Iapydes* im Norden, die *Liburni*, die *Delmates*, die *Atintanes*, die *Amantes*, die *Taulantii*, die *Partheni*, *Bullini*, *Dassaretae*, *Pirustae*. Weiter im Innern darf man die *Dardanes* und *Paiones* mit Tomaschek und Kretschmer zu den Illyriern rechnen. Und damit nähern wir uns schon den Grenzen Makedoniens, das in den *Lynkesten* und *Oresten* deutlich illyrische Stämme beherbergt. Wenn die Illyrier weiter nach Süden vordrangen, so konnte es in der Tat nicht ausbleiben, dass sie Makedonien erreichten. Aber sie sind auch auf der Westseite der Halbinsel tief nach dem Süden vorgerückt. »Die Zeugnisse für die ungriechische Nationalität der Bevölkerung von Epirus, Akarnanien und Aitolien«, sagt Kretschmer Einl. S. 254, »sind schon wiederholt gesammelt worden. Namentlich Thukydides betont ihren barbarischen Charakter mehrfach und bezeichnet

speziell die Sprache der aitolischen Eurytanen als völlig unverständlich. Wenn trotzdem die Epiroten, Akarnanen und Aitoler nicht unter die eigentlichen Illyrier gerechnet zu werden pflegen, so ist wohl der Hauptgrund hierfür, dass sie eben nicht rein illyrische Völker waren, sondern aus griechischen und illyrischen Elementen gemischt, *μιξοβάρβαροι*, wie Euripides (Phoin. 138) von dem Aitoler Tydeus sagt.« Welchem Volksstamm die Bewohner dieser Länder angehörten, können wir freilich nicht sicher entscheiden, so lange uns ihre Sprache so gut wie unbekannt ist. Aber die Analogie der Ausdehnung der Slaven bis tief in den Peloponnes hinein macht eine Wanderung der Illyrier hierher sehr wahrscheinlich.

Und selbst in das eigentliche Griechenland sind vielleicht Illyrier gelangt, wie der häufig wiederkehrende Name *Messapioi* zu lehren scheint. Wie weit sich die Illyrier im Norden ausgedehnt haben, entzieht sich unserer Erkenntnis. Doch gehörten die meisten Stämme Pannoniens wohl sicher zu ihnen. Das Eindringen zahlreicher keltischer und auch wohl thrakischer und skythischer Stämme macht es uns freilich heute unmöglich, klarer zu sehen.

Nach all diesem werden wir Pannonien und das obere Donautal als das älteste für uns erreichbare Gebiet der Illyrier anzusehen haben, von wo sie sich in die Alpen und nach Oberitalien, besonders aber in die Balkanhalbinsel hinein ausdehnten. Dass einzelne illyrische Schwärme bis nach Kleinasien, andere vielleicht weit nach Westen gelangt sind, kann uns, wenn wir die Wanderungen der bisher betrachteten Völker und die der Germanen und Kelten ins Auge fassen, nicht weiter wundernehmen. Es wäre auffallend, wenn es nicht geschehen wäre. Jedenfalls haben wir den illyrischen Sprachstamm den übrigen indogermanischen anzureihen. Ihm hat es nur ein neidisches Geschick versagt, ähnlich Bedeutendes zu leisten wie die andern. In Italien und den Alpen unterlagen die Illyrier der Romanisierung, auf der Balkanhalbinsel den späteren Slaven. In dem verhältnismässig offenen Gebiet Pannoniens konnte sich aber ihr Volkstum vor den von Ost und West auf sie einstürmenden Wogen der Völkerwanderungen erst recht nicht halten.

In der Balkanhalbinsel aber, die wir nun endgiltig verlassen, sehen wir ein Zuströmen der Völker von Osten und

Westen, und das muss natürlich im Innern zu Zusammenstössen und Völkermischungen führen, die wir heute nicht mehr zu erkennen vermögen. Schliesslich war ja die Balkanhalbinsel vor dem Eindringen der Indogermanen auch nicht unbewohnt, ja diese Urbevölkerung hat sich in ihrem körperlichen Habitus zum Teil bis heute erhalten. Im Süden hatten wir den prähellenischen Sprachstamm angetroffen, der vielleicht überhaupt vom Süden, von Kleinasien ausgegangen ist. Wie weit er nach dem Norden vorgedrungen ist, lässt sich nicht sagen. Es ist nur zu wahrscheinlich, dass hier wieder andere Stämme sassen. Man kann darauf hinweisen, dass die Albanesen Spuren einer Rechnung nach Zwanzig haben, die einst auch in Frankreich bestanden hat, s. Buch 2, Kapitel 20. Wir finden ferner den Stamm Alba, den wir oben S. 46 als ligurisch in Anspruch genommen hatten, ein paarmal, und ausserdem gibt es eine Reihe von Worten, die sich durch das Alpengebiet bis in die Balkanhalbinsel hinein erstrecken, und die, da sie schwerlich indogermanisch sind, aus der Sprache der älteren Bevölkerung zu stammen scheinen.

20. Die Italiker.

Auf keinem Gebiet Europas können wir die Mischung der Völker, das Durcheinanderfluten der verschiedenen Wanderströme so gut beobachten wie auf der Apenninhalbinsel, und man wird daher nirgends besser als auf diesem Boden lernen können, welche Verschiebungen in der Urzeit Europas auch anderswo eingetreten sein können. Die Ligurer und Etrusker haben wir schon früher als Bewohner Italiens kennen gelernt. Ihnen reihten sich die Veneter und Messapier als Teile des illyrischen Stammes an. Wir treffen ferner eine Reihe von Sprachen, die wir unter dem Namen italische im engeren Sinne zusammenfassen. Im Süden gewinnen die Griechen Raum für ihre Kolonien. Keltenschwärme überziehen das Land und Oberitalien wird keltisch. Ihnen folgen später die Germanen, die vorher nur durch die römische Macht zurückgehalten sind, und heute wohnen in Unteritalien auch Albanesen. Welch eine Fülle von Völkerwanderungen sind also in verhältnismässig kurzer Zeit über Italien dahingebraust. Sollte es in den Jahrtausenden, die vor aller geschichtlichen Kunde liegen, anders gewesen sein? Auch für diese Zeiten können wir mannigfache Völkerverschiebungen

annehmen, in diesem Kapitel aber haben wir uns mit den eigentlichen italischen Sprachen zu beschäftigen.

Diese Sprachen nahmen den mittleren und südlichen Teil der Apenninhalbinsel ein mit Ausnahme der Gebiete, die wir von andern Völkern besetzt sahen. Die Sprachwissenschaft hat Ordnung in die Fülle der Dialekte gebracht, indem sie das Umbrisch-Oskische dem Latinischen gegenüberstellte. Zweifellos gehören diese beiden Gruppen allen andern indogermanischen Sprachen gegenüber eng zusammen. Sie zeigen eine Fülle gemeinsamer Eigentümlichkeiten, die sie deutlich von den andern abheben, aber anderseits kann eine scharfe Grenze zwischen den beiden Dialekten nicht geleugnet werden. Das Umbrisch-Oskische ersetzt nämlich die *qu*-Laute des Lateinischen durch Labiale, statt *quis* sagt man *pis*, statt *(g)venio ben-*. Ganz die gleiche Dialektspaltung geht durch das Keltische hindurch, und es fragt sich, ob wir hier nicht einen tieferen Zusammenhang anzunehmen haben.

Wenn sich zwischen Latinisch und Umbrisch-Oskisch eine scharfe Sprachgrenze ziehen lässt, so muss der Historiker fragen, wie diese geschichtlich zu verstehen sei. Mit der Wellentheorie kommen wir hier nicht aus, es ist vielmehr kaum eine andere Annahme möglich, als dass zwei Wanderungen nach Italien stattgefunden haben. Nun sitzen die Latiner, mögen sich auch durch späteres Vordringen der Samniten die Zustände verschoben haben, südlich von den Umbrern, sie sind also wohl eher als jene gekommen, und ebenso sind es die keltischen *qu*-Stämme, die Iren, die zuerst nach Grossbritannien übergesetzt sind.

A. Die latinische Sprachgruppe.

Die eigentlich latinische Sprachgruppe ist, wie man weiss, auf ein verhältnismässig kleines und dazu ziemlich offenes Gebiet beschränkt. Wenn sich die Latiner in der Landschaft Latium halten konnten, so müssen sie hier mit ziemlicher Macht eingerückt und von Anfang an ein sehr kräftiges und wohlorganisiertes Volk gewesen sein. Jedenfalls werden aber die Albanerberge ursprünglich den Mittelpunkt der latinischen Macht gebildet haben.

Der vom umbrisch-oskischen abweichende lat. Sprachzweig

muss indessen einst eine grössere Ausdehnung besessen haben, und tatsächlich finden wir im südlichen Etrurien, südlich vom Ciminersee bis zum Tiber, in den Faliskern Stammverwandte der Latiner, wie die wenigen Inschriften, die von ihrer Sprache erhalten sind, klar erkennen lassen. Sie teilen jedenfalls die *qu*-Laute mit den Römern. Die Falisker und ihre Sprachreste sind von Deecke, Die Falisker, Strassburg 1888, ausführlich behandelt.

Wie weit sich der latinisch-faliskische Sprachstamm nach Süden ausgedehnt hat, entzieht sich unserer Erkenntnis.

Sehr viel Licht würde auf die Geschichte dieser Stämme fallen, wenn es uns gelänge, über die Sprache der Sikuler in Sizilien genauen Aufschluss zu erhalten.

Dass Sizilien seine Einwohner wiederholt von Süditalien aus erhalten hat, ist a priori als wahrscheinlich anzunehmen und wird auch durch die allgemeine Überlieferung des Altertums bestätigt, nach der die Sikuler, vom Festland vertrieben, gewaltsam eindringen und sich neue Wohnsitze erkämpfen. »Wenn auch die Rechnungen über die Zeit dieses Ereignisses«, sagt Nissen, Italische Landeskunde 1, 547, »um ein paar hundert Jahre auseinandergehen, so hatte dies Ereignis doch sich dem Gedächtnis so unauslöschlich eingeprägt, dass der Versuch gemacht werden konnte, es zeitlich zu bestimmen.« Die Sikuler selbst redeten eine Sprache, die sicher italisch war. Dies wird zunächst bestätigt durch eine Reihe von Worten, die aus dem Munde der Eingeborenen in das sizilische Griechisch eingedrungen sind und die übereinstimmend im Lateinischen wiederkehren. Ausserdem ist aber auf Sizilien eine Inschrift gefunden worden, die zwar wenig verständlich ist, sich aber doch zweifellos als italisch erweist. Aber gerade über den Hauptpunkt, zu welcher italischen Gruppe das Sikulische gehört, darüber gibt uns weder die Inschrift noch geben uns die Glossen sichere Auskunft, wenngleich sich mir die Wagschale zu Gunsten der Verwandtschaft mit dem Lateinischen zu neigen scheint. Liesse sich dies erweisen, so müsste man wohl annehmen, dass sich die Latiner-Falisker einst über grössere Gebiete Italiens ausgedehnt haben. Zwar können die Sikuler auch zu Schiff von der latinisch-kampanischen Küste nach Sizilien gelangt sein, aber das scheint mir, namentlich gegenüber den Angaben des Altertums, wenig wahrscheinlich.

B. Die umbrisch-oskische Sprachgruppe.

Die Hauptmasse des italischen Sprachgebietes wird von den umbrisch-samnitischen oder, wie man auch sagt, den umbrisch-oskischen Dialekten gebildet, die, obgleich sie zahlreiche Züge gemeinsam haben, doch wieder hinreichend zu scheiden sind. Zwischen diesen beiden Sprachgebieten liegt das Gebiet der sabellischen Mundarten. Darunter verstehen wir nicht nur die im engern Sinne sabellisch genannten Stämme der Marser, Päligner, Marruciner, Vestiner, sondern auch die mit diesen nahe verwandten Mundarten der Herniker, Äquer, Äquiculer, Sabiner, Prätuttier, Picener und Volsker. Alle diese sind zwar nicht direkt oskisch, sie stehen aber dem Oskischen näher als dem Umbrischen, und nur das Volskische scheint eher dem Umbrischen zugerechnet werden zu müssen. Historisch aufgefasst dürfte das wohl so zu verstehen sein, dass die Samniter von diesen sabellischen Stämmen ausgegangen sind und vielleicht erst durch die grosse Wanderung, von der wir noch geschichtliche Kunde haben, Samnium und Kampanien erobert haben, dass dagegen die Volsker ein versprengter Rest der Umbrer sind. Jedenfalls nehmen diese Sprachen vom 44. Grade an fast die ganze Halbinsel ein.

Das Hauptgebiet der umbrischen Sprache ist die Landschaft im Apennin, die im Altertum den Namen von dem Volksstamm erhalten hatte; aber die Umbrer waren früher weiter ausgedehnt. Zuerst erwähnt sie Herodot, der sie südlich vom Alpisfluss wohnen und zu ihnen die Tyrrhener aus Lydien gelangen lässt (Her. 1, 94; 4, 49). Sie galten in späterer Zeit mit den Ligurern als Ureinwohner, und man brachte ihren Namen mit *imber* »Regen« und der deukalionischen Flut zusammen. In Wirklichkeit tragen sie denselben Namen wie die mit den Teutonen verbündeten *Ambronen*. Nach den weitern Nachrichten der Alten erstreckte sich ihr Gebiet über den ganzen Norden der Halbinsel, über Etrurien, aus dem sie durch die Etrusker, über die gallische Mark, aus der sie durch die Senonen vertrieben wurden. In der Aemilia werden die Städte Ravenna und Butrium ihnen zugerechnet.

Die erste Nachricht erhält eine gewisse Bestätigung dadurch, dass vereinzelte Ortsnamen in Etrurien umbrisch zu sein scheinen. Es gibt hier nicht nur einen Fluss *Umbro*, sondern an ihm auch einen *tractus Umbriae*. Der ältere Name von Clusium Camars

kehrt bei dem Bergvolk der Camertes wieder. Ist das Verhältnis des Volskischen zum Umbrischen richtig aufgefasst, so würde auch diese Sprache von einem Vorstoss der Umbrer Kunde geben.

Nun finden wir aber in der oberitalischen Tiefebene eine grosse Anzahl prähistorischer Pfahlbauten, die auf trockenem Boden errichtet sind. W. Helbig, Die Italiker in der Poebene, hat sie eingehend untersucht und ist zu dem Schluss gekommen, dass wir in den Bewohnern dieser Terramare die Vorfahren der italischen Stämme zu sehen haben. Doch konnte er diesen Schluss natürlich nur auf der Gleichheit der Kultur aufbauen, der ist aber durchaus nicht zulässig. Wenn es auch gar nicht unwahrscheinlich ist, dass in der oberitalischen Tiefebene einst Italiker oder im speziellen Umbrer gesessen haben, so ist doch keineswegs erwiesen, dass diese Pfahlbauten von ihnen herrühren. So wertvoll die Annahme Helbigs für die geschichtliche Erkenntnis auch wäre, wir müssen doch darauf verzichten, mit ihr als einer sichern Grösse zu operieren. Ja, im Grunde ist die Ansicht nicht einmal wahrscheinlich. Denn die Pfahlbauer auf trockenem Grund und Boden hängen doch wahrscheinlich mit den Pfahlbauern nördlich der Alpen zusammen. Es ist kaum anzunehmen, dass die einwandernden Indogermanen hier derartige feste Bauten sollten errichtet haben. Diese Pfahlbauten machen vielmehr den Eindruck, als ob sie der eingesessenen Bevölkerung angehörten, und es kommen daher zunächst die Ligurer für sie in Betracht.

Die umbrische Sprache, die uns schliesslich allein Auskunft über die Herkunft der Umbrer geben kann, ist uns namentlich durch ein recht umfangreiches Denkmal gut bekannt. Im Jahre 1440 wurden in dem umbrischen Städtchen Gubbio, dem alten Iguvium, 7 Erztafeln entdeckt, die eine eingehende und genaue Untersuchung nunmehr fast völlig gedeutet hat. Sie bilden bis zum heutigen Tage die wesentliche Quelle für unsere Kenntnis des umbrischen Dialekts, über dessen italischen Charakter sie keinen Zweifel lassen.

Das Oskische war die Sprache der Samniter. Es gehören zu ihnen ausser den Samnitern im engeren Sinne die Frentaner, die Hirpiner und die Kampaner. Wir finden die samnitische Sprache in dem nordwestlichen Streifen von Apulien, in Lucanien und Bruttium mit Ausnahme der östlichen Küstenstriche

und in Messene auf Sizilien. Es ist also ein weites Gebiet, auf dem wir diese Sprache antreffen, trotzdem aber sind auffälliger Weise die dialektischen Unterschiede in den Inschriften verhältnismässig gering. Diese Tatsache lässt uns vermuten, dass die Ausdehnung des samnitischen Sprachgebietes erst später Eroberung zu danken sei; denn in diesem landschaftlich sehr geteilten Gebiet hätten sicher viele Volksdialekte entstehen müssen. Wir erfahren ja auch, dass die Samniten verhältnismässig spät nach Süden vorgedrungen sind.

Zweifellos sind samnitische Stämme auch nach Latium vorgerückt. Die antike Überlieferung, dass sich die Römer sabinische Frauen geraubt und dass die Sabiner einen Teil der römischen Bevölkerung gebildet hätten, erhält seine Bestätigung durch die Sprache. Der zweite römische König Numa Pompilius war ein Sabiner, wie schon sein Name zeigt. Denn dieser dürfte wohl ganz einwandfrei mit dem Zahlwort *quinque* in Zusammenhang gebracht werden, und er würde in lateinischer Form wahrscheinlich *Quinquidius* oder *Quinquilius* lauten. Ausserdem zeigt das Lateinische eine ganze Reihe samnitischer Lehnwörter, und zwar für Begriffe, die sonst nicht leicht der Entlehnung unterliegen. Wir finden namentlich Worte mit Labial statt *qu* und *v*, und wir treffen häufig *l* statt *d*. Gerade diesen Lautwandel hat Conway Idg. Forsch. 2, 157 als sabinisch erwiesen, so dass die Sprache die sagenhaften Nachrichten der Überlieferung in gewisser Hinsicht bestätigt.

Woher die Italiker gekommen sind, darüber erhalten wir aus dem Altertum keine Auskunft, aber mit Hilfe der Geographie und der Sprachwissenschaft können wir doch zu bestimmten Vermutungen gelangen. Da wir den Westen Oberitaliens von Ligurern besetzt finden, so dürften die Italiker zunächst die Osthälfte der Poebene eingenommen haben, und dies wird auch durch die geschichtlichen Parallelen sehr wahrscheinlich gemacht. Wir finden dort später die Veneter, die Gallier, dann die Ostgoten mit der Hauptstadt Ravenna und schliesslich die Langobarden. Es müssen also doch wohl gewisse äussere Gründe, etwa die leichtere Zugänglichkeit der Ostalpen, dafür massgebend gewesen sein, dass alle Eroberer zunächst dieses Gebiet besetzten. Von hier aus werden die Latiner-Falisker dem Laufe des Tiber folgend nach Mittelitalien vorgedrungen sein, während später die Samniten und Umbrer folgten. Die Hauptmacht der

italischen Stämme sitzt jedenfalls im Apennin und hier werden sie vielleicht in jahrhundertelangem ungestörten Aufenthalt die Kraft gesammelt haben, fast ganz Italien zu erobern. Es ist nach allen geschichtlichen Analogien zu vermuten, dass die Eroberer anfangs auch die fruchtbarern Teile Oberitaliens besetzt haben, aber hier hat sich ihr Volkstum und ihre Sprache nicht halten können; nur die schützenden Gebirgsgegenden haben die Italiker vor dem Schicksal so vieler Indogermanen bewahrt, im Süden unterzugehen.

Wie die Veneter, die Gallier, die Germanen im wesentlichen aus Süddeutschland oder Österreich nach Italien eingewandert sind, so werden dies auch die Italiker getan haben. In dem Donautal treffen wir aber den Sprachstamm der Kelten. Wie die geographischen Tatsachen liegen, müsste man, wenn es noch nicht geschehen wäre, die Frage aufwerfen, ob nicht Italisch und Keltisch nah verwandte Sprachen seien. Die Sprachwissenschaft hat dieses Problem längst untersucht und hat zwischen beiden Sprachgruppen derartige Übereinstimmungen gefunden, dass man an einem engeren Zusammenhang nicht zweifeln kann. Die Italiker und die Kelten müssen längere Zeit zusammengewohnt haben und zu dieser Zeit die Eigentümlichkeiten ausgebildet haben, die ihnen gegenüber allen andern indogermanischen Sprachen gemeinsam sind. Nun sind ja den Zügen der Völker keine Grenzen gesetzt; wir könnten daher die Italiker von jedem Teil des keltischen Sprachgebiets ausgehen lassen. Aus dieser Unsicherheit hilft uns aber die Sprachvergleichung. Auch mit dem Griechischen teilt das Italische gewisse Eigentümlichkeiten. Wenn auch die Annahme einer gräkoitalischen Grundsprache nicht gerechtfertigt ist, engere Beziehungen, die durch die Schmidtsche Wellentheorie zu erklären wären, lassen sich nicht in Abrede stellen, s. o. S. 148 und Anm. dazu. Schliesslich habe ich auf gewisse Punkte hingewiesen, in denen sich das Italische mit dem Germanischen berührt. Alle diese Tatsachen führen zu einem Ausgangspunkt der Italiker, der dem Keltischen, Germanischen und Griechischen benachbart war. Einen solchen kann man kaum wo anders als in Böhmen oder Mähren suchen.

Kelten, Germanen, Italiker sind auch durch eine Reihe gleicher Völkernamen verbunden. Wir werden in dem zweiten Teile sehen, dass die Völkernamen im wesentlichen Patronymika

sind, Bezeichnungen der Sippen. Diese sind natürlich so zahlreich gewesen, dass es an und für sich nicht auffallen würde, wenn gleiche Namen nur selten zu finden wären. Wenn wir aber trotzdem zwischen diesen Stämmen eine ganze Reihe von Übereinstimmungen antreffen, so fällt das sehr in die Wagschale. Nun entspricht aber der Name der *Umbri* dem der *Ambrones,* der der *Marsi* dem der germanischen *Marsi, Marsigni,* der der *Volsci* (aus *Volc-sci*) dem der keltischen *Volcae.* Es könnte also scheinen, als ob sich diese Stämme verhältnismässig spät getrennt hätten.

Auf keinem Sprachgebiet kann man nun die Ausbreitung einer Sprache in gleich günstiger Weise beobachten, wie auf dem Boden Italiens. Das Lateinische war die Sprache Latiums und der Stadt Rom. Von hier aus hat es sich schrittweise parallel der politischen Eroberung über Mittel- und Unteritalien, Oberitalien, Sizilien und die Inseln, Spanien, Gallien, die Alpenländer und die Balkanhalbinsel ausgedehnt. Die straffe politische Organisation und die überlegene römische Kultur führte auf weiten Gebieten zu Sprachübertragungen und auf dem Boden der alten Volkssprachen entstanden die besonderen romanischen Dialekte, von allem Anfang an in ihrem Bau verschieden und immer mehr auseinander strebend. Das Problem der Entstehung der romanischen Sprachen ist dem der Entstehung der indogermanischen ähnlich, aber es ist viel klarer und daher leichter zu erkennen. Viele Romanisten vertreten die Ansicht, dass die Verschiedenheit der romanischen Sprachen darauf beruhe, dass deutlich unterschiedene Sprachen romanisiert seien. Auch mir scheint diese Ansicht durchaus zutreffend zu sein. Es hat eben gar nicht anders kommen können, als dass die Iberer von Anfang an ein anderes Romanisch sprachen als die Ligurer oder die Kelten oder die Thraker. Wechssler, dem wir eine besondere Untersuchung über die ganze Frage verdanken, hat uns auch über die verschiedenen Sprachgemeinschaften belehrt, die heute von den Romanisten aufgestellt werden. Da wir jetzt fast all die Gegenden, in denen Romanisch gesprochen wird, überblickt haben, dürfte es daher angebracht sein, hier noch einen Rückblick auf die romanischen Sprachen zu werfen, um zu sehen, wie weit sich die bisher ermittelten Völkergrenzen mit den Dialektgrenzen der heutigen romanischen Sprachen decken. Die Verhältnisse auf der Pyrenäenhalbinsel haben wir schon oben S. 38 besprochen. Wir finden dort das Portugiesisch-galizische,

das Spanische (Kastilianische) und das Katalanische. Letzteres ist mit dem Provenzalischen nahe verwandt, das auf ligurisch-iberischer Grundlage beruht. Auch das Gascognische zeigt sich als ein besonderer, wenn auch dem vorigen nahe verwandter Dialekt, der im Gebiet der alten Aquitaner gesprochen wurde. Nordöstlich vom Provenzalischen finden wir das von Ascoli erst entdeckte Frankoprovenzalische oder Mittelrhonische (s. d. Karte 1), dessen ethnologisches Substrat wir freilich nicht nachweisen können. In diesem von Gebirgen eingeschlossenen Gebiete konnten sich sehr wohl alte Volkselemente halten. Wir finden dort zuerst die Ligurer, später die Helvetier.

In den Alpen nördlich von Italien wird in einem schmalen Streifen (s. Karte 1), das sogenannte rätoromanische gesprochen; schon Windisch bemerkte: die Besonderheit des Rätoromanischen gegenüber den anderen romanischen Sprachen liegt selbstverständlich im Rätischen. Wenn das Rätische als ein einheitlicher Dialekt aufzufassen ist, so ist schwerlich daran zu denken, dass es auf das alte Etruskische zurückgehe, wir werden vielmehr in diesem schwer zugänglichen Gebiet der Alpen eine uralte eingesessene Bevölkerung anzunehmen haben.

Die grösste Zahl romanischer Sprachgemeinschaften findet sich im Königreich Italien, nämlich im Norden zunächst das Galloitalische in einem Gebiet, in das die Gallier eingewandert sind, in dem aber vor ihnen Ligurer sassen; östlich davon das Venezianische im Gebiet der alten Veneter. Noch heute bildet ferner Toskana eine Sprachgemeinschaft für sich, von der Ascoli bemerkt: »Der toskanische Typus lässt sich auf negativem Wege folgendermassen definieren: einerseits kennt derselbe keine von all den Lauterscheinungen, durch welche die übrigen Dialekttypen Italiens in höherem Grade von der lateinischen Grundlage abweichen; anderseits hat dieser Typus keine ihm eigentümliche Reihe von Veränderungen der lateinischen Grundlage aufzuweisen.« Eine sehr beachtenswerte Erklärung für diese auffallende Tatsache hat Wechssler S. 116 gegeben. Er meint, sie beruhe darauf, dass Etrurien lange Zeit bis zum Tiber gereicht habe, ja dass die Etrusker selbst über Rom geherrscht hätten: daher sei die Einwirkung, die das Etruskische auf das Lateinische ausüben musste, schon vor der Entwicklung der modernen Dialekte in der römischen Zeit zur Geltung gekommen. Ganz ist freilich die Eigenart des Toskanischen damit nicht aufgeklärt.

Wir finden ferner die umbrisch-römische Sprachgemeinschaft, die sich offenbar mit dem ältesten Verbreitungsgebiet der italischen Stämme deckt, die süditalische, die sizilianische und sardisch-korsische, deren Verhältnis zu den ältern Volksschichten wir nicht bestimmen können.

Auf der Balkanhalbinsel finden wir schliesslich das Rumänische mit seinen drei Dialekten, dem Walachischen, dem Istrorumänischen und dem Makedorumänischen. Es wird sicher mit der Zeit gelingen, in diesen Fragen noch klarer zu sehen, aber dass die Entstehung der Dialekte im wesentlichen durch die Verschiedenheit des ethnographischen Elementes bedingt sei, davon bin ich schon jetzt fest überzeugt.

21. Die Kelten.

Von den Italikern sind wir auf Grund der Sprachverwandtschaft zu den Kelten geführt worden, mit denen sich der italische Stamm in den historischen Zeiten schon in Oberitalien berührte. Ihr Hauptverbreitungsgebiet bildete aber zur Römerzeit Gallien und Britannien, während sie, wie noch Cäsar weiss, einst auch in Germanien gesessen hatten und es teilweise zu seiner Zeit noch beherrschten.

Keltische Stämme sind fast durch ganz Europa gezogen, und ihr Sprachgebiet muss einst sehr beträchtlich gewesen sein. Es ist aber im Laufe der Zeit immer mehr zurückgedrängt worden und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, in der es ganz vernichtet sein wird. Genaue Angaben über die Zahl der heute noch keltisch Sprechenden liegen nicht vor, man schätzt sie auf $3^1/_2$ Millionen. Davon kommen 950000 auf Wales, 12000 auf die Insel Man, 300000 auf Schottland, 868000 auf Irland und 1,200000 auf die französische Bretagne, während die Zahl der in Nordamerika noch irisch Sprechenden nicht sicher zu bestimmen ist. Alle diese Volksteile befinden sich, wie man sieht, an den äussersten Rändern der Länder auf kleinem Raum; sie teilen das Schicksal anderer einst weit verbreiteter Völker. Das ist ein unendlicher Gegensatz zu der einst so ausgedehnten Verbreitung dieses Volkes. Zur Zeit der grössten Entfaltung reichte dieser Sprachstamm von den nördlichen Teilen Schottlands bis nach Süd-Portugal, er hatte einen grossen Teil Galliens, Deutschlands und Norditaliens inne und erstreckte sich über den Norden der Balkanhalbinsel bis nach Kleinasien. Wenn wir nun auch auf

weiten Gebieten von der Herrschaft der Kelten hören, so ist damit noch nicht gesagt, dass in allen diesen Gegenden auch keltisch gesprochen ist, wir müssen vielmehr diese Ausdehnung der Keltenherrschaft jener Verbreitung der Germanen vergleichen, die ja auch die Balkanhalbinsel, Italien, Frankreich, Spanien, ja Afrika überflutet und in diesen Ländern zu kurzlebigen Reiche geführt hat. So lange die Herrschaft bestand, hat wohl auch die Sprache der Sieger eine gewisse Geltung gehabt, aber mit dem Hinsinken der Reiche ist auch sie dahin geschwunden und hat nur dürftige Spuren hinterlassen. Nur, weil sich diese Ereignisse im Lichte der Geschichte vollzogen haben, wissen wir über sie mehr, als über die Geschicke der andern Völker.

Um über die Geschichte der Kelten etwas zu erfahren, tun wir am besten, zuerst die Sprache selbst zu befragen. Die heutigen keltischen Dialekte in England zerfallen in zwei Gruppen, das Britannische und das Gälische. Das Britannische ging in Kymrisch (oder Welsch), der Sprache in Wales, in Kornisch, der Sprache von Cornwallis, die am Anfang des 19. Jahrhunderts ausgestorben ist, und Bretonisch in der französischen Bretagne auseinander. In letzterem haben wir aber nicht etwa einen Überrest der alten gallischen Sprache Frankreichs zu überblicken, sondern die Bretonen sind seit dem 5. Jahrhundert nach Christus etwa aus Britannien nach der Bretagne ausgewandert*).

Das Gälische besteht aus dem Irischen, dem Schottisch-Gälischen und dem Manx (auf der Insel Man).

Die beiden Dialekte sind deutlich voneinander zu sondern, und wenn, wie man annimmt, keltische Stämme zu verschiedenen Malen nach England übergesetzt sind, so ergibt sich aus der geographischen Lage, dass die Gälen zuerst gekommen sein müssen und später erst von den nachkommenden Britannen weiter nach Westen und Norden gedrängt worden sind.

Von der Sprache der festländischen Kelten ist uns leider sehr wenig bekannt; im wesentlichen bestehen die uns erhaltenen Sprachreste aus Namen.

Immerhin genügen diese Reste, um auch hier dialektische Unterschiede erkennen zu lassen. Wie die italischen Dialekte zerfallen auch die inselkeltischen Mundarten in eine *qu*- und in eine *p*-Sprache, in das Gälische und das Britannische, und diesen Unter-

*) Vgl. J. Loth, L'émigration bretonne en Armorique, Paris 1893.

schied finden wir auch im Gallischen. Im allgemeinen zeigte es zwar die *p*-Formen, aber es findet sich daneben auch *qu*, wie z. B. in dem Flussnamen *Sequana* nebst *Sequani*. So steht einem gall. *Cuno-pennus* »Hockkopf« ein belgisches *Nemeto-cenna* »etwa Berg mit Heiligtum« gegenüber, wie Windisch Grundr. d. rom. Ph. I 390 bemerkt. In dem vor einigen Jahren gefundenen Kalender von Coligny liegt *qu* in *Equos*, *(in)-quimon* vor neben *p* in *prin(n)i*, *petinx*, *pog* . .*)

Diese Erscheinungen wird man kaum anders deuten können als, dass sich zunächst zwei keltische Mundarten gebildet haben, die sich dann mehrfach untereinander gekreuzt haben.

Dieser Wandel von *qu* zu *p* ist auch insofern wichtig, als er sich zeitlich einigermassen bestimmen und daran die Ausbreitung des Dialektes genauer erkennen lässt. Er findet sich in Spanien, in Oberitalien und selbst in Gallien, er wird also eingetreten sein, ehe die zweite grosse Ausbreitung der Kelten begonnen hatte.

Diese ihre Wanderungen und ihre Ausdehnung sind mit Hülfe der historischen Nachrichten und der Ortsnamen einigermassen zu bestimmen. Unsere Aufgabe kann es nicht sein, sie im einzelnen zu verfolgen, da es uns nur darauf ankommt, die ursprüngliche Heimat der Kelten, soweit dies möglich ist, festzulegen. Es steht nun sicher, dass die Kelten in das südliche und westliche Frankreich erst spät und nur stellenweise gekommen sind. Aquitanien hatten sie zu Cäsars Zeit noch nicht erobert, und nach Südfrankreich sehen wir sie erst im Laufe der geschichtlichen Zeit vordringen. Wenn wir die Kelten dagegen frühzeitig in der Pyrenäenhalbinsel antreffen, wohin sie schon im 6. Jahrhundert gekommen sein dürften, so muss man vermuten, dass sie durch die Aquitaner hindurch gedrungen sind. Aber bei dieser Annahme lassen sich die Sitze der Kelten in Spanien schwer verstehen, denn wir finden sie nicht so sehr im fruchtbaren Ebrotal, als an der Westküste in Portugal und Galizien. Diese Verbreitung ist kaum anders zu erklären, als dass hier eine Kolonisation zur See stattgefunden habe. Da die Kelten nach Britannien gelangten, müssen sie Seefahrer gewesen sein, und

*) Anlautendes idg. *p* ist im Keltischen abgefallen, wie z. B. irisch *athir*, lat. *pater* zeigt, so dass ein anlaut. *p* auf *qu* zurückgehen muss.

die Bretagne beherbergt noch heute wie im Altertum die seetüchtigste Bevölkerung. Eine Fahrt von hier nach Galizien war nicht weiter und nicht kühner, als die der Skandinavier und der Angelsachsen nach England. Sind die Kelten zur See nach Spanien gelangt, so müssen sie frühzeitig den atlantischen Ozean erreicht haben. In der Tat setzt ja auch das nördliche Frankreich wandernden Völkern den geringsten Widerstand entgegen, und hier sitzen die Kelten auch am dichtesten. Aus dieser Lage erklärt sich gleichfalls die frühzeitige Besiedelung Englands. Wann diese stattgefunden, lässt sich zwar zeitlich nicht genau bestimmen, doch irrt man kaum, wenn man ihre Anfänge in das 7., 8. Jahrh. vor Christus setzt.

Wenn man von Kelten spricht, so denkt man gewöhnlich an die Bewohner Galliens und Britanniens. Aber damit ist das Gebiet der Kelten bei weitem nicht erschöpft. Ein grosser Teil wohnte auch in Deutschland, wo sie die alten Schriftsteller noch kennen. Die Helvetier wollten ja zu Cäsars Zeit gerade aus der Schweiz auswandern, bedrängt von den Germanen. Von Kelten in Böhmen und Bayern gibt der Name dieser Länder, gibt Cäsars Bericht Kunde. Wenn die Germanen ihre westlichen Nachbarn *Walhe* nennen, so haben sie den Namen eines einzelnen Volksstammes, der in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft wohnte, auf den ganzen Stamm übertragen. Diese Volcae aber bezeugt Cäsar in Mitteldeutschland. Zwar berichtet er ausdrücklich, es hätte eine Einwanderung der Kelten von Gallien nach Germanien stattgefunden — an und für sich ist das nicht unmöglich —, trotzdem zweifelt heute kaum jemand daran, dass wir in den Kelten Germaniens alte zurückgebliebene Stämme zu sehen haben. Und nicht nur Süddeutschland ist durchaus keltisch gewesen, sondern der Keltenstamm hat auch grosse Strecken Mittel- und Norddeutschlands inne gehabt. Hier lässt sich die Anwesenheit einer keltischen Bevölkerung an der Hand der topographischen Namen mit Sicherheit feststellen, ja es lassen sich sogar die alten Grenzen ziemlich genau bestimmen. Müllenhoff hat dieser Frage in dem zweiten Bande seiner deutschen Altertumskunde S. 207 ff. eine eingehende Untersuchung gewidmet, und seitdem ist noch manche wertvolle Arbeit über dieses Problem erschienen. Die Namen der grossen west- und süddeutschen Flüsse, wie Donau, Rhein, Main, Nidda, Tauber, Neckar u. s. w. und viele Ortsnamen sind keltischen Ursprungs. Auf Grund dieser Namen erklärt man das Land ausserhalb der norddeutschen

Tiefebene mit Ausnahme etwa des Harzes, für keltisch, und in Westdeutschland reichten die Kelten bis über die Weser.

In der Zeit, als die Kelten sich so gewaltig ausdehnten, müssen sie den Germanen auch kulturell überlegen gewesen sein. Das schliessen wir aus der Herübernahme von Lehnwörtern, die nicht gewöhnlicher Art sind, sondern einen besondern Inhalt haben. Worte wie *Reich* und *Amt* zeugen noch heute von jener Blüte des Keltenreiches und von seinem gewaltigen Einfluss. Arbois de Jubainville hat zuerst von einer Herrschaft der Kelten über die Germanen gesprochen, und Bremer ist ihm neuerdings gefolgt. Man wird nicht leugnen können, dass sich für diese Hypothese in der Tat schwerwiegende sprachliche Momente beibringen lassen. Dieser Rückstoss der Völkerwanderungen liegt natürlich nicht ausser dem Bereich der Möglichkeit.

Wie weit sich die Kelten nach Osten ausgedehnt haben, lässt sich nicht sicher sagen. Da wir selbst im Gotischen, das an der Weichsel gesprochen wurde, keltische Lehnwörter finden, so möchte Bremer die Kelten sehr weit nach Osten schieben, und wenn im dritten Jahrhundert v. Chr. keltische Scharen auf der Balkanhalbinsel erscheinen, so setzt das in der Tat Sitze im Osten voraus.

Geschichtlich bedeutungsvoll geworden sind die Keltenzüge nach Italien. Wir besitzen darüber mannigfache antike Überlieferungen, über deren ursprünglichen Wert schwer ins klare zu kommen ist. Während Müllenhoff die Gallier gegen Massilia vorrücken und von dort nach Italien wandern lässt, hat B. Niese Zschr. f. deutsch. Altertum 42, 129 ff. die Ansicht vertreten, die Gallier seien aus dem Norden gekommen.

»Ohne Zweifel«, sagt er S. 144, gingen die Bewegungen, die zur Eroberung Oberitaliens und zur Überflutung Makedoniens führten, von den zunächst benachbarten keltischen Stämmen aus. Wir wissen, dass an der mittleren Donau schon lange vor dem Einbruch in Thrakien und Makedonien keltische Stämme an den Grenzen Illyriens sassen, von wo aus sie bekanntlich im Jahre 335 v. Chr. mit Alexander in Berührung kamen, und ähnlich war es beim Einbruch in Italien, wie das Zeugnis des Polybios lehrt. Die Etrusker, denen ein grosser Teil der oberitalischen Ebene gehörte, hatten die Kelten zu Nachbarn; diese kamen mit ihnen in Verkehr; das schöne Land stach den nordischen Barbaren in die Augen, und aus kleinem Anlass kamen sie mit grosser Macht

herangezogen, nahmen das Land in Besitz und liessen sich, acht Stämme, an beiden Seiten des Po nieder.« Die Berührung mit den Etruskern könne nur im Etschtal stattgefunden haben. Mir scheinen die Ausführungen Nieses durchaus überzeugend zu sein. Selbst wenn wir den Bericht des Polybios nicht hätten, müssten wir mit Rücksicht auf die Wohnsitze der keltischen Stämme in Oberitalien und die Passierbarkeit der Alpen eine Einwanderung von Norden her annehmen.

Die uns bekannten Wanderungen der Kelten zwingen uns als ihre ursprüngliche Heimat Böhmen, Süddeutschland und Nordwestdeutschland anzunehmen. Nur von diesem Gebiet aus erklären sich ihre Wanderungen zur Genüge. Die Kelten sind dann frühzeitig nach Westen vorgestossen und nach Nordfrankreich, Spanien und Grossbritannien gelangt, sie haben sich später immer mehr gegen die Alpen und nach Osten vorgeschoben, bis sie die Appennin- und Balkanhalbinsel eroberten. Nach Spanien sind sie schon im 6. Jahrhundert gekommen, in Italien erscheinen sie erst im 4., Zeugnis genug dafür, dass jene Ausdehnung älter war.

Die keltische Sprache ist, wie wir gesehen haben, mit dem Italischen auf das engste verbunden. Wie weit sie mit dem Germanischen besondere Ähnlichkeiten teilt, bedürfte einer neuen Untersuchung. Was Kluge im Grundriss der germanischen Phil. 1, anführt, beschränkt sich im wesentlichen auf den Wortschatz. Da aber diese gemeinsamen Worte zum Teil entlehnt sein können, so dürften sie nicht viel beweisen, sie lehren uns höchstens, dass beide Völker seit sehr alten Zeiten Nachbarn waren. Ob sie es aber von jeher gewesen sind, könnte man vielleicht bezweifeln. Es wäre zu fragen, ob nicht das Italische dem Germanischen näher steht, als das Keltische, woraus wir folgern müssten, dass jenes einst zwischen den beiden Sprachen gelegen habe. Vorläufig ist diese Frage noch nicht spruchreif.

Anthropologisch rechneten die Alten die Kelten zu den nördlichen Völkern von hoher Körpergestalt, blauen Augen, blondem Haar und weisser Hautfarbe. Die Schilderung, die sie von ihnen entwerfen, gleicht dem, was sie auch von den Germanen sagen, doch sollen die oben genannten Merkmale etwas abgeschwächter erscheinen. Dass die heutigen Franzosen nicht diesem Typus entsprechen, ist allbekannt, und wir haben schon gesehen,

dass wir kaum eine Rassenänderung annehmen dürfen. Was Cäsar und die übrigen Schriftsteller kennen lernten, waren die Herrscher, der Adel. Die Masse der Bevölkerung, die sich in einer Art Hörigkeit befand, werden die Alten kaum beachtet haben. Sie bildeten aber den Kern der Bevölkerung, der sich bis zum heutigen Tag erhalten hat.

22. Die Germanen.

Sehr viel später als die Kelten treten die Germanen in die Geschichte ein, aber man kann wohl sagen, dass sie fast dieselben Wege gewandert sind, wie der ihnen geschichtlich vorausgehende Volksstamm. Überall, wohin diese gelangt sind, nach Griechenland, Italien, Frankreich, Spanien, England kommen auch Germanen, um dort mehr oder minder kurzlebige Reiche zu gründen. Nirgends hat ihre Herrschaft und ihre Sprache in der Fremde Bestand gehabt, nur auf dem Boden Deutschlands haben sie ihr Sprachgebiet vergrössert, so dass wir es auch bei ihnen nur mit einer Erweiterung, nicht mit einer völligen Änderung der Wohnsitze zu tun haben.

Die nahezu völlige Gleichheit der germanischen und der keltischen Wanderungen nötigt uns dazu, für beide Völker nahe beieinander liegende Ausgangsgebiete anzunehmen.

Über die ursprüngliche Heimat der Germanen ist Einhelligkeit erzielt. Wir können ihr ursprüngliches Gebiet dadurch bestimmen, dass wir im Westen und Süden das Land abziehen, das von Kelten besetzt war. Dadurch scheidet Mittel-, Süd- und Westdeutschland aus, und es bleibt nur der Norden übrig, d. h. Norddeutschland von der Weser vielleicht bis zur Oder, Schleswig-Holstein, die dänischen Inseln, Südschweden. Wie weit die ursprüngliche Heimat der Germanen nach Osten ausgedehnt war, ist schwer zu bestimmen. Jedenfalls nennen die alten römischen Nachrichten die Goten an der Weichsel, und hier tut sich ihre Anwesenheit auch in den Fremdwörtern kund, die das Preussisch-litauische aus dem Gotischen aufgenommen hat. Aber sie sind hier wahrscheinlich erst eingewandert. Nach einer alten gotischen Wandersage, die bei Jordanes überliefert ist, stammten die Goten aus Skandinavien. Hätte man nicht unter dem Dogma von der asiatischen Urheimat der Indogermanen gestanden, so hätte man wohl keinen Grund gehabt, diese Nachricht,

die ja an und für sich falsch oder wahr sein kann, zu bezweifeln. Bei der Voraussetzung, dass die Germanen erst auf einem langen Zuge vom schwarzen Meer die Ostseeküste erreichen mussten, konnte sie nicht anders als falsch sein. Heute hat sich das Blatt völlig gewendet. Nur wenige Forscher verteidigen noch die alte Ansicht, dass die Skandinavier von der Ostseeküste gekommen seien. Das wird in der Tat schon deshalb höchst unwahrscheinlich, weil die grössere Geschicklichkeit und Kühnheit der Seefahrt nicht an der Ostseeküste, sondern in Skandinavien zu Hause ist. Wie von Südschweden aus die Waräger die Ostküste Russlands besetzten, so werden die Goten frühzeitig die baltische Küste erobert haben.

Man teilt den germanischen Sprachstamm in drei Dialekte, das Westgermanische, zu dem das Deutsche und Englisch-friesische gehören, das Nordgermanische (Norwegisch-isländisch, Schwedisch, Dänisch) und das Ostgermanische, zu dem die Sprachen, der im Osten sitzenden Völker, wie der Vandalen, Burgunder und vor allem der Goten, gerechnet werden. Diese drei Dialekte stehen aber nicht gleich berechtigt nebeneinander, sondern das Gotische ist dem Nordischen viel näher verwandt, als dem Westgermanischen, so nahe, dass man früher nur eine Zweiteilung der germanischen Dialekte annahm und das mit Recht. Es lässt sich gar nicht leugnen, dass das Nord- und Ostgermanische auf das engste zusammenhängen, dass sie einmal eine Einheit gebildet haben. Die Sprache lehrt uns, dass der eine Dialekt vom andern ausgegangen sein muss. Hätten nun die Nord-Ostgermanen von Alters her an der Bernsteinküste gesessen, so müssten wir auch Beziehungen vom Gotischen zum Westgermanischen finden. Diese fehlen aber so gut wie ganz, es gähnt hier eine Kluft, die nur durch Wanderungen erklärt werden kann.

Heute besteht ja allerdings zwischen Deutsch und Dänisch eine scharfe Sprachgrenze in Schleswig-Holstein. Aber wir können verfolgen, wie diese allmählich entstanden ist. Ursprünglich wohnten zwischen diesen beiden noch die anglofriesischen Stämme, und es ist allgemein anerkannt, dass ihre Sprache dem Nordischen bei weitem näher steht als das Deutsche. Da sich aber auch zwischen diesen beiden Dialekten eine scharfe Grenze ziehen lässt, so müssen wir noch weitere vorgeschichtliche Auswanderungen annehmen. Die Verhältnisse des westgermanisch-nordischen Sprachgebietes lassen sich mit Hilfe der Schmidtschen

Wellentheorie erklären, die zwischen Gotisch und Westgermanisch nicht.

Man braucht, wenn man die Auswanderung gewisser Stämme annimmt, nicht nur an die Kimbern zu denken. Wenn sich die Germanen in vorchristlicher Zeit in Norddeutschland nach Westen ausdehnen und den Kelten das Gebiet streitig machen, so kann das ebensogut zu Lande wie zur See geschehen sein. Die Seefertigkeit unserer Vorfahren war nicht ein Erwerb der letzten vorhistorischen Zeit, sondern die Schiffahrt ist im Nordseebecken sicher uralt, und so dürften von der schleswig-holsteinischen Küste schon frühzeitig Völker zur See ausgewandert sein.

Die älteste Grenze der germanischen Stämme auf dem Festland lässt sich nur negativ bestimmen, indem wir das Gebiet für sie in Anspruch nehmen, das von den Kelten nicht besetzt war. Die alte Keltengrenze ist schon oben festgelegt worden; sie muss auch seit alter Zeit die Germanengrenze sein, da wir kein Volk kennen, das in historischer Zeit zwischen Germanen und Kelten gesessen hätte. Vorhistorisch kann es freilich anders gewesen sein. Sicher sind Kelten und Germanen seit sehr alter Zeit Nachbarn, was aus der Entlehnung wichtiger Wörter aus dem Keltischen in das Germanische mit Sicherheit zu folgern ist. Selbst zahlreiche Personennamen haben die Germanen von den Kelten übernommen, wie Bremer mit Recht hervorgehoben hat, und das lässt sich kaum anders erklären, als dass die Kelten eine Zeit lang eine Herrschaft über germanische Stämme ausgeübt haben. Wie die germanischen Namen in den romanischen Ländern noch die Reste jener rasch vergangenen Gewalt sind, die unsere Volksgenossen in jenen Gegenden einst ausgeübt haben, so sind auch die keltischen Namen in deutschem Munde die letzten Spuren alter Keltenherrschaft. Was die Sprache lehrt, wird durch Cäsar bestätigt, denn dieser berichtet ausdrücklich, dass die Kelten einmal stärker gewesen seien als die Germanen. Wir können wohl auch noch den Grund jener Oberherrschaft erkennen. Es ist die Einführung des Eisens gewesen, das ja für die keltische Bewaffnung charakteristisch ist. Und wenn sich die Kelten nach Osten, Westen, Süden ausgedehnt haben, weshalb sollen sie nicht auch eine Zeitlang im Norden geherrscht haben?

Für die ungefähre Bestimmung der Keltengrenze kann man auch die Sprache heranziehen. Bekanntlich teilt sich das

Deutsche durch die sogenannte zweite hochdeutsche Lautverschiebung in zwei scharf gesonderte Dialekte, in Hochdeutsch und Niederdeutsch. Das Hochdeutsche herrscht nun, wie keinem entgehen kann, durchaus auf dem Gebiete, auf dem die keltischen Stämme in kompakter Masse sassen. Dass wir Kelten auch auf dem Gebiet treffen, auf dem jetzt die niederdeutsche Zunge herrscht, lässt sich aus einer stärkern Verdrängung des keltischen Elementes sehr wohl erklären. Die Verhältnisse liegen ähnlich, wie auf französischem Boden, wo sich die Grenze zwischen der *oc*- und *oui*-Sprache auch nur annähernd mit den alten Volksgrenzen deckt.

Wer in den Lautveränderungen nicht blosse Zufälligkeiten sieht, dem wird ein innerer Kausalzusammenhang zwischen Lautverschiebung und keltischer Besiedelung nicht so sonderbar erscheinen. Das Hochdeutsche ist ein Deutsch im Munde einer fremden Bevölkerung, bei der sich, als sie versuchte sich die neue Sprache anzueignen, eine Reihe von Eigentümlichkeiten entwickelten, die der Sprache ein ganz anderes Aussehen gaben.

Die Haupteigentümlichkeit aller germanischen Sprachen ist die erste allgemein germanische Lautverschiebung, die alle Geräuschlaute des Indogermanischen betraf und zugleich mit einer völligen Umwandlung der Betonung verbunden war. Wodurch diese grosse Veränderung der Sprache verursacht war, entzieht sich bisher der Erkenntnis, doch wird die Umwandlung des Akzentes vorhergegangen sein und die Lautverschiebung hervorgerufen haben.

Eine solche Veränderung des Akzentes lässt aber auf tiefgehende Sprachmischung schliessen, und das ist einer der Hauptgründe, den man für eine Einwanderung der Germanen in ihr Gebiet geltend machen könnte. Ich weiss dieses Problem nicht zu lösen.

Wie dem aber auch sein mag, wir sind durch die Lautverschiebung in den Stand gesetzt, gerade die Ausbreitung der Germanen und die Entlehnung von Wörtern genau dahin festzustellen, ob sie zeitlich vor oder nach der Lautverschiebung anzusetzen sind. Denn jedes Wort, das einen Geräuschlaut enthält, gibt uns Auskunft über sein zeitliches Verhältnis zur Lautverschiebung. Um eine absolute Chronologie zu erhalten, wäre es daher von grösster Wichtigkeit, die Zeit der ersten germanischen Lautverschiebung festzustellen. Man hat dies schon ver-

schiedentlich versucht, ohne zu einwandfreien Ergebnissen zu kommen. Denn alle Argumente sind hinfällig. Jedenfalls war sie zu Cäsars Zeit schon völlig durchgeführt, und wahrscheinlich schon einige Jahrhunderte früher.

Anthropologisch sind die Germanen schon im Altertum auf das schärfste charakterisiert; die Grösse der Leiber, die Blondheit des Haares und die Bläue der Augen wird in zahlreichen Berichten des Altertums erwähnt. Diese Schilderung wird ergänzt durch Grabfunde, die eine ausgesprochene Dolichokephalie zeigen. Und dieser Typus herrscht in dem Gebiet, das ursprünglich den Germanen eigen war, in grossen Teilen Niederdeutschlands, in Schleswig-Holstein und Skandinavien noch heute in ausgdehntem Masse, wenn auch nicht ausschliesslich. Ebenso kommt er neben andern Bevölkerungselementen in England und Schottland vor, und in gewissen Gegenden Süddeutschlands. Am reinsten aber hat er sich, wie die neuesten anthropologischen Untersuchungen lehren, in Südschweden erhalten. Hier findet er sich in einer Ungemischtheit, die uns billig in Erstaunen setzt, die aber meines Erachtens auch jede späte Einwanderung ausschliesst. Der blonde Typus des europäischen Menschen hat hier im Norden sein ursprüngliches Verbreitungsgebiet.

23. Die Urheimat der Indogermanen.

Von den äussersten Spitzen Westeuropas bis zu dem fernen Indien erstreckt sich schon in verhältnismässig alter Zeit der indogermanische Sprachstamm. Wir haben in den frühern Kapiteln darzustellen versucht, welche Sprachen wir ihm zuzurechnen haben und welche nicht als indogermanisch anzusehen sind. Das konnte zwar nicht immer mit voller Sicherheit, aber doch meistens mit einiger Wahrscheinlichkeit entschieden werden. Wir haben damit bereits negative und positive Gründe für die Bestimmung der Ursitze der Indogermanen gewonnen, die wir nunmehr im Zusammenhang mit den übrigen besprechen wollen. Wenn wir ferner das Ursprungsgebiet eines jeden Stammes, soweit dies möglich war, bestimmten, so führte uns auch das dem vorgesteckten Ziele näher.

Die Frage nach der Urheimat der Indogermanen ist viel und lang erörtert worden, und man kann nicht leugnen, dass es eine Aufgabe von hervorragender Wichtigkeit ist, zu erkennen, von wo dieser Sprachstamm, der bedeutendste und energievollste

der Welt, ausgegangen ist. Könnten wir sie genau lösen, so würde auch die Frage nach der Kultur der Indogermanen auf eine ganz andere Grundlage gestellt werden. Denn diese Menschen werden ebenso wie alle andern Völker ihre Waffen und Geräte in der Erde zurückgelasssen haben, und wir könnten, wenn wir ihre Wohnsitze wüssten, die Archäologie in andrer Weise als bisher, für unsre Zwecke heranziehen.

Wir wollen im folgenden versuchen, ein klares Bild dessen zu entwerfen, was wir wissen können, und wir wollen nur kurz auf die früheren Ansichten eingehen.

Als man die Verwandtschaft der europäischen Sprachen dadurch entdeckt hatte, dass man in Indien und Iran Sprachen fand, die zu ihnen gehörten, da konnte man kaum zu einer anderen Anschauung kommen, als dass alle diese Sprachen von Asien ausgegangen seien, zumal man bei der früheren Einteilung der Menschheit die Indogermanen als Nachkommen Japhets ansah. Man liess sie daher teils von Indien, teils sogar aus Mesopotamien auswandern. Aber man erkannte bald, dass das ganz unmöglich war, und so sind andere Gegenden an die Stelle dieser Länder getreten. Besondrer Vorliebe hat sich längere Zeit das Pamir, das Dach der Welt, wie es genannt wird, erfreut, eine Gegend, von der man verhältnismässig wenig wusste. Wer aber Sven Hedins Schilderungen dieses Hochplateaus gelesen hat, den werden wohl arge Zweifel beschleichen, ob von diesem Gebiete eine so starke Völkerbewegung hätte ausgehen können.

Es lohnt sich heute nicht mehr, das, was man in früheren Jahren an scheinbaren Gründen für Asien angeführt hat, noch kritisch zu widerlegen, da es allgemein anerkannt ist, dass diese alle völlig wertlos sind. Höchstens mit dem, was in neuerer Zeit von Joh. Schmidt für Asien angeführt ist, kann man sich beschäftigen. Dieser Forscher suchte nachzuweisen, dass das indogermanische Dezimalsystem einen Einfluss von seiten des babylonischen Duodezimal- oder richtiger Sexagesimalsystems erfahren habe. Man wird diesen Einfluss, wie wir im zweiten Teil sehen werden, anerkennen müssen. Aber die babylonische Kultur ist so alt, und ihr Einfluss reicht so weit, dass eine von ihr ausgegangene Strömung auch Europa erreicht haben kann. Ja, wir müssen sagen, diese Kultur ist so bedeutend, dass wir, wenn die Indogermanen in den Grenzgebirgen Mesopotamiens gewohnt hätten, noch ganz andere Einwirkungen zu erwarten

hätten, als die immerhin dürftigen, die sich in dem Zahlensystem zeigen. Die Schmidtschen Entdeckungen sind für die Kulturgeschichte von grosser Bedeutung, für die Frage, die uns hier berührt, sind sie nicht zu verwerten.

Erst in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erhoben sich die ersten Stimmen von Gelehrten, die den Ursitz der Indogermanen in Europa suchten; freilich schlugen die Gründe dieser Forscher nicht durch, man übergoss sie mit Spott, was keinen wundernehmen wird, der die Aufnahme neuer abweichender Anschauungen verfolgt. Zuerst verspottet, dann bekämpft, ringt sich eine neue Wahrheit oft erst durch, wenn sie trivial geworden ist. »Da geschah es«, so spottete V. Hehn, »dass in England, dem Lande der Sonderbarkeiten ein origineller Kopf es sich einfallen liess, den Ursitz der Indogermanen nach Europa zu verlegen; ein Göttinger Professor eignete sich aus irgend einer Grille den Fund an, ein geistreicher Dilettant in Frankfurt stellte die Wiege des arischen Stammes an den Fuss des Taunus und malte die Szenerie weiter aus«. »Danach«, heisst es dann weiter, »hat also Asien, der ungeheure Weltteil, die officina gentium, einen grossen Teil seiner Bevölkerung von einem seiner vorgestreckten Glieder, einer kleinen an Naturgaben armen, in den Ozean hinausreichenden Halbinsel erhalten! Alle übrigen Wanderungen, deren die Geschichte gedenkt, gingen von Ost nach West und brachten neue Lebensformen, auch wohl Zerstörung in das Abendland, nur die älteste und grösste ging in umgekehrter Richtung und überschwemmte Steppen und Wüsten, Gebirge und Sonnenländer in unermesslicher Erstreckung! Und die Stätte der ersten Ursprünge, zu der uns, wie in die Kinderzeit unseres Geschlechtes dunkle Erinnerungen zurückführen, die Stätte der frühesten sich regenden Fertigkeiten und noch unsichern Schritte, wo, wie wir ahnen, Arier und Semiten neben einander wohnten, ja vielleicht eins waren, sie lag nicht etwa im Quellgebiet des Oxus am asiatischen Taurus oder indischen Kaukasus, sondern in den sumpfigen, spur- und weglosen, nur von den Furten der Elene und Auerochsen durchbrochenen Wäldern Germaniens. Auch die ältesten Formen der Sprache dürfen wir nicht mehr in den Denkmälern Indiens und Baktriens suchen — da ja die Völker dahin erst durch die lange, zerrüttende Wanderung gelangt waren — sie klingen uns vielmehr aus dem Munde der Kelten und Germanen entgegen, die un-

bewusst und regungslos auf dem Boden ihrer Entstehung verharrten.«

Ich hielt es für angebracht, diese lange Stelle hierherzusetzen, um zu zeigen, welche Anschauungen man früher hatte. Alles, was Hehn im Spott anführt, wird heute nicht nur ernstlich verteidigt, nein, es hat alle Aussicht, als Wahrheit angenommen zu werden. Man wird aber auch erkennen, welcher Arbeit es bedurfte, um derartige fest überkommene Ansichten zu bekämpfen und umzustürzen, und man wird schon jetzt nach dem, was wir in den frühern Kapiteln ausgeführt haben, leicht sehen, wie falsch und schief hier die Verhältnisse aufgefasst sind.

Was im Laufe der Zeiten für unsere Frage vorgebracht ist, hat O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte², S. 111 ff., verzeichnet, und ich müsste im wesentlichen seine Darstellung ausschreiben, wollte ich denselben Weg im folgenden einschlagen.

Wir werden daher, ohne Rücksicht auf seine Geschichte, an das Problem herantreten, wie es heute liegt.

Da wir es bei der Verbreitung des indogermanischen Sprachstamms zweifellos mit grossen Wanderungen zu tun haben, so tun wir gut, erst einmal die Frage der Wanderungen im allgemeinen zu betrachten. »Noch nie«, sagt Ratzel, Ber. d. sächs. Ges. der Wiss. 1898, S. 23, »hat eine einmalige Völkerbewegung zu einer dauernden Ausbreitung des Wohnsitzes geführt. Durch einzelne Flüchtlinge, Verschlagene, Reisende kann ein Gedanke oder eine Fertigkeit in ein Volk hineingetragen werden, und der einzelne kann im besten Falle der Pionier einer nachfolgenden grösseren Bewegung werden. Aber zur Ausbreitung bedarf es zuerst einer Masse, die sich ausbreitet und festsetzt, und dann der Nachschübe, die die unvermeidlichen Verluste dieses ersten Versuches ersetzen. Fehlen diese, dann wiederholt sich das Schicksal der normännischen Besiedelung Grönlands, die eines Tages ausgelöscht war, fast ohne eine Spur zu lassen. So waren die Niederlassungen in Vinland und Markland ausgelöscht. So sind selbst germanische Staaten und germanische Völker in Südeuropa und Nordafrika verschwunden. Wir werden schon aus diesem Grunde nicht jener Ansicht beipflichten, dass es in alten Zeiten anders gewesen sei. Nicht einzelne grosse Völkerwanderungen, sondern immer sich wiederholende Bewegungen, im allgemeinen gleiche Richtungen bewahrend, können

allein die Entstehung und Lage auch der arischen Völker in Europa und Westasien erklären.« Wir haben diese Voraussetzungen eigentlich bei allen einzelnen indogermanischen Völkern bestätigt gefunden. Alle haben eine Zeit, in der sie weit über ihre Grenzen hinausschwärmen, aber nur da erhalten sie ihr Volkstum, wo sie die Grenzen systematisch ausdehnen. Die Kelten, von West- und Süddeutschland ausgehend, gewinnen Nord- und Mittelfrankreich und Grossbritannien dauernd. In Italien, Griechenland, Spanien, Kleinasien hält sich ihr Volkstum nicht. Welche gewaltigen Züge haben die Germanen unternommen, aber nur Süddeutschland haben sie dauernd ihrer Sprache unterworfen, so dass noch heute ihr Sprachgebiet eine zusammenhängende Fläche bildet. Ebenso haben sich die Slaven nur an ihren Grenzen ausgebreitet. Wir sehen die Thraker in kompakter Masse in den nordöstlichen Teilen der Balkanhalbinsel weilen, von wo sie wiederholt nach Kleinasien einbrechen, aber dauernd können sie hier kein Sprachgebiet gewinnen.

Wenn Völker weit über ihre Grenzen hinausgezogen sind, und sich von ihren Stammgenossen getrennt haben, so sind sie im allgemeinen der Vernichtung preisgegeben. Aber es gibt natürlich Ausnahmen. Reste der Goten halten sich mit ihrer Sprache in der Krim bis ins 18. Jahrhundert. Noch heute sprechen die Osseten im Kaukasus eine iranische Sprache, und auch das Reich der Galater hat in Kleinasien einige Jahrhunderte bestanden. In Oberitalien sind die Kelten zwar durch die Römer entnationalisiert worden, haben sich aber lange Zeit erhalten, weil sie trotz der Alpen mit ihren Volksgenossen in Verbindung blieben. Eine solche Erhaltung bei Trennung von dem Mutterstamm wird nur möglich sein, wenn ein Volk besonders günstige Bedingungen vorfindet, und als solche der Erhaltung des Volkstums dienende Örtlichkeiten haben wir wiederholt die Gebirge kennen gelernt. In den Pyrenäen sprechen die Basken, in der Bretagne, in Wales und Schottland die Kelten bis heute ihre alte Sprache. In den Seealpen hatten sich die Ligurer bis in die Römerzeit hineingerettet, und auch die Etrusken fanden eine letzte Zuflucht in den Alpentälern. Es kann daher kein Zufall sein, dass wir die südlichen Indogermanen durchaus in gebirgigen Gegenden antreffen. So wohnen die Albanesen in den gebirgigsten und unwegsamsten Teilen der Balkanhalbinsel, die Armenier in ihrem rauhen Bergland. Wir

wissen, dass die Perser und Meder aus den Gebirgen in die fruchtbaren Ebenen des Zweistromlands vorbrachen. Und dasselbe gilt auch für die übrigen versprengten Indogermanen.

So treffen wir die Inder zuerst wahrscheinlich in den Himalayatälern und den mächtigen Gebirgen, die Indien schützend umgeben. Wie finden die Italiker hauptsächlich im Apennin. Zweifellos werden sie auch die Po-Ebene, werden sie Etrurien, die fruchtbarsten Striche des Landes, einmal besetzt gehabt haben. Aber bei mangelndem Nachschub konnten sie sich nur in den Gebirgen erhalten. Nicht anders steht es mit den Hellenen, deren ursprüngliche Heimat Epirus alle die Vorzüge vereinigt, die wir uns wünschen können. Auch die zweite grosse griechische Wanderung, die der Dorer, geht ja von diesem oder einem anderen nördlichen Gebirgslande aus. Es ist offenbar ein kleiner Stamm gewesen, der zurückgeblieben war und zunächst genug Raum hatte. Nach Generationen war auch für die zurückgebliebenen das Land wiederum zu eng geworden, und das Gefäss konnte die Masse nicht mehr fassen, es strömte unaufhaltsam über.

Es kommt ein weiterer Umstand hinzu. Wenn wir die südlichen Indogermanen durchaus in Gebirgen finden, so erklärt sich das aus den angegebenen Umständen. Aber nicht allein. Mochten sie aus Nord- oder Osteuropa stammen, immer boten die Tiefebenen der südlichen Länder klimatische Bedingungen, denen ihre Natur nicht gewachsen war. Sie sanken vor der südlichen Sonne dahin, während im Gebirge die südliche Lage durch die grössere Höhe ausgeglichen wurde. Die Rauheit des armenischen Klimas kennen wir aus Xenophons Schilderung. Ebenso ist aber auch das Klima in den Gebirgen Italiens und der Balkanhalbinsel nicht so sehr von dem unsrigen verschieden, wie das der Tiefebenen. Erst nachdem sich die Einwanderer hier etwas akklimatisiert und ihre Volkszahl gewachsen war, zogen sie zu neuen Taten aus. Ausserdem sind überall die Gebirge weniger dicht besiedelt, und es kann sich daher hier unter Umständen die neue Sprache leichter als in den Ebenen durchsetzen.

Wir müssen nach alledem die Urheimat der Indogermanen da suchen, wo wir die grösste zusammenhängende Masse finden. Das ist zunächst das Gebiet, das die Kelten, Germanen, Litauer und Slaven ursprünglich einnahmen, also das Gebiet von

Nordfrankreich an über Deutschland nach Westrussland, das wir aber noch weiter werden beschränken müssen. Der Gedanke, dass diese Völker in diese Gebiete aus den Gegenden am Schwarzen Meer, aus der südrussischen Steppe erst eingewandert sein sollten, stösst auf unüberwindliche Schwierigkeiten, die sich aus der allgemeinen Natur der Wanderungen ergeben. Keinem Volke, das in den historischen Zeiten in der südrussischen Steppe gesessen hat, ist es gelungen, irgend welche Teile Europas seinem Sprachgebiet einzuverleiben.

Von dem oben skizzierten Gebiet aus lassen sich die Wanderungen der Indogermanen, lässt sich ihre Ausbreitung auf das beste verstehen; zur weitern Erkenntnis müssen wir dann noch die Verwandschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen heranziehen. Wir haben gesehen, dass das Italische mit dem Keltischen nahe verwandt ist; es liegt daher ausserordentlich nahe, die Italiker seien über den Brenner oder die Ostalpen nach Italien gekommen, und man darf wohl daran denken, dass zu dieser Zeit, als der italische Einfall stattfand, Süddeutschland schon indogermanisch war. Die Beziehungen des Italischen zum Germanischen zwingen uns aber zu der Annahme, die Italiker seien von ziemlich nördlichen Gegenden ausgegangen. Nun ist Böhmen jedenfalls ein Land, wo sie den Prähellenen in Ungarn benachbart waren.

Zwischen Keltisch und Germanisch bestehen vielleicht Beziehungen im Sinne der Schmidtschen Wellentheorie, doch ist das nicht ganz zweifellos. Wohin wir das Illyrische zu setzen haben ist infolge des Mangels der Nachrichten nicht sicher zu sagen, aber die allgemeine Lage lässt eine Urheimat östlich der Germanen und Italiker nicht als ausgeschlossen erscheinen. Wir würden also ungefähr folgendes Bild (s. Karte 4) entwerfen können. Es sassen zu einer gewissen Zeit die Germanen in Norddeutschland von der Weser bis zur Oder, in Schleswig-Holstein und in Skandinavien. Westlich und südwestlich von ihnen die Kelten, zwischen Oder und Weichsel die Illyrier, in Böhmen die Italiker und in Ungarn, ursprünglich freilich wohl nördlich der Karpathen in Galizien, die Hellenen. Wir erhalten also eine Ausdehnung von der Weser oder Elbe bis an die Weichsel. Vielleicht ist aber auch die Oder die Grenze gewesen. Wir besitzen vorläufig nur einen Punkt, der es uns ermöglicht, die Ausdehnung nach Osten einigermassen zu bestimmen. Griechisch, Italisch, Keltisch, Ger-

manisch kennen gemeinsam das Worte Buche, d. *Buche*, lat. *fagus*, kelt. *Bacenis silva*, griech. φηγός. Das griechische Wort bedeutet allerdings «Eiche», was darauf beruht, dass die Buche in Griechenland nicht mehr vorkommt, und das Wort daher, wie bei Baumnamen so oft, seine Bedeutung gewechselt hat. Die Buche geht aber ostwärts aus klimatischen Gründen nicht über eine Linie hinaus, die man sich etwa von Königsberg nach der Krim gezogen denkt. Der Besitz dieses Wortes ist ein Beweisstück aus der Pflanzengeographie, das mir unerschütterlich zu sein scheint. Wir müssen den Westindogermanen Ursitze westlich dieser Linie anweisen, und das bliebe bestehen, auch wenn wir die wirkliche Heimat der ungetrennten Indogermanen ganz wo anders zu suchen hätten.

Die Ostindogermanen treffen wir durchaus östlich von jenen Stämmen. Wir haben die Litauer an der baltischen Küste gesucht, die Slaven am Dnjepr, südlich von ihnen wird ein grosses Gebiet von den thrakophrygischen Stämmen eingenommen, während sich südöstlich weit nach Asien hinein die Indoiranier gedrängt haben. Auch hier bestätigt die Sprachverwandschaft, dass die Lagerung der Stämme im wesentlichen dieselbe geblieben ist. Völker dehnen sich, wenn es die geographische Lage einigermassen erlaubt, an allen ihren Grenzen aus. Das sehen wir an den Germanen, die nach Osten, Süden, Westen, Norden Raum gewonnen haben, wir sehen es an den Kelten, denen schliesslich kaum eine Himmelsrichtung versagt blieb. Anders wird es auch bei den Indogermanen nicht gewesen sein. Ganz naturgemäss wird man demnach die Urheimat im Mittelpunkt des von dem Sprachstamm besetzten Gebietes suchen. Diesen Weg hat man für die Bestimmung der slavischen Urheimat eingeschlagen, schliesslich auch für die Bestimmung der germanischen und der keltischen. Weshalb sollen wir in betreff der indogermanischen einen andern Weg gehen? Wir werden also die Urheimat unseres grossen Sprachstammes in einem Gebiete suchen, dessen Mittellinie die Weichsel bildete. Und das ist vielleicht nicht nur annähernd richtig, sondern möglicherweise ganz genau. Denn jene grosse Dialektspaltung in ost- und westindogermanisch, die wir bei unserm Sprachstamm festgestellt haben, muss, wenn sie zu Recht besteht, wie wir bestimmt glauben, eine Ursache gehabt haben; diese müssen wir natürlich in einem geographischen Hindernis suchen. Nun wird man sagen, grosse Ströme trennen nicht, sie verbinden. Das ist aber doch nicht ganz richtig. Ströme

sind in der Tat ein Hindernis der Völkerbewegung, namentlich in primitiven Zeiten. Der Rhein ist wirklich lange Zeit die Grenze zwischen Germanen und Kelten gewesen, und Cäsar sagt ausdrücklich, die Gallier scheidet von den Aquitanern die Garumna, von den Belgiern die Matrona und Sequana*).

Ebenso hat sich der Unterlauf der Rhone geraume Zeit als gute Grenze zwischen Ligurern und Iberern erwiesen. Wir erfahren von Cäsar, welche Schwierigkeiten es den Helvetiern bereitete, den Arar zu überschreiten. Sie haben dazu 20 Tage gebraucht, obwohl ihnen keine Feinde an der anderen Seite gegenüberstanden. Grosse Flüsse sind also geeignet, eine Volks- und Sprachgrenze zu bilden. Daher kann die Weichsel für diese wohl in Betracht kommen. Natürlich lässt sich auch die Oder mit ihren mächtigen Sumpfstrecken in Anspruch nehmen. Wir werden später sehen, ob wir dies noch genauer bestimmen können.

Gegen dieses auf Grund geographischer Erwägungen gewonnene Ergebnis, vermögen, wie wir sehen werden, andere Tatsachen in keiner Weise geltend gemacht zu werden. Man könnte nur einwenden, dass sich vielleicht auch von einer andern Gegend aus die geschichtliche Lagerung der Stämme ebensogut erklären liesse. Als ein derartiges Gebiet haben Schrader und andere mit ihm die südrussische Steppe bis zum Schwarzen Meere in Anspruch genommen. Jeder wird sich sagen müssen, dass bei dieser Lage der Urheimat ganz andere Wanderungen nötig gewesen wären, als wir sie voraussetzen müssen. Wir finden ja tatsächlich in diesen Gegenden indogermanische Stämme, die Skythen und Sarmaten, und westlich von ihnen die Thraker: deren Weg geht aber nicht nach Griechenland und Italien, auch nicht nach Nordeuropa, sondern sie ziehen nach Kleinasien hinüber und gewinnen dort neues Land. Aller Analogie nach hätten es die Griechen ebenso machen müssen. Die Slaven, deren Sitze der vermuteten Urheimat der Indogermanen näher geblieben waren, haben zwar die Balkanhalbinsel, aber nicht Italien erreicht. Und die Verbreitung der Germanen und Kelten zu erklären, müssen wir ganz und gar aufgeben. Ihre Wanderungen müssten für eine Zeit angenommen werden, die jeder Wahrscheinlichkeit widerspräche, und sie müssten eine Ausdehnung gehabt haben, die sich mit dem, was wir sonst antreffen, nicht vereinigen lässt.

*) Caesar, Bell. Gall. 1, 1.

Derartige Wanderungen widersprechen durchaus den Feststellungen Ratzels, die wir oben angeführt haben. Dagegen lässt sich Mittel- und Süddeutschland, in der Hauptsache das Flussgebiet der Donau, aus diesen Gründen nicht ganz ausschliessen, wenngleich diese Gegenden mit minderer Wahrscheinlichkeit in Anspruch genommen werden dürfen.

Es gibt nichts, was diesen allgemeinen Erwägungen und den Folgerungen, die wir aus der Verwandtschaft der Sprachen ziehen müssen, auch nur annähernd gleich käme. Immerhin hat man auch aus andern Wissensgebieten Beweise herbeizuholen unternommen. Wenn sie auch im einzelnen nicht ausschlaggebend sind, so ist es doch von höchster Bedeutung, wenn sie sich ungezwungen alle für dasselbe Gebiet verwerten lassen.

Sehr früh hat man versucht, die Urheimat der Indogermanen mit Hülfe der Sprache zu bestimmen. Da wir den Wortschatz der Ursprache durch Vergleichung der einzelnen Sprachen bis zu einem gewissen Grade erschliessen können, wie im dritten Kapitel des zweiten Buches dargestellt wird, so kann man aus diesen Worten, soweit sie Begriffe bezeichnen, die sich geographisch festlegen lassen, wohl auch die Urheimat hoffen erschliessen zu können. Dieser Weg wird jetzt einigermassen mit Misstrauen betrachtet, aber es lässt sich auf ihm doch viel mehr erreichen, als die Skeptiker meinen.

Wir haben oben gesehen, dass das Indogermanische in zwei grosse Dialekte zerfiel, einen westlichen und einen östlichen. Es wäre vielleicht angebracht, zunächst nur den Wortschatz des westlichen Dialektes daraufhin zu betrachten, wie weit er uns die Möglichkeit biete, die Urheimat zu erschliessen. Ich nehme gleich voraus, dass sich da mit Bestimmtheit das Gebiet ergibt, das wir oben begrenzt haben. Aber wir brauchen uns nicht auf die *centum*-Sprache zu beschränken. In allen wesentlichen Punkten, die hier in Betracht kommen, geht das Slavisch-Litauische mit dem Westindogermanischen, und nur das Indisch-Iranische liefert wenig Vergleichbares. Das ist aber bei der Wanderung, die diese Stämme zweifellos unternommen haben, nicht weiter auffallend.

Eis und Schnee sind Worte, die wir für das ganze Gebiet der Ursprache mit Sicherheit erschliessen können, aber sie sind bedeutungslos, da die Indogermanen zweifellos nicht in einem Gebiet gesessen haben, wo diese Begriffe unbekannt gewesen wären. Etwas mehr Gewicht hat man schon darauf gelegt, dass sich nur

Namen für drei Jahreszeiten nachweisen lassen, Winter, Frühling, Sommer. Auch dies ist wenig bezeichnend; es hängt mehr von der Wirtschaftsform als vom Klima ab, wie man die Zeit einteilt. Tacitus sagt ja ausdrücklich, dass die Germanen den Namen und die Güter des Herbstes nicht kennten, und in der Tat wird sich ein Name für diese Jahreszeit erst da einstellen, wo mit dem Obst- und Weinbau auch die Segnungen des Herbstes ihren Einzug halten. Immerhin deutet der mangelnde Name des Herbstes doch darauf hin, dass Sommer und Herbst nicht so sehr geschieden waren, dass also die Sommerglut nicht allzu stark war, wie dies in unsern Breiten nicht der Fall ist. Gehen wir nach dem Osten, so steigt die Temperatur in den Sommermonaten stärker an, und da auch die Winter bedeutend kälter auftreten, so muss der Herbst deutlicher empfunden werden. Unser Wort Sommer ist dasselbe wie gr. ἦμαρ, ἡμέρα 'Tag'. Wäre die griechische Bedeutung alt, so wiese dies auf eine Gegend hin, wo es im Sommer sehr viel Tag war: das träfe jedenfalls auf Südrussland nicht so gut zu, wie auf Nordeuropa.

In den centum-Sprachen besteht ein Wort für Meer, **mari* N., das auch nach dem Osten hinüberreicht. Das Wort ist alt, da neutrale *i*-Stämme sehr selten sind, aber es kann freilich auch einen grossen Binnensee bezeichnet haben, oder es kann das Schwarze Meer, die Ost- oder Nordsee damit gemeint sein, und schliesslich können die Völker vom Meere gehört haben und den Namen besitzen, ohne es selbst zu kennen, wie dies wohl bei den Slaven der Fall war. Die Entscheidung, was **mari* bezeichnete, wird davon abhängen, wohin wir die Indogermanen setzen. Meiner Ansicht nach kann mit dem Meer nur die Ostsee oder Nordsee gemeint sein. Es kommt nämlich ein äusseres Moment hinzu, das entschieden gegen das Schwarze Meer spricht. In den Zuflüssen zum Schwarzen Meer fehlt der Aal, aber gerade für diesen Fisch besitzen wir zwei indogermanische nur suffixal verschiedene Bezeichnungen, die sicher in die Ursprache zurückgehen.

Ob Ost- oder Nordsee bekannt waren, das zu entscheiden liegt zunächst keine Möglichkeit vor. Zwar meint man, da für die Bezeichnung der Gezeiten kein Ausdruck im Indogermanischen nachweisbar wäre und Ebbe und Flut auch nicht in der Zeitrechnung zur Geltung kämen, so hätten die Indogermanen

sie nicht gekannt. Aber so regelmässig Ebbe und Flut auch sind, zur Festsetzung der Zeit scheinen sie nicht geeignet, da sie sich täglich verschieben. Auch sind Schlüsse aus dem Schweigen der Sprachen nur sehr bedingt zulässig. Tatsächlich ist der Ausdruck *Ebbe* sogar dem Oberdeutschen vollständig fremd, obgleich er sicher sehr alt ist. Haben ihn alle Germanen, als sie noch am Meere wohnten, einst besessen, so ist er verloren gegangen, da eben nur die unmittelbaren Anwohner der See Grund haben, sich mit dieser Erscheinung zu beschäftigen. Wir können daher tatsächlich nicht erwarten, für diese Begriffe Ausdrücke in den indogermanischen Sprachen wiederzufinden.

Auch aus der mangelnden Ausbildung der Schiffahrt, die man wieder negativ aus der Sprache erschlossen hat, hat man den Schluss ziehen wollen, dass die Indogermanen nicht an der Nord- oder Ostsee hätten wohnen können. Aber auch in diesem Punkte sind die Schlüsse, wie wir gezeigt haben, vollständig hinfällig. Ob die Menschen Schiffahrt treiben, hängt nicht von dem Volke ab, dem sie angehören, sondern von der Örtlichkeit, wo sie wohnen. Immer kann sich aber in Europa nur ein kleiner Teil der Bevölkerung der Schiffahrt widmen, wie dies in Deutschland auch heute noch geschieht.

Etwas ausgiebiger wird der Stoff, wenn wir uns zu der Fauna und Flora wenden. Unter den grossen Raubtieren treten uns Bär und Wolf mit alten Namen entgegen. Der Wolf ist freilich überall in Europa verbreitet gewesen, der Bär ist aber ganz sicher ein Waldtier. Gewiss tritt er gelegentlich auch einmal in der Steppe auf, aber es liegt gar kein Grund vor, die Tatsachen in diesem Punkte irgend einer Theorie zuliebe pressen zu wollen. Nicht mit Sicherheit, wohl aber mit Wahrscheinlichkeit schliesst die Bekanntschaft mit dem Bären die Steppenheimat aus.

Da man keine gemeinsamen Namen für die grossen asiatischen Raubtiere, Löwe und Tiger, sowie für das Kamel in den Sprachen fand, so knüpfte hieran der erste Widerspruch der Linguisten gegen die Hypothese von der asiatischen Herkunft unseres Sprachstammes. Diese Frage ist viel erörtert worden, ohne dass sich schliesslich etwas wesentliches ergeben hätte. Denn wenn die Indogermanen in einer asiatischen Heimat diese Tiere gekannt hätten, so hätten die Ausdrücke mit dem Betreten des europäischen Bodens, wo die Tiere aus ihrem Gesichtskreis verschwanden, verloren gehen müssen. Im übrigen kam der Löwe

selbst in Südeuropa vor. Findet sich daher kein Name für ihn, so spricht das gegen diese Gegend.

Ausserdem besitzen wir Ausdrücke für alle die Tiere, die in Nordeuropa auftreten oder einst vorhanden waren. So für die Wildgans, die Wildente, den Kranich, den Hirsch, den Elch, das Wildschwein, den Biber, die Fischotter, die Maus. Von diesen kann man vor allem das Wildschwein heranziehen, da es Wald und Wasser zu seinem Gedeihen liebt und in der südrussischen Steppe nicht vorkommt. Ebenso ist der Kranich ein Sumpfvogel.

Liesse sich für das Eichhörnchen ein indogermanischer Name nachweisen, so wäre damit die Steppenheimat ausgeschlossen. Denn das Eichhörnchen ist ein Waldtier, und da es in den Wäldern der Krim fehlt, so hat K. E. von Baer daraus den richtigen Schluss gezogen, dass es in der südrussischen Steppe niemals Wald gegeben habe, und dass deshalb das Eichhörnchen nicht nach der Krim habe gelangen können. Ein ganz einwandsfreier Beweis, dass das Wort im Indogermanischen vorhanden gewesen sei, lässt sich nicht führen, aber wahrscheinlich ist es immerhin.

Im Jahre 1890 versuchte Fr. Th. Köppen im Ausland Nr. 51 einen neuen tiergeographischen Beweis für die Heimat der Indogermanen zu liefern. Er ging von der uralten Bezeichnung des Honigs indog. *medhu,* d. *Met* aus, die sich nicht nur in unserm Sprachkreis, sondern auch im finnisch-ugrischen wiederfinde als finn. *mesi,* Stamm *mete-,* mordv. *med*, tscherem. *my*, syrj. *ma*, ostjak. *mag,* wogul. *mau*, ungar. *mèz*, und hier nicht entlehnt sein könne. Daher müssten die Indogermanen und die Finnen in einem Gebiet gewohnt haben, wo es Bienen gab. Diese fehlt aber ursprünglich in Sibirien wie in Turkestan, womit also diese beiden Länder ausgeschlossen seien, das eine als Heimat der Ugrofinnen, das andere als die der Indogermanen.

Von grösserer Bedeutung als die Fauna dürfte die Flora sein, schon aus dem Grunde, weil die Bäume ein beschränkteres Verbreitungsgebiet als die Tiere haben. Hier hat denn auch der erste positive Versuch in unsrer Frage, die Arbeit von Geiger, eingesetzt, und ich habe mich ebenfalls auf dieses Argument gestützt. Mustert man unsere deutschen Baumnamen, so können wir die meisten in den verwandten Sprachen nachweisen. In fast allen europäischen Sprachen kehren gleiche Ausdrücke für Birke, Fichtenarten, Eiche, Erle, Esche, Hasel,

Buche, Weide, Ulme, Ahorn wieder. Nur das Indisch-Iranische kennt sie meistens nicht. Nun wäre es freilich ein Wunder zu nennen, wenn die Arier, die in Gegenden mit ganz andrer Vegetation gekommen sind, noch an jenen alten Gleichungen teilnähmen. Hat doch auch das Griechische weniger alte Ausdrücke als das Italische, was wir ebenfalls der andersartigen Vegetation der südlichen Balkanhalbinsel zuzuschreiben haben.

Es haben sich aber trotzdem eine Reihe alter Baumnamen in das Arische gerettet, und das lehrt uns, dass auch die arischen Stämme einst in einer Waldregion gewohnt haben müssen.

Jedenfalls stimmen die westindogermanischen Sprachen mit dem Slavischen hinsichtlich der Baumnamen so sehr überein, dass man in Betreff ihrer Sitze keinen Augenblick im Zweifel sein kann, sie haben in der europäischen Waldregion gewohnt. Und es lässt sich noch genauer festlegen, wo dies war. Wir sahen, dass sich die Ostgrenze der Buche bestimmen lässt, und dass die centum-Stämme einen Ausdruck für diesen Baum haben. Fehlt er in den östlichen Sprachen, so gibt es drei Möglichkeiten der Erklärung. Entweder sassen die Indogermanen an beiden Seiten der Buchengrenze, oder die östlichen Stämme sind ostwärts aus der Buchenregion ausgezogen und haben den Ausdruck verloren oder umgekehrt, die westlichen Stämme haben ihn neu gebildet. Nun hat aber Bartholomae IF. 9, 271 das Wort *bhāgos* im kurd. *bāz* wiederfinden zu können geglaubt. Ist das richtig, so haben die Indogermanen westlich jener Buchengrenze gesessen. So ansprechend die Gleichung auch ist, so scheint sie mir vorläufig doch zu isoliert, um das Gewicht des Gebäudes, das auf ihr errichtet werden soll, tragen zu können. Ausführlich über diese Seite unsres Problems unterrichtet jetzt das Buch von Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen, Kapitel 4 ff.

Auch die Eibe hat, wie Hoops S. 126 zuerst hervorgehoben hat, eine ähnliche Begrenzung wie die Buche. Für sie hat sich im Keltischen, Germanischen und Slavischen, in letzterm allerdings mit veränderter Bedeutung, ein altes Wort erhalten. Durch diese Parallele wird das Buchenargument noch verstärkt.

Und nun bedenke man, mit welch heiliger Scheu alle indogermanischen Stämme die Bäume und Wälder und in ihnen die Götter verehren. Jedermann kennt ja die Schilderungen, die Tacitus von dem Baumkultus der Germanen entwirft. Und das ist, wie wir im Kapitel über die Mythologie sehen werden,

nichts vereinzeltes, sondern etwas, was bei allen Stämmen wiederkehrt und in Resten auch in das indische Altertum hineinragt. Der Nomade und der Viehzüchter braucht weite Weidestrecken, er ist der natürliche Feind des Waldes und er vernichtet ihn durch Feuer. Der Ackerbauer braucht weniger Land, er nimmt es, indem er es rodet, aber im übrigen schützt er den Wald, dessen Holz ihm das notwendigste Werkzeugmaterial und den Heizstoff bietet. Und damit sind wir auf das wirtschaftliche Problem gekommen, das bei der Bestimmung der Urheimat gleichfalls eine Rolle spielt. Wer in den Indogermanen, wie Schrader, Nomaden sieht, für den kann es keine andere Urheimat geben, als Südrussland, denn hier ist seit alters und an der einzigen Örtlichkeit Europas der Raum für Nomaden. Wer aber unserm Urvolke, wie ich es schon früher getan habe und wie ich es im vierten Kapitel des zweiten Buches ausführlich begründen werde, den Ackerbau zuschreibt, der muss sie in das Waldland Europas setzen.

Allerdings hat nun Ratzel einen Punkt allgemeiner Art geltend gemacht. Er glaubt es durch Parallelen aus der Völkerkunde erhärten zu können, dass Nomadenvölker überall in der Geschichte die eigentlichen Eroberer sind, und dass deshalb auch die südrussische Steppe das Gebiet ist, von dem die Indogermanen wahrscheinlich ausgegangen sind. Keiner wird die grosse Kraft der Nomaden leugnen wollen, aber auf europäischem Boden zeigt es sich, dass sie nicht die Eigenschaft haben, dauernd grosse Reiche zu gründen. Die ersten Bewohner der südrussischen Steppe, von denen wir in der Geschichte hören, sind die Kimmerier, die über Vorderasien herfallen, ihnen folgen die Skythen, die Hunnen, die Alanen, die Bulgaren, aber keinem dieser Völker ist es gelungen, irgendwo ein dauerhaftes Reich zu errichten, keines hat seine Sprache bewahren können. Nur die Ungarn haben es erreicht, aber gerade bei ihnen steht es nicht fest, dass sie reine Nomaden waren. Dagegen gehen die grossen Wanderbewegungen der Kelten, Germanen, Slaven von dem Waldland aus, und was von diesen gilt, können wir auch auf die übrigen indogermanischen Stämme übertragen. Der Grund, warum dies so gekommen, liegt klar zu Tage, und Ratzel hat ihn selbst angegeben. Nur immer wiederholte Nachschübe können ein neues Gebiet sprachlich erobern. Der Ackerbau kann auf demselben Boden viel mehr Menschen ernähren als das Nomadentum der Steppe. Er

ist daher auch imstande, immer neue Ströme auszusenden, die nachbrausend den ersten Fluss verstärken und lebendig erhalten. Der Ansturm der Steppenvölker ist ausserordentlich stark, er vernichtet wie ein Lavastrom auf einige Zeit vieles, aber da er keinen Nachschub erhält, so versiegt der Strom bald, er verrinnt im Sande. Tatsächlich erweist sich das europäische Waldland als ein absolutes Hindernis gegen das Eindringen der Steppenvölker. Nicht dass einmal eine Woge hineinschlüge, aber die sesshafte Bevölkerung lässt sie über sich hinwegbrausen und lebt nach kurzer Zeit wieder in gleicher Weise fort wie früher. Der Nomade ist bei seinem Eindringen an die Ebenen und offenen Stellen gebunden. Der Ackerbauer zieht sich einige Zeit vor ihnen zurück und sammelt sich im Wald und in den Gebirgen, um nach kurzer Zeit die Eindringlinge zu vernichten.

Man hat ja nun allerdings zu beweisen versucht, dass die Indogermanen Viehzüchter und Nomaden gewesen seien, und dass deshalb die südrussische Steppe ihr Ausgangspunkt gewesen sein müsse. Ganz zweifellos ist für Nomaden in Europa anderswo kein Raum. Aber die Annahme des Nomadismus der Indogermanen widerlegen, wie wir im zweiten Teil sehen werden, alle Tatsachen, die wir überhaupt verwerten können. Wir können nichts von den Eigentümlichkeiten unserer Vorfahren verstehen, wenn wir an dieser Annahme festhalten. Eine der wichtigsten Errungenschaften der Nomaden ist das Pferd, das dann auch in den Steppen des Ostens eine gewaltige Rolle spielt. Bekannt ist es den Indogermanen gewesen, wie eine in allen Sprachen wiederkehrende Gleichung lehrt. Aber V. Hehn hat in einem interessanten Abschnitt seines Buches mit Recht bezweifelt, dass das Pferd Zug- und Reittier gewesen sei. Es ist charakteristisch, dass alle indogermanischen Sprachen diesen Ausdruck für Pferd aufgegeben und ihn durch neue ersetzt haben. Das wird wohl durch die in den geschichtlichen Zeiten aufkommende neue Verwendung des Pferdes veranlasst sein.

An die Erörterungen der tier- und pflanzengeographischen Beweise schliesst sich ungezwungen die des Rassenproblems. Lässt sich nicht den Indogermanen ein besonderer Typus zuschreiben und lässt sich dieser Typus nicht vielleicht irgendwo lokalisieren? das sind die Fragen, die aufgeworfen und sehr verschieden beantwortet worden sind.

Wir können natürlich keine Sicherheit darüber gewinnen,

dass die Menschen, die indogermanisch sprachen, ursprünglich eine einzige, reine Rasse bildeten; denn überall liegen, worauf man wiederholt aufmerksam gemacht hat, Mischungen vor, die sich aus den zahlreichen Durchkreuzungen der europäischen Völker ergeben haben. Immerhin treten jedoch an einigen abgeschlossenen Stellen gewisse Eigentümlichkeiten bei so zahlreichen Individuen hervor, dass man noch heute eine Reihe von Typen, wie der Versuch Denikers lehrt, unterscheiden kann. Gewisse Grundformen zeigen schon seit ältester Zeit eine annähernd gleiche Verteilung wie in der Gegenwart. Lang- und Breitschädel mischen sich zwar überall, aber es lässt sich nicht leugnen, dass jene wie im Altertum so auch heute noch im Norden dominieren. Das grosse Werk über die schwedischen Schädel weist ein ganz auffallendes Überwiegen der Langschädel nach. Köpfe mit einem Index von 78,0 bilden etwa 80 % der Bevölkerung. Noch deutlicher zeigt sich der Gegensatz in der Verteilung bei den Blonden und Brünetten. Die blonde Haarfarbe, die blauen Augen und die weisse Haut gehören ganz entschieden dem Norden an und treten z. B. in Schweden fast ganz rein hervor. Allerdings sind diese Eigenschaften nicht auf die Völker indogermanischer Zunge beschränkt. Aber wenn wir unter den Finnen tatsächlich einen starken Satz von Blonden finden, so muss man doch fragen, wie viel hiervon auf frühere oder spätere indogermanische und germanische Einwanderung zurückzuführen sei. Die Lappen, die doch auch eine finnische Sprache sprechen, weichen entschieden von dem blonden Typus ab. Schliesslich liegt es auch nicht ausserhalb des Bereichs der Möglichkeit, dass zwei Sprachstämme denselben körperlichen Typus haben.

Wie dieser im Norden seit den ältesten Zeiten herrschende blonde Typus entstanden sei, ist noch nicht aufgeklärt. Diese Frage zu erörtern liegt ausserhalb des Bereiches dieses Buches. Uns genügt es, dass er da ist. Auch lässt es sich nicht leugnen, dass er gerade bei den indogermanischen Völkern sehr stark verbreitet ist, und zwar um so ausgeprägter, in je ältere Zeiten wir zurückkommen. In Skandinavien und in England sowie in Norddeutschland finden wir ihn bei den germanischen Völkern sehr häufig und in Schweden nahezu völlig rein. Die alten Gallier hatten denselben Habitus nach den Berichten der Alten und ebenso die Thraker. Wir finden ihn in Resten auch in den südlichen Halbinseln, besonders rein beim Adel, und selbst bei den Indern ist er

nicht ganz verloren gegangen, wie wir oben gezeigt haben. Man kann daher nicht leugnen, dass das blonde Element im indogermanischen Urvolk eine grosse Rolle gespielt haben muss, wenn auch keiner behaupten kann, dass es nur aus Blonden bestanden habe.

Man wird die Heimat dieses Typus da suchen, wo er am stärksten und reinsten vertreten ist, und das ist jedenfalls in den nordeuropäischen Ländern der Fall. Wenn wir nun sehen, dass dieser Menschenschlag, der historisch der germanische ist, ausserordentlich kraftvoll und bedeutungsvoll wirkt, dass er voll kriegerischen Mutes, voll Tatkraft ist und auf allen Gebieten das höchste leistet, so widerspricht wenigstens nichts dem, was wir für die Indogermanen voraussetzen müssen.

Von einer neuen Seite aus hat M. Much in seinem Buche »Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung« unsere Frage betrachtet. Auch nach ihm liegt die Heimat der Indogermanen »nicht in Asien, sondern im nordwestlichen Europa und umfasst die Küstenländer und Inseln der westlichen Ostsee; sie wird im Westen von der Nordsee bespült und reicht im Süden bis an den quer durch das heutige Deutschland sich erstreckenden Gebirgszug vom Harz zum Thüringer Walde, zum Fichtel-, Erz- und Riesengebirge bis an die äussersten Ausläufer der westlichen Karpathen; im Osten dürfte die Oder die ursprüngliche Grenze gebildet haben, die frühe schon an die Weichsel vorgeschoben worden sein mag, wie denn überhaupt eine strenge Umgrenzung nicht möglich ist, weil sie in einer steten Erweiterung begriffen war, denn schon im weiteren Verlaufe ihres Anwachsens, doch noch innerhalb der Steinzeit, überschritten die Indogermanen das deutsche Mittelgebirge und drangen einerseits bis an die Alpen, schifften nach Grossbritannien und Irland und erreichten anderseits etappenweise die mittlere Donau und den Balkan, sowie den Dniester und die südrussische Steppe, endlich die Länder am Schwarzen und Ägäischen Meere.«

»Die Grundlage meiner Untersuchung«, sagt Much weiter, »bildet die archäologische Hinterlassenschaft der ältesten vorgeschichtlichen Bewohner der oben bezeichneten Länder, die zu dem Zwecke geprüft werden soll, inwiefern sie auf eine einheitliche ureigene, von anderen Ländern unabhängige Kultur schliessen lasse und ihre Verbreitung sich mit der Ausbreitung der Indogermanen in Übereinstimmung befinde.« Zu diesem

Zwecke werden die hinterlassenen Werkzeuge und Waffen aus Stein, im besonderen darunter aus Nephrit und Jadeit, die geometrische Dekorationsweise der Gefässe, insbesondere die Spiraldekoration, der Bernsteinhandel, die geographische und physikalische Beschaffenheit des Landes und ihr Einfluss auf die Bewohner der Betrachtung unterzogen.«

Man hat es früher bezweifelt, ob wir auf archäologischem Wege die Sitze eines Volkes bestimmen können, da die Verbreitung der Waffen und Werkzeuge auch durch den Handel und Verkehr vor sich gegangen sein kann. Dies ist freilich auch bei vielen der von Much angeführten Beispiele möglich. Aber wenn die Verbreitung ausserordentlich sprunghaft ist, wenn sie nicht von einem Zentrum aus allmählich abnimmt, sondern an einer Stelle häufig ist und an einer weit entfernten wieder auftaucht, so lässt sich da schon an eine Wanderung denken. Doch nicht in dem Nachweise, dass die Heimat der Indogermanen in dem bezeichneten Gebiete gelegen hat, wird man die grosse Bedeutung von Muchs Buch sehen — denn dieser Nachweis kann noch nicht als gelungen betrachtet werden —, sondern darin, dass sich an den Küstenländern der nordischen Meere eine selbständige und, man kann sagen, verhältnismässig hohe Kultur entwickelt hat. »Vergleichen wir«, sagt Much S. 23, »mit den nordischen die Erzeugnisse mancher auf sonst gleicher Kulturstufe stehenden Völker unserer Zeit, so müssen wir uns sagen, dass an den Resten der Erzeugnisse der alten Völker Europas und an ihrem Dekorationsschatze wohl manche leichtfertige Herstellungsweise, aber nichts zu finden ist, was wir so eigenlich barbarisch nennen, und es sollte die Tatsache beachtet werden, dass uns alles vertraut anmutet, und ich glaube, dass es die heutigen europäischen Völker unter gleichen Umständen genau wieder so machen werden.« Die Hinterlassenschaft dieser Menschen ist ausserordentlich reichhaltig. »Nach Montelius«, sagt Much S. 37, »kannte man ums Jahr 1885 in Schweden 74 000 Steinsachen. Die Insel Rügen lieferte von sichelförmigen Sägen allein bisher an 1000 Stück in die verschiedenen Sammlungen.« Das setzt doch eine verhältnismässig zahlreiche Bevölkerung voraus. Das Gebiet, das »das südliche Schweden, einen kleinen Strich Norwegens, ganz Dänemark mit allen Inseln, sowie Norddeutschland bis an den Harz und die Oder, wahrscheinlicher bis an die Weichsel umfasst, hat eine

Hinterlassenschaft aufzuweisen, so alt, so reich, so mannigfaltig entwickelt und zugleich in sich so einheitlich, wie kein anderes Gebiet ausser ihm. Wir dürfen also auch eine sehr frühe, während einer langen Zeit ununterbrochen andauernde und verhältnismässig dichte Besiedelung in ihm voraussetzen, und zugleich eine dichtere als zu dieser Zeit in jedem anderen Teile Europas«. Wenn sich diese Annahmen bestätigen, und ich glaube, dass dies der Fall sein wird, so haben wir hier in der Tat ein Gebiet, das für die Ausbildung eines grossen Sprachstammes und für die Aussendung von Völkerscharen gut geeignet war. Natürliche Grenzen schlossen es im Süden ab. Hier zog sich ein mächtiges Waldgebirge vom Rhein bis Böhmen und an die Karpathen. Dass dieses Gebirgsland dicht bewaldet und demgemäss wenig bewohnt war, dürfen wir mit Sicherheit voraussetzen. Es schied auf mehrere Tagemärsche die Völker noch in späterer Zeit und scheidet sie auch noch heute, wenngleich sich die Niederlassungen bis auf die Höhe des Gebirges ziehen. Dagegen ist die grosse Tiefebene vor dem Gebirge jedenfalls nicht so dicht bewaldet gewesen, dass sie nicht einer verhältnismässig zahlreichen Bevölkerung Raum zum Wohnen gewährt hätte.

Während die Grenze nach dem Süden scharf gegeben war, lässt sie sich für den Westen und Osten nicht festsetzen. Namentlich nach Osten mögen sich die Indogermanen schon frühzeitig bis tief nach Russland hinein ausgedehnt haben. Wir können hier die Grenze vorläufig nur negativ bestimmen, indem wir die Grenze der Indogermanen durch die der Finnen festlegen.

Gelingt es der Ärchäologie ihre Methoden weiter zu entwickeln und wirklich zu einwandfreien Ergebnissen zu kommen, so wird sie eine willkommene Bundesgenossin in dem Kampfe um die Urheimat sein. Wir können jedenfalls von unserm Standpunkt aus das, was Much angeführt hat, nicht widerlegen, wenn wir es auch nicht mit absoluter Sicherheit bestätigen können. Alle Tatsachen liessen sich auch erklären, wenn wir die Indogermanen etwas weiter nach Osten verschöben. Auf Grund der Anschauungen von Much käme man also zu der Annahme, dass die Heimat der Germanen auch die der Indogermanen gewesen sei, was durchaus möglich ist und wogegen sich nur ein Bedenken erhebt. Man hat allmählich erkannt, dass die grossen Veränderungen der Sprache bedingt sind durch Übertragungen auf andersprechende Menschen, und man hat daraus geschlossen, dass da,

wo starke Veränderungen der Sprache stattgefunden haben, auch bedeutende Volksmischung vorliege, während umgekehrt an den Orten, wo die Sprache gut erhalten bleibt, verhältnismässig wenig Völkerwanderungen stattgefunden hätten. Diese Folgerung darf in gewissem Sinne als zulässig gelten. In dem Litauischen liegt heute zweifellos die altertümlichste, am wenigsten veränderte indogermanische Sprache vor. Das würde also schliessen lassen, dass die Litauer der Urheimat am nächsten geblieben seien. Ganz zulässig ist der Schluss nicht, da man auch folgern kann, dass die Litauer in wenig besiedelte Gebiete eingewandert seien, wie dies auch von den Finnen angenommen werden muss, deren Sprache sich in den letzten beiden Jahrtausenden wenig verändert hat. Dass der Osten Europas mit seinen grossen mächtigen Waldungen weniger dicht besiedelt war als der Westen, wo die Anwesenheit des Menschen schon seit sehr frühen Zeiten gesichert ist, kann nicht bestritten werden, und es kann daher nicht wundernehmen, wenn die Einwirkung eines fremdsprachigen Elements hier weniger in die Erscheinung tritt. Wir haben also nicht nötig, die Urheimat der Indogermanen gerade in Litauen zu suchen. Suchen wir sie aber in dem alten germanischen Gebiet, so muss es allerdings auffallen, dass sich das Germanische verhältnismässig früh stark verändert hat, und das ist der einzige Grund, der mich abhält, die Urheimat der Indogermanen mit voller Entschiedenheit der der Germanen gleich zu setzen. Hoffen wir, dass eine spätere Zeit diese Schwierigkeit, die andern vielleicht nicht so schwer wie mir wiegt, beseitigen wird.

Lassen wir die Indogermanen vom Norden ausgehen, so kann man sich, was ihre Verbreitung betrifft, auf die besten Parallelen stützen. Ihre Wanderung ist in der Hauptsache und im Prinzip nicht von der der Kelten, Germanen und Slaven verschieden.

Man wird auch bei ihr, ohne dass wir uns dafür auf historische Zeugnisse stützen könnten, zwei Formen der Ausdehnung unterscheiden dürfen. Die allmähliche Ausdehnung an den Grenzen und die Ausbreitung durch Eroberungszüge. Im vierten vorchristlichen Jahrhundert hatte sich jedenfalls die indogermanische Sprache über ganz Nordeuropa vom mittleren und östlichen Frankreich bis zum mittleren Russland ausgedehnt, während vorgeschobene Wanderzüge die drei südlichen Halbinseln erreicht und z. T. indogermanisiert hatten. Immerhin ist hier die

Verbreitung nicht lückenlos. Getrennt von dem grossen Stock sitzt der asiatische Zweig in Iran und Indien.

Wer wird bei dieser Sachlage noch daran denken wollen, die Indogermanen aus Asien herzuleiten, wer wird sie aus der südrussischen Steppe kommen lassen, da doch die Steppe der Ausbildung und Bewahrung des Volkstums nichts weniger als günstig ist. Und das Volkstum der Indogermanen muss sich auf einem einigermassen abgeschlossenen Gebiet entwickelt haben, da es sich deutlich charakterisieren lässt. Damit kommen wir zu der Frage nach der Eigenart der Indogermanen und zu der andern, die schon Ihering gestellt hat, nach der Verschiedenheit der europäischen Völker. Nun, letztere dürfte nicht allzu schwer zu erklären sein. In Griechenland, Italien, Gallien, in Indien und Iran, mussten sich die einwandernden und erobernden Indogermanen mit den Eingeborenen mischen, und wir werden die Verschiedenheit der Griechen, Römer, Gallier, der Inder und Iranier auf die Verschiedenheit des zu Grunde liegenden eingeborenen Elementes zurückführen dürfen. Aber trotz aller Verschiedenheiten lässt sich doch die Ähnlichkeit in allen diesen Völkern nicht verkennen. Allen ist eine grosse, nicht nachlassende Energie eigen, die alle Völker zu den grössten kriegerischen Leistungen befähigt, und nur die entnervende Kraft des Südens vermag diese Energie zu hemmen, erst in Jahrtausenden ganz zu brechen. Die grüblerische und nachdenkliche, man kann auch sagen die sinnige Art ist allen Indogermanen eigen. Es fehlt ihnen die heitere Lebenslust, die der Süden gewährt. Vielmehr haben sie in der Religion Buddhas und Zarathustras zwei tiefsinnige religiöse Systeme geschaffen, die noch heute unsere Bewunderung erregen.

Die Frage nach der Urheimat der Indogermanen ist, wie ich gezeigt zu haben glaube, nicht unlösbar, wenn wir auch nicht die Grenzen des Gebietes wie etwa die des deutschen Reiches bestimmen können. Es scheiden sicher aus Asien und die südrussische Steppe. Auch gegen das mittlere Donautal scheinen mir die allgemeinen Verhältnisse zu sprechen, wenngleich man diese Gegend nicht als unmöglich abweisen kann. Es bleibt also nur die nordeuropäische Tiefebene übrig, in der sich vorläufig die genauern Grenzen nicht bestimmen lassen. Das mag manchem ein mageres Ergebnis scheinen, es ist es aber mit nichten. Denn wir brauchen nunmehr in den Wanderungen der Indogermanen

nichts anderes zu sehen als in denen, die sich vor unsern Augen im Lichte der Geschichte abgespielt haben. Gegenüber den Anschauungen, die bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts geherrscht haben, hat sich das Bild völlig verschoben, und an der Verschiedenheit der Anschauungen merken wir, dass wir fortgeschritten sind.

ZWEITES BUCH.

DIE KULTUR DER INDOGERMANEN UND DER ÜBRIGEN EUROPÄISCHEN STÄMME.

ZWEITES BUCH.

Die Kultur der Indogermanen und der übrigen europäischen Stämme.

I. TEIL.

Allgemeine Vorbemerkungen. Die Wirtschaftsform. Materielle Kultur.

1. Allgemeine Vorbemerkungen.

Wir haben im ersten Buch darzustellen versucht, von wo die Indogermanen ausgegangen sind und wie sie sich allmählich verbreitet haben. Jetzt handelt es sich darum zu bestimmen, welcher Art ihre Kultur, welches ihre Sitten und Gebräuche gewesen sind, damit wir verstehen lernen, wie sie diese Macht und Ausbreitung gewinnen konnten.

Nachdem der Nachweis der indogermanischen Sprachgemeinschaft gelungen, war auch die Zeit nicht fern, in der man mit Hülfe der neubegründeten Linguistik die kulturellen Zustände der Indogermanen zu erschliessen versuchte und ermitteln zu können glaubte. Adalbert Kuhn und Jakob Grimm widmeten sich als die ersten dieser Aufgabe. Jener hat es in seinem berühmten Osterprogramm des Jahres 1845 zum ersten Male unternommen, aus dem Wortschatz, der den indogermanischen Sprachen gemeinsam war, Schlüsse auf die Kultur des Urvolkes zu ziehen, und diesem kam es in seiner 1848 erschienenen Geschichte der deutschen Sprache versuchenswert vor, ob nicht der Geschichte unsres Volkes das Bett von der Sprache her stärker aufgeschüttelt werden könnte, und wie bei Etymologien manchmal Laienkenntnis fruchte, umgekehrt auch die Geschichte aus dem unschuldigen Standpunkt der Sprache Gewinn entnehmen sollte.

Mit Kuhns Aufsatz ist das Programm der linguistischen Paläontologie, wie man wohl diese neue Wissenschaft hoch-

trabend genannt hat, festgestellt. Ihre Aufgabe ist zunächst, den Wortschatz der indogermanischen Sprache zu erschliessen und aus ihm ein Bild von der Kultur der Urzeit zu entwerfen. Seit Kuhns Zeit ist viel auf diesem interessanten Gebiet, das die Forscher gewaltig anzog, gearbeitet worden. Mit dem ganzen Feuereifer, den man in jungen Wissenschaften gewöhnlich findet, stürzte man sich in diese Fragen, ohne sich viel um die Methode und um die Richtigkeit des Weges zu kümmern. So kam es, dass man in die grössten Irrtümer verfiel, die nirgends klarer zu erkennen sind, als in dem jetzt veralteten Werke des französischen Gelehrten Pictet, Les origines indoeuropéennes, 2. Aufl. Paris 1873, die aber auch in den Werken von O. Schrader, selbst in seinem Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde noch oft genug anzutreffen sind. Ohne uns mit den Fehlern dieser Werke zu befassen, wollen wir die Frage zu beantworten versuchen, wie es überhaupt möglich ist, ein Bild von der Kultur eines Volkes zu entwerfen, von dem man bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts nie etwas gehört hatte, und von dem wir auch heute noch kein Zeugnis besitzen, das wir als ein geschichtliches im gewöhnlichen Sinne ansehen dürfen.

Die Vernunft und ihre Dienerin, die Sprache, unterscheidet, wie man gewöhnlich annimmt, den Menschen vom Tiere, und in der Tat ist der Besitz der Sprache erst das, was den Menschen zum Menschen macht. Wenn die Sprache einerseits die menschliche Kultur im höchsten Grade fördert, so ist anderseits die Geschichte der Sprache ein wichtiges Hilfsmittel für die Kulturgeschichte, für die Erkenntnis dessen, was gewöhnlich kein Geschichtschreiber für der Mühe wert gehalten hat, aufzuzeichnen, was aber im Lichte unsrer modernen Forschung täglich von grösserer Bedeutung für das Verständnis der Gegenwart wird. Wie wir heute aus der Aussprache oft genug die Heimat eines Menschen zu bestimmen vermögen, so können wir das auch bei den Dichtern und Schriftstellern früherer Epochen, bei denen nicht selten die Zeugnisse für ihre Herkunft fehlen. Die Sprache der Studenten, die neuerdings Friedr. Kluge und John Meier untersucht haben, wirft ein helles Licht auf das Leben und Treiben der Musensöhne. Der übermächtige Einfluss französischer Bildung zeigt sich klar und deutlich in der mittelalterlichen und neuern, der der römischen Kultur in der altdeutschen Sprache, und Worte wie Turm und Söller, Mauer,

Keller, Kalk, Mörtel u. a. weisen den Kundigen auch heute noch darauf hin, dass sich einst die germanischen Holzhütten unter dem Einfluss der Römer in steinerne Häuser gewandelt haben. Worte wie Dom, Münster, Kirche, Pfarrer, Kreuz erinnern uns noch immer an den siegreichen Weg der römischen Kirche. Die Sprache ist eine grosse, noch unerschöpfte Fundgrube für die Geschichte des menschlichen Geistes und für die Geschichte der Kultur. Man kann auf sie getrost die alte Erzählung von dem Schatz im Acker anwenden, den die Söhne des toten Vaters durch immer erneutes Graben zu finden hofften. Sie fanden keinen goldenen Schatz, aber der Acker trug reiche und reichere Frucht, je mehr sie ihn umgruben.

Für die Zeit der literarischen Überlieferung stehen uns Texte zur Verfügung, und diese sind selbstverständlich bessere Hilfsmittel als Wörterbücher; aber selbst da, wo umfangreiche Schriftwerke vorhanden sind, kann uns ein Wörterbuch vieles lehren und genug auch da, wo wir, wie es nicht selten der Fall ist, auf das Wörterbuch allein angewiesen sind. Die Hauptdenkmäler der gotischen Sprache bestehen in der Bibelübersetzung des Bischofs Wulfila. Der sachliche Inhalt kann uns daher kaum viel bieten, wohl aber hat die Art und Weise, wie Wulfila, mit welchen Worten er übersetzt hat, eine hohe Bedeutung für die Kulturgeschichte. Man hat auch schon den lexikalischen Inhalt der gotischen Bibelübersetzung für kulturgeschichtliche Zwecke verwertet. Wir können uns aber auch der neusten Zeit zuwenden. Denken wir uns, dass die Nachrichten über das 18. und 19. Jahrhundert einst zugrunde gingen, und dass nur Wörterbücher aus diesen beiden Zeiträumen übrig blieben, so würden uns diese über die grossen Entdeckungen und Fortschritte unsrer Zeit zwar nicht in allen Einzelheiten orientieren, aber sie würden gestatten eine Skizze von ihnen zu entwerfen. Ebenso steht es mit dem indogermanischen Wörterbuch und der indogermanischen Kulturgeschichte, Können wir uns eine annähernd richtige Vorstellung von dem Wortschatz der indogermanischen Sprache bilden, können wir die Worte nach ihrer Bedeutung hinreichend genau bestimmen, so werden wir auch imstande sein, die Umrisse zu zeichnen, wie dieses Volk gelebt, unter welchen Bedingungen es bestanden hat.

Ein Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache zu schreiben, hat man nun allerdings versucht, aber dieses Werk

genügt den heutigen Anforderungen durchaus nicht mehr. Aber wenn es noch einmal in verbesserter Gestalt ans Licht treten sollte, so werden doch immer Schwierigkeiten bleiben, die in der Aufgabe selbst liegen, doch dies werden wir in einem besonderen Kapitel erörtern.

Diese Schwierigkeiten lassen es begreiflich erscheinen, dass sich gewisse Kreise ganz von der Sprachwissenschaft abgewendet haben. Mit Recht, wenn die Sprachwissenschaft etwas erreichen will und erreicht zu haben vorgibt, was mit ihren Mitteln nicht zu erreichen ist; mit Unrecht, wenn man das Kind mit dem Bade ausschüttet und die Hilfe der Sprache überhaupt verschmäht. Die Sprachwissenschaft hat von allem Anfang an nicht allein in ihren Bestrebungen gestanden, mit der Zeit sind ganz neue demselben Ziel zustrebende Wissenschaften aufgetaucht, und diesen kann sie sich in bescheidenem Masse wohl helfend und unterstützend, manchmal auch ausschlaggebend zugesellen.

Die Verwandtschaft der indogermanischen Völker gründet sich auf die Sprache, und wenn diese in so verschiedenen Gebieten gesprochen wird, so setzt das mit Notwendigkeit voraus, dass überall dorthin auch Träger dieser Sprache, lebende Menschen, gekommen sind, Menschen, die doch geraume Zeit die Herrschaft ausgeübt haben müssen, bis es ihnen gelungen war, den Unterworfenen ihre Sprache aufzuzwingen. Sie haben einen gewissen Besitz an Kulturgütern mitgebracht, der sich ebensogut hat erhalten können, wie die Sprache, der natürlich aber auch zugrunde gegangen sein kann, wie die Sprache oft genug vernichtet wurde. Es muss doch nahe liegen, wenn man die Kultur der Indogermanen erschliessen will, zunächst die Zustände der einzelnen Völker zu vergleichen. Findet man dabei die gleichen Sitten und Gebräuche, dieselbe Familien- und Staatsordnung, dieselben Anschauungen in religiöser und sittlicher Beziehung, so können diese natürlich auch in der Zeit nach der Trennung neu entwickelt sein, wie ja auch die gleichen Sprachformen oft nachweislich erst spätern Ursprungs sind, aber die Wahrscheinlichkeit hohen Alters wird um so grösser, je verbreiteter eine Sitte ist, je häufiger sie sich bei räumlich getrennten Völkern findet, ohne dass dazwischen liegende sie aufweisen. Treffen wir bei Griechen, Indern, Slaven, Germanen die gleichen Formen der Eheschliessung, so erscheint es durchaus wahrscheinlich, dass diese Völker diese Formen aus einer

älteren Zeit ererbt haben, in der sie noch zusammenwohnten. Und selbst wenn wir uns hierin irren sollten, so erhellt doch das Auftreten einer Sitte an einem Ort die an einem andern. Was hier zu einem unverstandenen, nur noch traditionell beibehaltenen Brauch geworden ist, erweist sich anderswo vielleicht als ganz verständlich im Kreise einer ganzen Fülle von Sitten. Ich brauche hier nur auf die vielen Einzeluntersuchungen hinzuweisen, in denen durch Heranziehung paralleler Erscheinungen bei andern indogermanischen Völkern auf einmal helles Licht auf dunkle Gebiete gefallen ist. Kein einsichtiger Forscher wird die Hilfe, die ihm die Vergleichung der Sitten der indogermanischen Völker gewährt, beiseite lassen und gering schätzen, da wir in ihr ein Hilfsmittel ersten Ranges haben, um die ältesten Zustände der historischen Völker zu erklären. Und das ist das eine Ziel, dem unsere Wissenschaft zustreben muss, wie ja auch die eine Seite der Sprachwissenschaft ist, die historischen Sprachformen aufzuklären. Aber neben diese Aufgabe hat die Sprachwissenschaft mit Recht die Erschliessung der indogermanischen Ursprache selbst gestellt, und dasselbe Ziel muss die Altertumskunde im Auge haben. Und an dieser Stelle setzt wieder die Sprachwissenschaft helfend und fördernd ein. Finden sich die gleichen Zustände auf verschiedenen Gebieten des Indogermanentums, so können sie in die gemeinsame Urzeit zurückgehen, brauchen es aber nicht. Sprachformen aber können wir oft mit Notwendigkeit bis in ferne Vergangenheit zurückführen, und sie lehren dann, dass auch die damit bezeichneten Zustände alt sind. Bei allen indogermanischen Völkern treffen wir die sogenannte Vaterfolge, während auf andern Gebieten die Mutterfolge oder das Mutterrecht besteht. Wer in dem Mutterrecht einen ursprünglichen Zustand sieht, könnte annehmen, dass die indogermanischen Völker erst in ihrem Sonderleben zur Vaterfolge übergegangen sind. Hier aber lehrt die Sprache mit völliger Bestimmtheit, dass die Vaterfolge bis in die Urzeit zurückgeht.

Den, wie uns scheinen will, einzig richtigen Weg der Forschung hat zuerst Viktor Hehn in seinem grundlegenden, noch heute jugendfrischen Werke eingeschlagen, seinen „Kulturpflanzen und Haustieren in ihrem Übergang von Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa“. Mit ausserordentlichem Fleiss hat er die Nachrichten der Alten über das Auftreten der Kulturpflanzen und Haustiere zusammengetragen

und mit Hilfe der Sprache oft den Weg gezeigt, den die Kulturobjekte gegangen sind. Im Grunde folgt auch er nur den Spuren Jak. Grimms, dessen umfassender Gelehrsamkeit wir auf germanischem Boden die Sammlung der Realien verdanken. Man braucht nur an seine Geschichte der deutschen Sprache, seine Mythologie und seine Rechtsaltertümer zu erinnern, um sich seine hohe Bedeutung ins Gedächtnis zurückzurufen. Er war weit davon entfernt, der Sprache einen grossen Vorrang einzuräumen, nur gelegentlich, wie es sich gebührt, wollte er sie benutzen und hat er sie benutzt. Auch in dem neuesten Werke auf diesem Gebiete, den »Fünf Büchern deutscher Hausaltertümer« von Moriz Heyne, kommt die Sprache zu ihrem Recht.

Die ältesten historischen Zustände der einzelnen Völker sind uns nicht immer unmittelbar gegeben. Am Anfange der griechischen und indischen Geschichte stehen zwei grosse Literaturdenkmäler, die homerischen Epen und die vedischen Hymnen. Sie berichten uns unmittelbar zwar nichts von den Zuständen ihrer Zeit, wohl aber mittelbar. In allen Kunstwerken schlagen sich die Sitten und Anschauungen der Zeit nieder. Wir erhalten aus ihnen Nachrichten über jene längst entschwundenen Epochen, die man nur zusammenzuhalten braucht, um manchen übereinstimmenden Zug zu entdecken. Der kulturhistorische Inhalt der Ilias und der Odyssee, der Veden und des Avesta ist durch bedeutende Arbeiten ausgeschöpft und jedermann leicht zugänglich. Bei der Benutzung darf man indessen nicht vergessen, dass wir es hier nicht mehr mit primitiven, sondern mit sehr entwickelten Kulturen zu tun haben, die man nur mit grosser Vorsicht verwenden darf. Schon die vollendete Kunst und die Art dieser Dichtungen setzen Zustände voraus, von denen es fraglich ist, ob sie viel mit den urzeitlichen gemein haben. Gegen die Überschätzung des Alters und der Altertümlichkeit des Veda haben u. a. Pischel und Geldner wohlbegründete Einwände erhoben. Der Veda stehe der indischen klassischen Zeit viel näher, als der indogermanischen Urzeit. »Nicht die schlichten Sitten eines Hirtenvolkes, sondern eine weit, zum Teil schon bedenklich weit vorgeschrittene Kultur tritt uns im Rigveda entgegen. Zwei charakteristische Zeichen der Zeit kann man besonders hervorheben: die masslose Sucht nach Gold und das hochentwickelte Hetärentum. Die Dichtkunst wurde durchaus zunftmässig als eine Erwerbsquelle geübt. Der vedische Dichter arbeitet für

Geld, und die Lieder sind zum grossen Teil auf Bestellung reicher Leute gedichtet. Meineid, Diebstahl, Raub, Betrug im Spiel waren offenbar etwas ganz gewöhnliches. Die vedischen Inder waren arge Trinker und Spieler, der Sport des Wettrennens wurde leidenschaftlich betrieben, ebenso die Jagd und der Tierfang, beides, wie es scheint, schon mit grosser Routine. Man machte Schulden und suchte sich ihrer Bezahlung zu entziehen, was Exekutoren zu verhindern strebten. Auch die indische Mythologie ist nicht weniger als einfach, und von der indogermanischen so weit entfernt, wie die Kulturzustände.« Ob die Auffassung Pischels ganz richtig sei, tut hier nichts zur Sache. Es genügt uns, dass starke Zweifel an den primitiven Zuständen des vedischen Altertums geäussert sind. Auch die homerischen Epen zeigen wenig einfaches. Sie setzen eine aristokratische, hochentwickelte Gesellschaft voraus, und die darin geschilderten Zustände darf man nicht ohne weiteres als gemeingriechisch ansehen. Man darf auch nicht vergessen, dass die Griechen wie die Inder nicht allzuweit von dem hochentwickelten Babylonien sassen und zweifellos frühzeitig bedeutende Einwirkungen von diesem Kulturzentrum erfahren haben, die jetzt auch der geschichtlichen Forschung immer deutlicher werden. Trotzdem können wir vieles aus diesen alten Dichtungen lernen, da auch in fortgeschrittenen Zeiten Reste einfacherer Sitten zur Genüge übrig bleiben. E. Rohde hat in seiner »Psyche« gezeigt, wie viel sich nach dieser Richtung gewinnen lässt.

Oft aber sind die Berichte aus späterer Zeit, da sie ein viel einfacheres Bild zeigen, viel wertvoller als die älteren, die man einseitig berücksichtigt hat. Auch in Griechenland und den benachbarten Ländern hat sich die Kultur nicht gleichmässig entwickelt, und zu Thukydides Zeiten hatten sich im westlichen Hellas Zustände erhalten, die dieser weitschauende Historiker für die einst allen Hellenen eigentümlichen gehalten hat. Er hat mit seinen Worten schon eine Idee der modernen Völkerkunde ausgesprochen, aus den Zuständen wenig entwickelter Völker die Zustände der Vorzeit der Kulturvölker zu erschliessen. Die Alten, und vor allen der Vater der Geschichte, Herodot, haben uns zahlreiche wertvolle Nachrichten über die Sitten und Gebräuche der nördlichen Völker hinterlassen. Hierbei muss uns eines auffallen. Je weiter wir nach Norden vorrücken, und je mehr wir uns von den fruchtbaren Einflüssen der orientalischen

Kultur entfernen, um so altertümlicher ist alles, was uns entgegentritt, und um so länger hat sich das Alte erhalten. Das Bild, das Tacitus von den Germanen entwirft, zeigt Züge, die im homerischen Zeitalter schon vollständig verwischt waren. Und im nordöstlichen Europa finden sich noch im späteren Mittelalter bei Preussen, Litauern und Slaven Zustände, die wir für uralt halten dürfen. Ähnliches gilt von den Kelten Englands. Auch hier treffen wir noch in der neueren Zeit höchst eigenartige und altertümliche Sitten und Gebräuche. Wir können hier fast dieselbe Stufenleiter wie bei der Sprachentwicklung aufstellen. Mit der slavischen, litauischen und germanischen Sprache werden wir erst tausend und mehr Jahre später als mit der griechischen, römischen und indischen bekannt, und trotzdem haben diese sich zu einem Teil besser erhalten als ihre Schwestern. Der Dual war im Slavischen im neunten Jahrhundert nach Christus noch lebendig zu einer Zeit, als er im griechischen schon seit mehr als einem Jahrtausend geschwunden war. Noch heute kennen die slavischen Dialekte sechs oder sieben Kasus, während das Griechische mit vier oder fünf in die Geschichte eintritt.

Wie ist dieser Abstand in der Kulturentwicklung zu erklären? Man war früher rasch mit der Annahme verschiedener Begabung bei der Hand. Heute wird man nicht mehr ernstlich behaupten können, dass irgend ein Volk der Erde durch seine natürlichen Anlagen zu ewiger Unkultur verdammt sei. Man braucht die akademische Frage, ob die »blonden, dolichokephalen Arier oder die dunkeln, breitköpfigen Turanier« die begabteren waren, nicht ernstlich zu erörtern. Die Entwicklung der Völker hängt von ihren natürlichen Lebensbedingungen, den wirtschaftlichen Zuständen ab, die sie erreichen können. Wer freilich, wie der Eskimo, durch die Ungunst des Klimas zu ewiger, angestrengter Arbeit für des Lebens Notdurft verurteilt ist, der kann keine grössere Kultur erwerben. Auch die Steppengebiete, die nur die Viehzucht als Wirtschaftsform zulassen, sind einer höheren Kulturentwicklung nicht günstig. In solcher Lage waren nur wenige Völker, jedenfalls nicht die europäischen. Aber auch unter günstigen Lebensbedingungen entwickeln sich die Menschen von selbst unendlich langsam, wie wir das überall beobachten können. Ja, es scheint oft ein, durch den konservativen Zug der menschlichen Natur bedingter, vollständiger Stillstand einzutreten. Erst der

Einfluss höherer Kulturen ermöglicht Sprünge, wie wir sie im Laufe der Geschichte beobachten können. Mit Recht nennt daher Ratzel die kulturfernsten auch die kulturärmsten Völker. So beruht denn ein grosser Teil der Entwicklung Europas auf dem Einfluss der asiatisch-ägyptischen Kulturzentren, der zuerst Griechenlands leicht zugängliche Küste, dann Italien, Gallien, Germanien und Russland berührte. Aber doch nur zum Teil, denn die europäischen Völker treten mit Charaktereigenschaften in die Geschichte ein, die sie befähigen, rasch das höchste zu erreichen, und diese Eigenschaften müssen sie in langer Arbeit erworben haben. Es ist ganz zweifellos, dass die Indogermanen die Kraft und Energie, die sie vor vielen Völkern auszeichnet, dadurch erworben haben, dass das Klima ihres Heimatlandes sie zur Arbeit zwang, was dann aus bitterer Notwendigkeit zur Arbeitsfreudigkeit führte.

Auch heute noch sind die Unterschiede in der Entwicklung Europas gewaltig. Wenn man die allgemeinen Zustände Englands mit denen der Balkanhalbinsel oder Russlands vergleicht, so hat man ein Verhältnis vor Augen, wie es vielleicht zwischen dem kaiserlichen Rom und dem freien Germanentum bestand. Das Leben in Bosnien und der Herzegovina, in Montenegro und bei den Albanesen spielt sich, durch eine ungünstige Natur zurückgehalten und durch die Türkenherrschaft von den nordeuropäischen Kultureinflüssen abgeschieden, noch heute so ab wie vor tausend und abertausend Jahren. Gewiss zeigt sich des öftern ein moderner Firnis, aber es ist erstaunlich, wie wenig im Grunde die moderne Kultur die alten wirtschaftlichen Zustände zu verändern vermocht hat, und wie leicht jener Oberflächenüberzug zu beseitigen wäre. Selbst wenn diesen Völkern das Metall entzogen würde, dürfte das keine wesentliche Änderung der Lebensverhältnisse bewirken. Man trifft hier Zustände, wie sie uns von den Primitiven her bekannt sind, auf Schritt und Tritt an, und wer die antiken Nachrichten kennt, wird sich sagen müssen, dass hier in vielen Punkten kein Fortschritt seit dem Altertum stattgefunden hat. Die wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegovina bilden eine Fundgrube ersten Ranges, die auch für die Geschichte der prähistorischen Kultur reiches Material liefert. Wenn demnach die grossen Dichtungen, die bei Ariern und Griechen am Anfang ihrer Geschichte stehen, nicht immer einen einwandfreien Vergleichsstoff bieten, so müssen

wir um so energischer die ältesten Zustände der andern Völker heranziehen. Im vierten Buch gibt uns Herodot eine Schilderung des Lebens der Skythen, also eines osteuropäischen Volkes, die sehr viele altertümliche und typische Züge enthält. Sie wird aber noch übertroffen durch die Germania des Tacitus, die die Zustände in Deutschland in vortrefflicher Weise schildert. Kein andres Volk besitzt etwas ähnliches. So wichtig die Germania ist, so lässt sie doch auch manchem Zweifel Raum, den andere Quellen nur zum Teil lösen können.

Haben sich, wie wir sahen, noch in den historischen Zeiten altertümliche Zustände vielfach erhalten, ja ragen sie in gewissen Gegenden noch in ausgedehntem Masse in die Gegenwart hinein, so fehlen sie in beschränktem Umfang auch in unserm eigenen Lande nicht. Bis in die Grossstädte hinein, vom Lande ganz zu schweigen, haben sich Überbleibsel längst vergangener Zeiten gerettet. Noch heute wird die Rose gebüsst, die Krankheit besprochen, und in den Vorzimmern der Kartenschlägerinnen drängen sich feingekleidete Damen, um sich die Zukunft enthüllen zu lassen. Abergläubisch sind noch die meisten Menschen. Der Mensch hängt eben am Althergebrachten, »und die Gewohnheit nennt er seine Amme«. »Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort«, klagt der Dichter aus den Gefühlen seines eigenen Herzens heraus. Doch mag uns alte Sitte, alter Glaube manchmal bedrücken, für den Forscher ist beides eine wahre Fundgrube, eine Quelle grösster Belehrung. Überall regt man sich daher, um die Reste alter Sitten zu sammeln. Schon Jakob Grimm hat sich liebevoll der Volkskunde angenommen; in neuerer Zeit ist dieses Arbeitsgebiet zunächst unter dem fremden Namen» Folklore«, der aber bald dem deutschen gewichen ist, populär geworden. Die heutigen Sitten enthalten vieles aus alter Zeit, wenn auch nur wenig aus der, in die uns unsre Aufgabe führt. Es ist oft sehr schwer, das Alte deutlich zu erkennen. Man weiss nicht, von wannen der Quell stammt, der an uns vorüber fliesst, und ob sein Wasser lauter ist. Das soll uns indessen nicht abhalten, die Hilfe der Volkskunde mit Freuden in Anspruch zu nehmen. Ist doch schon manche Sitte des indischen Altertums durch unsern Volksbrauch erläutert worden. Je eingehender man das Leben unsres Volkes untersucht, je mehr man auch dem Unscheinbarsten Beachtung schenkt, um so grössere Ergebnisse wird die Volkskunde zeitigen. Auch hier bietet sich ungesucht eine

Parallele aus der Sprachgeschichte. Während man früher in den Dialekten Entartung sah, und die indogermanische Sprachwissenschaft immer nur die ältesten Spracherscheinungen zu Rate zog, haben sich heute die modernen Dialekte volles Bürgerrecht im Betrieb der Sprachwissenschaft erworben, und keiner leugnet, dass wir aus ihnen Belehrung selbst über die vorgeschichtlichen Zeiten schöpfen können. Ja, ohne die modernen litauischen und slavischen Dialekte wären die neueren Forschungen über den indogermanischen Akzent und Ablaut nicht denkbar. Wie die Litauer noch heute Formen in ihrer Sprache haben, die vor 4000 Jahren im Indogermanischen fast ebenso lauteten, so können sie auch Sitten aus uralten Zeiten bewahrt haben. Jedenfalls bieten die Zustände bei den Südslaven und Kelten unendlich mehr Ausbeute an altem als die in unserm Lande.

Die Nachrichten aus dem Altertum sind nicht immer über allen Zweifel erhaben, und wir müssen, wie dies auch bei den modernen Reiseberichten nötig ist, oft genug Kritik anwenden. Indessen waren die Alten in der Hauptsache gewiss keine schlechtern Beobachter als die Mehrzahl unsrer nicht ethnologisch gebildeten Reisenden, vielleicht sogar bessere. Ihre Nachrichten von eigentümlichen Sitten haben sich oft überraschend bestätigt. Was sie uns überliefert haben, müssen wir zwar mit Kritik, können es aber im allgemeinen um so eher als Wahrheit aufnehmen, je unwahrscheinlicher ihnen selbst die Nachrichten erschienen sind. Ihre Bemerkungen über die mehr oder weniger primitiven Zustände in Hellas und in Italien sowie bei den übrigen Barbaren, müssen wir sammeln, vergleichen und kritisch untersuchen.

Aber es ist falsch, sich dabei, wie man bisher vielfach getan hat, auf die indogermanischen Völker zu beschränken. Die Sprachgrenze ist keine Kulturscheide, nicht heute und am wenigsten in alter Zeit. Es gibt nur geographische Provinzen, die die Sprachgrenzen oft genug überspringen. Zudem haben wir gesehen, dass bei vielen Völkern nur die Sprache indogermanisch ist, während sie selbst ihrem Blute nach ganz andrer Herkunft sind. Naturgemäss werden die Urbewohner eines Landes ihre Sitten und Gebräuche besser bewahrt haben als ihre Sprache, denn man kann überall und zu allen Zeiten sehen, dass jene besser haften als diese. Vieles, was man bisher in der Kulturgeschichte als indogermanisch angesehen hat, wird gar nicht indogermanisch sein, sondern eher einer Urbevölkerung angehören.

Wenn es auch eine vergleichende Kulturgeschichte gibt und diese sich der vergleichenden Sprachwissenschaft an die Seite stellt, so kann sie doch nie dieselbe Sicherheit erreichen, wie die Sprachwissenschaft, denn es fehlt ihr das wichtige Mittel, das diese besitzt, entlehntes Gut von alt ererbtem zu unterscheiden. Sitten und Gebräuche wandern; und wenn sie sich an verschiedenen Orten finden, so können sie ebensogut altererbt wie entlehnt sein, oder sie können sich erst in späterer Zeit neu entwickelt haben. Hier mit Sicherheit zu unterscheiden, ist nicht immer leicht, wenngleich im allgemeinen anzunehmen ist, dass die gleichen Sitten auf Vererbung beruhen. Im Grunde kommt auch nicht allzuviel darauf an, denn die Kultur der Indogermanen braucht und wird ebensowenig überall dieselbe gewesen sein, wie es ihre Sprache nicht war und wie sie kein einheitliches Volk bildeten. Eine Gegend wie Schleswig-Holstein, die in dem Bernstein ein vom Süden begehrtes Gut besass, konnte dafür die Kulturobjekte des Südens eintauschen und musste infolgedessen weiter in der Entwicklung voranschreiten als Gebirgs- oder Sandgegenden. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist sicher in prähistorischer Zeit von derselben Bedeutung gewesen wie heute. Ein fruchtbarer Boden konnte eine zahlreichere Bevölkerung ernähren als eine Sandgegend, und da der fruchtbare Boden naturgemäss den Stärkeren zufällt, so wird die Völkerbewegung, zugleich aber auch die Kulturbewegung von hier ausgehen.

Im grossen und ganzen scheinen wir keine grossen Kulturunterschiede innerhalb des Indogermanentums anzutreffen, wenn wir allein die Sprache befragen. Wenden wir uns aber zu den Nachrichten der Alten, schöpfen wir aus den prähistorischen Funden, so treten uns allerdings bedeutende Verschiedenheiten entgegen, wenngleich diese vielleicht gegenüber den heute in Europa bestehenden gering zu nennen sind. Indessen sind sie im allgemeinen nicht dadurch bedingt, dass hier Indogermanen wohnen und dort nicht, sondern sie sind durch die geographische Lage hervorgerufen.

Wir ziehen also sämtliche Völker Europas oder des oben charakterisierten Gebietes in unsere Betrachtung hinein. Wenn wir trotzdem hauptsächlich von den Indogermanen sprechen, so beruht das nur auf dem Zufall, dass uns für sie die Sprache und

historische Angaben ausgiebiger zu Gebote stehen als bei den übrigen, bei denen die Sprache ja zum Teil ganz fehlt.

Ja, wir dürfen uns bei unsrer Betrachtung nicht einmal auf die europäischen Völker beschränken. Wir finden heute noch auf der Erde bei den sogenannten Primitiven, die in Wirklichkeit gar nicht primitiv sind, Zustände, die auch im alten Europa wiederkehren. Und während sie uns hier oftmals nur als unverständliche und daher bezweifelte Überbleibsel einer älteren Vergangenheit entgegentreten, stehen sie dort in einem Zusammenhang, der sie nicht mehr sonderbar erscheinen lässt. Wir können, das ist heute in weiten Kreisen anerkannt, der Völkerkunde für unsere Altertumskunde nicht mehr entbehren, da erst sie uns oft genug ein Verständnis der Zustände in unserm eigenen Erdteil ermöglicht hat. Hätte man sich mehr mit ihr beschäftigt so wäre man nicht in mannigfache Irrtümer verfallen, so hätte z. B. man das Wort »Tochter«, altindisch *duhitā* nicht so leichthin als die kleine Melkerin, die Milchmaid gedeutet, da bei den meisten Viehzüchtern die Frau nichts mit dem Vieh zu schaffen hat, ja, bei den Kaffern nicht einmal den Viehkraal betreten darf. Übrigens hat sich bei diesem Wort der Kreislauf der Irrtümer völlig geschlossen. Die Ethnologen operieren mit dieser höchst zweifelhaften Etymologie, und die Sprachforscher stützen sich wieder auf die Ethnologen.*)

Um zu zeigen, dass man aus der Völkerkunde etwas lernen könne, wollen wir hier kurz im Zusammenhang das Bild eines Volkes geben, das sicher in keiner Kulturbeziehung zu den Indogermanen steht, und bei dem wir doch auf Schritt und Tritt dieselben oder ähnliche Zustände wie bei den Indogermanen treffen. Wer das folgende liest und schon etwas von der Kultur der Indogermanen weiss, dem wird die Ähnlichkeit ohne weiteres zum Bewusstsein kommen; der noch nicht unterrichtete Leser wird später gleichen Zügen bei der europäischen Bevölkerung begegnen. Wie kommt das?

Unter den gleichen wirtschaftlichen Verhältnissen werden sich, das ist ein Hauptsatz in Grosses Buch über die Familie, auch die andern Verhältnisse des öftern gleichmässig entwickeln. Er hat es uns an den Familienformen und an der Kunst gezeigt, man wird es aber auch auf andern Gebieten nachweisen können.

*) Leider hat sich auch Schurtz in seiner »Urgeschichte der Kultur« wieder auf diese längst abgetane Etymologie gestützt.

Eine lehrreiche Parallele bieten uns da südafrikanische Stämme, die Ratzel in seiner Völkerkunde geschildert hat. »Den Kaffer«, sagte er, »machen Abhärtung und Waffenübung und nicht zuletzt die reichliche Nahrung höher von Gestalt, kräftiger, ansehnlicher, von Blick bewusster als durchschnittlich der Betschuane ist. . . Er entwickelt Mut im blinden, massenhaften Draufgehn, zu dem seine Militärorganisation ihn anleitet, zieht aber, sich selbst überlassen, den Überfall aus dem Hinterhalte vor und ist der Entschlossenheit und Ausdauer des moralisch kräftigern Europäers nie gewachsen gewesen. Die Waffen der Zulu sind Speer, Schild und Keule. Die Lanzen haben einen bis zu 2 m langen Schaft. Die Kriegsschilder werden je zwei aus einer Ochsenhaut geschnitten. Sie sind schwarz, weiss, rot, schwarz und weiss gestreift und gefleckt, und man legt Wert darauf, die Schilde aus dem Kampfe mit zurückzubringen. Die Entziehung der Schilde gilt für entehrend, ihre Verleihung, die nur von den Häuptlingen ausgehen kann, für einen Ehrenbeweis.

Das Kafirkorn bildet das Hauptnahrungsmittel, während die Hauptbeschäftigung die Viehzucht ist. Die Rinder gebraucht man zum Reiten und Lasttragen, und man benutzt die Kuhmilch als eines der wichtigsten täglichen Nahrungsmittel, Fleisch aber verwendet man nur bei Festlichkeiten und Opfern. Das Fett ist eines der geschätztesten Nahrungsmittel, das zugleich zu dem unvermeidlichen Einsalben dient, während die Häute der Tiere zu Mänteln, Decken, Schildern Riemen u. s. w. verwendet werden.

Es besteht ferner eine vollständig getrennte Männer- und Frauenwirtschaft. Die Beschäftigung mit dem Vieh ist die Tätigkeit des Mannes. Nur er tritt in den Viehkraal ein, nur er melkt die Kühe, weidet und tränkt die Herden, auch die der Schafe und Ziegen, während die Frauen den Ackerbau betreiben.

Die Frauen erwirbt man durch Kauf von Rindern, und die Hochzeitsfeier besteht im wesentlichen aus der feierlichen Überführung der Braut nach dem Kraale oder der Hütte des Bräutigams, wobei die Verwandten und Freunde in möglichst grosser Zahl die Begleitung bilden, alle frisch gesalbt und mit dem besten Schmuck behängt. Zwei Rinder werden dabei geopfert. Früher wurde der Braut ein Mahlstein, ein Besen und ein Napf übergeben, dem Bräutigam aber ein Bündel Assagaien und eine Axt«.

Wer nur etwas von der Kultur unsrer Vorfahren weiss, dem werden in dieser Schilderung die auffallendsten Parallelen ent-

gegentreten, Parallelen, die sich unter gleichen wirtschaftlichen Bedingungen noch öfter antreffen lassen. Trotzdem haben natürlich grosse Unterschiede bestanden, müssen bestanden haben. Aber derartige Vergleichungen sollten uns vorsichtig machen, unsre Vorfahren etwa zu niedrig einzuschätzen. Wenn wir erfahren, dass bei den Kaffern das Recht stark ausgebildet ist, so wird uns dies davor bewahren, den Indogermanen etwa einen Mangel an Rechtsgebräuchen und Rechtsnormen zuzuschreiben.

Die Völkerkunde ist demnach für uns unentbehrlich.

Auch auf andern Wegen als denen, die die Sprachwissenschaft und die antiquarische Forschung gegangen sind, ist man in die europäische Vorzeit eingedrungen. Seit der niedrige Wasserstand der schweizer Seen im Jahre 1853 die Pfahlbauten entdecken liess, hat eifrige und allseitige Forschung eine solche Fülle prähistorischer Gegenstände ans Tageslicht gefördert, dass schon ein eingehendes Studium dazu gehört, sie zu überblicken.

Für die Urgeschichte sind diese stummen Zeugen einer toten Vergangenheit sehr wichtig geworden. Sie haben die Phantasie des Forschers in feste Bahnen gewiesen, die oft dürftigen Umrisse einer Skizze wurden zuweilen zu einem prächtigen Gemälde umgewandelt, und manches Vorurteil wurde durch die Wucht der Tatsachen vernichtet. So ist durch sie festgestellt worden, dass die menschlichen Ansiedelungen in Europa zu den ältesten der Welt überhaupt gehören und in unerkennbare Fernen zurückgehen. Die Grabungen zeigen uns unsern Erdteil derartig besiedelt, dass die Anschauungen von den Wanderungen und der Ausbreitung der arischen Völker durchaus geändert werden mussten. Ja, sie lehren uns, dass schon in alten Zeiten in Europa die Entwicklung der Kultur eine derartige Blüte erreicht hat, dass wir gezwungen waren, unsere Anschauungen über die Vorgeschichte der Völker einer gründlichen Wandlung zu unterziehen. Bei jeder Darstellung der europäischen Urgeschichte ist die Archäologie zu berücksichtigen; in welchem Grade dies möglich ist, hängt von sehr verschiedenen Umständen ab. Die Fülle der Funde ist so gross, dass kein einziger sie bewältigen kann. Wir sind daher auf eingehende Monographien angewiesen, an denen es nicht mangelt, und die auch von uns zu Rate gezogen sind. — Doch darf man auch den Wert der Funde nicht überschätzen, denn sie sind überraschend gleichartig, und auf ganz

bestimmte Gebiete der menschlichen Tätigkeit beschränkt. Nur Horn und Knochen, Stein und Metall, Samen von Früchten und Gespinste sind übrig geblieben. Über die geistigen Faktoren, über Glauben und Recht, Sitte und Gewohnheit, Familien- und Staatsordnung erhalten wir keinen Aufschluss. Ebensowenig können wir die Funde — mit wenigen Ausnahmen — sicher einem bestimmten Volke zuschreiben. Die Menschen, die die Waffen und Werkzeuge geschaffen und auf Pfählen ihre Häuser im See errichtet haben, sind stumm für uns. Kein Laut tönt aus dem Seegrund herauf. Wo wir die gleichen Formen der Waffen oder Fibeln, die gleichen Ornamente und Verzierungen antreffen, da haben wir im allgemeinen prähistorische Beziehungen anzuerkennen. Diese konnten aber durch Übertragung von einem Volke zum andern ebenso bewirkt werden wie bei den Worten. Eine Einheit der Sprache oder des Volkes wird durch solche Übereinstimmungen nicht sichergestellt. Allerdings kann ein Volk auf seinen Wanderungen seine Formen und Ornamente mitnehmen, aber ebensogut kann ein Wechsel der Bevölkerung oder der Sprache auch da stattgefunden haben, wo sich die archäologichen Funde gleichbleiben.

Bisher ist man auf unüberwundene Schwierigkeiten gestossen, die älteren prähistorischen Funde bestimmten Völkern zuzuschreiben. Kein Fund ist an und für sich ethnographisch bedeutungsvoll, vielleicht aber gelingt es, hier leitende Gesichtspunkte zu entdecken, wie man ja für die spätern Zeiten slavische und germanische, keltische und germanische Altertümer unterscheiden kann.

Die Archäologie hat ihre Funde, um einigermassen Ordnung in dem Wirrwarr zu schaffen, in prähistorische Epochen eingeteilt. Es ist nicht mehr zweifelhaft, dass dem Gebrauch des Steines als Werkzeugs das Kupfer, die Bronze und schliesslich das Eisen gefolgt ist, und dass wir unsre Funde im allgemeinen nach dieser Reihenfolge chronologisch anordnen müssen. Aber die Einteilung in Stein-, Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit ist für die Kulturgeschichte absolut unbrauchbar. Die Einführung eines neuen Materials, um daraus Waffen und Werkzeuge, zunächst aber Schmuckgegenstände herzustellen, ist für die kulturelle Entwicklung kaum bedeutungsvoll. Die Indianer Nordamerikas hatten das Kupfer zu hämmern gelernt, ehe die Europäer kamen, und haben trotzdem keinen höheren Grad der Entwicklung erreicht.

In Afrika ist frühzeitig die Technik des Schmiedehandwerks verbreitet worden. Die Neger sind mit eisernen Waffen ausgerüstet, ohne dass ihre Kultur irgendwie dadurch beeinflusst wäre. Dagegen fängt in Babylon der Gebrauch des Eisens erst um 900 v. Chr. an allgemein zu werden, nachdem man schon eine Blüte der Kultur erreicht hatte, die uns billig in Erstaunen setzt. Man könnte noch zahlreiche andre Beispiele anführen, ich möchte hier nur auf die klaren und bedeutungsvollen Auseinandersetzungen hinweisen, die K. v. d. Steinen über die »Steinzeit« der brasilianischen Indianer gegeben hat. (Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens S. 203.) Auch diese Indianer leben in der »Steinzeit«, oder besser gesagt in der metallosen Zeit. »Als unbefangener Baobachter«, sagt v. d. Steinen, »wäre ich kaum je darauf verfallen, zu behaupten, dass die Schingu-Indianer in der Steinzeit lebten«. Gibt es doch auch Völker, denen gar kein Stein zur Verfügung steht, und die doch Mittel finden, ihre Werkzeuge herzustellen. Der Knochen und die Fischgräten sind dem Stein mindestens ebenbürtig.

Trotz dieser schweren Bedenken gegen diese Einteilung kann die Archäologie keine andere Ordnung annehmen. Sie ist ihr durch die Funde gegeben und auf europäischem Boden insofern berechtigt, als hier in der Tat die Aufeinanderfolge von Stein, Kupfer, Bronze und Eisen mit einem andauernden wirtschaftlichen Fortschritt parallel geht. Aber dieser fällt keineswegs mit der Einführung der Bronze zusammen, denn die grössten Errungenschaften der europäischen Menschen, die alle andern bedingen, die Einführung der Getreidepflanzen und die Zähmung der wichtigeren Haustiere sind schon in der jüngeren Steinzeit vorhanden. Die weiteren Umwälzungen vollziehen sich erst in der Eisenzeit, in der wir nun schon so lange leben, ohne dass wir die Entwicklung mit diesem Namen kennzeichnen könnten. Abgesehen von diesem grundsätzlichen Einwand bieten die archäologischen Funde sehr viel, wie man an dem trefflichen Werke von Hoernes »Urgeschichte des Menschen« erkennen kann, das gerade diesen Punkt in weitem Umfang und mit der Selbständigkeit berücksichtigt, die dem Verfasser seine ausgebreiteten Kentnisse gerade auf diesem Gebiete verleihen. Dazu ist in neuerer Zeit die vortreffliche »Nordische Altertumskunde« von Sophus Müller gekommen, die auf einem umgrenzten Gebiet das Tatsachenmaterial vortrefflich verarbeitet hat. Der Verfasser

der Nordischen Altertumskunde hat uns ganz neuerdings in grossen Zügen die »Urgeschichte Europas« 1905 gezeichnet. Wir werden auf dies Werk noch später zurückkommen. Auch an älteren Werken könnte man noch mancherlei anführen. Das wichtigste davon ist in der Anmerkung zu finden.

Wenn wir alles dies zusammengefasst haben, mit grösserer oder geringerer Berücksichtigung der einzelnen Gebiete, wie es die Kräfte eben gestatten, so wird sich vielleicht ein Bild ergeben, das das Verständnis der geschichtlichen Zustände ermöglicht, Dass dies aber das Hauptziel für die Erforschung der Vorgeschichte ist, darüber dürfte wohl kein Zweifel bestehen.

Nur auf einen Punkt möchte ich noch die Aufmerksamkeit lenken. Wir sind im allgemeinen geneigt, in den Veränderungen der Kultur Fortschritte zu erkennen, wir müssen aber bedenken, dass auch zweifellos grosse Rückschritte möglich sind. Die bedeutenden babylonischen und ägyptischen Kulturen sind dahingesunken und haben wieder einfacheren Verhältnissen Platz gemacht. Ebenso haben wir in Griechenland und Italien entschieden Rückschritte vor uns, und unter ungünstigen Verhältnissen sind auch anderswo Veränderungen nach der schlechten Seite eingetreten, so dass wir also nicht mit Sicherheit in den primitivsten Zuständen, die uns in Europa entgegentreten, auch die ältesten sehen können. Diese primitiven Zustände sind nun zum Teil überraschend gleichmässig, und es bietet keine besondere Schwierigkeit, diese zusammenzustellen und damit festzulegen, was sich in Europa an Resten primitiver Kultur erhalten hat. Das kann aber nicht allein die Aufgabe der Forschung sein. Viel bedeutsamer, aber auch viel schwieriger ist die Frage, bis zu welchem Grade man wenigstens in einzelnen Gegenden schon vorgeschritten war, ehe die Trennung der indogermanischen Völker erfolgte, und ob man nicht vielleicht stellenweise eine höhere Stufe der Entwicklung erreicht hatte, als man bisher glauben wollte. Zweifellos hat sich schon frühzeitig auch über Europa der Einfluss Babyloniens erstreckt. Wem das wenig glaublich erscheinen sollte, der möge bedenken, in welche Zeiten uns die babylonische Geschichte jetzt schon führt. Wenn man auch die hohen Zahlen, die unsere babylonischen Forscher ansetzen, stark bezweifelt, so wird man doch nicht fehlgehen, wenn man für Babylon schon um 3000 v. Chr. eine Blüte materiellen und geistigen Lebens annimmt. Bis zum Beginn der griechischen Olympiadenrechnung sind denn

etwa 2300 Jahre vergangen, also etwas weniger, als seit dieser Zeit bis heute wieder verflossen sind. Man bedenke, dass das deutsche Reich erst etwas mehr als 1000 Jahre besteht, und man überlege sich, was in dieser Zeit alles vor sich gegangen ist. Tatsächlich können wir ja auch schon einige Kultureinflüsse Babylons auf die Indogermanen erschliessen. Über das Zwölferzahlensystem wird das nötige in dem betreffenden Kapitel mitgeteilt werden. Auf einen andern Einfluss hat neuerdings Zimmern aufmerksam gemacht. Er hat darauf hingewiesen, dass sich das indogermanische Wort für »Stern« mit dem babylonischen deckt. Dass hier eine uralte Entlehnung vorliegt, ist sehr wohl möglich. Dies wird sicherer werden, wenn sich ähnliche Fälle diesem anreihen. Merkwürdig ist, dass die Slaven weder an dem Zwölfersystem noch an diesem Wort teilnehmen. Den Anbau der unentbehrlichen Getreidepflanzen, die Zähmung der wichtigsten Haustiere verdanken die Europäer höchst wahrscheinlich der babylonischen Kultur, deren Einfluss man gar nicht hoch genug schätzen kann.

Anderseits kann der europäische Mensch auch selbständig Fortschritte gemacht haben. Lebte er doch in Nordeuropa in einem Klima, das ihn seit Jahrtausenden zur Fürsorge für die unwirtliche Jahreszeit gezwungen hat. In Dänemark sind Überreste des Menschen aus sehr früher Zeit gefunden worden. So einfach diese Menschen auch gelebt haben, so wenig Hilfsmittel sie gehabt zu haben scheinen, so bauten sie doch Fahrzeuge, mit denen sie auf die See hinausfuhren, um sich dort ihre Nahrung zu suchen. Sind solche Menschen wirklich so niedrig einzuschätzen, wie man das gewöhnlich tut? Sie werden neben der Kühnheit und Todesverachtung auch Ausdauer und Umsicht besessen haben; es steht daher nichts im Wege, auch ihnen einen Anteil an der Bildung der europäischen Bevölkerung zuzuweisen.

Noch sind viele Lücken auszufüllen, aber wir dürfen hoffen, dass sie immer mehr verschwinden werden. Vor allem sind grosse Gebiete Europas archäologisch noch nicht genügend erforscht, von Asien ganz zu schweigen. Auch die Funde Babylons und Assyriens werfen oft helles Licht auf unsere europäische Vergangenheit, und je deutlicher uns das Bild ihrer Kultur wird, um so klarer werden sich die europäischen Zustände von ihr abheben.

2. Die vorgeschichtlichen Funde.

Wenngleich uns die in immer weitre Fernen zurückführenden Entdeckungen in Asien und Afrika das Bild einer früh entwickelten hohen Kultur gewähren, so übertrifft doch Europa bisher noch, was das Alter der Funde betrifft, die beiden andern Erdteile. Freilich steht es nicht fest, aus welchen Zeiten diese Funde eigentlich stammen, aber die stark abweichende Flora und Fauna, unter der die Hinterlassenschaft des Menschen in unserm Erdteil auftritt, zwingt uns dazu, ganz beträchtliche Zeiträume anzunehmen, seitdem der Mensch in Europa gelebt und sich fortentwickelt hat. Es kann nicht unsre Aufgabe sein, hier ein vollständiges Bild dessen zu zeichnen, was wir auf Grund der prähistorischen Funde zu erkennen vermögen, da dies in bedeutenden Werken bereits dargestellt ist. Insonderheit mache ich den Leser auf das neuste Werk von Sophus Müller, Urgeschichte Europas, Strassburg 1905, aufmerksam, in dem zum erstenmal der geistreiche und bedeutende Versuch gemacht wird, eine Entwicklungsgeschichte Europas auf Grund der archäologischen Hinterlassenschaft zu geben. Indem ich für alle Einzelheiten auf dieses Buch verweise, beschränke ich mich hier, wo wir auch die prähistorischen Funde verwerten müssen, auf das zum Verständnis Notwendige.

Es hat lange gedauert, bis die Archäologie ein richtiges Verständnis der zeitlichen Aufeinanderfolge der verschiedenartigen Funde gewonnen hat, jetzt aber herrscht allgemeine Übereinstimmung darüber, dass man sie nach dem Material sondern muss, aus dem sie hergestellt sind, und so unterscheidet man zunächst eine Stein- und eine Metallzeit. Für die Steinzeit hat man wieder mehrere Unterabteilungen angesetzt nach der Art, wie die Steine bearbeitet sind. Man unterscheidet eine ältere und eine jüngere Steinzeit, die angeblich durch einen grossen Zeitraum, den sogenannten Hiatus getrennt sind. In der älteren Steinzeit werden die Steine nur durch Behauen zu Werkzeugen umgeschaffen, es gibt verhältnismässig wenige Grundformen, während sie in der jüngern Epoche geglättet und geschliffen werden, und die Fülle der Typen gross ist. Auch in der Kultur besteht ein wesentlicher Unterschied. Die Völker der ältern Steinzeit, die vor allem in Frankreich geherrscht hat, von der aber jetzt Spuren auch an andern Orten aufgedeckt sind, waren Jäger.

Man hat bisher in den Höhlen, die sie bewohnten, noch keine Spur von Haustieren getroffen, während die Knochen jagdbarer Tiere zahlreich vorkommen. Vornehmlich können wir aber aus der eigentümlich entwickelten Kunst dieser Völker auf ihren Kulturzustand schliessen.

Die Völker der älteren Steinzeit haben uns eine grosse Anzahl von Zeichnungen auf Knochen und Schnitzereien, zu denen jetzt auch Bilder an den Wänden der Höhlen getreten sind, hinterlassen, die ein solches Rätsel waren bei dem geringen Grade der Kultur, den diese Völker zweifellos besassen, dass man nicht umhin konnte, zunächst sie für Fälschungen zu erklären. Als aber an ihrer Echtheit nicht mehr zu zweifeln war, stand man vor einem ungelösten Problem. Später wurde man mit den eigentümlichen Zeichnungen und Schnitzereien der Eskimos bekannt und glaubte daher, diese seien die Nachkommen jener steinzeitlichen Völker, die beim Wechsel des Klimas und dem Zurückgehen der Gletscher den Jagdtieren in den Norden gefolgt seien. Diese Ansicht hat sich längst als unmöglich herausgestellt. Der Völkerkunde blieb es vorbehalten, dieses Rätsel zu lösen. Diese Zeichnungen sind nicht etwa wunderbar oder unverständlich, sondern sie stehen im besten Einklang mit der auf anderem Wege erschlossenen Art des Lebens. Alle primitiven Jägervölker üben mit besonderer Vorliebe und besonderer Geschicklichkeit die Kunst des Zeichnens, und Grosse erklärt diese Begabung aus den sozialen Verhältnissen, in denen die Jägervölker leben. Die Jagd erfordert, wie das Zeichnen, eine sichere Hand und Beobachtung der Tiere. Zum Teil mag die Vorstellung hinzugekommen sein, durch das Abbild das Tier verzaubern zu können, oder es mögen noch andere Momente bei der Ausbildung dieser Fertigkeit mitgewirkt haben. Jedenfalls ist die Zeichenkunst bei allen Jägervölkern beliebt und verbreitet, während sie auf andern Wirtschaftsstufen zurücktritt, so dass der Schluss von dem Vorhandensein der Zeichenkunst auf die Wirtschaftsstufe durchaus gerechtfertigt ist.

Das Bild der Kultur jener Zeiten, das wir aus den Funden gewinnen können, ist ziemlich vielseitig, und zweifelsohne stehen diese Völker nicht mehr auf der untersten Stufe der Wirtschaft, die uns Bücher gezeichnet hat. Wir dürfen sie vielmehr zu den höhern Jägervölkern rechnen, wenn wir die Stufenleiter Grosses zugrunde legen. Offenbar war das Wild damals noch sehr zahl-

reich, und es war daher eine verhältnismässig grössere Dichtichkeit der Menschen möglich, als sonst bei Jägervölkern, wenngleich sie nicht über ein gewisses Mass hinausgehen kann.

Wie weit diese Epoche zurückliegt, vermögen wir nicht zu sagen. Mortillet schätzt das Alter des Vorhandenseins des Menschen in Europa auf 230—240 000 Jahre. Doch müssen wir diesen Zahlen absoluten Zweifel entgegenbringen.

Von den französischen Forschern, denen wir die Kenntnis dieser Zeiten vornehmlich verdanken, wird die Diluvialzeit, mit der wir es hier zu tun haben, in vier grosse Unterperioden eingeteilt. Mortillet nennt sie Chelléen, Moustérien, Solutréen und Magdalénien. Die erste Epoche dauerte 70 000 Jahre, die zweite Moustérien 100 000 Jahre, die dritte Solutréen 11 000 Jahre, die vierte Magdalénien 33 000 Jahre. Die älteste Epoche lag in der Zeit vor der Vereisung Europas, sie war warm und feucht. »Es bilden sich«, so sagt Hoernes, »die oberen Lehmablagerungen, die Thäler werden gefüllt, der Boden senkt sich. An der Seine und in Cannstatt wachsen Mittelmeerpflanzen; der Mensch von Neandertal und der von La Naulette leben. Die Hirsche entwickeln sich, das Flusspferd, das *Rhinoceros Merckii* (Megarhinus) und der Elephas antiquus kennzeichnen die Fauna. Es gibt nur ein Steingerät vom Typus Chelles, das immer aus dem am Orte vorhandenen Material verfertigt wird. Es ist im allgemeinen mandelförmig, unten breiter, oben spitzer, zuweilen ist eine Seite mehr gewölbt als die andere. Das grösste von Boucher de Perthes gefundene Stück mass 26,5 cm und das kleinste nur 6,4 cm. Im Mittel sind diese flachen Steinbeile 11—12 cm lang. Oft ist am breiten Ende ein Stück roh gelassen zum Anfassen. Das Material ist meist Silex, seltener Quarzit, Jaspis, Sandstein, Chalcedon, Schiefer. Sie passen in die rechte, viel weniger in die linke Hand; ihre Form spricht dagegen, dass sie als Beile oder Lanzenspitzen geschäftet gewesen seien. Mortillet möchte dieses Werkzeug statt *hache*: coup de poing nennen; der reichste Fundort desselben ist St. Acheul, wo man in manchem Jahre bis zu 800 Stück erbeutete.

»Moustérien, das hierauf folgt, ist die Periode der grossen Vereisung Europas mit kaltem und feuchtem Klima auch in den von der Vergletschung freigebliebenen Gebieten. Der Boden hebt sich, die Thäler werden ausgehöhlt. Es lebt die Menschenrasse von Engis und von Olmo (Arnotal) mit dem Moschus-

ochsen, dem Höhlenbären, dem Rhinoceros tichorhinus und dem Elephas primigenus. Es gibt keine Knochengeräte, die Steingeräte sind in typischer Weise von einer Seite bearbeitet.

»Im Solutréen, der Nacheiszeit, herrscht wieder milde Temperatur. Die Gletscher ziehen sich zurück. Das Wildpferd ist zahlreich vorhanden, das Renntier weit verbreitet; das Rhinoceros ist verschwunden. Die Feuersteine sind auf zwei Seiten zugeschlagen; sehr häufig ist die Form des Schabers.

»Magdalénien ist die jüngste Phase der Diluvialzeit; sie ist kalt und trocken, bezeichnet durch die Bildung des roten Diluviums, die Polarmoose von Schussenried, das Aussterben des Elephas primigenius. In diese Periode fällt der Mensch von Laugerie-Basse; ausser einem stichelartigen Werkzeuge aus Feuerstein findet man viele Knochengeräte, die manchmal kunstvoll geschnitzt und graviert sind.«

Wie viel von den Aufstellungen des französischen Gelehrten auch nur einigermassen wahrscheinlich sei oder richtig sein könnte, das vermag ich nicht zu sagen. Es wird sich wohl sehr viel Phantasie der Wahrheit beimischen, und man wird sehr gern den Ausführungen zustimmen, die S. Müller in seiner Urgeschichte Europas, S. 14, gegeben hat. »In Mitteleuropa würde es nach der warmen Chelleszeit, in der der Mensch zuerst auftritt, nur eine grosse Kälteperiode gegeben haben; im Laufe der Solutrézeit sich immer mehr abkühlend, wurde das Klima zur Madelainezeit sehr kalt, dann aber stufenweise wieder milder bis herab auf die Gegenwart. Ein solcher Zeitraum scheint sich doch überblicken zu lassen; und noch weniger spricht in Ägypten und Italien, wo die gleichzeitige Kulturentwicklung ohne Unterbrechungen vorliegt, für die Annahme, dass diese Entwicklung sehr ausgedehnte Zeiträume umfasste. Es erheben sich somit starke Zweifel an der Richtigkeit der geologischen Berechnungen, wonach die Eiszeit und somit das Auftreten des Menschen unendlich weit zurückliegen soll — je nach den verschiedenen Ansichten einige oder viele Zehntausende von Jahren.« Müller meint weiter, dass während in Mitteleuropa noch die ältere Steinzeit herrschte, in Italien der Mensch schon geschliffene Steingeräte besass, und dass wir in Nordeuropa im wesentlichen südeuropäische und orientalische Einflüsse auch schon in den alten Zeiten vor uns haben.

Er schliesst das aus der Übereinstimmung in den Formen

der Werkzeuge und in gewissen figürlichen Darstellungen, die ähnlich in den Westalpen und in Malta und Ägypten gefunden sind.

Bestätigte sich Müllers Auffassung, so würde die Vorgeschichte Europas in ganz andrer Weise verständlich werden, als bisher; wir würden z. B. mit grösster Sicherheit in den Jägervölkern der geschichtlichen Zeiten die Überreste allgemein verbreiteter Jäger sehen können.

Da wir über diese Epoche Auskunft nur durch die Funde gewinnen, so will ich auf diese Zeit nicht weiter eingehen, und man muss das nähere in den Werken nachlesen, die im besondern darüber handeln. Jedenfalls ist Europa in

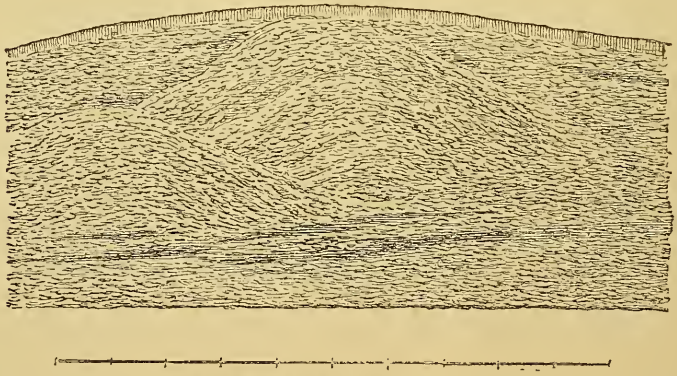


Fig. 3. Durchschnitt eines Muschelhaufens aus Aarb. f. nord. Olk. 1888.

dieser Zeit schon besiedelt gewesen, es werden auch damals schon Kriege und Völkerbewegungen vorgekommen sein, so dass es allzu kühn wäre, für spätere Epochen eine Rasseneinheit anzunehmen.

Die zweite gutbekannte Epoche der Steinzeit tritt uns in Dänemark in den Kjökkenmöddinger, den sogenannten Küchenabfällen oder Muschelhaufen, entgegen, d. h. grossen Haufen von zerschlagenen Muschelschalen und sonstigen Resten menschlicher Nahrung und menschlicher Tätigkeit die sich im Laufe der Zeit an den Wohnplätzen der Menschen angehäuft haben (s. Fig. 3). Sie liegen hauptsächlich an der Küste, sind im Laufe mehrerer Jahrzehnte gründlich erforscht worden und gewähren uns ein ziemlich deutliches Bild von dem Leben der damaligen

Menschen. Die Steingeräte sind auch hier noch roh behauen und nicht geglättet, doch zeigen sie einen gewissen Fortschritt in der Technik. Aber vor allen Dingen ist der Mensch im Besitz eines Haustieres, des Hundes, wie Steenstrup auf geniale Weise gezeigt hat. Auch in anderer Hinsicht liegt diese Epoche uns näher. Flora und Fauna sind nicht so wesentlich verschieden von der unsrigen wie früher. Allerdings kommt z. B. die Auster, die den Bewohnern der Kjökkenmöddinge wesentlich zur Nahrung diente, jetzt nicht mehr in der Ostsee vor, aber das Auftreten der Auster ist von dem Salzgehalt des Wassers abhängig, und der kann sich vielleicht in nicht zu langer Zeit verringert haben, wie man annimmt, durch eine Hebung der Küste. Jedenfalls treffen wir die Tiere der Diluvialzeit hier nicht mehr an.

Da auch die Knochen des Auerhahns, der sich von Fichtensprossen nährt, in den Funden vorkommen, so muss, da Dänemark jetzt Buchenwälder trägt, ein Wechsel der Vegetation eingetreten sein. Ja zwischen den beiden Epochen liegt noch eine Zeit, in der die Eiche herrschte. Aber wir wissen leider nicht, wie lange Zeit der Übergang von einer Baumart zur andern erfordert hat, so dass wir aus diesem Umstand keine sichern Beweispunkte für das Alter jener Abfälle entnehmen können.

Wenn nun auch der Mensch zu seiner Nahrung sehr viel Muscheltiere braucht, so zeigt doch die Grösse dieser Muschelhaufen, dass die Ansiedelungen hier jahrhundertelang bestanden haben müssen. Es werden sich also hier auch Fortschritte vollzogen haben, und wenn nicht hier, so kann sich an andern Orten, die eine günstigere Lage hatten und reichlichere Hilfsmittel boten, die Kultur weiter entwickelt haben. Überhaupt ist es mit der absoluten Chronologie übel bestellt. Wohl haben wir des öftern verschiedene Kulturschichten an demselben Ort übereinander angetroffen, und wir haben daraus die relative Aufeinanderfolge der Funde bestimmen können; aber es ist durch nichts gesichert, dass die gleichartigen Funde an verschiedenen Orten auch derselben absoluten Zeit angehören. Die ersten Bronzefunde, die Verwertung des Kupfers, sie können an dem einen Ort um Jahrhunderte älter sein als an einem andern. Benutzten doch die Finnen noch zu Tacitus Zeit steinerne Waffen und wurden diese sogar noch im 13. Jahrhundert in Schottland verwendet. Noch heute gibt es Wagen und Pflüge, die ganz aus Holz hergestellt

sind. Daher können die Bewohner der Muschelhaufen auf einer primitiven Stufe beharrt haben, während anderswo schon eine weitere Entwicklung eingetreten war. Diese Anschauungen, die sich jedem aufdrängen werden, der die Kulturentwicklung Europas im allgemeinen überblickt, haben jetzt in S. Müller einen beredten Anwalt gefunden, und ich kann nichts weiter tun, als auf seine Ausführungen zu verweisen. Den Norden wird man gegenüber dem Mittelmeer als Peripherie betrachten, zu der die Fortschritte erst spät gelangt sind, sich dann aber vielleicht selbständig entwickelt haben.

Die jüngere Steinzeit setzt unter ganz veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen ein. Sie ist zwar in ganz Europa verbreitet gewesen, aber wir kennen sie jedenfalls am besten aus den Pfahlbauten der Schweiz und Österreichs. Auch in Oberitalien sind zahlreiche Pfahlbauten gefunden worden, diese allerdings zum Teil auf trockenem Grund und Boden, so dass sie auf Nachahmung des Vorgehens der Seebewohner zu beruhen scheinen. Man nennt sie *terramare*. Hier ist die Steinzeit zum guten Teil überwunden, aber wir können doch ihre Kultur dieser Epoche zurechnen. In der jüngern Steinzeit treffen wir die Menschen im Besitz der wichtigsten Haustiere und Kulturpflanzen, also in einer wirtschaftlichen Lage, die von jener ältern Zeit durchaus verschieden ist, während zwischen ihr und dem, was jetzt noch in gewissen Teilen Europas wie in der Herzegowina, in Russland und anderswo zu finden ist, kein prinzipieller Unterschied besteht.

Betrachtet man die Entwicklung, wie sie sich auf Grund dieser Funde ergibt, so scheint allerdings eine Kluft zwischen der ältern und jüngern Steinzeit zu bestehen. Dass wir es hier mit bedeutenden Zeitabschnitten zu tun haben, das ergibt sich aus den Funden selbst. Die Menschen der ältern und jüngern Steinzeit haben nämlich oft an denselben Orten in den gleichen Höhlen gewohnt. Aber wenn derart in Höhlen paläolithische und neolithische Schichten übereinander lagern, so erscheinen sie häufig durch eine Lage toten Gerölls oder mächtiger Kalksinterbildungen getrennt; daraus ergibt sich, dass nach dem Abzug der diluvialen Bewohner ein langer Zeitraum verging, ehe der Ort in der jüngern Steinzeit wieder Ansiedler erhielt. In den Alluvionen der Saône, die Arcelin auf das genauste studiert hat, ist der blaue Mergel, den die Quartärzeit hinterlassen hat, durch eine sterile Schicht

von 3 Meter Stärke von den Überresten der jüngeren Steinzeit getrennt.

Wie ist also dieser sogen. Hiatus zu erklären? S. Reinach gibt drei verschiedene Möglichkeiten:

1. Die Bewohner Europas im Höhlenzeitalter, der jüngeren Phase des Diluviums, sind samt ihrer Kultur vollständig erlöschen. Auf ihr Verschwinden folgt ein Zeitraum, in welchem Westeuropa gänzlich unbewohnt war. Diese Periode erreichte ihr Ende mit der Ankunft der neolithischen Bevölkerung.

2. Die diluvialen Höhlenbewohner sind, ihrem Jagdwild, dem Renntier folgend, teilweise nach Norden ausgewandert. Ihre Kultur, aber nicht ihre Rasse, erlosch und wurde ersetzt durch die der neolithischen Einwanderer, die mit den übrig gebliebenen Troglodyten, den Abkömmlingen der diluvialen Bewohner, zu einer neuen Völkerschaft verschmolzen.

3. Die Kultur der Renntierzeit hat sich unter dem Einfluss neuer Zuwanderer allmählich zur neolithischen Kultur entwickelt.

Ohne fremde Einwanderer geht es also wie man sieht nicht ab. Aber es fragt sich trotz alledem, ob eine dieser Ansichten richtig ist. Wir sind heute nicht mehr recht geneigt, daran zu glauben, dass die neuen Kulturerrungenschaften durch neue Völker auf ihren Wanderungen mitgebracht werden; wir haben vielmehr einsehen gelernt, dass die Kulturobjekte ihren Weg ganz für sich gehen. Wir werden weiter sehen, dass diese neuen Kulturgegenstände, die in der jüngern Steinzeit so plötzlich auftreten, fast alle Eigentum des ägyptisch-babylonischen Kulturkreises sind, dass sie sich wahrscheinlich Schritt für Schritt über das Mittelmeerbecken und dann nach Nordeuropa verbreitet haben.

Jedenfalls ist die neue Kultur ganz allmählich eingedrungen. Und wenn uns bis vor kurzem Übergangsfunde fehlten, so muss man bedenken, dass uns überhaupt nur ein kleiner Teil der menschlichen Überbleibsel bekannt ist. Einerseits sind ganze geographische Provinzen noch fast unerforscht, so z. B. der Balkan, anderseits sind uns die Reste der menschlichen Tätigkeit meist nur durch einen Zufall überliefert. So stammen die Funde der ältern Steinzeit meistens aus Höhlen, und es lässt sich sehr wohl annehmen, dass die Menschen zu einem gewissen Zeitpunkt diese Höhlen verlassen und in Hütten oder Häusern gewohnt haben. Erst viele Jahrhunderte später sind dann die Menschen aufs neue dazu übergegangen, die Höhlen zu benutzen.

Dazu kommt, dass mit der Zeit nun auch schon Funde aufgedeckt sind, die insofern einen Übergang bilden, als der Mensch zwar im Besitz einiger Kulturpflanzen, aber nicht im Besitz der Haustiere zu sein scheint, so z. B. bei Worms und an andern Orten.

Für die dänischen Gegenden nehmen die nordischen Forscher einen allmählichen Übergang von der Zeit der Kjökkenmöddinger zu der jüngern Steinzeit an, bei der sich wieder verschiedene Perioden unterscheiden lassen. Wenn wir aber sehen werden, dass ähnliche wirtschaftliche Zustände, wie wir sie für die ältere Steinzeit voraussetzen müssen, in Europa selbst innerhalb der geschichtlichen Zeiten noch vorhanden sind, so wird man dem Gedanken der natürlichen Entwicklung sehr freundlich gegenüberstehen. Europa wird, wie z. B. auch Amerika, lange Zeit hindurch Jägervölker beherbergt haben. Allmählich hat sich neben Jagd und Fischfang ein primitiver Ackerbau (Hackbau) gestellt, von dem dann, als man von Asien die wichtigsten Haustiere erhielt, zum höhern Ackerbau mit Pflug und Rind überging.

Man wird also der Theorie von dem sogenannten Hiatus berechtigte Zweifel entgegenbringen und man wird versuchen, ohne fremde Einwanderer allein mit den Gesetzen der natürlichen Entwicklung auszukommen.

In der Zeit der neolithischen Funde befinden wir uns insofern in historischer Zeit, als nunmehr der geschichtliche Zusammenhang gar nicht mehr unterbrochen wird.

Wir sehen, wie man einen Versuch macht, an Stelle des Steines das Kupfer zu gebrauchen, wie dann die Bronze kommt, die schliesslich durch das Eisen verdrängt wird, das wohl erst das allgemein gebrauchte Metall wurde. Das werden wir später im Einzelnen kennen lernen. Vorläufig nur noch so viel, dass wir in dieser Zeit ganz Europa besiedelt finden. Abgesehen natürlich von den unbewohnbaren Mooren, Sümpfen, dichten Wäldern, Gebirgen, treffen wir überall Spuren der Hinterlassenschaft des Menschen. Aber wir können es freilich den Funden nicht ansehen, welche Völker sie gebraucht haben, und wir müssen daher nach einem andern Kriterium suchen, um hier einigermassen Klarheit zu schaffen. Dieses Hilfsmittel ist die Sprache, die uns, wie wir bereits ausgeführt haben, ausgiebiger über die Wanderungen der Völker unterrichtet. Aber leider fliesst diese Quelle doch nicht so reichlich, dass wir die

Funde einem bestimmten Volke zuschreiben könnten. Mit Aufwendung grossen Scharfsinns hat W. Helbig die Bewohner der Terramare für Italiker erklärt, aber sein Nachweis ist nicht als gesichert anzusehen, und wie hier steht es an andern Orten. In spätern Epochen lassen sich allerdings germanische und slavische Funde unterscheiden, und es wird gewiss die Zeit nicht fern sein, wo man auch an andern Stellen sicherer bestimmen lernt, welchem Volke die Funde zuzurechnen sind.

Für die Kulturgeschichte kommt alles dieses wenig in Betracht, denn die wesentlichen Unterschiede der Funde sind aller Wahrscheinlichkeit nach nicht durch das Volk, sondern durch die Lage bedingt. Im Süden hat sich die Kultur früher entwickelt, und von hier ist sie allmählich nach Norden vorgedrungen, aber natürlich nicht gleichmässig und mit allen ihren Errungenschaften, sondern in Auswahl und auf gewundenen Wegen. Die Bewohner der Schweizer Pfahlbauten nehmen stärker an der südlichen Kultur teil als die Nordeuropäer, und auch Frankreich hat sich früher entwickelt als Deutschland.

Eine Frage können und müssen wir am Schluss dieses Kapitels noch aufwerfen: In welche dieser Perioden müssen wir die Indogermanen setzen. In die Stein-, die Kupfer- oder in die Bronzezeit? Zweifellos besassen die Indogermanen ein Wort für Metall, das in aind. *áyas* N. 'Metall', avest. *ayanh* 'dss.', lat. *aes*, got. *aiz* 'Erz' erhalten ist, und auch sonst finden sich Gleichungen für Metalle, die man der Ursprache zuschreiben kann. Sicher wurde das Gold 'das gelbe', Silber das weisse '*ajes*' genannt. Was aber *ajes* selbst bedeutet, lässt sich leider nicht ermitteln. Man kann darunter das Kupfer, die Bronze, auch das Eisen oder überhaupt metallhaltiges Gestein verstanden haben. Bei der Aufmerksamkeit, mit der die Bevölkerung der jüngern Steinzeit die umgebende Natur beobachtete, bei der Sorgfalt, mit der sie die Steine auf ihre Verwendbarkeit prüfte, werden ihr die Metalle, die in Europa gediegen vorkamen, nicht entgangen sein. Dahin gehören sicher Gold und Kupfer, aber auch das Eisen, das in Meteorfunden rein vorlag. In den Funden sind mehr und mehr auch andere Metalle in verhältnismässig alter Zeit aufgedeckt worden. Daher kann der Ausdruck *ajes* eben für das gebraucht worden sein, was sich im Feuer wesentlich vom Stein unterschied. Aus dem Auftreten des Wortes *ajes* folgt noch lange keine wirtschaftliche Verwendung des Metalls. Jedenfalls werden gewisse Metalle

lange Zeit bekannt gewesen sein, ehe sie die geringste wirtschaftliche Bedeutung erhielten. Und so können wir trotz der Tatsachen der Sprache getrost annehmen, dass die Indogermanen noch in der Steinzeit gelebt haben, d. h. dass alle ihre Geräte, Werkzeuge u. s. w. aus Stein, Horn oder Holz, aber nicht aus Metall hergestellt wurden.

Jedenfalls ist auch das Vorkommen von Metallgegenständen an den einzelnen Orten sehr verschieden. Es gibt, wie Hoernes Urgeschichte des Menschen S. 366 ausgeführt hat, entwicklungsreichere und entwicklungsärmere Bronzeprovinzen. »In der Schweiz und in Ungarn haben wir ein langdauerndes, glänzend entwickeltes reines Bronzealter zu betrachten, während in Mitteldeutschland, Frankreich und Spanien diese Periode relativ kurz gewährt und geringere Spuren hinterlassen hat. In den Ostalpen scheint sie ganz zu fehlen.« Aus den weitern Ausführungen von Hoernes scheint mir aber mit Sicherheit zu folgen, dass der Beginn der Metallzeit nicht, wie er glaubt, gleichzeitig gewesen sei, sondern dass man auch hier verschiedene Zeiten annehmen müsse.

Die absolute Chronologie der Bronzezeit hat daher mit den grössten Schwierigkeiten zu kämpfen. Gewiss haben die eingehenden Untersuchungen von Montelius vieles klar gelegt, aber zu absoluter Sicherheit fehlt doch noch sehr viel. Auch S. Müller setzt die Bronzezeit für den Norden sehr weit herab. Indem er in der ganzen europäischen Kulturentwicklung Einflüsse des Orients sieht, hat er eine Reihe leitender Gesichtspunkte aufgestellt, wobei er besonders den Unterschied zentraler und peripherischer Kultur betont. »Der Süden«, sagt er S. 49, »ist die leitende und spendende Kulturmacht; der äussere Kreis, besonders der Norden folgte nach und empfing. Der Inhalt der südlichen Kultur wurde aber nur vermindert und im Auszuge übermittelt und unterlag gleichzeitig Änderungen und Umbildungen. Er trat jedoch in den fernern Gebieten oft in grosser Fülle und mit neuer Eigenart auf, doch erst in andrer und späterer Zeit als der, in welcher dieselben Elemente im Süden sich ursprünglich geltend machen.« Aus diesen Grundsätzen folgt dann weiter, dass im Norden die Steinzeit noch in Zeiten bestand, in denen im Süden schon die Bronze herrschte, dass man aber die Formen der Bronze in Stein nachbildete.

Diese kurze Übersicht wird für die Zwecke unsres Buches genügen.

3. Die Sprachwissenschaft und ihre Methode der Erschliessung der Kultur.

Da es, wie schon bemerkt, die Sprachwissenschaft unternommen hat, ihrerseits Beiträge zur Erschliessung der vorgeschichtlichen Kultur zu liefern, und da sich viele Forscher dieser Aufgabe gewidmet haben, andere neuerdings indessen ganz leugnen, dass auf dem Wege der Sprachvergleichung überhaupt etwas zu erreichen sei, so ist es unbedingt nötig, einige allgemeine Bemerkungen über den Weg, den die Sprachwissenschaft einschlagen kann und über ihre Methode vorauszuschicken.

Wenn man die Sprache für die Kulturgeschichte verwenden will, so wird man zunächst nicht so sehr der Erschliessung des Wortschatzes der Ursprache seine Aufmerksamkeit zuwenden, als vielmehr den Lehnwörtern. Es gibt keine Sprache, die ihrer völlig entbehrte, wenngleich die eine mehr, die andere weniger aufgenommen hat. Lehnwörter geben aber sichere Auskunft über einst vorhandene geschichtliche Beziehungen zwischen den Völkern. Zwar, dass die Griechen die Römer und die Römer wieder die nordeuropäischen Völker kulturell beeinflusst haben, das zu beweisen, bedarf es der Lehnwörter nicht, wenngleich sie im einzelnen manche interessante Tatsache ins rechte Licht stellen, und uns z. B. Beziehungen für Zeiten gewähren, die vor der geschichtlichen Überlieferung liegen. Ich erinnere an das, was oben S. 153 über das Wort *Graeci*, S. 55 über die lateinischen Lehnwörter aus einer vorderasiatischen Sprache bemerkt ist. Über den Einfluss des Keltischen auf das Germanische (vgl. S. 170), des Iranischen auf das Slavische u. s. w. wissen unsere historischen Quellen nichts anzugeben. Derartig frühe Entlehnungen waren für die Bestimmung der Ursitze der einzelnen Völker oft von unschätzbarem Wert und sie sind auch für die Kulturgeschichte von Bedeutung. V. Hehn hat, indem er die Entlehnungen von Volk zu Volk verfolgte, durch sie neben andern Quellen den Grund zu seinem grossen Werke gelegt.

Es ist freilich nicht immer leicht zu entscheiden, ob zwei Worte in verschiedenen Sprachen urverwandt sind, oder ob wir es mit Entlehnungen zu tun haben. Unser wichtigstes Kriterium

zur Entscheidung dieser Frage bilden die Lautveränderungen, die ein Wort im Laufe der Entwicklung erlitten hat; wo diese fehlen, können wir keine Sicherheit erlangen. Nur wenn man in diesem Falle die gesamten Wörter untersucht, die im Verdacht stehen entlehnt zu sein, kann man zu etwas grösserer Bestimmtheit gelangen. Aus dem oben genannten Grunde ist gerade die sogenannte Lautlehre, die in den letzten Jahrzehnten im Vordergrund des sprachwissenschaftlichen Interesses gestanden hat, von so grosser Wichtigkeit für die Kulturgeschichte. Manchem dürften die bis ins einzelnste gehenden Untersuchungen über die Lautentwicklung einer Sprache zu weit zu gehen scheinen, aber es ist sicher, dass diese Arbeiten eigentlich immer noch nicht weit genug gediehen sind, und dass eine noch grössere Verfeinerung der Forschung manche neuen Ergebnisse zeitigen wird. Erst seitdem die neuere Sprachwissenschaft das Prinzip von der »Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze« auf ihre Fahne geschrieben hat, und seitdem damit die wichtigsten Entdeckungen erzielt worden sind, können wir die Sprache für die Lehnwörterfrage mit hinreichender Sicherheit verwerten, weil wir nunmehr imstande sind, Lehnwörter von Erbgut in einer Reihe von Fällen mit absoluter Sicherheit zu scheiden.

Wie die Kulturobjekte wandern, so wandern auch die Worte von einem Volke oftmals durch die halbe Welt, und es ist nur naturgemäss, dass sie sich gewöhnlich den Sachen anschliessen, die übernommen werden. Man kann mit Sicherheit sagen, dass keiner Sprache Entlehnungen mangeln, und wenn manche, wie das Griechische, weniger als andere zu enthalten scheinen, so beruht das vielleicht nur auf unsrem mangelhaften Wissen. Denn wir kennen doch eigentlich nur das Semitische als die Sprache, aus der die Griechen geschöpft haben, während uns der Wortschatz der kleinasiatischen Sprachen, der zweifellos in höherm Grade auf das Griechische eingewirkt haben muss, so gut wie völlig unbekannt ist.

Der Weg, den die Lehnworte eingeschlagen haben, zeigt uns deutlich den Weg der Kulturentwicklung. Vom Orient gehen sie nach Griechenland, von dort nach Italien, von Italien zu den Kelten, von den Kelten zu den Germanen, und von diesen zu den Slaven, aber es finden sich naturgemäss mannigfache Kreuzungen. So zeigt das Italische manche orientalische Lehnwörter, die nicht durch griechischen Mund zu ihm ge-

kommen sind. Vielleicht sind in diesem Punkte die Etrusker die Vermittler gewesen.

Es ist aber nicht gesagt, dass nur Wörter für Kulturobjekte, die ganz neu in den Gesichtskreis treten, entlehnt werden, manchmal werden die allergewöhnlichsten Wörter herübergenommen. So kommen Entlehnungen von Zahlwörtern vor, die Slaven empfangen die Worte *Milch, Brot* und ähnliche aus dem Germanischen. Wir haben *cousin, cousine, Onkel, Tante* aus dem Französischen herübergenommen, obgleich wir alte einheimische Ausdrücke für die damit bezeichneten Begriffe besassen. Selbst Wörter für Körperteile werden entlehnt, wie denn z. B. finn. *hammas* 'Zahn', *kakla*, *kaula* 'Hals', *napa* 'Nabel' aus dem Litauischen stammen. Alles dieses lässt sich dadurch erklären, dass es an den Grenzen zweier Sprachen immer Menschen geben wird, die zweisprachig sind, und es geschieht dann, wie Windisch nachgewiesen hat, gewöhnlich, dass die betreffenden Menschen Wörter der fremden Sprache in ihre eigene hineinmischen auch für Begriffe, für die ihnen in ihrer eigentlichen Muttersprache ein gutes Wort zur Verfügung steht. Nachahmung und andere Umstände lassen ein solches Wort dann allgemein verwendet werden. Man muss daher sicherlich bei der Betrachtung der Entlehnungen verschiedene Gesichtspunkte ins Auge fassen. Das kulturell oder politisch höher stehende Volk lernt die Sprache des niedriger stehenden nicht. So haben die Franzosen früher nicht deutsch gelernt, wir nicht slavisch, während die Kenntnis des Deutschen bei den Slaven, die des Französischen bei den Deutschen weit verbreitet war. Daher werden wir viele französische Lehnwörter in unsrer Sprache, viele deutsche bei den Slaven erwarten dürfen, ohne dass immer mit diesen Fremdwörtern auch neue Begriffe bezeichnet wurden. Finden wir dagegen slavische Fremdwörter im Deutschen, deutsche im Französischen, so werden es meist Kulturworte sein, d. h. solche, die mit einem neuen Begriff herübergenommen sind.

Wo die Lehnwörter auf Grund des zuerst genannten Vorganges sehr zahlreich sind, da wird man den ursprünglichen Wortschatz nur sehr selten vollständig erschliessen können, weil viele alte Wörter durch die fremden Eindringlinge ersetzt sind, und man wird daher grosse Vorsicht walten lassen müssen, wenn man die Lehnwörter zu kulturhistorischen Zwecken verwenden will. Das gilt z. B. von den finnischen Sprachen, die zahlreiche Ent-

lehnungen aus indogermanischen Mundarten aufgenommen haben, das gilt vom Albanesischen, das völlig mit fremden Bestandteilen durchsetzt ist, das gilt nicht viel weniger vom Armenischen.

Wenden wir uns nunmehr zu der Frage, wie wir den Wortschatz der indogermanischen Sprache für kulturgeschichtliche Zwecke verwenden können. Zweierlei muss man dabei berücksichtigen: welche Wörter kann man als indogermanisch ansehen, und welches ist ihre ursprüngliche Bedeutung gewesen. Zunächst geht nämlich ein Wort nur selten durch alle indogermanischen Sprachen, die wir im ersten Teil kennen gelernt haben, hindurch. Gewöhnlich ist es in dem einen oder andern Dialekt, oft auch in mehrern verloren gegangen, und der Fall ist nicht selten, dass ein Wort nur noch in einer einzigen indogermanischen Sprache vorliegt; ja zweifellos sind viele Wörter überhaupt nicht erhalten, da sie in allen Sprachen verloren gegangen sind. Wenn alle modernen indogermanischen Dialekte das alte Wort *ekwos* 'Pferd' durch andere ersetzt haben und wir es nur dem zufälligen Alter der Überlieferung verdanken, dass wir dieses Wort noch kennen, so kann, was in diesem Fall und in ihm nicht allein geschehen ist, auch sonst noch öfter eingetreten sein. Wir können für die indogermanische Ursprache noch keinen Ausdruck für 'Finger' nachweisen, d. h. es gibt kein Wort, das in gleicher Form in mehrern Sprachen vorläge, und doch können wir billigerweise nicht bezweifeln, dass ein solcher Ausdruck vorhanden war.

In wieviel Sprachen muss nun ein Wort vorliegen, damit wir es für indogermanisch erklären dürfen?

Nach dem oben über die Lehnwörter bemerkten wird man darauf verzichten können, dass ein Wort im Albanesischen und Armenischen belegt ist, da hier unendlich viel altes Sprachgut durch Entlehnungen verdrängt worden ist. Aber man kann den Sprachenkreis noch viel mehr beschränken. Sind wir in der Lage, den Verdacht der Entlehnung auszuschliessen, und das ist doch in vielen Fällen möglich, so braucht ein Wort nur in zwei Sprachen vorzuliegen, die in historischer Zeit nicht mehr benachbart gewesen sind, wie z. B. in Italisch und Indisch oder Slavisch oder Germanisch und in Griechisch und in Armenisch, in Keltisch und Indisch u. s. w. Natürlich ist bei solchen Gleichungen die Möglichkeit vorhanden, dass sie nur in einem Teil des indogermanischen Sprachgebietes vorhanden waren, und einem andern Teil das

Wort und der Begriff fehlte, aber diese Möglichkeit ist von keiner grossen Bedeutung. Das wesentliche ist und bleibt, dass die Worte über die geschichtliche Zeit hinausreichen. Denn einen andern Zweck, als die vorgeschichtlichen Zeiten etwas aufzuhellen, kann die Sprachwissenschaft nicht verfolgen. Das, was wir zu erkennen vermögen, ist gleich dem Anblick einer grossen Gebirgskette, bei der wir auch nicht zu unterscheiden vermögen, wie weit die einzelnen Ketten von einander entfernt sind, da sie uns im wesentlichen in einer Fläche erscheinen.

Wie dort aber doch das Auge einige Unterschiede mit der Zeit wahrnehmen kann, so kann auch die Sprachwissenschaft durch allerlei Mittel das verschiedene Alter der Worte bestimmen. Es gibt viele Worte, die wir von andern ableiten können, und die daher jungen Ursprungs sind, andere aber vermögen wir nicht auf sogenannte Wurzeln zurückzuführen: für diese ist, auch wenn sie nur in einer Sprache vorhanden sind, die Herkunft aus dem Urindogermanischen wahrscheinlich. Namentlich aber gilt das, wenn die Worte Formen zeigen, die nur durch urindogermanische Lautgesetze bedingt sein können, vor allem wenn sie durch Ablaut verbunden sind, wie *Brett* und *Bord*, *Kern* und *Korn*, *Hahn* und *Huhn*. Freilich können ablautende Formen auch analogisch neu geschaffen werden, aber man wird es wohl herausfinden, wenn dieser Fall vorliegt.

Ferner ist es von grösster Bedeutung, wenn ein Wort Deklinationsklassen folgt, die schon in der Ursprache selten sind und später ganz zurücktreten. Auf Grund dieses Umstandes können wir die Worte *Salz* und *Meer* der Ursprache zuschreiben, wenngleich wir damit natürlich noch nicht sicher wissen, was sie bedeutet haben.

Mannigfache Beobachtungen haben uns gelehrt, dass je weiter wir zu einfachen Kulturzuständen hinabsteigen, um so weniger die allgemeinen Begriffe vorhanden sind, dass die Sprache vielmehr über eine Unzahl Wörter verfügt, um Verschiedenheiten zu bezeichnen, die wir nicht mehr beachten, sondern in einem Wort zusammenfassen. Man braucht aber nicht in ferne Zeiten zu blicken, um das klar zu stellen. Man bedenke nur, über wieviel verschiedene Ausdrücke auch unsere Sprache verfügt für den Begriff ‚*Pferd*'. Neben dem allgemeinen Wort stehen *Hengst*, *Stute*, *Fohlen*, *Ross*, *Mähre*, von *Schimmel*, *Rappe*, *Brauner*,

Schecke ganz zu schweigen. Der Landmann braucht eine Unzahl dieser Ausdrücke, der Städter kommt mit einem aus. Oder neben der allgemeinen Bezeichnung *Hund* stehen *Pudel*, *Spitz*, *Dachs*, *Affenpintscher*, *Dogge*, *Töle*, *Köter* u. a. Ähnliches gilt von den Farbenbezeichnungen der Litauer. »Für grau«, sagt Joh. Schmidt Kritik der Sonantentheorie S. 37, »haben sie nicht weniger als vier oder fünf einfache Wörter: *pìlkas* (nur von Wolle und Gänsen), *szĩrmas*, *szìrvas* (nur von Pferden), *ssẽmas* (nur vom Rindvieh) *žilas* (Haare des Menschen und des Viehs ausser Gänsen, Pferden, Rindvieh); für 'braun' *bĕras* nur von Pferden, sonst *rùdas* oder das deutsche *briúnas;* für 'rot' *žãlas* nur vom Rindvieh, sonst *raudónas;* für 'schwarz' *dvỹlas* nur vom Rindvieh, sonst *jŭdas;* für 'bunt' *márgas* (Rindvieh, Hunde), *szlakŭtas* (Hühner), *raibà gegužẽ* 'bunter Kuckuck', *raínas* 'graubunt gestreift' (Erbsen, Katzen u. a. vierfüssige Tiere, Kröten), *daglà kiaúlė* 'schwarz und weiss geflecktes Schwein'.

Es ist bekannt, dass unsere Sprache eine Scheidung zwischen 'essen' und 'fressen', 'trinken' und 'saufen' vorgenommen hat, indem sie die beiden letzten Ausdrücke für die Tiere gebraucht. Die Jägersprache geht bei den Tieren selbst noch viel weiter. So sagt schon Gesner: Der Hirsch hat Läuf oder Klauen, die Schweine haben Läuf oder Hammen, des Bärs Füss heissen Tatzen, der Fuchs hat Klauen, der Has Läufe, der Wolf Klauen. Die Ohren des Hasen heissen in der Waidmannssprache Löffel, die Augen Seher, die Füsse Läufe; das Haar wird Wolle, der Schwanz Blume, die Haut Balg genannt. Der Hase wird von den Menschen aufgestossen, von den Hunden aufgestochen; er rammelt, die Häsin setzt; er klagt, verendet, wird ausgeweidet und gestreift. Kurz, die Jägersprache macht nicht nur einen Unterschied zwischen Mensch und Tier, sondern auch zwischen den einzelnen Tieren. Darin ein Zeichen geringer Entwicklung sehen zu wollen, halte ich für durchaus ungerechtfertigt.

Was diese und zahlreiche andere Ausdrücke lehren, kann man zweifelsohne auch auf die indogermanische Ursprache anwenden. Es hat in ihr sicher für uns scheinbar einfach erscheinende Begriffe eine Unzahl von Bezeichnungen gegeben, und wir können das namentlich auf einem Gebiet noch deutlich nachweisen. Unter allem Sprachgut haben sich die Körperteilnamen am allerbesten erhalten, so dass man fast für jeden Teil des tierischen Körpers verwandte Ausdrücke zwischen den

einzelnen Sprachen antrifft. Die Sammlung, die Schrader in seinem Reallexikon gegeben hat, umfasst fast fünf Seiten. Vielfach aber findet sich nicht nur ein Ausdruck, sondern zwei oder mehrere. So führt Schrader für *Hand* folgende Gleichungen an, die alle aus der Ursprache stammen können: ai. *hásta,* av. *zasta,* aperss. *dasta,* gr. *ἀγοστός* 'flache Hand'; gr. *παλάμη* lat. *palma,* ahd. *folma,* ir. *lām;* armen. *jeṙn,* gr. *χείρ,* alb. *dorε;* lat. *manus,* ahd. *munt* 'Hand (Schutz)'; grieh. *θέναρ* 'innere Hand', ahd. *tënar* 'flache Hand'; gr. *δῶρον* 'Handbreite', ir. *dorn* 'Faust, Hand; got. *lōfa,* russ. *lapa;* ahd. *fūst,* abg. *pęstĭ* 'Faust'; lit. *rankà,* abg. *rąka* 'Hand'. Dazu kommt noch das isolierte deutsche *hand,* das vielleicht auch uralt ist und manches andere. Es ist leicht verständlich, wie von einer solche Fülle verschiedener Ausdrücke, die ursprünglich sicher gewisse tatsächliche Verschiedenheiten bezeichnet haben oder an verschiedenen Orten gebraucht wurden, die Einzelsprachen bald den einen, bald den andern Ausdruck verlieren mussten. Was jeder Ausdruck im Einzelnen bedeutet haben mag, das können wir nicht mehr wissen. Vielleicht stammen sie zum Teil von Tieren her. Denn, wenn wir unsere heutige Sprache überblicken, so gebraucht der Student neben *Hand*: *Pfote* oder *Tatze,* der Österreicher sagt *Greiferl,* und das Kind gibt eine *Patsche.* Es gibt aber noch mehr Bezeichnungen, wie *Klaue* für die Hand, die schlecht schreibt, ja selbst *la main* ist geläufig. Jeder dieser Ausdrücke könnte sich unter günstigen Umständen weiter verbreiten und die andern verdrängen.

Die Worte für Ziege, die sich als urverwandt anführen lassen, sind sehr zahlreich. Wir verwenden *Ziege, Geiss, Bock* und dialektisch noch andere. Aber die indogermanische Ursprache hat, wie die Fülle alter Gleichungen beweist, noch viel mehr besessen. Schrader führt vier an, zu denen ausserdem zwei unsichre kommen. Jedenfalls ist vorauszusetzen, dass hier wie bei den andern Haustieren mindestens je ein besondrer Ausdruck für den Bock, die Geiss, das Geisslein und das verschnittene Tier vorhanden war, wozu auch noch die Bezeichnungen verschiedener Rassen kommen können.

Kretschmer hat ferner angeführt, dass nicht weniger als vier verschiedene Stämme zur Bezeichnung der Einzahl dienen, aber was er daraus geschlossen hat, ist nicht zutreffend. Auch das Wort *eins* umfasst verschiedene Begriffe z. B. das, was von

Natur einzig ist und was aus zwei Teilen eins wird, also zusammengesetzt ist. So erklärt sich der Gegensatz von *eins* (lat. *unus*, got. *ains*, lit. *vënas*, abg. *inŭ*) und *zusammen* (d. *sammt*, gr. ἅπαξ, ἁπλοῦς, lat. *semel, singuli, simplex*. Ebenso gab es zwei Ausdrücke für *zwei;* der eine bezeichnet die Zweiheit, die aus der Einheit entsteht *(entzwei)*, der andere das, was von Natur doppelt vorhanden ist *(beide)*.

Die indogermanische Ursprache verfügte demnach auf gewissen Gebieten über sehr viel mehr Worte als wir jetzt noch haben, während wir natürlich unserseits wieder auf andern Gebieten mehr Ausdrücke verwenden. Von dieser Fülle von Bezeichnungen hat jede Sprache einige eingebüsst, hat sie einbüssen müssen. Wenn wir daher nur die Worte für indogermanisch erklären wollten, die in den meisten Sprachen, sagen wir vier oder fünf, noch erhalten sind, so würden wir den Wortschatz nicht vollständig erschliessen können. Ohne Bedenken können wir, wie wir schon sagten, alle Wörter verwenden, die auch nur in zwei Sprachen noch vorhanden sind, und wir werden auch bei diesem Vorgehen noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, d. h. nicht alles ermitteln können.

Natürlich werden Wörter auch neugebildet, und es können dabei zwei Sprachen denselben Weg einschlagen, zu demselben Ergebnis kommen und dadurch den Schein indogermanischen Alters vortäuschen. Aber dieser Fall ist doch so selten und auch meistens so deutlich zu erkennen, dass wir uns durch ihn nicht weiter beirren zu lassen brauchen.

Den Wortschatz der indogermanischen Ursprache bis zu einem gewissen Grade, wenn auch nicht vollständig zu erschliessen, wird nach alledem keine Schwierigkeiten bieten, die die Sprachwissenschaft nicht überwinden könnte. Ganz anders aber steht es mit der ursprünglichen Bedeutung der Wörter. Nur in den allerseltensten Fällen ist die Bedeutung eines Wortes eng umgrenzt, in den meisten ist sie umfangreich, und die weitere Sprachentwicklung führt dann zu mannigfachen Umwandlungen der Bedeutung, so dass uns am Ende der Entwicklungsreihe Verschiedenheiten entgegentreten, die sich anscheinend kaum vereinigen lassen. Einer der gewöhnlichsten Vorgänge beim Bedeutungswandel ist die Erweiterung des Begriffes. So entwickelt sich aus *Zaun* der Begriff des Eingeschlossenen, des Hofes, dann des *Dorfes*, schliesslich der der *Stadt* (engl. *town*). Was auf diesem

Gebiete möglich ist, lässt sich nicht erschöpfend darstellen. Der Wandel der Bedeutung ist so mannigfaltig, dass man ihn zwar einteilen, aber nicht die Gesetze, nach denen er eintritt, bestimmen kann. Wir müssen uns daher nach anderen Mitteln umsehen, die ursprüngliche Bedeutung für ältere Zeiten festzulegen. Bei der grossen Verschiedenheit der Bedeutungsentwicklung ist es nicht wahrscheinlich, dass, wenn wir ein Wort mit gleicher Bedeutung in drei oder vier Sprachen antreffen, darin eine spätere gleichgeartete Entwicklung vorläge. Wenn das Wort *sald* (gr. *ἅλς*, lat. *sal*, kymr. *halan*, d. *salz*, abulg. *solъ*, lett. *sāls*, armen. *aλ*) überall 'Salz' bedeutet und nur im Litauischen die Ableitung *saldùs* 'wohlschmeckend' heisst, so wird die methodische Forschung nicht etwa die litauische Bedeutung für ursprünglich ansehen, und die der übrigen Sprachen daraus abgeleitet sein lassen, sondern man wird eben *sald* mit der Bedeutung 'Salz' für die Urzeit erschliessen, zumal der Begriff das 'salzigen' notwendig jedem Volk bekannt sein muss, und man wird nur im Litauischen einen Wandel der Bedeutung annehmen. Wenn eine ganze Reihe von Wörtern übereinstimmend *weben* und nichts anderes bedeuten, so heisst es jede Methode auf den Kopf stellen, wenn man die Kunst des Webens nicht als den Indogermanen bekannt ansehen wollte. Hat sich für diesen Begriff in einzelnen Sprachen ein Wort festgesetzt, das nachweislich erst aus einem mit anderer Bedeutung hervorgegangen ist (lat. *texo*, ursprünglich 'künstlich verfertigen'), so ist dies ein ganz gewöhnlicher Vorgang, aber es ist höchst unwahrscheinlich, dass sich in mehr als zwei Sprachen dieselbe allgemeinere Wurzel zu derselben engern Bedeutung sollte entwickelt haben. Man betrachte nur einmal die verschiedenen Worte für 'gerben'. Wenngleich die Anfänge dieser Kunst vielleicht in alte Zeiten zurückgehen, so stammt die ausgebildete Technik gewiss erst aus jüngerer Zeit, und wenn in der allgemeinen Entwicklung des Begriffes »gerben« aus »treten« Parallelen in den einzelnen Sprachen vorliegen, so ist doch nirgends dieselbe Wurzel nach dieser Richtung entwickelt worden. Wer methodisch den indogermanischen Wortschatz durchforscht, der wird finden, dass eine solche gleichmässige Entwicklung zu den Seltenheiten gehört. Nun hat man allerdings eingewendet, dass der Bedeutungsübergang bei einem Volke aufgekommen und dann das Wort das der übrigen Sprachen in der Bedeutung beeinflusst haben könne. Das ist aber für die

meisten Sprachen nicht denkbar. Denn in den historischen Zeiten sind die Griechen von den Italikern, beide von den Kelten und Germanen, diese wieder von den Armeniern und Indern durch weite Räume getrennt, und es ist also die angedeutete Möglichkeit überhaupt nur für die Urzeit anwendbar. Ob nun damals ein Wort an einer bestimmten Stelle aufgekommen und sich erst allmählich in bestimmter Bedeutung verbreitet hat, das zu wissen liegt ausserhalb jeder Möglichkeit und ist auch von gar keiner Bedeutung für die Verwendung der Sprache zu kulturhistorischen Zwecken. In diesem Punkte müssen wir gegen die Ausführungen Hehns und Kretschmers, denen viele gefolgt sind, energischen Widerspruch erheben. Tatsächlich sind alle Zweifel Hehns durchaus unberechtigt und nur dadurch hervorgerufen, dass er sich auf Grund russischer Zustände ein Bild von der Kultur der Indogermanen gemacht hatte, das unbedingt viel zu ungünstige Züge zeigt.

Für die Festsetzung der Bedeutung in den ältern Zeiten und in der Ursprache tritt aber nun die Altertumskunde ein. Die archäologischen Funde, die ältesten Nachrichten der Alten weisen uns auf ganz bestimmte Zustände hin, die auf die Sprache oft helles Licht werfen. Wörter und Sachen gehören, wie Meringer ausgeführt und wie keiner bezweifelt hat, auf das engste zusammen, und nur wer von den Sachen ausgeht, wird richtig zu den Wörtern kommen. Wenn nun z. B., wie allgemein anerkannt ist, das Auftreten des Ackerbaues in Europa jeder geschichtlichen Kunde vorausgeht, wenn wir die Europäer in der jüngeren Steinzeit durchaus als Ackerbauer antreffen, und wenn dann die indogermanischen Sprachen eine Fülle verwandter Ackerbauausdrücke zeigen, so ist es durchaus unmethodisch, diese nicht auf jene Zustände zu beziehen. Kennen die östlichen Sprachen diese Ausdrücke nicht, so mag man das erklären, wie man will, aber an dem uralten Vorhandensein des Ackerbaues kann das nichts ändern.

Weiter muss es als oberster Grundsatz gelten, dass aus dem Schweigen der Sprache nie etwas geschlossen werden kann. Denn erstlich ist unsere etymologische Kenntnis noch nicht soweit vorgeschritten, dass wir mit unbedingter Sicherheit sagen könnten, ein Wort sei nicht vorhanden gewesen, da ja fast jeder Tag neue etymologische Kombinationen zeitigt, die auch kulturhistorisch wertvoll sind, und zweitens gehört es zu den gewöhn-

lichsten Erscheinungen, wie wir gezeigt haben, dass Wörter verloren gehen. Wenn Schrader den Indogermanen den Fischfang abspricht, weil noch keine Gleichungen für einzelne Fische bekannt wären, so ist das nicht einmal richtig, denn es gibt eine ganze Reihe von Fischnamen, die man ebensogut für indogermanisch ansehen kann, wie manches andere Wort, und selbst wenn sie sich alle als unhaltbar erweisen sollten, so könnten doch neue gefunden werden.

Methodische Grundsätze werden sich nie vollständig für ein Wissensgebiet aufstellen lassen. Es wird immer ein Rest bleiben, wo der Forscher unbewusst auf Grund seiner gesamten Erfahrung entscheiden wird. Leider steht O. Schrader in seinem Reallexikon vollständig unter dem Banne gewisser vorgefasster Meinungen von der Kultur der Indogermanen, und anstatt die Tatsachen reden zu lassen, beurteilt er sie nach seinem Gesichtspunkt. Seine Folgerungen aus der Sprache sind oft genug viel zu weitgehend, mitunter sind sie falsch.

Die genaue Bestimmung der Bedeutung eines Wortes an den am frühsten belegten Stellen ist natürlich von hervorragender Wichtigkeit, und man darf sich vor allen Dingen nicht von der vermeintlichen ursprünglichen Bedeutung leiten lassen. Es hat in unsrer Wissenschaft eine Zeit gegeben, und es gibt noch genug Forscher, die in dieser Zeit stehen, in der man möglichst jedes einfache Wort auf eine Wurzel mit ursprünglicher Bedeutung zurückzuführen suchte. Wie wir ohne weiteres *Richter* von *richten*, *Lehrer* von *lehren* ableiten, so hat man das auch für die indogermanische Urzeit getan. So war der Vater, idg. **pətḗr* 'der Beschützer' von der 'Wurzel' *pā* 'schützen', die Tochter idg. **dhughətḗr* 'die Melkerin' von ai. *duh* 'melken' u. s. w., und man entwarf auf Grund derartiger Etymologien manch reizendes Idyll von dem Leben in der indogermanischen Urzeit. Schade dass derartige Etymologien nichts wert sind. Es herrscht jetzt weitgehende Übereinstimmung darin, dass der Versuch, die erschlossenen Wörter der indogerm. Ursprache noch weiter zu etymologisieren, nichts andres als eine geistreiche Spielerei ist, bei der man ja zuweilen das richtige treffen, noch öfter aber in die schwersten Irrtümer verfallen kann. Derartige Etymologien haben nicht selten dazu geführt, eine scheinbar ursprüngliche Bedeutung als die älteste anzusehen. Recht alt ist so die Herleitung des Wortes Acker, gr. *ἀγρός*, lat. *ager*, got. *akrs*, ai. *ajras* von

der Wurzel *ag* 'führen, treiben', und indem man die schöne Parallele *Trift* zu *treiben* heranzog, setzte man für das indische Wort 'Trift' als ursprüngliche Bedeutung an, was die Kulturforscher begierig aufnahmen und damit den Nomadismus der Indogermanen begründeten. In Wirklichkeit ist diese Bedeutung gar nicht belegt, sondern *ájras* heisst im Indischen 'Feld, Flur'. Es lässt sich daher nicht das aus dem Wort entnehmen, was man aus ihm geschlossen hat. Ausserdem kann man es bezweifeln, ob *agros* von *agō* 'treiben' abgeleitet ist, jedenfalls wird es ursprünglich nicht Trift bedeutet haben, sondern eher das 'Führen der Rinder', das 'Pflügen', 'das Pflugland', wenn man es überhaupt etymologisieren will.

Alles in allem verdient die Sprachwissenschaft, recht verwendet, durchaus Berücksichtigung bei der Erschliessung der Kultur, aber sie darf nicht in erster Linie stehen, sondern sie kann nur als Hilfswissenschaft in Betracht kommen. Zuerst muss die sachliche Vergleichung der ältesten Zustände der einzelnen Völker kommen, darauf die Heranziehung der archäologischen Funde, und erst dann, wenn wir diese Dinge betrachtet haben, kann uns die Sprache manches lehren, vor allem ob die sachlichen Übereinstimmungen zufällig sind oder in alte gemeinsam verlebte Zeit zurückgehen.

4. Die wirtschaftlichen Zustände des prähistorischen Europas und der Indogermanen.

Die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft ist in erster Linie von ihrer Wirtschaftsform abhängig. Nicht allein die Dichtigkeit der Bewohner eines Landes, auch scheinbar so abseits stehende Dinge wie die Künste, die Religion, die Formen der Familie sind, wie eindringende Forschung der letzten Jahre gelehrt hat, durch sie beeinflusst. Dieser Gesichtspunkt ist keineswegs neu, auch frühere Zeiten haben ihn gewürdigt, und jedenfalls sind wir auf Grund dieser Auffassung berechtigt, die Wirtschaftsform der Indogermanen in unsrer Darstellung an die erste Stelle zu setzen.

Die Anschauungen von der Wirtschaftsform der Indogermanen haben bisher unter der Voraussetzung gestanden, dass die natürliche Entwicklung den Menschen aus einem Jäger und Fischer zu Vieh züchtenden Nomaden gemacht habe, aus

dem er sich allmählich zum Ackerbauer umgewandelt habe. Solange man den Ackerbau als etwas Höheres und die Viehzucht als seine notwendige Vorstufe ansah, und solange man die Indogermanen als Halbwilde betrachtete, musste man ihnen den Ackerbau absprechen. Jetzt aber haben wir gelernt, dass wir es bei diesen beiden Kulturstufen nicht immer mit einem Nacheinander, sondern auch ebensogut mit einem Nebeneinander zu tun haben können, ja, dass das ganze Verhältnis manchmal umzukehren ist. Wir treffen den Ackerbau ohne eine Spur von Viehzucht bei Völkern, die alle Kennzeichen des Jägertums an sich tragen, und wir haben mehr Völker auf der Erde gefunden, die keine Haustiere besitzen, als solche, die den Ackerbau nicht kennen. Das ist nicht schwer zu verstehen; denn es war gewiss leichter den Ackerbau zu erfinden, als Tiere zu zähmen. Die Samenkörner, die zufällig verstreut wurden, die man dem Toten als Nahrung mit ins Grab legte, sie keimten von selber auf und brachten Frucht.

Es wird nicht allzuschwer gewesen sein, das Vorbild der Natur zu benutzen, wenngleich dies noch heute nicht überall geschieht. Die ersten Tiere dagegen kann der Mensch nicht etwa deshalb gezähmt haben, weil er sich einen Vorteil von ihnen versprach, sondern der Nutzen, den sie bieten, hat sich zum grossen Teil erst entwickelt, nachdem sie lange Zeit Genossen des Menschen gewesen waren. Auch primitive Stämme halten zahlreiche Tiere in Gefangenschaft, wie übereinstimmend die Reiseberichte schildern, aber diese Tiere werden wirtschaftlich nicht benutzt, sondern zur Unterhaltung und zum Vergnügen aus einer Art Spieltrieb erworben, wie wir Kanarienvögel und Goldfische in unsere Wohnungen aufnehmen. Auch die Freude am blossen Besitz spielt ihre Rolle. Auf weiten Strecken Afrikas wird das Rind von den Negerstämmen in grosser Zahl gehalten, aber wirtschaftlich so gut wie gar nicht verwendet. Jedenfalls setzt die erste Zähmung und Haltung von Haustieren einen Grad der Sesshaftigkeit voraus, den zwar nicht nur der Ackerbau gewähren kann, der aber mit dem eigentlichen Nomadentum unvereinbar ist. Man muss die Tiere lange Zeit ohne besondern Zweck in der Gefangenschaft gehalten und so allmählich gezähmt haben, ehe man sie benutzte. Bahnbrechend ist in dieser Frage das Buch von Hahn geworden »Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen« 1896, auf dessen weitere interessante,

wenn auch nicht immer sichere Ausführungen ich den Leser verweise.

Bei der Aufstellung der wirtschaftlichen Entwicklungsstufen hat man ferner in früherer Zeit einen Punkt fast vollständig ausser acht gelassen. Mag man sich die Entstehung des Menschen denken, wie man will, die Familie, die Gemeinschaft von Mann und Frau, muss vom ersten Augenblick an bestanden haben, und mit dieser Doppelheit ist auch eine Teilung der Arbeit verbunden. Der Mann sorgt im wesentlichen erst für sich allein, und nur das, was vom reichlichen Mahle übrig bleibt, erhalten die Frau und die Kinder. So ist die Frau, der die mütterliche Liebe von der Natur tief ins Herz eingepflanzt ist, darauf angewiesen, selbst für sich und die Ihrigen den Lebensunterhalt zu beschaffen. Auf der untersten Stufe der Wirtschaft, die wir noch heute antreffen, geht die Frau mit dem Stock bewaffnet in den Wald, um Wurzeln zu graben, während der Mann zwar die Pflanzenkost nicht verschmäht, aber doch mit Vorliebe mit seinen einfachen, bald aber auch verfeinerten Hilfsmitteln den Tieren nachstellt. Die Verhältnisse sind sehr einfach. Von einer Sorge für den künftigen Tag ist nichts zu spüren. Der Mensch lebt von der Hand in den Mund. Wird reiche Nahrung erjagt, so gibt man sich dem Genusse in vollem Masse hin, worauf dann wieder Perioden des Hungers folgen. In dieser Zeit, meint Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft [3], S. 32, ist von einer Wirtschaft noch nichts vorhanden, und er nennt diesen Zustand den der individuellen Nahrungssuche. In treffender Weise hat er uns das Bild einer wirtschaftslosen Zeit geschildert. Aber in diesem Leben befinden sich doch nur noch wenige Völker. Schon bei manchen Jägervölkern treffen wir entwickeltere Wirtschaftsformen. Jedenfalls aber sorgt von allem Anfang an jedes Geschlecht für seine eigene Erhaltung und jedes sammelt eine Reihe von Erfahrungen, die sie weiter verwerten und entwickeln können.

Die Wirtschaftsform ist anderseits abhängig von dem Boden. »Die Art des Wohngebietes«, sagt Ratzel, »bestimmt die Lebensart. Solange die Natur eines Wohngebiets dieselbe, bleibt auch der Kulturzustand seiner Völker derselbe. Die Sprache, auch sogar die Rasse kann wechseln, der Nomadismus bleibt, solange die Steppe Steppe bleibt«. Ebenso sind die Fischervölker an gewisse Örtlichkeiten gebunden, und in den gebirgigen Gegenden Europas,

in denen die Ackerfrucht gar nicht oder nur selten und spärlich reift, treibt der Hirt heute noch seine Herden wie vor tausend und abertausend Jahren. Wenn wir von diesen einfachen Grundgedanken ausgehen, werden uns die Zustände und die Entwicklung, die wir in Europa antreffen, sehr leicht verständlich werden.

In greifbarer Gestalt tritt uns in Europa das Leben des Menschen zuerst in der ältern Steinzeit entgegen, und zwar erhalten wir ein deutlicheres Bild nicht früher als in der Epoche von St. Madeleine. Die Menschen dieser Zeit haben unzweifelhaft von der Jagd gelebt. Sollte man es nicht an den Knochenresten der jagdbaren Tiere, namentlich des Renntieres erkennen, die zahlreich gefunden sind, so würden es, wie wir schon oben S. 221 gesehen haben, die häufigen Zeichnungen von Tieren erweisen. Wir dürfen annehmen, dass die abgebildeten Tiere auch in dem Leben der Bewohner der ältern Steinzeit eine besondere Rolle gespielt haben. Häufig treffen wir Renntiere, aber auch Hirsche, das Mammut, Seehunde, Wildpferde, Schlangen, Fische. Alles dies zu verzehren, wird der Mensch sich nicht gescheut haben und noch vieles andere wird seinen Hunger haben stillen müssen, von dem wir heute nichts mehr ahnen. Spuren von Pflanzennahrung waren für die ältere Steinzeit bis vor kurzem nicht nachgewiesen. Das konnte man als Zufall ansehen, oder vielmehr als eine Notwendigkeit, da sich die Reste dieser Nahrung kaum erhalten hätten. Gefehlt hat das, was die Natur freiwillig bot, gewiss nicht beim Mahle des Menschen in der ältern Steinzeit, zumal der Mensch der Pflanzennahrung selbst in den höchsten Breiten nicht entbehren kann. Bekanntlich bildet der Inhalt des Renntiermagens wegen der darin enthaltenen Pflanzenbestandteile für die Eskimos die grösste Delikatesse. Neuerdings sind aber in der Pyrenäenhöhle des Espélugues bei Lourdes Skulpturen in hocherhabener Arbeit entdeckt, die aus Renntiergeweih geschnitzt sind, und die in der Tat den Eindruck von Ähren machen (s. Fig. 4 u. 5). Hoops, der in seinen Waldbäumen und Kulturpflanzen S. 277 diese wichtigen Funde bespricht, nimmt sie für Ähren in Anspruch, und ich weiss auch nicht, was sie sonst darstellen sollten. Für die Übergangsperiode von der ältern zur neuern Steinzeit sind aber jetzt schon sichere Spuren von Getreidekörnern nachgewiesen, vgl. Hoops S. 280. Wir kommen auf diesen Punkt noch zurück.

Viel reichhaltiger als in der ältern Steinzeit ist die Speise-

karte, die wir in den Muschelhaufen Dänemarks antreffen. Die Menschen waren hier Fischer und Jäger und keineswegs wählerisch in ihren Nahrungsmitteln. Man ass die Austern, Herzmuscheln, daneben Miesmuscheln, Tangarten und Strandschnecken. »Zwischen den Schalen«, sagt S. Müller, Nordische

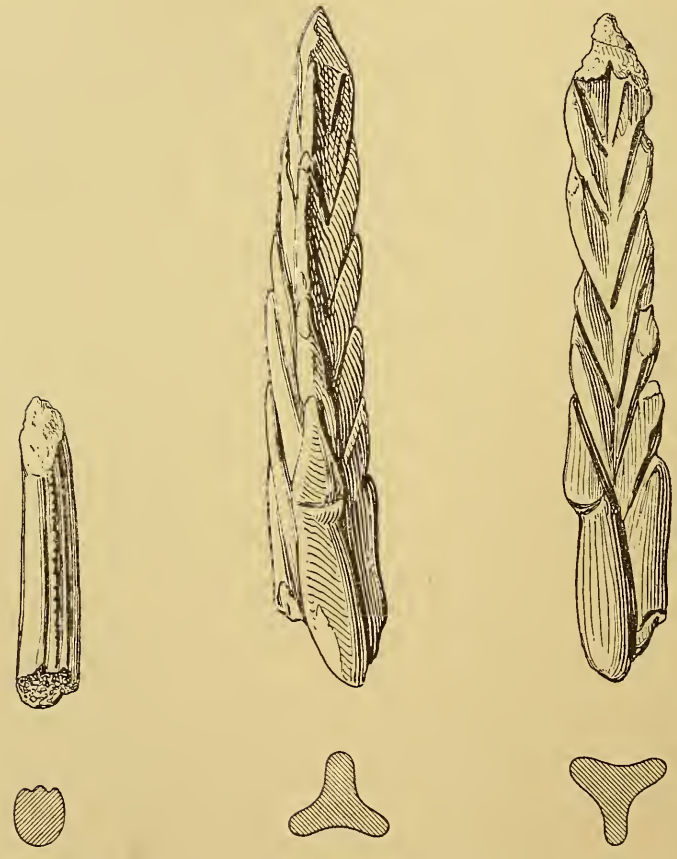


Fig. 4. Skulptur einer Ähre aus Renntiergeweih, mit drei Reihen Körnern. Bertrand, L'art pendant l'age du Renne. Aus der Grotte des Espélugues bei Lourdes (Sammlung Nelli).

Altertumskunde 1, 8, »liegen zerstreut eine Menge Fischgräten, zumeist von Schollen, Dorsch, Hering und Aal. Demnächst kommen oft Vogelknochen in grösster Anzahl vor, besonders von Strand-, Sumpf- und Schwimmvögeln, wilden Enten und Gänsen, Schwänen, Möven u. s. w. Minder zahlreich, doch in-

folge ihrer ansehnlicheren Grösse stark hervortretend in den Haufen, sind Knochen von Säugetieren und unter diesen wieder vorzugsweise von Hirsch, Reh und Wildschwein. Dazu kommen manche andere Tiere.« Reste von Pflanzennahrung waren bis vor kurzem auch hier nicht nachgewiesen. Aber sie konnten mit voller Sicherheit vorausgesetzt werden. Sind sie bisher auch

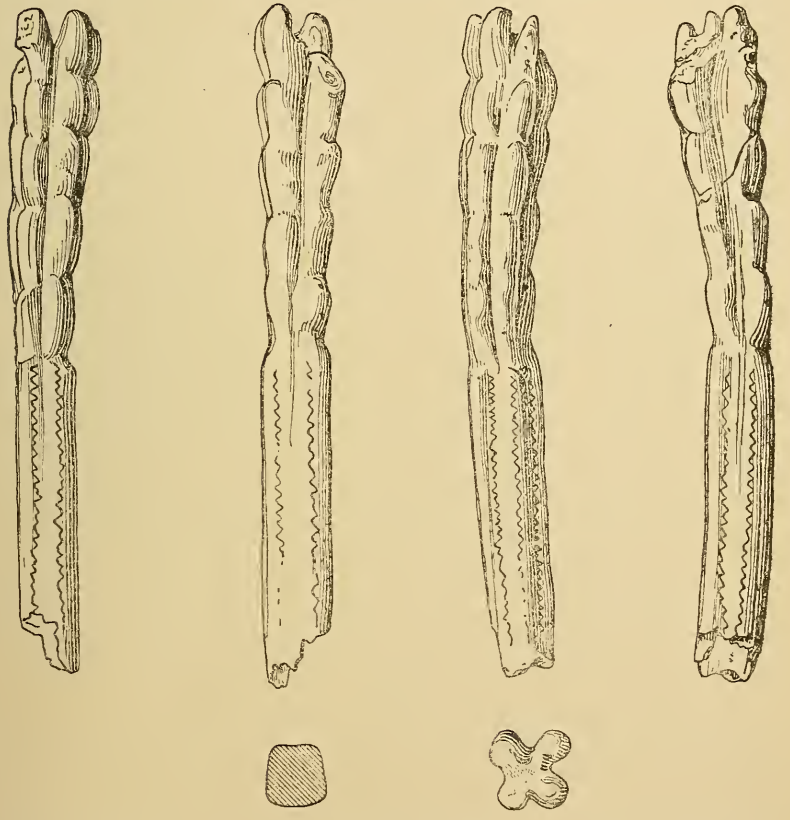


Fig. 5. Skulptur einer Ähre aus Renntiergeweih, mit vier Reihen Körnern; Halm dick, viereckig.
Aus der Grotte des Espélugues bei Lourdes (Sammlung Nelli).

in den ältesten Funden noch nicht angetroffen worden, so liegen sie doch in den Muschelhaufen aus dem Beginn der jüngern nordischen Steinzeit vor. »Hier wurden mehrfach Abdrücke von Weizen und sechszeiliger Gerste gefunden«. (Hoops s. a. O. 307.)

Mag man sich das Leben der Menschen dieser Zeit so primitiv

als möglich vorstellen, unterschätzen darf man es nicht. Sie fuhren auf die See hinaus, um ihre Nahrung zu erwerben, bauten also Fahrzeuge und werden auch wohl Netze gefertigt haben, sie besassen den Hund als Haustier, und waren in ziemlichem Grade sesshaft, wozu schon die Natur ihres Wohnsitzes nötigte. Ihre Steingeräte sind zwar noch einfach, aber doch fortgeschrittener als die der frühern Periode. Das Leben der Fischervölker späterer Zeit, die natürlich immer nur an bestimmten Orten wohnen können, wird von dem der Bewohner der Muschelhaufen in manchen Punkten nicht viel abgewichen sein.

Je mehr wir uns den historischen Zeiten nähern, um so mehr treten auch die Jägervölker in Europa zurück. In den Schweizer Pfahlbauten hatte der Mensch schon das Rind, das Schaf und die Ziege gezähmt und lebte von dem Ertrag seiner Herden und den Früchten des Feldes. Aber das genügte nicht oder man benutzte die Herden nicht so gern. Denn in den Funden überwiegen z. T. noch die Knochen der jagdbaren Tiere. In der oberitalischen Terramare treten diese hingegen zurück, und so sehen wir schon eine Verschiedenheit der Kulturen, die vielleicht gleichzeitig sind. Aber man braucht nicht an verschiedene Begabung zu denken, vielmehr erklärt die Lage südlich und nördlich der Alpen die Tatsachen zur Genüge.

Im Lichte der Geschichte sind die Jägervölker in Europa nur an den entlegensten, kulturfernsten und unwirtlichsten Gegenden zu finden. Zwar sagt Cäsar von den Germanen, ihr ganzes Leben bestehe in der Jagd, aber hier ist offenbar eine noble Passion, kein Wirtschaftszustand gemeint. Zweifellos sind die Germanen auch zu Cäsars Zeit kein Jägervolk gewesen, das von dem Ertrage der Jagd gelebt hätte, obgleich diese in den dichten Wäldern Deutschlands reiche Ausbeute versprach und immer eine Tätigkeit der Fürsten und Adligen geblieben ist. Tacitus hebt ja auch im Gegensatz zu Cäsar hervor, dass die Jagd bei unsern Vorfahren keine so grosse Bedeutung gehabt hätte. Alle typischen Züge eines Jägervolkes zeigt aber Tacitus Schilderung der Finnen. »Sie haben keine Äcker, keine Rosse, keine Götter; Kräuter dienen zur Nahrung, das Fell zum Kleid und der Boden als Lager. Nur mit Knochen bewehrte Pfeile benutzen sie. Dieselbe Jagd nährt Männer und Frauen. Weit schweifen sie umher und suchen ihre Beute auf.« Und noch im 8. Jahrhundert n. Chr. berichtet Ohthere dem König Alfred, dass die Finnen im Winter

von der Jagd und im Sommer vom Fischfang an der See leben, also so wie wir uns die Bewohner der Kjökkenmöddinge vorzustellen haben. Für die Finnen erklärt die Unwirtlichkeit ihres Landes das Beharren auf dem ältern wirtschaftlichen Standpunkt, obschon auch für sie die vergleichende Sprachforschung fortgeschrittenere Zustände zu erweisen scheint, als diese Schilderungen voraussetzen. Vgl. oben S. 72.

Nicht viel anders scheinen im südlichen Europa die Ligurer ihren Unterhalt erworben zu haben. Diodor schildert sie nach den Angaben des Poseidonios als halbe Wilde, denen der Ackerbau so gut wie unbekannt war, und die vorwiegend von der Jagd und von wildwachsenden Kräutern lebten. Doch ist das vielleicht etwas übertrieben. Ihr Zurückbleiben in der Kultur führt Diodor mit Recht auf die Ungunst ihres Landes zurück, so dass wir wohl annehmen dürfen, dass sie sich anderswo unter günstigern Bedingungen weiter entwickelt haben. Vielleicht noch primitiver hausten in Schottland die Kaledonier, von denen uns Dio eine Schilderung hinterlassen hat, die wohl auf Pytheas zurückgeht.

Auch die alten Iberer scheinen, teilweise wenigstens, ein Jägervolk gewesen zu sein. Die eigentümliche Sitte des männlichen Kindbettes, die bei den Basken vorkam, erklärt K. v. d. Steinen Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens S. 335, ansprechend aus den Sitten und Gewohnheiten eines Jägervolkes.

In den Europa und Asien verbindenden Steppen lebten nach Herodot die Thyssageten und die Jürken von der Jagd, letztere in sehr charakteristischer Weise. Da die mangelhaften Waffen nicht gestatten, das Tier auf den ersten Schuss zu erlegen, so hetzt es der Mensch zu Tode. Dieses besorgten die Jürken mit Pferden in Begleitung ihrer Hunde. Immerhin zeigen diese, im Besitz von Haustieren, schon eine höhere Kultur, und die Nachrichten lassen überhaupt einigem Zweifel Raum.

Diese Jägervölker haben sich in diesen Gegenden also noch im Lichte der Geschichte erhalten, und die Jagd hat jedenfalls lange Zeit nicht aufgehört, eine gewisse Rolle für die Ernährung des europäischen Menschen zu spielen.

Was die Natur freiwillig im Pflanzenreich bietet, wird von den primitiven Völkern gesammelt, und Finnen wie Ligurer wussten, wie die angeführten Nachrichten lehren, die Natur wohl auszunutzen. Aber was sie gesammelt haben, das erfahren wir aus

den Berichten nicht. Auch die Sprache verweigert in diesem Punkte fast jegliche Auskunft. Um so reicher treten die prähistorischen Funde und die historischen Nachrichten ein. Eine wichtige Rolle hat die Eichel in dem Leben der Bewohner Europas bis tief in die historische Zeit hinein gespielt. In der oberitalienischen Terramare finden sich Eicheln in grosser Menge. Bisweilen treffen wir sie in Tongefässen aufbewahrt, woraus wir eine wirtschaftliche Vorsicht erschliessen dürfen, die weit über das hinausgeht, was jetzt die Primitiven bieten. Weiteres über die Eichel siehe im folgenden Kapitel.

In den Schweizer Pfahlbauten hat man wilde Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Haselnüsse, Bucheckern, Himbeeren, Brombeeren, Erdbeeren und Schlehen angetroffen, und wahrscheinlich haben auch die Ahlkirsche, die Wassernuss, die Heckenkirsche, die Frucht der Eibe, der weissen und gelben Teichrose, der Seebinse, der Fichte und Zwergkiefer zur Nahrung gedient. In Oberitalien sind in den Funden sicher nachgewiesen die Reste von Äpfeln, Schlehen, von der wilden Süss- oder Vogelkirsche, von der Waldbrombeere, von Beeren des gemeinen Flieders, von Haselnüssen und von der gemeinen Pimpernuss.

Dieses Sammeln von Waldfrüchten darf nicht weiter auffallen. Hat es sich doch in gewissem Umfang bis auf den heutigen Tag erhalten. Und wenn auch in unsrer kultivierten Gegend nur weniges zu finden ist, so kann man doch in der Balkanhalbinsel gar wohl von Brombeeren und Haselnüssen den Hunger eine Zeitlang stillen.

Wer die Früchte gesammelt hat, wissen wir nicht. Aber wir dürfen wohl vermuten, dass es die Frauen und die Kinder getan haben, wie sie es noch heute tun.

So sehen wir denn in unserm Erdteil die Jägervölker und die Formen einfacher Wirtschaft an gewissen Stellen bis tief in die historischen Zeiten hineinragen, wie denn der Mensch auch heute noch unter gewissen Umständen zu diesen Lebensformen zurückkehrt. Es ist daher keine zu kühne Vermutung, eine derartige Lebensweise in alten Zeiten für ganz Europa vorauszusetzen. Daneben aber bestehen auf den Hauptgebieten andere Wirtschaftsformen, Ackerbau, Viehzucht und die Verbindung beider zu dem höhern Ackerbau.

Der Ackerbau.

Der Ackerbau kann in Europa der Viehzucht ebenso vorangegangen sein wie anderwärts, und ist es wohl möglich, dass in unserm Erdteil lange Zeit Verhältnisse bestanden haben, wie sie K. v. d. Steinen bei den Schingu-Indianern Brasiliens antraf: Jagd des Mannes und Ackerbau der Frau. Beweisen liess sich eine solche Voraussetzung bis vor kurzem nicht, denn in dem am besten bekannten Fundgebiet der Pfahlbauten treten Ackerbau und Viehzucht zusammen auf. Das konnte ein Zufall sein, da sich Getreidekörner nur unter besonders günstigen Umständen erhalten, während die Knochen der Tiere die Zeiten überdauern. Aber seitdem Getreideanbau schon für die paläolitische Zeit, s. o. S. 245, wahrscheinlich geworden ist, steht diese Anschauung auf viel festern Füssen. Davon abgesehen, spricht aber zugunsten der erwähnten Hypothese, dass in Europa während der alten Zeit tatsächlich die Frauen häufig den Acker bestellen. Das lässt auf eine selbständige Entwicklung schliessen, indem sich aus dem Pflanzensammeln der Frau allmählich der Pflanzenbau entwickelt hat.

An den verschiedensten Orten der Erde hat man den Ackerbau in den Händen der Frau gefunden. Leicht war die Erklärung zur Hand, der Mann habe dieses mühselige Geschäft der schwächern Frau aufgedrängt, aber sie hält vor genauerer Untersuchung nicht stich. Wir folgen vielmehr den bahnbrechenden Anschauungen, die K. v. d. Steinen a. a. O. S. 214 ausgesprochen hat, und die heute bei fast allen Kulturforschern verdiente Würdigung gefunden haben.

»Der Mann hat die Jagd betrieben und während des hat die Frau den Feldbau erfunden. Die Frauen haben, wie in ganz Brasilien, ausschliesslich nicht nur die Zubereitung im Hause, sondern auch den Anbau der Mandioka in Händen. Sie reinigen den Boden mit spitzen Hölzern von Unkraut, legen die Stengelstücke in die Erde, mit denen man die Mandioka verpflanzt und holen täglich ihren Bedarf, den sie in schwer bepackten Kiepen heimschleppen. . . . Der Mann ist mutiger und gewandter; ihm gehören die Jagd und die Übung der Waffen. Wo also Jagd und Fischfang noch eine wichtige Rolle spielen, muss, sofern überhaupt eine Arbeitsteilung eintritt, die Frau sich mit der Sorge um die Beschaffung der übrigen Lebensmittel, mit

dem Transport und der Zubereitung beschäftigen. Die Teilung hat die nicht genug gewürdigte Folge, dass die Frau auf ihrem Arbeitsfelde ebensogut eigene Kenntnisse erwirbt, wie der Mann auf dem seinen. Notwendig muss sich dies auf jeder niedern oder höhern Stufe bewähren. Zu der den Mandiokabau mit klugem Verständnis betreibenden Indianerin findet sich das Gegenstück bereits im reinen Jägertum. Die Frau des Bororó ging mit einem spitzen Stock bewaffnet in den Wald und suchte Wurzeln und Knollen; bei den Streifzügen durch den Kamp, oder wo immer eine Gesellschaft von Indianern den Ort veränderte, war solcherlei Jagd, während der Mann den Tieren nachspürte, die Aufgabe der Frau; sie holte die Palmnüsse kletternd herunter und schleppte schwere Lasten davon heim. Und war die Indianerin die Untergebene des Mannes, so kam ihr diese Stellung bei der Verteilung von Fisch und Fleisch gewiss nicht zugute, sie war dabei auch angewiesen auf die Beute an den Vegetabilien, die sie selbst erwerben konnte. Am Schingú flochten die Männer den Bratrost, brieten Fisch und Fleisch, die Frauen buken die Beijú (Mandiokafladen), kochten die Getränke, die Früchte und rösteten Palmnüsse — welchen andern Sinn konnte diese Teilung in animalische Männer- und vegetabilische Frauenküche haben, als dass ein jedes der beiden Geschlechter noch in seinem uralten Ressort verblieben war?«

Diese Ausführungen voranzustellen, schien mir um so nötiger, als wir die gleichen Zustände für das alte Europa mit mehr oder minder grosser Sicherheit erschliessen können. Eine ganze Reihe unverstandener und unbeachteter Nachrichten und Sitten werden klar, wenn wir uns ein ähnliches Bild von den Zuständen unsrer Vorzeit machen.

In der Geschichte des Ackerbaues selbst müssen wir zwei Stufen unterscheiden, den niedern Ackerbau oder Hackbau, den der Mensch, vornehmlich die Frau, ohne Hilfe des Rindes, ohne Pflug und Wagen besorgt, und den höhern Ackerbau mit Rind, Pflug, Wagen, den schon die Pfahlbauten kennen und den Hahn jetzt treffend den Pflugbau nennt. Dieser kann natürlich nicht mehr allein von der Frau betrieben werden, schon darum nicht, weil der Mann das Vieh nicht gern aus seiner Hand lässt. Beide Arten stehen lange Zeit neben einander, und unser Garten- und Gemüsebau ist ja schliesslich nichts weiter als ein Hackbau, der noch heute in hervorragendem Masse in den Händen der Frau ruht.

Dass nun der Ackerbau in Europa vielfach von den Frauen ausgeübt wurde, dafür stehen direkte und indirekte Zeugnisse in Fülle zu Gebote. Beginnen wir im äussersten Westen, so sagt Strabo und andere von den Iberern ausdrücklich, die Frauen hätten den Acker bestellt, und Hübner bemerkt: Von den Kallaikern gilt, wie die noch bestehende Sitte beweist, dass die Frauen neben dem Haushalt auch den Ackerbau besorgen, während die Männer dem Krieg und Raub nachgehen (Sil. 3, 334 ff.); noch jetzt dienen zahlreiche Gallegos in Lissabon und Madrid als Wasser- und Lastträger, während die Frauen zu Haus das Feld bestellen. Die ligurischen Frauen beteiligten sich, wie wir aus Poseidonios erfahren, ebenfalls an der Feldarbeit. Das Zeugnis des Tacitus über die Germanen ist bekannt; die Sorge für den Ackerbau überlassen sie den Frauen, Greisen und Schwächlingen. Bei den Thrakern galt es für den Mann als ehrlos, das Feld zu bebauen, aber auf thrakischen Münzen aus der Zeit Trajans mit der Legende Dardanici erscheint eine Frau mit Ähren in der Rechten, wie auch keltische Frauen mit Ähren in der Linken dargestellt sind. Nach Herakleides bestellen bei den Athamanen im Südosten von Epirus die Frauen den Acker, während die Männer als Hirten in den Bergen herumzogen.

Da wir aus dem Opfer sichere Schlüsse ziehen können, so ist die Nachricht Herodots wichtig, dass die thrakischen Frauen der Artemis die Erstlinge der Weizenfrucht opfern. Bei den Indern nimmt die Frau am Getreideopfer teil, während sie dem Tieropfer fern bleibt. Welch andern Sinn kann das haben, als dass sie in dem Getreideopfer der Gottheit das darbringt, was sie selbst erworben hat. Wenn fast überall die Erfindung des Ackerbaus einer weiblichen Gottheit zugeschrieben wird, so muss das auf denselben Voraussetzungen beruhen, und dass der Kult dieser Ackerbaugöttinnen vielfach den Frauen zufällt, braucht nicht erhärtet zu werden. In Athen mahlen die Ehrenjungfrauen das Mehl zu dem Opfer der Demeter (Schol. Aristoph. Lysistr. 944).

Die Funde können uns in diesem Punkte wenig lehren. Bei Worms sind steinzeitliche Gräber aufgedeckt worden, und fast in keinem Frauengrab fehlt die primitive meist zu Häupten der Toten liegende Handmühle (Umschau 3, 1024). Das Getreidemahlen bleibt auch später Tätigkeit der Frau, eben weil sie das Getreide pflanzte.

Der Mann hat auch nicht der Frau den Ackerbau als besonders mühsame Tätigkeit zugewiesen. Die antiken Schilderungen von den Frauen der Nordvölker besagen, sie seien ebenso stark und kräftig gewesen wie die Männer, und man sieht daher nicht ein, weshalb sie nicht andere Arbeiten wie das Schlachten des Viehes, die Zubereitung des Leders hätten übernehmen sollen, Tätigkeiten, deren sie sich wohl stets enthalten haben.

Mit dem, was hier beigebracht ist, werden die Tatsachen nicht erschöpft sein, aber ich habe auf weiteres Suchen verzichtet, da die angeführten den Satz erhärten, dass im alten Europa die Frauen vielfach den Acker bestellt haben, wie sie denn auch heute noch oft genug an dieser Arbeit teilnimmt.

Ganz ausschliesslich wird das freilich ihre Tätigkeit nur gewesen sein, so lange der reine Hackbau bestand. Mit der Einführung des Rindes an Wagen und Pflug wird sich auch der Mann dieser Tätigkeit angenommen haben, wie wir dies in den historischen Zeiten finden. Aber wir werden im folgenden Kapitel sehen, dass die Frau, was die Bereitung der Speisen betrifft, noch in ihrem alten Ressort geblieben ist, so dass wir daraus eine ältere Stufe der Verteilung der Arbeit erschliessen können.

Über das eigentliche Alter des Ackerbaus können uns nur die Funde belehren, und über diesen Punkt gibt jetzt das Buch von Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen, die beste Auskunft. Im Jahre 1895 hat Buschan in seiner »Vorgeschichtlichen Botanik« die bis zu dieser Zeit bekannten Funde von Getreideresten zusammengestellt, und es ergab sich für ihn, dass erst mit der neolithischen Zeit der Getreidebau aufgekommen war. Neuere Funde aber, die Hoops S. 271 ff. verzeichnet, führen ihn in die paläolithische Zeit zurück. Wollte einer bezweifeln, dass die Abbildungen bei Hoops (s. ob. S. 246/7 Fig. 4 u. 5) wirklich Getreideähren darstellen, so sind doch aus der Übergangsperiode vom ältern zum jüngern Steinzeitalter Getreidekörner gefunden worden. Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach vorauszusetzen, dass sich diese Funde noch vermehren werden, aber auch neue Entdeckungen können nichts weiter erhärten, als dass der Ackerbau in Europa in sehr alte Zeiten zurückgeht. Mit der jüngern Steinzeit tritt aber nicht der Hackbau, sondern schon der höhere Ackerbau in ziemlich entwickelter Form auf.

Die Pfahlbauer der Schweiz pflanzten schon Weizen, Gerste

und Flachs. Aber wie alt diese Funde sind, lässt sich nicht sagen. Wir haben oben gesehen, dass die gleichen Zustände in Europa zu ganz verschiedenen Zeiten bestanden haben, und so kann hier der Pflugbau getrieben worden sein, während anderswo noch der Hackbau bestand. Da tritt nun die Sprachwissenschaft ein, die uns vielleicht in ein höheres Alter führt und Zeugnis für ein grösseres, jedenfalls weiter nördlich und östlich gelegenes Land bietet. In den europäischen Sprachen sind durchweg feste übereinstimmende Ausdrücke für die Haupttätigkeiten des Ackerbaues vorhanden. Der Pflug, der Wagen, die Egge, Säen und Ernten sind in vielen Sprachen gemeinsam benannt. Allerdings fehlen fast alle diese Ausdrücke dem Indo-iranischen. Während die ältere Sprachwissenschaft nicht im Zweifel war, den Indogermanen die Kenntnis des Ackerbaues zuzuschreiben, hat man in der neuern Zeit, getrieben namentlich durch V. Hehns energischen Einspruch, fast jede Kenntnis des Ackerbaus geleugnet. Auch O. Schrader hegte diese Ansicht, erkennt aber jetzt, wenn auch halb widerwillig, wenigstens einen primitiven Hackbau an. Aber das ist durchaus nicht richtig. Denn die sprachlichen Tatsachen lassen sich schlechterdings nicht anders deuten, als dass der höhere Ackerbau, der Pflugbau den Indogermanen bekannt war. Wenn die Ackerbauausdrücke den Indern und Iraniern fehlen, so können diese sie bei ihren Wanderungen, bei denen sie den Ackerbau notwendig aufgeben mussten, verloren haben, oder sie können frühzeitig in einem Gebiet gewohnt haben, dem die Gabe der Demeter nicht zuteil geworden war, denn die Kultur der indogermanischen Stämme braucht nicht einheitlich gewesen zu sein. Gegen derartige Wohnsitze aber spricht, dass die Indoiranier an den Benennungen für den Wagen teilnehmen. Es ist längst als absolut sicher erkannt, dass die Indogermanen schon Wagen besessen haben. Nicht nur sind die gleichen allgemeinen Ausdrücke in vielen Sprachen vorhanden, sondern auch die Namen einzelner Teile des Wagens können wir erschliessen. Man hat jetzt aber erkannt, und wir verdanken diese neue Auffassung den Forschungen Hahns, »Die Haustiere« S. 96, dass der Wagen ein Ackerbaugerät allerersten Ranges ist. Zwar dient er auch für die Wanderungen — weshalb hätte man ihn dazu nicht benutzen sollen —, aber das ist sicher nicht seine ursprüngliche Verwendung gewesen. Ursprünglich ist er vielmehr mit dem Ackerbau auf das engste verbunden. Dafür spricht u. a. deutlich, dass

der Dienst der Göttinnen, und namentlich wohl der Ackerbaugöttinnen einen Wagen, den mit heiligen Kühen bespannten Wagen erforderte. Bekannt ist die schöne Sage von Kleobis und Biton, die die Priesterin, ihre Mutter, auf dem Wagen zum Tempel der argivischen Hera fuhren (Herod. 1, 31), und ebenso bekannt ist die Erzählung des Tacitus (Germ. XL) von der Nerthus, id est Terra mater, d. h. Mutter Erde, die auf einem von Kühen bespannten Wagen herumgefahren wird. Weitere zahlreiche Zeugnisse haben schon J. Grimm und V. Hehn gesammelt. Sie zeigen, dass Rind und Wagen auf das engste verbunden sind. Und dass der Wagen ein Ackerbaugerät ist, darüber belehrt ein Blick in jede Landwirtschaft. Es ist ja einfach undenkbar, dass ein Ding wie der Wagen ein reiner Luxusgegenstand gewesen sei, und dass er in den wald- und gebirgsreichen Gegenden ein Fortbewegungsmittel gewesen sein soll, ist ebenso unmöglich. Auch hier spiegeln die Verhältnisse Bosniens und der Herzegowina uralte Zustände getreulich wieder. Der ganz aus Holz gebaute Wagen dient im wesentlichen dem Ackerbau, während der Handel sich der Pferde als Träger bedient, aus dem einfachen Grunde, weil fahrbare Strassen bis vor kurzem gänzlich gefehlt haben. Es ist recht verständnislos, wenn Schrader die in den weiten Ebenen Osteuropas auftretende Verwendung des Wagens als Wohn- und Transportmittel für etwas uraltes halten will, da doch diese Gegenden in keiner Beziehung selbständig da stehen.

Zur Bestätigung dieser Zeugnisse sind neuerdings eine ganze Reihe metallener Wagen, auf denen sich weibliche Idole befinden, ans Licht gekommen.

Auch das Rind, dessen Verwendung den Indogermanen abzusprechen noch keiner gewagt hat, ist nicht so sehr ein Tier der Nomaden, als der Ackerbauer, es ist mit Pflug und Wagen auf das engste verknüpft. (Vgl. Hahn, Haustiere 95.) Bei allen indogermanischen Stämmen tritt es als Pflugtier auf, und der in den meisten Sprachen erhaltene indogermanische Ausdruck für 'Joch' beweist, dass es vor den Wagen oder vor den Pflug gespannt ist. Von dieser Verwendung schreibt sich auch die hohe Schätzung des Rindes her, die uns aus dem griechischen Altertum überliefert ist, und die in Indien schliesslich zu einer vollen Heiligung der Kühe geführt hat.

Jahrhunderte lang hat das Rind diesen Dienst als Zugtier

versehen, und selbst heute hat es diese seine Rolle nicht ausgespielt. Ja in Bosnien und der Herzegowina hat es diese alte Stellung noch auf das beste bewahrt.

Wir brauchen also nicht daran zu zweifeln, dass der Ackerbau in ganz Europa mit Ausnahme allerdings des Ostens und einiger anderer ungünstiger Stellen in ein Alter zurückgeht, in das nur noch die prähistorischen Funde reichen. Die Indogermanen stehen jedenfalls auf dieser Kulturstufe. Ernst Grosse hat in seinem schönen Buche »Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft« nachgewiesen, dass die Herrschaft der Sippe, das Bestehen also grösserer verwandtschaftlicher Verbände, in dem niedern Ackerbau wurzelt und sich im höhern fortsetzt, während die Familienformen der Nomaden ganz andere sind. Bei den Indogermanen finden wir aber die Sippenherrschaft, wie wir sehen werden, in ganz hervorragender Weise ausgebildet, und wir können daraus wiederum auf das Bestehen des Ackerbaues schliessen. Überhaupt finden wir, wie wir weiter unten sehen werden, jede Art Technik, die sich bei sesshaften Völkern einstellt, vor allem die Künste des Hausbaues und des Webens bei den Indogermanen ausgebildet. Der Nomade braucht für seine sich vergrössernden Herden die Steppe, er brennt den Wald nieder, damit das Gras darauf besser spriesse. Der Ackerbauer aber rodet allmählich, so viel er bestellen kann, und schützt den Wald. Dass die Indogermanen Schützer und Verehrer des Waldes waren, geht aus allen Zeugnissen klar hervor.

Die Ansicht von dem Nomadentum der Indogermanen spielt in der wissenschaftlichen Literatur noch heute die Hauptrolle. Gestützt auf die angeblich sichern Ergebnisse der Sprachwissenschaft beginnen die Forscher, die die Entwicklung eines einzelnen Volkes darstellen, ihre Werke mit einer Schilderung jenes Urzustandes. Die Sprachwissenschaft hat daher eine grosse Verantwortung zu tragen und sollte schon um dessentwillen weit vorsichtiger sein. Soviel aber lässt sich mit absoluter Bestimmtheit versichern, dass die Sprachwissenschaft ein Nomadentum der Indogermanen nicht beweisen kann. Gewiss, diese besassen Haustiere, aber ebenso sicher ergeben die Tatsachen der Sprache, dass sie den Acker bebauten.

Es ist sonst ein sehr beliebtes Verfahren, die ältesten Zustände der einzelnen Völker zu betrachten, zu vergleichen und daraus

Rückschlüsse zu ziehen. Nun, dass die Griechen und Italiker schon beim Beginn ihrer Geschichte Ackerbauer waren, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Dasselbe gilt von den Kelten. Für die Germanen allerdings hat man das Nomadentum immer und immer wieder behauptet. Aber im 36. Bande der Zeitschrift für deutsches Altertum S. 97 hat R. Much die Frage: Waren die Germanen Wanderhirten? mit überzeugenden Gründen verneint, und M. Heyne erkennt den Ackerbau der Germanen schon für alte Zeiten an. In der Tat lässt auch die völlige Ausbildung der auf den Ackerbau bezüglichen Terminologie in den germanischen Sprachen keinen Augenblick dem Zweifel Raum, dass der Ackerbau bei ihnen völlig ausgebildet war. Hoops kommt in seiner eingehenden Darstellung dieser Frage in seinen »Waldbäumen« S. 485 ff. selbstverständlich zu demselben Ergebnis. Überhaupt dürfen wir bei den Schilderungen der Alten über den Wirtschaftszustand der Germanen nicht vergessen, dass wir es mit erobernden, kriegerischen Völkern zu tun haben, wie wir sie so oft in der Geschichte treffen. Die Bastarner schildert Polybios als »ein zahlreiches, streitlustiges, verwegenes und ruhmrediges Volk, das weder Ackerbau noch Schiffahrt kannte, und von der Viehzucht zu leben verschmähte, indem es nur auf Krieg, kriegerische Übung und Ausbildung bedacht war«. Soll etwa auch diese Schilderung für alle Germanen gelten? Nein, jene waren Räubervölker, die es vorzogen zu ernten, wo sie nicht gesät hatten. »Die Trägheit der Germanen und ihre Vernachlässigung des Ackerbaues« sagt schon Müllenhoff DAK. 2, 30 »war nur die Kehrseite des kriegerischen Sinnes, der sie mit dem einen Ideale des Heldentumes erfüllt in ihre geschichtliche Bahn hinaustrieb.« Derartigen kriegerischen Völkern werden wir noch mehr begegnen. Solchen Sinn allen Germanen zuzuschreiben, geht nicht an, denn sonst hätten sie sich gar bald erschöpfen müssen.

Von den Ästiern d. h. den Litauern sagt Tacitus ausdrücklich, sie »bauten Korn und die übrigen Früchte mit mehr Geduld als nach der gewöhnlichen Trägheit der Germanen«, und die Slaven sind sicher keine Nomaden, sondern als ein echtes Waldvolk in den ältesten Zeiten vielleicht Jäger, später Ackerbauer gewesen. Auch die Indoiranier treten als ausgebildete Ackerbauer in die Geschichte ein, und es ist mir heute sehr zweifelhaft, ob sie jemals den Ackerbau völlig aufgegeben haben. Dies wäre geschehen, wenn sie lange Zeit in der Steppe gewohnt hätten und durch

das Land zwischen Schwarzem Meer und Kaspischem See gewandert wären. Dann gilt der Ausspruch Ratzels, der Nomadismus bleibt, so lange die Steppe Steppe bleibt. Aber wir haben oben gesehen, dass sie diesen Weg aller Wahrscheinlichkeit nach nicht eingeschlagen haben, und so ist auch dieses Argument hinfällig. Der einzige Hinweis darauf, dass die Indoiranier einmal eine andere Wirtschaftsform als den Ackerbau gekannt haben, liegt in der Sprache, in der die den europäischen Sprachen gemeinsamen Ausdrücke für den Ackerbau nicht vorhanden sind. Aber diese können sie auch ohnedies verloren haben, da die Sprache in allen Worten, die sich auf Wirtschaft und Technik beziehen, wenig konservativ ist. Im Französischen z. B. sind die lat. Ausdrücke *arare, serere, arātrum, occa* durch andere ersetzt, und auch die Getreidearten tragen vielfach neue Namen. Selbst wenn man annehmen wollte, dass alle Indogermanen einst als Nomaden in der Steppe gesessen hätten, so bestand doch daneben im übrigen Europa der höhere Ackerbau. Die gleichen Ausdrücke für die Technik des Ackerbaus, die wir in allen europäischen Sprachen finden, könnten dann nur so erklärt werden, dass die Indogermanen die neue Kunst an einer Stelle von den Ureinwohnern erlernt hätten. Das setzt aber Zeit voraus, und diese müsste sich in Veränderungen zeigen, die alle europäischen Sprachen im Gegensatz zum Indoiranischen erfahren hätten. Früher hat man in der Tat eine europäische Spracheinheit angenommen, aber diese Hypothese hat sich als unhaltbar erwiesen, und damit fällt auch jene Vermutung, falls man nicht voraussetzen will, dass die Indogermanen ihre Ackerbauausdrücke von den Urbewohnern Europas entlehnt hätten. Eine derartige Vermutung, die man früher vielleicht hätte hegen können, ist aber heute nicht mehr möglich, seitdem Windisch gezeigt hat, dass sich die siegende Sprache zu der unterliegenden, was den Wortschatz betrifft, ganz ablehnend verhält.

So bleibt es also dabei, und ich betrachte das als ein ganz sicheres Ergebnis der Sprachwissenschaft, dass die Indogermanen den Ackerbau betrieben haben mit Benutzung von Pflug und Rind. Diese grösste Errungenschaft der Menschheit liegt in Europa vor jeder geschichtlichen Kunde. Daher ist aber auch die Urheimat der Indogermanen mit voller Sicherheit in dem Waldgebiet Europas zu suchen.

Die Viehzüchter und die Haustiere.

Neben dem Ackerbau steht selbständig, oder mit ihm verbunden, die Viehzucht. Wann man in Europa dazu gelangt ist, gewisse Tiere zu zähmen und als Haustiere zu halten, ist noch weniger bekannt als das Alter des Ackerbaues. Auf höchst geniale Weise hat allerdings Steenstrup festgestellt, dass die Bewohner der Kjökkenmöddinge den Hund gezähmt hatten. »Denn neben den Knochen der gejagten Tiere kommen nicht wenige Reste von Hunden vor. Diese sind in grosser Zahl zugegen gewesen und haben die Bewohner der Abfallstätten beständig umgeben, wenn sie ihre Mahlzeiten hielten; denn die Knochen der verspeisten Tiere sind von Hunden benagt und teilweise verzehrt, und im allgemeinen sind nur die Teile erhalten, welche der Hund übrig zu lassen pflegt«. Ob der Hund damals noch einen andern Zweck gehabt hat als jenen den Menschen zu begleiten, entzieht sich unsrer Kenntnis. Immerhin kann er sich als treuer Wächter nützlich gemacht haben.

Unsere wichtigsten Haustiere treten mit einemmal in den Schweizer Pfahlbauten auf, und ebenso lehrt die Sprache mit Sicherheit, dass Rind und Schaf, mit Wahrscheinlichkeit, dass auch die Ziege gezähmt war. Wir haben es jedenfalls mit einer ziemlich weiten Verbreitung dieser Tiere zu tun, aber die Frage ist, wie wir sie zu erklären haben. Höchst wahrscheinlich handelt es sich um die Einflüsse asiatischer Kultur, da in diesen Ländern die Zähmung der Haustiere in ein hohes Alter zurückgeht. Wenn man dem entgegenhalten wollte, dass unsere Haustiere von einheimischen wilden Rassen abstammen, so schlägt dieser Grund nicht durch, denn man kann sehr wohl nach dem Vorbild anderer Völker Zähmungsversuche an den einheimischen Rassen angestellt haben, wie zweifellos das Renntier im hohen Norden schon im 8. Jahrhundert nach Chr. völlig gezähmt war. Auch die amerikanische Urbevölkerung hat in dem Lama ein Haustier gewonnen, aber es ist bezeichnend, dass diese Zähmung nur der höhern Kultur Perus gelungen ist. Entweder müssen wir also der europäischen Urbevölkerung und den Indogermanen hohe Entwicklung und grosse Sesshaftigkeit zuschreiben, oder wir müssen südliche Einflüsse annehmen. In diesem Punkte wird die Rassenfrage, d. h. die Frage, von welchen wilden Arten unsere Haus-

tiere abstammen, wichtig werden. Gibt die Wissenschaft die unzweideutige Antwort, dass wir es in der Hauptsache mit einheimischen Arten zu tun haben, so würde das zu dem stimmen, was wir sonst über die Kultur Europas in der Epoche der jüngeren Steinzeit und über die der Indogermanen wissen, obgleich wir damit nicht den Einfluss orientalischer Gegenden zu leugnen brauchen. Vergl. die Anm.

In der Beurteilung der Zähmung von Haustieren sind die Gesichtspunkte von Wichtigkeit, auf die E. Hahn in seinem bedeutenden Buche »Die Haustiere« aufmerksam gemacht hat.

Die Eigenschaften, um derentwillen wir die Haustiere halten, sind Eigenschaften, die sich zum guten Teil erst mit der Domestikation entwickelt haben; das gilt von der reichen Milchfülle der Kuh und der Ziege und dem Wollfliess des Schafes. Man kann also, als man diese Tiere zähmte, noch nicht den Nutzen, den sie heute gewähren, im Auge gehabt haben. Wir haben gesehen, dass man sich die Tiere zunächst als Gesellschafter hielt. So wird man vielleicht zunächst junge Wölfe aus dem Nest genommen und sich an ihrem Spiel ergötzt haben, bis sie allmählich Wächter des Hauses wurden. Auf der andern Seite steht die grosse Menge der Haustiere, deren Fleisch man genoss, und bei ihnen wird neben dem wirtschaftlichen Moment vielleicht ein religiöses bestanden haben. Hatte man ein Nest junger Schafe oder Ziegen ausgenommen, so hatte man nicht nur zu gelegener Zeit bequeme Nahrung, sondern man brauchte auch nicht weiter für die regelmässig wiederkehrenden Opfer an die Toten und die Götter zu sorgen. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls treffen wir die Indogermanen im Besitz der wichtigsten Haustiere, deren Haustiereigenschaften schon wirtschaftlich benutzt wurden.

Natürlich kann und wird es in Europa neben den Ackerbauern auch reine oder nahezu reine Viehzüchter gegeben haben, wie sie ja auch heute noch vorhanden sind. Gebirgsländer wie die Alpen und Moorgegenden wie die deutsche Nordseeküste leben noch heute im wesentlichen von der Viehzucht, neben der nur ein sehr dürftiger Ackerbau besteht Man sieht nicht ein, warum es vor tausend und abertausend Jahren anders gewesen sein sollte. Aber alle Viehzüchter bedürfen des Getreides, und wenn sie es nicht selbst haben anbauen können, was auch die

Nomaden oft genug tun, so mussten sie es durch Kauf oder Raub gewinnen.

Reine Viehzüchter treten uns im alten Europa nur selten entgegen. Aber wir besitzen doch eine typische Schilderung von ihnen in den homerischen Kyklopen. Ihre Herden bestehen charakteristischer Weise aus Ziegen und Schafen (Od. 9, 183) und ihre ganze Lebensweise weicht bemerkenswert von der der ackerbautreibenden Griechen ab.

»Dort ist weder Gesetz noch öffentliche Versammlung,
»Sondern sie wohnen all auf den Häuptern hoher Gebirge
»In gehöhleten Felsen, und jeder richtet nach Willkür
»Seine Kinder und Weiber und kümmert sich nicht um den andern.«
(Od. 9, 112 ff.)

Diese Isolierung der Viehzüchter ist, wie Grosse, Die Formen der Familie und der Wirtschaft S. 99, ausgeführt hat, durchaus bezeichnend für sie und steht in geradem Gegensatz zu dem festen Zusammenhalten der ackerbauenden Sippen. Auch die beiden Viehzüchter des alten Testaments, Abraham und Lot, können nicht zusammen bleiben, sondern trennen sich und gehen der eine zur Rechten, der andere zur Linken. Ebenso charakteristisch aber ist es, dass in dem Lande der Kyklopen Weizen und Gerste von selber wächst, so dass sie also der Pflanzennahrung nicht entbehrten. Wenn wir es in der Geschichte der Kyklopen auch mit einem alten Märchen zu tun haben, so geht die Schilderung ihrer Sitten doch zweifellos auf wirkliche Beobachtung zurück. Es ist ja fraglich, ob in ihnen eine europäische Bevölkerung gemeint ist, es genügt aber die homerische Schilderung, um den geraden Gegensatz zu den Indogermanen zu zeigen. Auch in Schottland und Irland überwiegt in den ältesten Zeiten die Viehzucht, und das erklärt sich zur genüge aus der Natur des Landes. Cäsar sagt BG. 5, 14 ausdrücklich, dass die Bewohner des innern Britanniens meistens kein Getreide bauten, und Dio Cassius 76, 12 bestätigt das von den Kaledoniern. Aber dieser Autor versichert auch, dass sie die Früchte des Waldes sammeln.

Charakteristisch ist für die Viehzüchter Europas heute noch, dass sie mit der wärmern Jahreszeit den Höhen zustreben, zum Herbst aber in die Täler zurückkehren, um hier irgendwo ein Unterkommen zu finden. Wenn man will, kann man dies Nomadentum nennen, obgleich man damit gewöhnlich andere, wenn auch meist falsche Begriffe verbindet. Natürlich kann diese nomadi-

sierende Viehzucht auch von ackerbauenden Familien unternommen werden, indem ein Teil den Acker bestellt, ein andrer das Vieh auf die Berge treibt, wobei sich namentlich die Sonderung in Männer- und Frauenarbeit geltend macht. Wir haben oben S. 253 einige Stellen angeführt, die diesen Stand der Dinge im Altertum belegen.

Erst der Ackerbau vereint mit der Viehzucht, das kann man mit Bestimmtheit versichern, hat die höhere Kultur ermöglicht. Diese Stufe des sogenannten Pflugbaues tritt uns in den Funden und tritt uns bei den Indogermanen seit alter Zeit entgegen. Vom Beginn der Überlieferung an sind fast alle Indogermanen höhere Ackerbauer. Sie kennen eine Reihe von Getreidearten, sie kennen Pflug, Wagen, Egge und sonstige Ackerbaugeräte, sie kennen die wichtigsten Haustiere, und der Ausdruck 'Joch' beweist, dass das Rind vor den Wagen und den Pflug gespannt wurde. Seit dieser Zeit ist zwar ein grosser Fortschritt in der Ausnutzung des Ackers, der Steigerung der Kultur, in der Verbesserung der Ackerbaugeräte und in andern Dingen erzielt worden, aber eine prinzipielle Umgestaltung hat nicht mehr stattgefunden. Und wer einmal die primitive Art und Weise gesehen hat, wie in Bosnien und der Herzegowina der Acker bestellt wird, der muss sich sagen, dass ihre Art seit Jahrtausenden nicht allzuviel fortgeschritten ist, wenn hier nicht etwa sogar ein Rückschritt anzunehmen ist.

Bei keiner Wirtschaftsform ist der Mensch so sehr zu gegenseitigem Beistand und zu gegenseitiger Hülfe veranlasst wie beim Ackerbau. Der einzelne Mann kann hier auch mit seiner Ehefrau recht wenig ausrichten. Mit Sehnsucht erwartet man daher das Heranwachsen der Kinder. Je mehr Kinder, um so besser. Jedes Paar Hände lässt das bebaute Feld anwachsen und erleichtert die gemeinsame Arbeit. So ist denn der Ackerbauer von jeher auf den Zusammenschluss angewiesen gewesen, und nirgends gilt das Sprichwort: »Friede ernährt, Unfriede verzehrt« in höherm Masse als hier. Überall im Gebiete des Ackerbaues finden wir daher, dass die Familie beieinander bleibt, nicht nur in der ersten und zweiten Generation, sondern auch weiterhin. Nirgends ist die Grossfamilie und die Sippe derart entwickelt wie unter den Ackerbauern. So scharf nun auch bei den Primitiven das Eigentumsgefühl ausgebildet ist, so kommt es doch keinem in

den Sinn, dass er an dem Boden, den die Sippe bebaut, einen besondern Anteil hätte, vielmehr ist und bleibt dieser Gesamteigentum der Sippe. Dass er dieser gehörte, ist selbstverständlich, und wenn eine andere Sippe etwa den bebauten Boden besetzen wollte, so gab es erbitterte Kämpfe.

Die Zeugnisse für diese Ackergemeinschaft sind zahlreich. Doch ist zu beachten, dass sie nicht allein bei den Indogermanen, sondern auch bei den übrigen europäischen Völkern vorkommt. Wir besitzen zunächst ausführliche Schilderungen der germanischen Verhältnisse bei Cäsar und Tacitus. Diese Schriftsteller betonen das, was ihnen gegenüber den römischen Verhältnissen am meisten auffiel, dass es eben ein Eigentum des einzelnen an dem Acker nicht gab, und dass man jährlich das Feld wechselte, also eine Feldgraswirtschaft betrieb.

Im übrigen haben diese Nachrichten ja bereits eine ganze Literatur hervorgerufen, ohne dass eine volle Übereinstimmung der Meinungen erzielt wäre. Aber soviel geht doch aus den Nachrichten hervor, dass die *gentes* (die Sippen) und *cognationes* (Familien) gemeinsam das Feld bestellten. Ganz ähnliche Zustände treffen wir im Altertum in Spanien, wo Diodor 5, 34 von einer Fruchtgemeinschaft berichtet, bei der jeder seinen Anteil erhält und auf Entwendung Todesstrafe steht. Ebenso befand sich auf der Insel Lipara ein Kommunistenstaat, über den wir ebenfalls durch Diodor 5, 9 Nachricht erhalten. Dieser hat schon längst die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen und ist als Überbleibsel einer ältern Vergangenheit gedeutet worden. Allerdings macht Pöhlman, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus, S. 49 gegen diese Auffassung Bedenken geltend, und man wird ihm zugeben müssen, dass sich diese Zustände auch wieder neu haben entwickeln können, aber ob es wahrscheinlich ist, dass sich hier etwas neu eingestellt habe, was an den verschiedensten Stellen ganz gleich wiederkehrt, das ist doch eine andere Frage, die ich wenigstens nicht zu bejahen vermag. Wir haben es in Griechenland mit mannigfachen Schichtungen der Bevölkerung zu tun, mit eroberten Gebieten und erobernden Herrschern. Die einzelnen Stämme hatten gewiss die verschiedensten Zustände vor Augen, und dass sie gerade wieder zu diesen Einrichtungen zurückgekehrt sein sollten, wäre mehr als unwahrscheinlich.

Derartige Zustände, wie sie uns in diesen Nachrichten geschildert werden, müssen sich lange erhalten haben, denn selbst

als der Acker aufgeteilt war, ist oft genug ein gemeinsames Stück der Dorfmark, die zu dem Sippendorfe gehörte, zum Teil bis in die Neuzeit übrig geblieben.

Im Westen Europas sind die Verhältnisse durch die zahlreichen Eroberungen sehr früh stark verwischt und verändert worden. Anders steht es im Osten bei den Slaven, bei denen uns die Feldgemeinschaft noch heute entgegentritt. Die serbische *zadruga*, die Hausgemeinschaft, d. h. ein Vater mit seinen Kindern und Enkeln oder Brüder mit ihren Kindern, bebaut den Acker gemeinschaftlich, und jeder erhält von dem Ertrag den nötigen Anteil. Und auf genau denselben Gesetzen ist der russische *mir*, die indische Dorfgemeinde und der Kommunismus der keltisch-irischen Klanverfassung aufgebaut. Überall finden wir die Dorfgemeinde im gemeinsamen Besitz der Feldflur. Und diese Dörfer selbst, auf denen schon in alten Zeiten das wirtschaftliche Leben des Stammes ruht, sind vielfach, wie die Zeugnisse ganz unzweideutig erweisen, Geschlechterniederlassungen. Der Begriff 'Dorf und Geschlecht' wird z. T. durch dasselbe Wort ausgedrückt, wie z. B. l. *vīcus*, got. *weihs*, abg. *vĭsĭ*, korn. *gwic*, alb. *vise* 'Dorf' bedeutet, ai. *viç*, apers. *viþ*, av. *vīs* aber 'Sippe' heisst. Noch sicherer sind die Namen der Dörfer selbst. Auf weiten Gebieten werden sie durch Sippennamen gebildet. So sind z. B. die Bezeichnungen der attischen Dörfer *Philaidai*, *Paeonidai*, *Ionidae*, *Semachidae*, *Lakiadai*, *Skambonidai* u. a. nichts anderes, abgeleitet mit dem bekannten patronymischen Suffix *-ida*. Auch wo die Ortsnamen aus einem Plural bestehen wie *Athenai Delphoi* wird man an Sippenniederlassungen denken dürfen. In Süddeutschland begegnen uns zahlreiche Namen auf *-ingen*, die ebenfalls nichts weiter bedeuten als Nachkommen eines Mannes, und bei den Slaven entsprechen die Bildungen auf *-ĭcĭ*.

Noch Aristoteles Polit. 1, 1 § 7 fasst die Dorfgemeinde als die natürliche Erweiterung der Familie auf. Innerhalb einer Familie aber hat es ursprünglich gewiss kein Sondereigentum gegeben.

Wir dürfen es zu den gesichertesten Ergebnissen zählen, dass ein derartiger gemeinsamer Ackerbau, wie wir ihn heute noch an den verschiedensten Stellen antreffen, einst weit verbreitet war und in Europa in ein hohes Alter zurückgeht. Aber schon vor dem Beginn der geschichtlichen Überlieferung haben sich stellenweise andere Formen entwickelt, wie denn z. B. die

älteste griechische Überlieferung den aufgeteilten Acker voraussetzt. Auch in diesem Falle ist es falsch, alles nach einer Schablone beurteilen zu wollen, und das, was man an einigen Orten antrifft, als allgemein gültig anzusehen. Sobald Eroberungen stattgefunden haben — und wo hätten diese im alten Europa gefehlt — mussten sich die Verhältnisse ändern.

Die Art des Ackerbaues kann sehr verschieden sein. Sie richtet sich vor allem nach dem Boden; der schlechte erfordert eine andere Form der Bebauung als der gute. Eine der einfachsten Arten ist die sogenannte Feldgraswirtschaft, bei der nach einem Fruchtjahr der Acker wieder liegen bleibt. Sie bestand, teilweise jedenfalls, bei den Germanen, da Cäsar ausdrücklich sagt: *neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet*, und Tacitus hinzufügt: *arva per annos mutant.* Ähnliches werden wir bei den Iberern anzunehmen haben, da auch diese jedes Jahr das Ackerland neu verteilen. Aber wenn wir den Acker auf diese Weise an einigen Stellen behandelt sehen, so folgt daraus noch nicht, dass man allerorten so vorging. Hat sich doch diese Art vereinzelt in Gegenden, die keine andere Bewirtschaftung vertragen, bis in unsere Zeit erhalten.

Daneben kann schon seit alter Zeit die Dreifelderwirtschaft bestanden haben, bei der Winter- und Sommerkorn angebaut wird, worauf ein Jahr Brache folgt. Die Römer kannten sie, wir wissen aber nicht seit welcher Zeit. In dem Brachliegenlassen sah unsere heutige hochentwickelte Landwirtschaft eine unnütze Vergeudung, doch mehren sich jetzt die Stimmen, die ihm eine hohe Bedeutung zusprechen.

Wie alt das Düngen des Ackers ist, vermögen wir nicht zu sagen. Wahrscheinlich geht aber auch dies in viel ältere Zeit zurück als man annimmt. Wenn sich in den verwandten Sprachen gemeinsame Ausdrücke für Mist finden, so lässt sich diese Erscheinung schlechterdings kaum anders deuten, als dass er eine wirtschaftliche Verwendung gefunden hat. Denn Wörter für Dinge, die an und für sich gar keine Bedeutung hatten, werden sich nicht durch Jahrhunderte in der Sprache erhalten. Tatsächlich tritt uns die Düngung des Ackers bei den einzelnen Völkern schon in den ältesten Zeiten entgegen. So finden wir den Misthaufen bereits im Palaste des Odysseus, während freilich Hesiod nichts vom Düngen weiss, und bei den Römern ist das *stercorare* von allem Anfang geübt worden. In Gallien war

sogar das Mergeln bekannt. Aber alle diese Zeugnisse werden durch die prähistorischen Funde übertroffen. »Auf der Pfahlbaute Robenhausen«, sagt Heer, Die Pflanzen der Pfahlbauten S. 7, »wurde neuerdings 6 Fuss tief unter dem Torf ein Lager verkohlten Ziegendüngers gefunden; an einer andern Stelle war er unverkohlt, und die zahlreichen dazwischen liegenden Zweige der Weisstanne zeigen uns, dass dieses Material zur Streuung verwandt worden ist; nahe dabei muss ein Schafstall gestanden haben, zu dessen Streue Laubblätter gedient haben, die nun zwischen den Schafbohnen liegen. Selbst die zahlreichen Puppenhülsen der Fliegen, welche sich im Dünger eingenistet hatten, blieben erhalten und sagen uns, dass man diesen Dünger längere Zeit im Stalle liegen liess, daher ohne Zweifel für die Düngung der Felder aufbewahrt hat.«

Mit Recht hat man ferner betont, dass der Flachsanbau einen sorgfältig vorbereiteten, auch gedüngten Boden erfordert. Ausserdem gibt der Weidegang des Viehes, der sicher allgemein verbreitet war, eine der besten Arten der Düngung.

Eine Betrachtung der Landwirtschaft der Naturvölker, wie sie Lasch, Zeitschrift für Sozialwissenschaft Bd. II S. 26, 47, 97—115, 190—197, 248—284, vorgenommen hat, belehrt uns darüber, wie sorgfältig primitive Völker alles beobachten, was sich auf den Ackerbau bezieht, und wie sehr sie die Mängel ihrer Geräte durch genaue Beobachtung alles dessen, was dem Acker zuträglich ist, ersetzen. Als ein Beispiel dieser Art kann man die Hochäcker anführen, die sich in ganz gleicher Form von Jütland bis nach Süddeutschland erstrecken. Man sieht in ihnen Reste des germanischen Altertums. »In Jütland«, sagt S. Müller, Nordische Altertumskunde 1, 460, »trifft man Hochäcker z. B. im Draaby Sogn. Mit einer Breite von ungefähr 16 Fuss ziehen sich die Ackerbeete parallel in langen geraden Reihen vom Fusse eines mit Heidekraut bewachsenen Hügels zu seinem Gipfel, getrennt durch tiefe Furchen«. Ihr Zweck war wahrscheinlich, den Boden zu entwässern.

Alles in allem genommen wird man dem Ackerbau eine ziemliche Entwicklung und eine hohe volkswirtschaftliche Bedeutung schon für die vorgeschichtlichen Zeiten zuschreiben müssen, wenngleich es auch auf diesem Gebiete grosse Unterschiede gegeben haben muss. Wenn wir heute noch, da unsere Verkehrsmittel und unser Verkehr so ausserordentlich gewachsen sind, in

abgelegenen Gegenden sehr primitive Zustände antreffen, weshalb soll es in früheren Zeiten anders gewesen sein? Gegenden, die an den Kulturstrassen lagen, werden früher Fortschritte gemacht haben als abgelegene.

Nur der Ackerbau konnte auch die Menschenmengen ernähren, die Europa tatsächlich hervorgebracht hat. Unter den Forschern, die das Nomadentum als Wirtschaftsstufe bei den Germanen voraussetzen, steht auch Meitzen, und er hat sich bemüht, den Raum, den eine nomadische Bevölkerung zum Unterhalt gebraucht, zu erschliessen. Alle seine Berechnungen zeigen aber, dass die für unser eigenes Volk zu erschliessende Bevölkerungsdichte mit dem vorhandenen Raum nicht übereinstimmt, so dass auch dieser Punkt auf den Ackerbau hinweist.

Der Raub als Wirtschaftsform.

Sobald in Europa die Geschichte dämmert, tritt uns neben allen andern Wirtschaftsformen noch eine entgegen, die man gewöhnlich nicht beachtet findet, an der man aber doch nicht vorübergehen kann. Das ist der Raub. Es wird seit den ältesten Zeiten Menschen gegeben haben, die anstatt selber zu säen und zu ernten, andern das, was sie mühsam erarbeitet hatten, abnahmen. Vor allem blühte in der ältesten Zeit der Seeraub. Alle Völker, die wir als Seefahrer finden, sind auch Seeräuber gewesen. Im Mittelländischen Meere tritt er uns im Altertum überall entgegen, und die mit Schiffen nahenden Fremden werden oft genug gefragt, ob sie nicht Seeräuber seien. Nirgends wird dies Gewerbe als eine Schande empfunden, und bis heute haben sich im Seekrieg der Nationen noch nicht die Rechtsgrundsätze durchsetzen lassen, die auf dem Land allgemein üblich sind.

Zu Lande fehlt es nicht an gleichen Sitten. Räubervölker werden an den verschiedensten Stellen erwähnt; es sind natürlich meistens die Gebirgsvölker, die auf diese Weise ihre glücklichern Landsleute in den tiefer gelegenen Gegenden heimsuchen. Bei den Iberern war das Räuberhandwerk, besonders unter den Bergvölkern, ganz gewöhnlich, und ganze Banden von Räubern durchstreiften die unwegsamern Gebirgsgegenden. Bekanntlich ist das Räuberunwesen auch heute in Spanien noch nicht ausgerottet. Die Bewohner Irlands galten den Alten einfach als Räuber, und Dio Cassius berichtet von den Kaledoniern, dass sie ihre Nach-

barn brandschatzten. Bei den Thrakern galt es nach Herodot 5, 6 für rühmlich, vom Raub zu leben. Selbst in Hellas war der Raub einst an der Tagesordnung, wie Thukydides 1, 5 berichtet, und bei den Ozolischen Lokrern, bei Aetolern und Akarnanen bestand er noch in den historischen Zeiten.

Charakteristisch ist eine Schilderung der Bastarnen, die uns Plutarch Aemilius Paulus 12, 2 erhalten hat. Es kamen, heisst es da, Bastarner, 10000 Reiter, 10000 Fussgänger, alles Söldner, Leute, die weder Ackerbau noch Schiffahrt, noch Viehzucht kannten, sondern die nur eins betrieben, immer zu kämpfen und die Gegner zu überwinden. Die Bastarner aber werden nicht die einzigen Völker des Altertums gewesen sein, die so gelebt haben, und nur allzugern wird der Mensch von der mühsamen Feldarbeit zu diesem leichtern Erwerb übergegangen sein.

Nicht wesentlich anders liegen die Verhältnisse, wenn der vorübergehende Raub zu dauerndem Raub wird, indem ein Volk das andere unterwirft und es für sich arbeiten lässt.

Allerdings ändert sich bei Eroberungen die Lebenslage insofern, als der Sieger den kriegerischen Schutz der Gesamtheit übernimmt. Diese Verhältnisse sind so typisch, dass es kaum nötig ist, einzelne Beispiele anzuführen. Bei den Indern führten sie zu der Ausbildung der Kriegerkaste, die sich auch bei den Iraniern wiederfindet. Die erobernden Spartiaten treten als Kriegerkaste dem unterworfenen Volke gegenüber. Dass in diesen Verhältnissen die Anfänge einer ersten Gliederung in Stände gegeben sind, erhellt ohne weiteres; ob aber auch schon die Indogermanen eine solche Gliederung besessen haben, diese Frage ist kaum zu beantworten. Haben sie sich schon frühzeitig fremde Volkselemente einverleibt, so haben sie auch verschiedene Stände gehabt; lebten sie aber im wesentlichen nur unter sich, so dürften diese nicht bestanden haben. Wir kennen einen indogermanischen Stamm, bei dem sich ein eigentlicher Adel so gut wie gar nicht findet, das sind die Slaven, und es ist wohl glaublich, dass sie verhältnismässig unvermischt geblieben sind, weil sie in Gebiete wanderten, die nur eine sehr dünne Bevölkerung gehabt haben mochten.

Im Grunde aber wird die eigentliche Wirtschaftsform durch solche Eroberungen doch wenig verändert. Die Hauptmasse der Bevölkerung bleibt auf dem angestammten Boden sitzen und

muss nur eine grössere Anzahl von Menschen mit ernähren. Und diese eigentliche Wirtschaftsform war die, die Bücher, Entstehung der Volkswirtschaft[3] S. 108, die Periode der geschlossenen Hauswirtschaft nennt. »Sie kennzeichnet sich dadurch, dass der ganze Kreislauf der Wirtschaft von der Produktion bis zur Konsumtion sich im geschlossenen Kreise des Hauses (der Familie, des Geschlechts) vollzieht. Jedem Hause ist Art und Mass seiner Produktion durch den Konsumtionsbedarf der Hausangehörigen vorgeschrieben. Jedes Produkt durchläuft seinen ganzen Werdegang von der Gewinnung des Rohstoffes bis zur Genussreife in der gleichen Wirtschaft und geht ohne Zwischenstufe in den Konsum über.« Wir können eine derartige Wirtschaftsform noch heute teilweise bei den Südslaven beobachten, wo eigentlich alles im eigenen Hause hergestellt wird. Nur das Salz, das Staatsmonopol ist, und das Eisen muss ein bosnischer Bauer erwerben, wozu die neu eingeführten Genussmittel wie Tabak und Kaffee treten. Sonst baut der Bosniak seinen Acker selbst, die Frauen spinnen den Hanf, weben ihn und schneiden die Gewänder zurecht. Das Haus, zu dem man das Holz im Walde schlägt, wird von den Sippenangehörigen gebaut und gewährt allen Unterkunft. »In der geschlossenen Hauswirtschaft«, sagt Bücher S. 110 weiter, »haben die Hausgenossen nicht bloss dem Boden seine Gaben abzugewinnen, sie müssen auch alle dabei nötigen Werkzeuge und Geräte mit eigener Arbeit herstellen; sie müssen endlich die Rohprodukte durch Veredelung und Umformung zum Gebrauch geschickt machen. Dies alles erfordert eine ausgebreitete technische Arbeitsgeschicklichkeit, eine Vielseitigkeit des Könnens und Verstehens, von der sich der Kulturmensch der Neuzeit schwer eine rechte Vorstellung macht.« Allerdings ist eine Arbeitsteilung, die in Männer- und Frauenarbeit, von allem Anfang an vorhanden, und wir werden dies später im einzelnen verfolgen. Ausserdem richtet sie sich nach Alter und Geschlecht. In einer serbischen Zadruga haben einige Männer und Frauen besondere Ämter, der eine ist der allgemeine Vorsteher, der Hausherr, ein andrer waltet über das Vieh, von den Frauen hat eine die Weberei, eine andere die Milchwirtschaft unter sich u. s. w.

Auch unter den Völkern des klassischen Altertums hat sich trotz der Sklaverei die Hauswirtschaft erhalten, wenngleich in den entwickelten Kulturzentren sich andere Formen der Wirtschaft

entwickelt haben mögen. Doch brauchen wir auf diese Frage hier nicht weiter einzugehen.

Diese Wirtschaftsform, in der der ganze Betrieb an die Familie oder Sippe gebunden ist, zeitigt nun noch einige besondere Einrichtungen. Es gibt Fälle, in denen die Angehörigen eines Hauses eine Arbeit nicht allein vollbringen können, dann wenden sie sich mit der Bitte um Unterstützung an die Nachbarn, und diese folgen ihr. Reste dieser Sitte bestehen heute noch. Bücher S. 114 erinnert an die Arbeitsgemeinschaften slavischer Stämme, das Artell bei den Russen, die Tscheta oder Drušina bei den Bulgaren, die Moba bei den Serben, an die freiwillige gegenseitige Hülfeleistung unserer Bauern beim Hausbau, bei der Schafschur, dem Flachsreffen u. ä. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, dass derartige Gebräuche einst noch viel weiter verbreitet waren.

Am Schlusse dieses Kapitels wollen wir noch einmal hervorheben, dass der Pflugbau die Grundlage unserer ganzen hohen Kultur ist, und dass diese Wirtschaftsstufe in Europa durch die Funde und durch die Sprachwissenschaft für verhältnismässig alte Zeiten, mindestens für die erste Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends gesichert wird. Was diesem vorausgegangen ist, und wie sich diese Stufe aus einfachern Formen entwickelt hat, entzieht sich der Erkenntnis durch die Sprachwissenschaft und die vergleichende Altertumskunde, und nur die prähistorischen Funde geben einige Nachrichten, die S. Müller in seiner Urgeschichte Europas verwertet hat. Die Indogermanen aber standen nicht niedrig, sie waren weder Fischer noch Jäger noch Nomaden, sondern Ackerbauer, und sie hatten demnach eine Wirtschaftsstufe erreicht, zu der viele Völker auch heute noch nicht gelangt sind. Wie es in der Wissenschaft so oft geschieht, sind wir wieder zu Ansichten zurückgekehrt, die einst von vielen Forschern vertreten sind. Wir geben uns freilich nicht der Hoffnung hin, dass die jetzt herrschenden Vorstellungen nun mit einem Mal aus der Wissenschaft verschwinden werden. Man wird immer noch von dem Nomadismus der Indogermanen lesen müssen, wie ja auch der Gedanke an die asiatische Urheimat noch nicht ausgerottet ist, obgleich diese Anschauung seit viel längerer Zeit überwunden ist.

5. Kulturpflanzen und Haustiere.

Im vorigen Kapitel haben wir die allgemeinen wirtschaftlichen Zustände kennen gelernt. Wir wenden uns nunmehr zur Betrachtung der einzelnen Kulturpflanzen und Haustiere. Mit seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seiner glänzenden Darstellung hat Victor Hehn in seinem unveralteten Werke die Lehre zu begründen versucht, dass unsere Kulturpflanzen und Haustiere aus dem Morgenlande über Griechenland und Italien zu uns gekommen sind. Es ist ihm wesentlich an der Hand der Lehnworte gelungen, dies nachzuweisen, und es lässt sich in der Hauptsache nicht daran rütteln. Überall, wo wir uns in unsern Feldern und Gärten umsehen, erblicken wir die Spuren jener gewaltigen Wanderung, die unser Leben so nachhaltig beeinflusst hat. Vor der Einwirkung jener Einflüsse aber, die Hehn in der Hauptsache richtig geschildert hat, liegt indessen bei den europäischen Völkern schon die Erwerbung der wichtigsten, noch heute unser Leben bedingenden Getreidepflanzen und Haustiere. Auch sie werden meist aus dem Orient stammen, da ja die gleichen Pflanzen im Zweistromlande und in Ägypten angebaut werden, und wir immer deutlicher erkennen, wie sehr Europa von jenen Mittelpunkten der alten Kultur abhängig ist. Für uns handelt es sich darum festzustellen, was in den ältesten Zeiten, in die wir mit Hilfe der Archäologie und der Sprachwissenschaft hineinblicken können, an Nutzpflanzen angebaut und an Haustieren gehalten worden ist. Die Antwort lässt sich hier leichter geben als auf andern Gebieten, und es ist bereits ein grosser Stoff gesammelt, den man in Hehns Werk und in Schraders Reallexikon findet. Dazu kommen jetzt die ausgiebigen Erörterungen von Hoops in seinen Waldbäumen und Kulturpflanzen, die es uns im Verein mit den andern Schriften ermöglichen, uns auf das Notwendigste zu beschränken.

Ehe man dazu übergegangen ist, Getreide anzubauen, wird man den Samen wildwachsender Gräser gesammelt und Wurzeln ausgegraben haben, wie dies bei vielen Völkern auf niederer Kulturstufe sehr verbreitet ist, vgl. Geogr. Zeitschr. 5, 385. Ob es solche Gräser und Wurzeln in Europa gegeben hat und welcher Art sie gewesen sind, lässt sich nicht ermitteln. Jedenfalls ist es falsch, um dieser Möglichkeit willen, wie Hehn tut, in den

Namen unsrer Getreidepflanzen Bezeichnungen für derartige wildwachsende Gräser zu sehen, Bezeichnungen, die erst später auf die Kulturpflanzen übertragen seien. In den Funden hat man jedenfalls nichts angetroffen, was so zu deuten wäre. Allerdings geht die Rübe, wie die Sprache erweist, in ein hohes Alter zurück, aber es braucht auch damit nicht die wilde Rübe gemeint zu sein, da die Mohrrübe schon in den Schweizer Pfahlbauten angetroffen wird.

Wurzeln gräbt schon die Indianerfrau, wie uns K. v. d. Steinen geschildert hat, mit klugem Verständnis aus, und man ist sicher früh auf diese Pflanze aufmerksam geworden. Übereinstimmend findet sich in den Sprachen auch die Bezeichnung für ein Lauchgewächs, an dem man demnach nicht vorübergegangen ist.

Mehr als die Sprache lehren die Funde, und wir treffen eine ganze Reihe von Früchten gesammelt an, die man heute im allgemeinen nicht mehr benutzt. Aber noch heute verwendet die Küche auf dem Lande und in abgelegenen Gegenden manche wildwachsende Pflanze — Brennesselgemüse kennen wir aus dem Urfaust, Sauerampfersuppe ist vielleicht vielen nicht fremd. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe der Volkskunde, in diesem Punkte weiteres Material zu beschaffen.

Das wichtigste und wertvollste aber bleiben die Getreidearten, die wir in Europa schon in der Übergangsepoche zwischen älterer und jüngerer Steinzeit angebaut finden.

Es wäre für die Frage, wo der Ackerbau entstanden, von grosser Wichtigkeit, wenn wir die Herkunft der einzelnen Getreidearten bestimmen könnten. Aber in diesem Punkt scheint die Wissenschaft noch nicht weit vorgeschritten zu sein. Im allgemeinen sind alle Getreidearten auf weiten Gebieten verbreitet, und Europa bildet darin mit Westasien und Nordafrika eine Einheit. Je nach der Beschaffenheit des Klimas wird die eine oder die andere Pflanze bevorzugt, oder allmählich dringt eine nach der andern vor.

Wenn wir heute unsre Felder und die Fülle der verschiedenen angebauten Früchte betrachten, so bietet sich uns ein Bild, das wir nicht auf frühere Zeiten übertragen dürfen, man kann vielmehr mit Sicherheit annehmen, dass man sich damals auf wenige Früchte beschränkte. Die Zustände, die wir in den Schweizer Pfahlbauten kennen lernen, sind typisch für die Urzeit. Wir finden dort Weizen, Gerste und Flachs, zwei Getreidearten

zur Nahrung, eine davon vielleicht zur Bereitung des Getränkes, und eine Gespinnstpflanze.

Man kann ferner noch heute beobachten, wie eine neue Kulturpflanze, der das Klima und der Boden besonders zusagt, rasch eine andere verdrängt. Welche Verbreitung hat bei uns die Kartoffel, im Süden der Mais gefunden!

So wird es auch in der Vorzeit gewesen sein, und wir haben daher bei unsern Kulturpflanzen besonders die geographische Verbreitung und das zeitliche Auftreten ins Auge zu fassen. Leider sind unsere Quellen in dieser Beziehung äusserst dürftig und unsicher, und nur unklar lassen sich einige Umrisse erkennen. Namentlich lassen uns die Funde trotz scheinbarer Reichhaltigkeit für viele Gegenden ganz im Stich. Die Erhaltung von Getreidekörnern kann immer nur als Zufall betrachtet werden, und bis zum Jahre 1894 hatte man im Norden gar keine Zeugnisse. Jetzt fliessen sie allerdings reichlich, nachdem man die Wände der Tongefässe genau untersucht hat. Jedenfalls wird man bei dieser Sachlage aus dem Mangel an Funden nichts schliessen dürfen.

Den dem Pflugbau vorausgehenden Hackbau können wir in Europa nicht mehr sicher erkennen. Er liegt in zu weiter Ferne, und unsere Getreidepflanzen lohnen den Anbau im allgemeinen nur, wenn sie in grösserer Menge gepflanzt werden, und dazu ist der Pflug ein unentbehrliches Hilfsmittel. Immerhin gibt es in der Wirtschaft der Vorzeit einige Pflanzen, die ursprünglich dem Hackbau angehört haben können. So vermutet dies Hahn, Die Haustiere, von der Hirse, wozu vielleicht noch die Rübe und die Bohne kommen. Aber diese Annahme ist kaum richtig, da nichts darauf hinweist, dass die Hirsekultur älter ist als die des Weizens und der Gerste. Man unterscheidet die Kolben- und die Rispenhirse (*Panicum miliaceum* L. und *italicum* L.), ohne dass uns die Funde und unsere sonstigen Quellen in den Stand setzen, sie für die ältern Zeiten auseinander zu halten.

Die Kultur der Hirse ist ziemlich umständlich und eignet sich mehr für den Kleinbesitzer. Sie verlangt ein wärmeres Klima als manche andere Getreidepflanze und geht daher in unserm Erdteil nicht hoch in den Norden hinauf, durchzieht aber noch etwas nördlich vom 45. Grad ganz Europa. Demgemäss kommt sie auch bei den verschiedensten Völkern vor, sie fragt

nicht danach, ob die Menschen, die sie anbauten, indogermanisch sprechen oder nicht. Zahlreiche Funde aus den Gebieten diesseits und jenseits der Alpen, aus Italien, der Schweiz, Frankreich und Dänemark beweisen den Anbau der Pflanze bereits in der jüngeren Stein- und Bronzezeit. Ebenso lernen wir in der historischen Zeit die Völker dieser Gegenden als Hirseesser kennen. Die Zeugnisse dafür, die schon Hehn gesammelt hat, sind im Anhang verzeichnet. Es ist bei diesem Stand der Dinge nicht nur möglich, sondern höchst wahrscheinlich, dass schon die ungetrennten Indogermanen teilweise die Hirse gekannt und angebaut haben. Aber die Gleichungen der Sprache können dies nicht erweisen, wenngleich sie nicht gegen die Annahme sprechen.

Die Hirse nimmt zweifellos eine besondere Stellung unter den Kulturgräsern ein. Denn sie gehört, wie Heyne, Hausaltertümer 2, 63, bemerkt, zu den Früchten, die nur auf vorbehaltenem Lande, d. h. im Garten, mit Hackbau gebaut werden. Jedenfalls ist sie schon im Altertum nur streckenweise verbreitet gewesen und heute tritt sie in Europa sehr zurück.

Bei den vier wichtigsten andern Kulturgräsern, Gerste und Weizen, Roggen und Hafer liegen die Dinge anders. Sie sind bis zum heutigen Tage die eigentlichen Nahrungspflanzen geblieben. Aber es zeigen sich zwischen ihnen Unterschiede. Noch heute sind Roggen und Hafer nördlichere und östlichere Pflanzen als Weizen und Gerste, und noch heute gibt es, wie schon V. Hehn so schön ausgeführt hat, ein Weizen- und ein Roggenland. »Noch jetzt ist das Roggenbrod den romanischen Nationen verhasst, und Goethe bemerkt mit Recht: »Weiss und schwarz ist eigentlich das Schibolet, das Feldgeschrei zwischen Deutschen und Franzosen«. Wo die Mädchen schwarz sind, da ist das Brot weiss und umgekehrt:

Soldatentrost:

Nein hier hat es keine Not,
Schwarze Mädchen, weisses Brot,
Morgen in ein ander Städtchen,
Schwarzes Brot und weisse Mädchen.«

Und so ist die Verteilung schon seit alten Zeiten. Um diese zu erkennen, stehen uns die Nachrichten der Alten, die zahlreichen Funde und die Zeugnisse der Sprache zur Verfügung. Diese Dinge lassen sich aber nur im Zusammenhang erörtern, sie sind daher in den Anhang verwiesen. Dort findet man

eine tabellarische Übersicht über die Funde, die sich auf Buschans Vorgeschichtliche Botanik und Hoops Buch stützt, eine Erörterung der einzelnen Wörter und die wichtigsten Nachrichten der Alten.

Der Roggen ist in die südlichen Halbinseln nie recht vorgedrungen, und die Alten hörten von ihm erst spät mit der wachsenden Kenntnis der Welt, aber er spielt doch in den rauheren Gebirgsgegenden und im Norden eine grosse Rolle. So fand er sich bei den Taurinern in den Alpen, in Thrakien und Makedonien, bei den Germanen, Slaven und Litauern. Wenn den Alten der Roggen unbekannt war, so kann das natürlich nichts für den Anbau im Norden entscheiden. Hier versagen bis jetzt aber auch die Funde. Wir können ihn erst aus der Bronze-, vielleicht sogar erst aus der Eisenzeit nachweisen. In etwas ältere Zeiten würde die Sprache führen, doch sind ihre Zeugnisse umstritten, und man wird wohl Hoops beistimmen, wenn er in dem Roggen die jüngste Kulturpflanze sieht, die von Osten aus in verhältnismässig später Zeit vorgedrungen ist und sich nur ein beschränktes Gebiet erobert hat.

Auch der Hafer ist wie der Roggen eine nördliche Frucht, die im Süden nicht geschätzt wurde. Aber bis in die neuste Zeit hinein finden wir das Habermuss bei germanischen und keltischen Stämmen. Schon Plinius berichtet, dass die Germanen Hafer säten und ausschliesslich von dieser Art Muss oder Grütze lebten. »Dasselbe«, sagt Hehn, Kulturpflanzen 536, »wird noch im Mittelalter von den britischen Kelten gemeldet, und noch jetzt nährt sich der Schotte von seinem Hafermuss, und geschmalzter Haferbrei ist ein Lieblingsgericht schwäbischer und alemannischer Bauern«. Diese Übereinstimmung dürfte kulturhistorisch von einiger Bedeutung sein, da höchst wahrscheinlich die Kelten den Hafer schon gekannt haben, ehe sie nach Britannien übersetzten. In den Funden tritt der Hafer erst mit der Bronzezeit auf, während die Tatsachen der Sprache darauf hinweisen, das wenigstens ein Teil der Indogermanen den Hafer kannte. Jedenfalls hat der Hafer nur eine untergeordnete Bedeutung, und ist den klassischen Völkern sogar als Unkraut erschienen. Aber es scheint mir sehr wohl möglich, dass der Hafer in Europa selbst in Kultur genommen worden ist, wenngleich sich diese Frage nicht sicher entscheiden lässt.

Weiter verbreitet als Roggen und Hafer und als Kultur-

pflanzen auch älter, sind jedenfalls Weizen und Gerste. Von diesen beiden hat aber die Gerste nach jeder Richtung entschieden die grössere Bedeutung gehabt, und Hoops sieht darin die Hauptfrucht der ungetrennten Indogermanen. Zu diesem Ergebnis waren auch schon frühere Forscher gekommen, es muss sich jedem aufdrängen, der die Tatsachen unbefangen betrachtet. Daher ist dies auch schon seit langem meine Meinung gewesen.

Zunächst lässt sich für keine Feldfrucht mit grösserer Sicherheit ein indogermanisches Wort oder sogar mehrere erschliessen als für die Gerste. Die Gleichung lat. *hordeum*, ahd. *gersta* ist untadelig, und muss nicht nur geprägt sein, ehe Germanen und Italiker sich trennten, sondern sie ist auch durch Ablaut verbunden und hat daher den Anspruch auf höchstes Alter. Das Wort ist aber nicht allein in diesen beiden Sprachen vorhanden, sondern auch die übrigen stellen Verwandte, wenngleich das Verhältnis von gr. *κριθή* zu unsern Wörtern noch nicht ganz aufgeklärt ist. Mit grosser Wahrscheinlichkeit lassen sich noch zwei andere indogermanische Bezeichnungen der Gerste erschliessen, so dass das zutrifft, was wir oben in den allgemeinen Ausführungen begründet haben. Die Mehrheit der Ausdrücke weist auf vielseitige Verwendung.

Dann aber wird die Gerste nicht nur in den ältesten historischen Zeiten bei den meisten indogermanischen Völkern als Hauptkornfrucht gebaut, sondern sie spielt auch in dem stets altertümlichen Opfer eine grosse Rolle. Für die Inder hat Hoops S. 371 die alten Zeugnisse wieder angeführt, nach denen die Gerste, ehe der Reis allgemein wurde, die Hauptfrucht war. Homer nennt die Gerste das Mark der Männer, und das Gerstenbrot kommt auch in späten Zeiten, ja bis in die Neuzeit hinein noch vor, während Gerste- oder Hirsebrei die Hauptspeise des gemeinen Mannes bleibt. Plinius Hist. nat. 18, 72 nennt die Gerste die älteste Getreidefrucht, was er wahrscheinlich einem griechischen Schriftsteller nachspricht. »Schon zu Homers Zeiten«, sagt Hoops S. 372, »streute der Priester Gerstenschrot zwischen die Hörner des Opfertieres. Im Tempel von Delphi und bei den eleusinischen Festen war die Gerste im Gebrauch; aus Gerstenähren wurde der Kranz der Demeter und der eleusinischen Kampfsieger geflochten«. Bei den Deutschen hält sich der Gerstenbrei unter den Bauern bis in das Mittelalter, im Norden noch länger.

Heute ist die Gerste als Brodfrucht durch andere Getreide

arten zum grossen Teil verdrängt, während die Graupen in der Küche noch eine grosse Rolle spielen. Wenn wir die Entwicklung in historischen Zeiten diesen Weg einschlagen sehen, so ist der umgekehrte, dass etwa die Gerste erst einmal den Weizen verdrängt hätte, schwer glaublich, und die Griechen werden daher mit ihrer Gerstennahrung eine alte Sitte bewahrt haben.

Hoops S. 375 weist ferner auf die Wichtigkeit der Tatsache hin, »dass das Gerstenkorn bei zahlreichen Völkern in älterer Zeit als das kleinste Gewicht und Längenmass benutzt wurde . . . Wenn tatsächlich ein grosser Teil der asiatischen und europäischen Indogermanen übereinstimmend das Gerstenkorn als kleinstes Längemass und Gewicht verwertet, so darf man daraus wohl den Schluss ziehen, dass zur Zeit der Entstehung der Mass- und Gewichtsberechnungen . . . die Gerste ihr wichtigstes Nahrungsmittel war. Wäre der Weizen damals die Hauptkornart gewesen, so hätte man doch wohl das Weizenkorn zugrunde gelegt. Den Römern, bei denen die Gerste in ihrer Rolle als Hauptnahrungsmittel sehr frühzeitig durch den Spelz verdrängt war, diente tatsächlich das Spelzkorn als Masseinheit.« Was sich so auf Grund der Sprachvergleichung und der ältesten Nachrichten ergeben hat, findet nun teilweise seine Ergänzung durch die Funde. Wir treffen die Gerste schon allgemein in den prähistorischen Niederlassungen der Steinzeit. So in Bosnien, in Ungarn, in Oberitalien, in den Pfahlbauten der Schweiz, in Dänemark und Schweden in zahlreichen Funden. Diese allgemeine Verbreitung spricht zwar nicht für die erwähnte Hypothese, da der Weizen sich an den gleichen Orten und vielleicht noch häufiger zeigt, aber doch auch nicht dagegen. Die Entscheidung ergibt sich eben aus den beiden andern Wissensgebieten.

Auf einem sehr grossen Raum findet sich ferner die Sitte, Bier aus Gerste zu brauen, und diese ihre Bedeutung hat die Gerste nie verloren. An und für sich lässt sich aber ebensogut aus dem Weizen Bier herstellen: deshalb könnte man die allgemeine Verwendung der Gerste als Braufrucht darauf zurückführen, dass diese Kunst ebenfalls aus der Zeit stamme, als diese Pflanze die Hauptfrucht bildete.

Der Gerste reiht sich als zweite wichtige Pflanze der Weizen an. Schon im Altertum gab es verschiedene Weizenarten, die zwar weder von den antiken Schriftstellern, noch von der Sprache genügend auseinander gehalten werden, wohl aber in den Funden

deutlich nachzuweisen sind. Sie zeigen die uralte Kultur dieser Frucht an, die in der Tat über die ganze östliche Hemisphäre verbreitet ist. Als Getreidepflanze an und für sich dürfte sie älter sein als die Gerste. Für die Indogermanen aber lässt sich eine grosse Geltung des Weizens nicht mit gleicher Sicherheit erschliessen wie für jene. Zwar zeigen die südlichen Sprachen übereinstimmende Ausdrücke, während die nördlichen dafür das *weisse Korn* sagen. Das muss einigermassen stutzig machen,

Fig 6. Von rechts: Rispenhirse — Emmer — Ägyptischer Weizen — Kleine sechszeilige Gerste — Dichte sechszeilige Gerste — Kleiner Pfahlbauweizen — Kolbenhirse. Oswald Heer, Die Pflanzen der Pfahlbauten.

da es den Gegensatz zu einem dunkeln Korn, das man in der Gerste erkennen kann, voraussetzt. Natürlich kann eine solche Bezeichnung auch lange nach der Bekanntschaft mit der Frucht aufkommen, und tatsächlich ist der Weizen in den Funden mindestens ebenso alt als die Gerste, wenn nicht älter, aber er dürfte stellenweise nicht die herrschende Frucht gewesen sein.

Die besondere Abart des Weizens, der Spelt, ist zweifellos eine jüngere Frucht, wie aus den Erörterungen von Hoops, Waldbäume 411, hervorgeht. Die Figur 6 zeigt die verschiedenen Getreidepflanzen, die in den Pfahlbauten angetroffen werden.

Neben die Nahrungspflanzen tritt nun noch eine andere, die das Gespinnst liefert, der Flachs. Fast alle Völker wissen aus den Fasern wild wachsender Pflanzen kunstvolle Gewebe oder Flechtwerk herzustellen, und wir haben keinen Grund anzunehmen, dass nicht auch in Europa der Verwendung des Flachses die der Nessel und der Binse vorausgegangen sei. Aber wir wissen nichts darüber, da schon in den prähistorischen steinzeitlichen Funden der Schweiz der Flachs auftritt, zwar nicht der jetzt angebaute Flachs Linum usitatissimum, sondern der im ganzen Mittelmeergebiet wild wachsende Linum angustifolium. Das ist aber für unsere Frage nicht von Bedeutung, wohl aber in andrer Hinsicht interessant. — Wir werden sehen, dass das Weben eine uralte Fertigkeit ist, die wir schon den Indogermanen zuschreiben dürfen, und dass alle Nordvölker von Spanien bis Deutschland schon in den ersten Zeiten ihres Auftretens den Flachs mit Vorliebe verwenden. Die Tatsachen der Sprache sind nicht ganz sicher zu deuten, da das Wort Lein kein untrügliches Kennzeichen an sich trägt, durch das man spätere Entlehnung ausschliessen könnte. Anderseits spricht aber alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass wir in ihm ein ursprüngliches Wort vor uns haben. Wenn im Norden der Flachs erst mit der Bronzezeit in den Funden nachgewiesen ist, so möchte ich vorläufig darin einen Zufall sehen.

Der Anbau des Flachses erfordert einen guten Boden und viel Feuchtigkeit, es ist daher leicht zu verstehen, weshalb in den südlichen Halbinseln der Flachsbau nur gering ist.

Der Anbau des Flachses ist höchst charakteristisch, und der Weg, aus dem Flachs das Gespinnst zu gewinnen, ist lang und erfordert ausgedehnte Kenntnisse und Vorsicht, daher ist sein Anbau das Zeichen einer ziemlich entwickelten landwirtschaftlichen Tätigkeit.

Im Osten wird der Flachs durch den Hanf abgelöst. Die Verteilung der beiden Pflanzen nach den Gegenden ist noch heute so, wie sie schon im Altertum war. In dem Lande der Skythen und Thraker trat den Griechen diese Pflanze entgegen, von der uns Herodot 4, 74 zuerst berichtet, und diese Völker wussten Gewänder aus dieser Pflanze herzustellen, wie sie auch die berauschende Kraft des Hanfsamens kannten. Aus Herodots Notiz ist natürlich nicht zu entnehmen, dass zu seiner Zeit der Hanf zuerst kultiviert wurde, vielmehr kann die Kultur hier schon Jahrhunderte früher bestanden haben. Denn schon im 3. Jahrhundert

v. Chr. wurde Hanf an der Rhone gebaut, woher Hiero II von Syrakus ihn zu seinem Prachtschiff bezog (Athen. 5, S. 206). Das im Griech. vorliegende Wort *κάνναβις* findet sich auch im Germanischen wieder mit allen Zeichen der Lautverschiebung. Das Wort wird allgemein als Lehnwort des Germanischen aus dem Osten angesehen, und wir könnten die Zeit der Entlehnung genau bestimmen, wenn wir die Zeit der germanischen Lautverschiebung festzulegen vermöchten. Das ist aber leider nicht möglich, sicher ist nur, dass sie weit in die vorchristliche Zeit zurückgeht. Da der Hanf im Osten auch wild vorkommt, so kann der Anbau hier schon sehr alt sein.

Diese vier Pflanzen Hirse, Gerste, Weizen und Flachs sind bis jetzt die einzigen, deren Anbau wir für alle Zeiten nachweisen können. Ihren Wert aber haben sie auch in der Neuzeit nicht verloren, und nur die Hirse ist einigermassen zurückgedrängt. In spätrer Zeit und z. T. nur im Norden sind dazu Roggen, Hafer und Spelt gekommen. Das ist für alte Zeiten eine immerhin beträchtliche Anzahl von Kulturpflanzen. Von Weizen, Gerste, Hirse und Flachs steht es fest, dass sie uralte Kulturpflanzen sind, die z. T. im asiatisch-ägyptischen Kulturkreis vorkommen, und es liegt daher sehr nahe, hier ein allmähliches Vordringen von Süden her anzunehmen, über Griechenland und Italien nach Norden. Eine andere Eingangspforte bietet zweifellos der Osten, und von hier mögen die Hirse, der Hanf, der Roggen und der Hafer gekommen sein.

Wir haben es sicher mit verschiedenen Kulturwegen zu tun. Denn in den Schweizer Pfahlbauten liegen ausser den Getreidepflanzen noch vor die Erbse (Pisum sativum L.), die Linse (Ervum lens L.), der Pastinak (Pastinaca sativa L.), die Möhre (Daucus carota L.) und der Mohn (Papaver setigerum DC.). Alle diese Früchte sind aber in Nordeuropa bisher nicht gefunden worden, sie waren daher dort auch wohl nicht angebaut. Die sprachlichen Tatsachen lehren dasselbe, da sich höchstens für die Bezeichnung des Mohnes höheres Alter in Anspruch nehmen lässt.

Auch die Bohne ist in Südeuropa älter als im Norden und erst allmählich dahin vorgedrungen. Offenbar hat sich das mächtige Waldgebirge, das Deutschland durchquert, als ein Hemmnis erwiesen, das die Fortschritte nur langsam durchdringen liess.

Die Haustiere.

Die genaue Bestimmung dessen, was man als Haustier anzusehen hat, schwankt. Jedenfalls sind es Tiere, die der Mensch in seine Pflege genommen hat, und die sich in ihr regelmässig fortpflanzen. Wenn auch heute wie in den ältesten Zeiten der wirtschaftliche Nutzen nicht ausschlaggebend ist, so ist es es doch in gewissen älteren Epochen gewesen, und zweifellos haben die Tiere, die etwa nur des Vergnügens wegen gehalten werden, für unsere Forschung keine Bedeutung.

Eine Besprechung der einzelnen Haustiere beginnen wir naturgemäss mit dem ältesten und eigenartigsten, dem Hunde. Offenbar ist er zunächst nichts weiter als ein Spielgefährte des Menschen gewesen, wie er dies heute in unsern Grossstädten wieder geworden ist. Aber ausserdem wird er verschiedentlich verwendet. Doch hat er in Europa weder jemals in ausgedehntem Masse als Nahrung gedient, noch ist er, wie im hohen Norden, als Zugtier gebraucht worden. Dagegen wird seine Wachsamkeit, die er durch die erworbene Eigenschaft des Bellens bekundet, sein grösstes Verdienst gewesen sein. Überall tritt uns der Hund als Wächter entgegen. Bekannt ist die schöne Stelle der Odyssee, wo die Hunde des Eumaios den nahenden Odysseus beinahe zerrissen hätten, ein Vorgang, der einem in der Herzegowina noch heute begegnen kann. Man darf es nicht wagen, ein fremdes Grundstück zu betreten, ohne sich den schwersten Gefahren auszusetzen. Die Hunde der Kimbern verteidigten noch die Leichen ihrer toten Herren. Wenn den Telemach zwei mächtige Rüden begleiten, so werden sie wohl auch zu seinem persönlichen Schutze gedient haben.

Helfer bei der Jagd kann der Hund früh gewesen sein, worauf ebenfalls mannigfache Zeugnisse hinweisen. Ob er indessen in ältern Zeiten der Schützer der Herden war, ist sehr fraglich. Wir finden ihn heute eigentlich nur bei den Schafherden verwendet, die aber auch ohne ihn auskommen, wie denn im neuen Testament die Schafe die Stimme des Hirten kennen und ihr folgen. Der Kyklop besitzt keine Hunde. Wenn der Hund den Herden dient, so ist es immer nur das Bedürfnis des Schutzes vor Raubtieren und feindlichen Menschen, um dessenwillen er verwendet wird.

Die Bezeichnungen für den Hund sind in den meisten

Sprachen sehr reichhaltig, aber etymologisch meistens undurchsichtig, d. h. nicht auf Wurzeln zurückzuführen. Das wird sich daher schreiben, dass eben die Zähmung des Hundes, wie schon die grosse Verschiedenheit der Rassen zeigt, uralt ist. Gewiss werden manche Ausdrücke weit über die Zeit hinausgehen, die wir mit Hilfe der Sprachwissenschaft erreichen können, und wir können daher auf dem Wege der Wurzelanalyse unsere Erkenntnis nicht bereichern.

Das Rind bildete in Europa seit alten Zeiten einen wertvollen Besitz. In den Funden der jüngern Steinzeit fehlt es nirgends, wo überhaupt Haustiere angetroffen werden, und noch niemand hat bestritten, dass die Indogermanen es in gezähmtem Zustande besassen. Das erweisen nicht so sehr die zahlreichen Ausdrücke für »Rind«, die in allen Sprachen wiederkehren, als vielmehr der Ausdruck »Joch« sowie das Vorkommen des Rindes bei allen Völkern zu Beginn der Geschichte. Man wird nicht daran zweifeln können und hat es auch nicht bezweifelt, dass wir es in diesem Falle mit einer der wichtigsten Errungenschaften zu tun haben. »Die Erwerbung des Rindes«, sagt Hahn, Die Haustiere S. 75, »ist für die östliche Hemisphäre ein Schritt von der allergrössten Bedeutung gewesen; als diese Erwerbung vollzogen war, als man Milch trank und den Ochsen an den Pflug spannte, waren wesentlich alle Bedingungen für unsere asiatisch-europäische Kultur vorhanden, alle Neuerwerbungen sind schätzbare Erweiterungen gewesen, sie konnten aber nichts wesentliches an den Grundzügen ändern«.

Die Verwendung des Rindes ist sehr verschieden gewesen. Am wenigsten dient es direkt zur Nahrung. Es mag für einen kleinern Haushalt, solange man das Fleisch nicht einzusalzen verstand, zu gross gewesen sein. Dagegen ist es vielfach die eigentliche Speise der Feste, bei denen sich eine grössere Anzahl von Menschen vereinigte. Der Stier oder Ochse war ausserdem das Pflug- und Zugtier. Daher verschonte man ihn, während die Kuh als Milchspenderin wertvoller war denn als Schlachttier. So sagt denn auch Hesiod, man solle das pflügende Rind nicht töten, und bei den Indern führte die uralte Gewöhnung zu der Sitte, das Rind vor dem Schlachten vollständig zu schützen, und ihm den höchsten Wert beizulegen. Die Lieder des Rigveda wiederhallen vom Preis des Rindes in einer Weise, die uns einigermassen befremdet.

»Die Kühe gelten mir als Bhaga,
Die Kühe gelten mir als Indra,
Kühe sind wie ein Trank des besten Soma,
Ihr, o Kühe, macht den Magern fett,
Selbst den Hässlichen macht ihr schön.«

Mit dieser Auffassung stehen die Inder indessen nicht allein, wir finden ganz ähnliche Anschauungen heute noch. Man vergleiche z. B., was Schweinfurth von den Dinkas sagt:

»Alles Dichten und Trachten der Dinka dreht sich um Rinderbesitz und Rindererwerb; ja diesen Tieren wird in gewisser Hinsicht ein förmlicher Kultus gewidmet, und alles, was vom Rinde kommt, gilt für rein und edel . . . Nie wird ein Rind geschlachtet, kranke pflegt man mit Sorgfalt in eigens dazu errichteten grossen Hütten; nur die gefallenen und verunglückten Tiere werden verspeist . . . Unbeschreiblich ist der Gram und das tiefe Leid, welches derjenige empfindet, den der Tod oder hartherzige Fremdlinge seiner Rinder beraubten. In solcher Lage ist der Dinka bereit, den Wiederbesitz des Verlorenen mit den schwersten Opfern zu erkaufen, denn die Kühe sind ihm teurer als Weib und Kind.«

Ähnliche Anschauungen müssen in Irland lange Zeit geherrscht haben. Eines der grossen Epen behandelt den Raub eines berühmten Stieres und hätte ohne diese nicht seine Bedeutung gewinnen können.

Auch die Sprache lehrt uns die hohe Schätzung des Rindes, da es viele Ausdrücke für »Rind« und unzählige Zusammensetzungen damit gibt. Als Masseinheit ist das Rind aus dem Tausch der Schilde zwischen Diomedes und Glaukos bekannt, und es lassen sich zahlreiche andere Zeugnisse für diese Verwendung anführen. Aber wir dürfen daraus nicht ohne weiteres die hohe wirtschaftliche Bedeutung des Rindes folgern. Nachdem Schutz in seiner Urgeschichte der Kultur S. 248 eine Stelle angeführt hat, aus der, wie aus der oben angeführten, die hohe Wertschätzung des Rindes hervorgeht, sagt er: »All diesem Überschwang gegenüber ist zu bemerken, dass der grösste Teil der Nahrung nicht von den Herden stammt, sondern durch den Ackerbau aufgebracht wird, dass also der wirtschaftliche Nutzen des Viehes sehr im Gegensatz zu der ihm gezollten Verehrung steht.« In Europa steht es insofern etwas anders, als sich hier die Milchwirtschaft in ganz hervorragendem Masse entwickelt hat.

Es ist aber keineswegs selbstverständlich, dass diese immer mit der Rindviehzucht verbunden ist. Die ostasiatische Kulturwelt kennt sie nicht, obwohl Japaner wie Chinesen die Rinder als Zugtiere benutzen.

Bei den europäischen Völkern steht aber neben der Kuhmilch zweifellos in ausgedehntem Masse Schaf- und Ziegenmilch, und es ist nicht sicher, dass die Kuhmilch die Hauptrolle gespielt habe.

Aber eine Hauptbedeutung hat das Rind: es ist Zugtier. Dass es so im Altertum war, dafür stehen zahlreiche Zeugnisse bei J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache und V. Hehn, Kulturpflanzen 37 zur Verfügung. Wie sich der alte Stand der Dinge in Bosnien erhalten hat, zeigt eine Bemerkung von Hoernes in seinen »dinarischen Wanderungen«. Im Jahre 1879 gab es im Bezirk Rogatica 4 Pferde- und 350 Ochsenwagen.

Der Ochsenwagen ist das normale Beförderungsmittel im Altertum gewesen. »Die Skythen«, sagt Hehn a. a. O., »ein Reitervolk, wie ihre Verwandten weiter nach Osten, fahren doch bei Herodot und Hippokrates auf ochsenbespannten Wagen, und auf dieselbe Weise bewegen sich die Kriegs- und Wanderungszüge der übrigen europäischen Völker zu der Zeit, wo sie uns historisch zu Gesicht kommen. Als die Kimbern die Schlacht gegen die Römer verloren sahen, da warfen die Weiber, wie Plutarch Mar. 27 erzählt, ihre Kinder unter die Räder der Wagen und die Füsse der Zugtiere, *τῶν ὑποζυγίων*, die Männer aber, weil in der Gegend sich nicht genug Bäume zum Aufhängen fanden, banden sich mit den Gliedern an die Beine oder die Hörner der Ochsen, trieben diese nach entgegengesetzter Richtung und liessen sich so in Stücke reissen. Der Ochsenwagen erscheint bei religiösen und politischen Feierlichkeiten, als Rest uralter Tradition, in einer im übrigen veränderten Zeit. Die Göttin Nerthus bei Tacitus fährt in einem mit Kühen bespannten Wagen, ebenso die altgallische Göttin, die Gregor von Tours Berecynthia nennt (Grimm DM.[2] 234). Wenn ein Verstorbener den Weg der Hel (got. *halja*) zu Grabe fährt, wird der Leichenwagen von Rindern gezogen. Auch Könige fahren mit Ochsen in die Volksversammlung und überall hin, wo sie sich öffentlich zeigen, so die merovingischen (Grimm RA. S. 262 f.), ebenso königliche und edle Frauen. Der taurus regis wird im salischen Gesetz mit der höchsten Komposition belegt, mit einer höheren, als

das edelste Pferd, der varannio regis. Auf der Antoninsäule werden zwei gefangene Fürstinnen auf einem mit Polster belegten Wagen von einem Ochsen gezogen, daneben schreitet ein bärtiger Mann, die Hände auf den Rücken gebunden, von 2 römischen Soldaten eskortiert. Dies ist normal: Frauen und Kinder auf dem Ochsenwagen, Männer zu Fuss. Auch bei Griechen und Römern haben sich Spuren der ältesten Zeit erhalten, wo das Rind allgemeines Zugtier war. Die Erfindung des Wagens und die Zähmung des Stieres werden zusammengedacht Tibull 2, 1, 41:

»Illi etiam tauros primi docuisse feruntur
Servitium et plaustro supposuisse rotam.«

Fig. 7. Felsenbild von Bohuslän in Schweden aus der Bronzezeit: von Rindern gezogener Hakenpflug mit Pflüger. Aus S. Müller Charrue, joug et mors.

Natürlich ist das Rind nicht nur vor den Wagen, sondern auch vor den Pflug gespannt worden, wie heute noch auf weiten Gebieten. Die Zeugnisse aus dem Altertum treten uns überall entgegen, und für die vorhistorische Zeit folgt dies aus dem Vorhandensein des Pfluges, was durch die Sprache verbürgt wird. Auf dem Felsenbild von Bohuslän in Schweden, das aus der jüngern Bronzezeit stammt, sehen wir einen mit Rindern bespannten Pflug (Figur 7).

Heute bestehen in Europa eine ganze Reihe verschiedener Rinderrassen, deren genaue Untersuchung einst auch wohl für die Kulturgeschichte von hervorragender Bedeutung werden kann. Aber auch schon in alter Zeit sind verschiedenartige Rinder vor-

handen. Wenn auch die Alten keine genaue Beschreibung geben, so unterscheiden sie doch zwischen grossen und kleinen Rindern, zwischen kurz- und langhörnigen. Klein, unansehnlich und kurzhörnig waren die Rinder in Deutschland. Dagegen lobt Cassiodor Var. 3, 50 die Grösse der alemannischen Rinder. In Lukanien waren die Rinder besonders gross, denn die Römer nannten die Elephanten, die sie bei Pyrrhos Einrücken in Italien zuerst erblickten, lukanische Ochsen. Eine hornlose Rasse finden wir im Osten bei den Skythen und noch heute in Norwegen.

Die Frage nach den verschiedenen Rassen der Rinder und die Frage, von welcher wilden Stammart unsere heimischen Rinder abstammen, führt uns auf das naturwissenschaftliche Gebiet. Ich kann es hier übergehen, weil die ganze Frage in dem Buche von C. Keller, Naturgeschichte der Haustiere Berlin 1905, eine eingehende Darstellung gefunden hat.

Das Schaf gehört sicher zu den ältesten Haustieren. Das beweisen die Funde in alten Schichten der jüngern Steinzeit. Wenn die Bekanntschaft der Indogermanen mit dem gezähmten Schaf auch nicht aus den zahlreichen Ausdrücken hervorgehen sollte, die in gleicher Weise in den verschiedenen Sprachen wiederkehren, so folgt sie doch aus dem Ausdruck »Wolle«, der sich fast in allen Sprachen erhalten hat. Die Wolle ist aber eine Haustiereigenschaft. »Kein erwachsenes wildes Tier«, sagt Hahn 154, »hat Wolle, wenn auch beim Argali neugeborenen Lämmer graue Wolle tragen«.

Daneben ist das Schaf vor allen Dingen Fleischtier. Das zeigen die Funde und die Nachrichten der Alten deutlich genug, und noch jetzt hat sich das Schaf in weiten Gebieten in dieser Eigenschaft erhalten. Als Opfertier spielt es eine Hauptrolle bei Griechen, Römern, Indern. Auch seine Milch wird benutzt.

Die Schafzucht war im Altertum überall verbreitet, doch werden gewisse Länder besonders hervorgehoben. So rühmte man Spanien wegen seiner Schafzucht und seiner Wolle, und dieser Ruf hat sich bis zum heutigen Tage erhalten. Ebenso lieferte Gallien zahlreiche Schafe mit vorzüglicher Wolle, weiter auch Italien und hier wieder Oberitalien am Po, Venetien, das Land der Sabiner, Etrurien, Apulien und Calabrien.

Die Wolle wurde in der ältesten Zeit nicht geschoren, sondern gerupft, eine Sitte, die noch im 19. Jahrhundert auf den Faröer angetroffen wurde. Die Römer, bei denen sie erst allmählich

verdrängt wurde, liessen die Tiere drei Tage lang hungern, damit sich die Wolle leichter ablöse.

Die Nachrichten über die Zähmung der Ziege sind nicht so sicher, wie die von der Domestikation des Schafes, aber wir können, genau genommen, auch bei ihr die uralte Verwendung als Haustier nicht bestreiten. In den indogermanischen Sprachen gibt es zahlreiche Ausdrücke, die bald im Westen, bald im Osten auftreten, und allerdings keine derartige allgemeine Verbreitung haben, wie die für Rind und Schaf. Aber man kann diese Tatsache damit erklären, dass eben eine Fülle von Ausdrücken für die Ziege vorhanden war, von denen der eine dort, der andere da verloren gegangen ist. Man vermag hier nur deshalb nicht zur Sicherheit zu gelangen, weil so schlagende Bezeichnungen wie »Joch« und »Wolle«, die uns die Zähmung des Rindes und des Schafes mit voller Sicherheit verbürgen, nicht vorhanden sind.

In den Funden steht es verschieden. Bald fehlt die Ziege ganz, bald wird sie häufiger angetroffen als das Schaf. Noch heute gedeiht zweifellos die Ziege im Süden Europas besser als im Norden. In Griechenland, Italien und Spanien erhält sie sich leicht, und sie wird dort oft genug dem Schaf vorgezogen, weil sie bei geringern Ansprüchen an die Nahrung grössern Ertrag bringt. Wir werden auch für ältere Zeiten eine mehr sporadische Verbreitung je nach Lage und Klima anzunehmen haben.

Im Kultus spielt der Ziegenbock verschiedentlich eine grosse Rolle. Beim indischen Pferdeopfer wurde es zuerst dargebracht, er geht voran, den Göttern das Opfer anzuzeigen (RV. 1, 162, 4; 1, 163, 12). Auch bei der Leichenverbrennung wird ein Bock mit auf den Scheiterhaufen gebracht; es ist Agnis Anteil, ihn kann er mit Glut versengen, mit seiner Flamme verzehren. »Ziegenböcke sind das Gespann Puschans, des Pflegers und Hüters der Herden, wie auch der Bauerngott Thorr nach altskandinavischer Mythologie mit Ziegenböcken fährt«. Die indischen Zustände brauchen aber nicht indogermanisch zu sein, wenngleich ähnliches bei den Iberern wiederkehrt.

Die Schweinezucht erfordert nach dem Urteil der Zoologen eine grössere Sesshaftigkeit, weil das Schwein empfindlicher als alle die anderen Tiere ist. Jedenfalls ist es nie und nirgends ein Tier der Nomaden. Eichenwaldungen sind zu seinem Gedeihen wegen der Eicheln fast unbedingt notwendig. Italiker und Griechen

haben die Schweinezucht in ihren ältesten Zeiten besonders gepflegt. In den suovetaurilia nimmt das Schwein die erste Stelle ein, und der göttliche Sauhirt Eumaios spielt eine bedeutende Rolle.

Zahlreiche gemeinsame Ausdrücke für das Schwein finden sich sicher bei den Westindogermanen und gehen zu einem Teil bis zu den Slaven hinüber. Nach Osten hin verschwinden sie, und sicherlich hat das Schwein die Indoiranier nicht auf ihrem Zug nach Asien begleitet. Der Veda und der Avesta kennen die Schweinezucht nicht, und Ktesias sagt ausdrücklich, dass in Indien weder das wilde noch das zahme Schwein vorkomme. Die Indoiranier mussten also die Schweinezucht aufgeben, falls sie sie einmal gekannt haben.

In den Funden der jüngern Steinzeit tritt das Tier verschiedentlich auf, bald seltener, bald auch in grössern Massen. Die Save- und Drauländer mit ihren grossen Eichenwaldungen haben auch schon im Altertum eine blühende Schweinezucht gekannt, die sich hier bis zum heutigen Tage erhalten hat.

Das Schwein ist bekanntlich Fleischtier, ist aber als solches fast bis zum letzten verwendbar.

Eine besondere Stellung unter den Haustieren nimmt das Pferd ein. Als Zug- und Reittier spielte es früher, wie Hehn nachgewiesen hat, eine viel geringere Rolle als jetzt, ja zum Teil ward es überhaupt nicht als solches benutzt und konnte auch in den schwierigen Gebirgsgegenden Mitteleuropas nicht verwendet werden. Gewiss wird es in ältern Zeiten auch zu schwach gewesen sein, um einen erwachsenen Menschen zu tragen oder den Pflug und den Wagen zu ziehen. Möglicherweise ist es an einzelnen Stellen frühzeitig als Saumtier benutzt worden, im wesentlichen aber diente es zur Nahrung. Beim Beginn der Geschichte finden wir die nordeuropäischen Völker als Pferdefleischesser, und es hat des ganzen gewaltigen Einflusses der christlichen Kirche bedurft, um diese Sitte abzuschaffen. Das Pferd wurde lange Zeit in halbwilden Herden, Gestüten, gehalten.

Ganz anders als im Westen und Norden steht es im Osten. Hier finden wir, bedingt durch die grosse Ebene, zahlreiche Reitervölker, und auch bei Indern und Iraniern hat das Ross eine grosse Bedeutung. Den Ausgangspunkt für die eigentliche Verwendung des Pferdes werden wir daher im Osten zu suchen haben.

Auch die Tatsachen der Sprache sind einigermassen interessant. Wir besitzen ein altes Wort, das indessen allgemein in den historischen Zeiten verloren geht und durch andere ersetzt wird. Die Vermutung liegt nahe, dass dies durch eine neue Verwendung des Pferdes hervorgerufen worden ist.

Damit ist der Kreis der Haustiere, die im alten Europa vorkamen, im wesentlichen erschöpft. Man sieht, dass die wichtigsten, die heute noch ihre Geltung haben, schon in frühen Zeiten dem europäischen Kulturkrcis angehören. Nur der Esel ist später noch in Südeuropa heimisch geworden, jedenfalls aber jüngern Ursprungs, und hinzugekommen ist die grosse Schar des Geflügels, das jetzt unsere Bauernhöfe belebt. Wie wenig die Sprache sagen kann, ob ein Tier gezähmt war oder nicht, zeigen die Namen für 'Gans' und 'Ente', die in den meisten Sprachen gleichmässig wiederkehren. Natürlich kann darunter die Wildgans und die Wildente verstanden sein, die frühzeitig dem Menschen als Nahrung gedient haben werden, aber es ist doch schr wohl möglich, dass man sie auch in Gefangenschaft gehalten hat, da man ihnen ja nur die Flügel zu beschneiden brauchte, um sie an den heimischen Teich zu fesseln. Schon Penelope besitzt eine Schar von Gänsen und die des Kapitols sind ja ebenfalls bekannt, in der Hauptsache aber ist die Gänsezucht ein Privileg Nordeuropas geblieben, von wo sie in Massen nach Rom getrieben wurden. Mich macht die Tatsache, dass die Sprachen die alten Ausdrücke für die Vögel bewahrt haben, an der Auffassung zweifeln, ob wir es in diesen Fällen wirklich erst mit später Zähmung zu tun haben. Die Entscheidung können nur die Funde geben. Knochen von wilden Enten, Gänsen, Schwänen und Möven kommen schon in den Kjökkenmöddingen vor, es sind also diese Vögel schon damals gejagt worden, und sie können auch sehr früh gezähmt worden sein, da dies bei der Graugans keine Schwierigkeiten bietet.

Nachweislich jüngern Ursprungs ist dagegen das Huhn, das erst in der Bronzezeit im Norden auftritt und das auch aus dem Orient kam, während Gans und Ente von einheimischen Arten abstammen; aber auch das Huhn ist im Norden älter als man früher annahm uud nicht erst durch die klassischen Völker zu uns gekommen.

Die Wege, die dieses Haustier gegangen ist, werden sich kaum noch aufhellen lassen, wenngleich die Sprachc manche Andeutungen gewährt.

Die Art, wie man die Haustiere gehalten hat, wird sich von der heute noch vielfach geübten nicht wesentlich unterschieden haben. In der warmen Jahreszeit bedürfen sie keines Obdachs, da bleiben sie Tag und Nacht auf dem Felde, während im Winter, wie zahlreiche Nachrichten beweisen, der Mensch sein Haus mit den Tieren teilt: in den unterirdischen Wohnungen der Armenier trafen die Griechen Ziegen, Schafe, Rinder und Geflügel (Anab. 4, 5, 25). Daneben wird man auch Ställe für sie errichtet haben. Um die Tiere im Sommer nicht zu verlieren, schliesst man sie in Hürden ein, umzäunt ein gewisses Gebiet oder fesselt sie an den Füssen. Das alte indogermanische Wort, das man auf Grund von gr. *πέδη*, lat. *pedica*, ags. *feter*, ahd. *fezzera* erschliessen kann, bedeutet Fussfessel und zeigt mit hinreichender Deutlichkeit, wie alt die einfache, heute noch geübte Sitte der Fussfessel ist, die auch schon auf skythischen Vasenbildern dargestellt wird.

Im Winter bedurfte das Vieh in Nord- und Osteuropa besonderer Fürsorge. Dass man zu diesem Zweck Heu eingefahren hat, bedarf kaum der Hervorhebung und steht sicher, wenn auch Sprache und Funde versagen. Wenn man einen Misthaufen angelegt hat, wie er in den Schweizer Pfahlbauten aufgedeckt ist, so hat man auch Stallfütterung gehabt.

An vielen Stellen der Erde versteht man die Kunst, Tiere zu kastrieren, um sie zahmer und lenksamer und ihr Fleisch schmackhafter zu machen Am einfachsten gelangt man zu diesem Ziel, wenn man durch Klopfen eine Entzündung hervorruft, wie dies noch heute in der Herzegowina geübt und wie dies schon im Atharvaveda 6, 138, 2 beschrieben wird. Später hat man auch zum Messer gegriffen. Die sprachlichen Ausdrücke für 'kastrieren' sind teils von »stossen, schlagen«, teils von »schneiden« abgeleitet.

Am häufigsten wurde jedenfalls die Sitte bei den Rindern geübt, und im Katy. Çr. 15, 1, 15 wird von einem Zugochsen ausdrücklich angegeben, dass er unverschnitten war, woraus wir als die Regel die Kastrierung des Zugrindes erschliessen, vgl. Weber Ind. Stud. 13, 151 Note.

Aber auch die andern Tiere entgingen diesem Verfahren nicht, und alle Völker kennen beim Auftreten in der Geschichte die Sitte.

Der Kulturbesitz der europäischen Menschheit und der Indo-

germanen an Kulturpflanzen und Haustieren war verhältnismässig klein, wenn wir ihn mit dem vergleichen, den wir heute finden, ausserordentlich reich, wenn wir ihn mit dem anderer Völker zusammenstellen. Jedenfalls waren alle wesentlichen Errungenschaften der heutigen Landwirtschaft schon vorhanden. Die alte Zeit unterschied sich in dem quantitativen Besitz von der heutigen, in dem qualitativen aber nicht. Der bedeutendste Teil der Entwicklung ist vor aller geschichtlichen Kunde vor sich gegangen.

6. Die Nahrungsmittel und ihre Zubereitung.

Was in der Urzeit gegessen wurde, ist zum Teil schon in den vorhergehenden Kapiteln angedeutet worden. Wir konnten es z. T. an der Hand der Funde bestimmen und müssen hier nur noch hinzufügen, was sich aus Quellen andrer Art ergibt. Notwendig zerfällt die menschliche Nahrung in eine Pflanzen- und eine Tierkost, wozu die Erzeugnisse vom Tiere: Milch, Butter, Eier und auch das Blut, das dem lebenden Tiere entzogen werden kann, hinzukommen. Ob der Mensch hauptsächlich Tier- oder Pflanzenkost geniesst, das hängt nicht so sehr von dem ab, was die Natur bietet, als vielmehr von dem Klima, in dem er lebt. Je höher im Norden der Mensch wohnt, um so mehr bedarf er des Fettes, das ihm hier im wesentlichen das Tier bietet; im Süden dagegen kann er mit pflanzlichen Nahrungsmitteln auskommen, zumal ihm hier die Pflanzen auch Fett in reicherm Masse spenden. Der Eskimo trinkt den Tran, der Inder aber hat mehr und mehr auf die tierische Nahrung verzichtet und ist zum Vegetarianer geworden. Beide Völker müssten zu Grunde gehen, wenn sie ihre Sitze vertauschten, ihre Nahrungsmittel aber beibehalten wollten. Europa gehört jedenfalls zu den Gebieten, in denen namentlich im nördlichen Teil der Mensch beider Nahrungsmittel bedarf, während auf den südlichen Halbinseln das Fleisch und das Fett zurücktreten können. Wenn wir bei den homerischen Griechen die Fleischgerichte so sehr geschätzt finden, so weist das auf Menschen hin, die vor nicht zu langer Frist aus nördlichern und rauhern Gegenden eingewandert sind.

Unter den Pflanzenfrüchten hat man wohl so ziemlich alles genossen, was die Natur an essbaren Dingen bot.

In den Schweizer Pfahlbauten hat man die Samenkörner und Reste zahlreicher Pflanzen angetroffen, wie wir schon oben

S. 250 angegeben haben. Man wird sie zweifellos genossen haben.

In der oberitalischen Terramare sind nach Helbig, »Die Italiker in der Poebene«, S. 16, sicher nachgewiesen Reste von Äpfeln (malus communis De Cand.), von Schlehen (prunus spinosa L.), von der wilden Süss- oder Vogelkirsche (prunus avium L.), von der Kornelkirsche (cornus mascula L.), von der Waldbrombeere (rubus fruticosus L.), von Beeren des gemeinen Flieders (sambucus nigra L.), von Haselnüssen (corylus avellana L.) und von der gemeinen Pimpernuss (staphylea pinnata L.). Mit Ausnahme der letzten Pflanze kommen alle übrigen noch heute wild in der Poebene vor, und wir können daraus ersehen, mit welcher Sorgfalt der Mensch die umgebende Natur beobachtet und ausgenutzt hat.

Wann man aber gelernt hat, aus dem fetthaltigen Kern der Bucheckern, der Haselnüsse, des Leins und des Mohns Öl zu pressen, lässt sich nicht genau bestimmen. Da das Wort Öl im Norden ein Fremdwort ist, dürfte das erst geschehen sein, als man von Süden her mit dem Olivenöl bekannt geworden war.

Eine wichtige Rolle spielte einst die Eichel. Wenn sich in mehrern Sprachen eine alte Bezeichnung dieser Frucht erhalten hat (gr. *βάλανος*, l. *glans*, lit. *gile*, abg. *želądĭ*, arm. *kałin*), so weist das auf die andauernde Wichtigkeit der Frucht hin, die sie ja heute noch als Futter für die Schweine hat. Tatsächlich finden wir da, wo wir grosse Eichenwaldungen voraussetzen dürfen, auch meistens das Schwein als Haustier. Dass die Eichel in Zeiten der Not auch dem Menschen als Nahrung gedient habe, dürfte man erschliessen, auch wenn nicht zahlreiche Zeugnisse es ausdrücklich berichteten.

Den wichtigsten Pflanzennahrungsstoff aber besass man in den Getreidekörnern. Sie zu mahlen oder, genauer gesagt, zu zerquetschen, hat man früh gelernt. Man bediente sich dazu der Handmühle. Die ältesten Mühlen bestehen aus nichts weiter als aus zwei Steinen, zwischen denen die Körner zerrieben wurden. Des öfteren hat der eine eine Vertiefung, während der andere kleiner und runder war, so dass er mit der Hand bewegt werden konnte. Solche Mühlen sind zur Genüge aus den Gräbern ans Tageslicht gebracht worden (vgl. Fig. 8 u. 9). Auch die Sprache hat dafür ebenso wie für den Begriff des Mahlens eine alte Bezeichnung, die zweifellos in die indogermanische Urzeit zurückgeht. Wie sich

der weitere Fortschritt in der Entwicklung der Mühle vollzogen habe, lässt sich nicht genau sagen. Jedenfalls war es wohl das erste, die Steine festzustellen und den obern durch eine Handhabe in Tätigkeit zu setzen. Derartige Handmühlen waren im klassischen Altertum vorhanden und sind noch heute in Russisch-Litauen fast in jedem Hause in Gebrauch.

Das Mahlen des Getreides fiel der Frau zu, das wird durch zahlreiche Zeugnisse gesichert, und es erklärt sich daraus, dass die Frau hier in ihrer alten Tätigkeit geblieben ist. In steinzeitlichen Gräbern, die bei Worms aufgedeckt worden sind, fand man die primitive Handmühle der Frau ins Grab mitgegeben. Im Palaste des Alkinoos (Od. 7, 103) und in dem des Odysseus (Od. 20, 105) führten die Mägde diese mühevolle Arbeit aus,

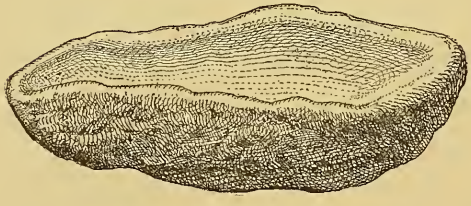


Fig. 8. Mahltrog. 1/4.

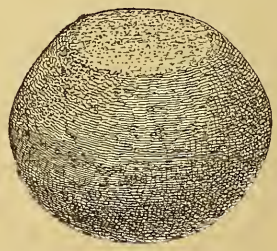


Fig 9. Sog. Mahlkugel. 1/3.

und Athenaios (6, S. 293[b]) teilt uns eine Stelle aus dem Dichter Pherekrates (440—415 v. Chr.) mit, aus der hervorgeht, dass die Hausfrauen einst dieses Geschäft täglich in der Frühe selbst zu besorgen hatten, so dass das Dorf von dem Getöse der Mühlen widerhallte. Auch bei den Germanen werden Mahlmägde genannt (Heyne, Deutsches Wohnungswesen, S. 44). Das auf diese Weise gewonnene Mehl — einen indogermanischen Ausdruck können wir nicht mit Sicherheit erschliessen — wurde auf verschiedene Weise verwendet. Wir kennen aus Homer die Sitte, das Fleisch des Opfertieres mit Mehl zu bestreuen und es dann zu rösten. Demselben Zweck diente bei den Römern die *mola salsa*, das mit Salz vermischte Opfermehl.

Daneben hat man den Mehlbrei gegessen, wie z. B. Überreste in den Pfahlbauten zeigen (W. Helbig, Italiker in der Poebene, S. 17).

Weiter verstand man einen Teig zu bereiten, indem man

das Mehl zunächst mit Wasser in einen Brei verwandelte und es dann in der Asche zu flachen Broten buk, wie sie mehrfach gefunden wurden. Auf welche Weise dies geschehen, können wir unmittelbar nicht mehr nachweisen, wohl aber hat sich eine einfache und jedenfalls uralte Art der Brotbereitung in Kleinasien erhalten, über die uns O. Benndorf, Eranos Vindobonensis (1893) S. 373, unterrichtet. »Ihr (der Kleinasiaten) Brot ist ungesäuert und wird nicht im Ofen, sondern durch Rösten über glühenden Holzkohlen meist im Freien zubereitet. Die Zubereitung ist Sache der Frauen, die früh Morgens den ganzen Tagesbedarf der Familie herstellen und auf der Wanderung wie am Wohnorte, vor ihren Zweighütten oder in ihren winzigen Steinhäusern alles dafür Erforderliche stets zur Hand haben. Grobes Gersten- oder Weizenmehl führen sie in einem kleinen Sacke mit, Wasser wird aus der nächsten Zisterne geschöpft, das Mehl in einem flachen Holzgefässe angefeuchtet und der Teig wie unsere Pfannkuchen oder »Frittaten« zu Rundfladen geknetet, welche die Dicke eines starken Messerrückens und einen Durchmesser von etwa 30 cm haben. Diese Mehlkuchen werden dann auf einem gestielten dünnen Eisenblech von kreisförmiger Gestalt über dem Feuer unter mehrmaligem Umwenden leicht erhitzt, wenn sie fertig sind, wie eine Binde zusammengerollt und von den Männern so als Tagesvorrat in dem grossen Leibgürtel getragen.« Diese Schilderung verwendet Benndorf ganz schlagend zur Erklärung griechischer Vasenbilder, auf denen offenbar derartige Fladen abgebildet sind. Wir haben keinen Grund, diese Zubereitungsart nicht für sehr alt zu halten. Soweit wir zurückblicken, ist sie da. Wann sie entstanden, wissen wir nicht.

Erst später hat man gelernt, durch Zusatz eines Gärungsmittels gesäuerte und damit schmackhaftere Brote herzustellen. Es ist charakteristisch, dass zu den Opfern für die Götter bei den Römern nur ungesäuertes Brot verwendet wird (vgl. Gell. X 15, 19, Festus p. 87, 13. Müller), ja dass man teilweise nur Mehl gebraucht.

Diese Opfergaben müssen daher in einer Zeit eingeführt sein, in der das Säuern des Brotes noch nicht üblich war. Da sich indessen Sitten und Gebräuche sehr lange Zeit erhalten, so lässt sich über die Zeit, wann die Säuerung des Brotes aufgekommen ist, daraus nichts erschliessen. Sobald erst einmal das Bier bekannt war, hatte man in der Bierhefe ein ausgezeich-

netes Gärungsmittel, und es scheint als ob hierfür ein alter sprachlicher Ausdruck vorliege.

Natürlich wird man aus den vorhandenen Getreidearten verschiedene Breie, Brote und sonstige Gerichte hergestellt haben. In den Schweizer Pfahlbauten gibt es schon drei Brotsorten. »Am häufigsten findet sich ein Weizenbrot mit stark zerriebenen Körnern; daneben begegnet eine gröbere Sorte Weizenbrot, bei der die Körner fast alle ganz geblieben sind; die dritte Brotart ist ein Hirsebrot, dem einzelne Weizenkörner und Leinsamen eingestreut sind.« (Hoops, Waldbäume, S. 296.) Da sich Gerstenbrot nicht findet, so wird man die Gerste, wie die Griechen und Germanen taten, als Brei genossen haben. Wir haben die grosse Bedeutung der Gerste schon oben kennen gelernt. Bei den Schotten und Alemannen tritt für die Gerste der Hafer in der Form des Hafermuses ein.

Als Würz- und Versüssungsmittel diente sicher der Honig, wie uns dies Athenaios von den Griechen berichtet.

Ein alter Ausdruck für den Brei liegt im griech. *πόλτος*, l. *puls* 'Brei' vor, das sich genau deckt mit deutsch '*Fladen*'.

Wie das Mahlen des Getreides ist auch die Brotbereitung Aufgabe der Frau. »In der Ernteszene des Achilleusschildes«, sagt Benndorf a. a. O. 377, »wird zum Schlusse des Mahles gedacht, das man abseits unter einer Eiche für die arbeitenden Schnitter herrichtet: Schaffner hantieren um einen getöteten grossen Stier, der am Boden liegend zu denken ist . . ., und Frauen bereiten für die Mahlzeit Speise, was Σ 560 mit den Worten *αἱ δὲ γυναῖκες δεῖπνον ἐρίθοισιν λεύκ' ἄλφιτα πολλὰ πάλυνον* angedeutet ist. Das bedeutet nach dem Scholiasten »sie rührten Gerstenmehl in Menge an«. Auch noch später lag die Herstellung des Brotes, der *mazai*, den Frauen ob: bei der Belagerung von Plataiai blieben zu diesem Zweck 110 *γυναῖκες σιτοποιοὶ* zurück. (Thuk. 2, 78. Vgl. noch Xen. Oecon. 7, 21 f., *στεγνῶν δὲ καὶ αἱ ἐκ τοῦ καρποῦ σιτοποιαὶ δέονται* und Lukian Luc. 28.) Für die Römer und andere Völker bezeugt Plinius ausdrücklich das Fortbestehen der alten Sitte. Nachdem das Brotbacken bei den Germanen zu einem Gewerbe geworden war, das der Mann besorgte, findet sich neben dem Bäcker noch immer die Bäckerin (Heyne, Deutsches Nahrungswesen, 278), und wo das Brot noch jetzt im Hause gebacken wird, besorgt es auch heute die Frau.

Die Pflanzennahrung bietet im allgemeinen weniger Nährstoff als das Fleisch. Es müssen demnach davon grössere Mengen genossen werden, um den Menschen zu erhalten. Ausserdem entzieht das in den Pflanzen befindliche Kali dem Körper das Salz, das daher mit der pflanzlichen Nahrung dem Körper wieder zugeführt werden muss. Wir finden deshalb, da die pflanzliche Nahrung uralt ist, auch den Salzgebrauch seit Alters auf der Erde verbreitet. Wir sind über diesen Gegenstand durch zwei Arbeiten von V. Hehn und Schleiden vortrefflich unterrichtet, und die Tatsachen liegen hier so klar als möglich. Schon in den Kjökkenmöddingen hat man eine manganhaltige Asche entdeckt, von der man annimmt, dass sie durch das Verbrennen salzhaltiger Pflanzen entstanden ist, und dass man mit ihr die Speisen würzte. In ganz Nordeuropa sind Salzquellen nicht selten. Falls man noch nicht verstanden hätte, das Salz zu sieden, so hätte man sich auf andere Weise geholfen. Man goss das Salzwasser über brennende Holzstösse und würzte mit der salzhaltigen Asche. Im Süden dagegen hat die Sonne Kraft genug, das Seewasser in Lachen der Küste zu verdampfen, wodurch man ein reineres Salz gewann.

Und im Osten findet sich das Salz auch rein auf der Erde.

Es hat also in Europa nirgends an Gelegenheit gefehlt, das Salz zu gewinnen, und die Indogermanen kannten es zweifellos, wie der höchst altertümliche Ausdruck beweist, der sich in den meisten Sprachen in unveränderter Bedeutung bis zum heutigen Tag erhalten hat.

Wo das natürliche Salz fehlt, greift man zu Surrogaten, und Schweinfurth berichtet, dass bei den Dinka der Kuhharn zum Ersatz des fehlenden Kochsalzes diente, wie man ihn auch als Waschwasser benutzte. Da diese letztere Sitte auch in Europa wiederkehrt, so wird man nicht zu zweifeln brauchen, dass man zu diesem Surrogat gegriffen hätte, wenn das Salz wirklich nicht vorhanden gewesen wäre.

Nun besitzen wir allerdings aus dem Altertum Nachrichten von Völkern, die das Salz nicht kannten oder nicht gebrauchten. Aber es handelt sich dabei entweder um solche, die keines erlangen konnten, oder um Stämme, die hauptsächlich Fleisch assen und deshalb seiner weniger bedurften. Zweifellos gehörten zu ihnen die Numider, von denen Sallust es berichtet, und auch Homer hatte von Völkern gehört, die das Meer nicht kennen

und nicht mit Salz die Nahrung mengen, was nach Pausanias die Epiroten gewesen sein sollen. Auch die Perser salzten ihre Speisen nicht.

Das Fleisch brauchte man ja nicht zu salzen, und so wurde es auch in späterer Zeit, als man es sonst schon mit Salz versah, den Göttern noch ungesalzen dargebracht, wie uns der Komiker Athenion (bei Athen. 14, p. 661, a) belehrt. Auch bei den Indern waren gesalzene Speisen vom Opfer ausgeschlossen. Aber bei den in religiöser Beziehung so altertümlichen Römern, gehörte die *mola salsa* mit zum Opfermahl.

Es ist ein völlig haltloses Hin- und Herreden, wenn man fragt, ob die Indogermanen das Salz gekannt haben oder nicht. In Europa können wir zeitlich überhaupt nicht bestimmen, wann die Menschen mit dem Salz bekannt geworden sind. Es fällt wie das Aufkommen des Ackerbaues vor alle geschichtliche Kunde. Dass sich aber das indogermanische Wort für Salz, das einer uralten Deklinationsklasse folgt, erst spät mit dieser Bedeutung von einem Volke zum andern verbreitet haben sollte, ist absolut unwahrscheinlich. Brot und Salz, oder einfacher gesagt, Pflanzennahrung und Salz gehören seit uralten Zeiten zusammen.

Zur Erhaltung der Fleischnahrung ist freilich das Salz erst viel später verwendet worden.

Fleischnahrung war den Indogermanen sicher bekannt, und sie war auch sehr beliebt bei ihnen, aber dass man ausschliesslich von Fleisch gelebt hätte, widerlegen die ältesten Zustände aller indogermanischen Völker. Das Bild, das uns Homer gewährt, ist sicher sehr einseitig. In den frühesten Zeit kam zunächst das Wild in Betracht. In den dänischen Kjökkenmöddinger kommen Vogelknochen in grösster Anzahl vor, besonders von Strand-, Sumpf- und Schwimmvögeln, wilden Enten und Gänsen, Schwänen, Möven u. s. w. Von Wild finden wir Hirsche, Rehe, Wildschweine vertreten. Noch in den Schweizer Pfahlbauten übertreffen die Knochen der jagdbaren Tiere die der Haustiere an der Zahl, und erst in der Terramare kehrt sich das Verhältnis um. Auch auf die Vogelwelt erstreckte sich das Streben der Pfahlbauer. Heinrich Messikomer hat auf Robenhausen dünne Netze gefunden, die er mit Sicherheit der Vogeljagd zuweisen zu sollen glaubt (Antiqua, 1889 Nr. 3, S. 20 f.), und die zahlreichen Vogelknochen bezeugen, dass eine derartige Jagd von Erfolg begleitet war.

Von den Haustieren sind natürlich alle gegessen worden mit Ausnahme des Hundes, obwohl dieser anderwärts vielfach zur Nahrung dient. Doch finden sich immerhin Spuren dieser Speise auch bei den Indogermanen. Unter den übrigen ist das Schwein das hauptsächlichste Fleischtier, es kommt indessen nicht überall vor. Daneben tritt das Schaf und die Ziege. Der Genuss des Ziegenfleisches wird verschiedentlich erwähnt. Dagegen erfreut sich das Rind, wie wir gesehen haben, eines gewissen Schutzes. Der Stier oder der Ochse war als Zugtier unentbehrlich, während die Kuh als Milchspenderin wertvoller erschien denn als Schlachttier.

Was der Mensch isst, opfert er auch den Göttern, und so können wir aus den Opfern auf die menschliche Nahrung schliessen. In Indien gehört der Ziegenbock zu den vornehmsten Opfertieren, er geht beim Pferdeopfer voran, um es den Göttern anzukünden.

Bei den Indern finden wir als eine der grössten Zeremonien das Pferdeopfer, und wir folgern daraus, dass das Ross auch bei ihnen einst zur Nahrung verwandt wurde, wie wir dies von den nordeuropäischen Völkern, den Germanen, wissen. Hier ist die Verwendung des Pferdefleisches erst durch den Einfluss der christlichen Religion abgekommen. In diesem Punkte zeigt sich Europa jedenfalls frei von den orientalischen Kultureinflüssen, denn dort hat das Speiseverbot das Pferd sehr früh getroffen, wie bekanntlich auch andre Tiere, z. B. das Schwein und den Hasen, die bei uns unbedenklich genossen werden. Die Speiseverbote sind überhaupt ein interessantes Kapitel der menschlichen Kulturgeschichte. In manchen Fällen haben wir es mit allgemein menschlichen Erscheinungen zu tun, wie denn die Fleischfresser unter den Tieren nicht verzehrt werden. Ihnen schliessen sich manche vertraute Haustiere an, und dem wird es der Hund verdanken, wenn er mit einzelnen Ausnahmen nicht zur Nahrung dient. Die sonstigen Nachrichten über die Speiseverbote der europäischen Bevölkerung sind ausserordentlich dürftig. Bei den Griechen und Römern enthielt man sich des Pflugstieres. Die Briten assen keine Hasen, Hühner und Gänse (Caesar B. G. 5, 12). Im Osten Europas und nach Asien hinein war die Taube heilig. Der Fischgenuss war bei britischen Völkerschaften verboten (Dio Cassius 76, 12).

Es fragt sich, ob im alten Europa auch der Kannibalismus geherrscht habe. Wir haben in der Tat eine Reihe unzweideutiger

Zeugnisse dafür, dass dies wirklich der Fall war. Nach Od. 10, 84—87 wurden die Menschen wie bei den Kyklopen auch im Lande der Lästrygonen verzehrt, deren Wohnsitze wir wegen der hellen Nächte, die bei ihnen herrschen, nach dem hohen Norden verlegen müssen. Und von Irland berichtet die gleiche Sitte Strabo 5, S. 201, 4. Er sieht die Nachricht nicht für sehr vertrauenswürdig an, aber die Überlieferung enthält einen Zug, der ihre Wahrheit unzweideutig erweist. Die Einwohner Irlands verzehren nämlich ihre gestorbenen Väter, und diese Sitte ist zweifellos durch eine Vorstellung veranlasst, die uralt ist. Mit der Speise glaubte man auch die Kraft und die Eigenschaften des Genossenen in sich aufzunehmen, und so isst man den verstorbenen Vater, um seiner Kraft und seiner Eigenschaften teilhaftig zu werden, ebenso wie der Skythe das Blut des erschlagenen Feindes trinkt. Übrigens scheint der Kannibalismus im Norden noch lange bestanden zu haben, da Hieronymus ihn noch kennt.

In den prähistorischen Kulturgruben bei Knovíze in Böhmen fand Matiagka ausser einem vollständigen Kinderskelett Fragmente von eigentümlich gespaltenen und teilweise ungebrannten langen Röhrenknochen, Hand- und Fusswurzelknochen von mehreren Personen, sowie Schädelbruchstücke, die zwischen Tierknochen, Scherben und Asche lagen und er deutet dies auf Anthropophagie, auf die vielleicht auch noch andre Funde hinweisen (Mitt. d. anthr. Ges. in Wien 1896, 26, Heft 3).

Wir treffen die Sitte weiter bei den Androphagen (Her. 4, 106) und den Issedonen im Osten (Her. 4, 26), und ich sehe keinen Grund an der Richtigkeit der Berichte zu zweifeln. Bei den eigentlichen Indogermanen tritt demnach die Sitte kaum auf.

Unter den Erzeugnissen des Tierreiches spielen Eier und Milch die Hauptrolle. So lange man noch kein gezähmtes Geflügel besass, sammelte man die Eier der wilden Vögel, wie dies Caesar B. G. 4, 10 von den an der Rheinmündung wohnenden Germanen berichtet, und wie noch heute Kibizeier gesammelt und gegessen werden. Ebenso kennt Mela 3, 6, 56 ein Nordseevolk, das angeblich nur von den Eiern der Sumpfvögel und von Hafer lebt.

Eine viel grössere Bedeutung hat die Milch, da sie immer zur Verfügung stand. Sie bildet in der Tat eines der Hauptnahrungsmittel und wohl auch den Haupttrank in alten Zeiten. Helbig, Die Italiker in der Po-Ebene S. 71, hat gezeigt, welche Be-

deutung die Milch noch bei den alten Latinern hatte. »Als Gaben, welche die latinischen Bundesstädte zu den feriae latinae steuerten, werden Vieh, Käse, Milch und Mehl namhaft gemacht. Die wichtigste Handlung des Festes war eine Spende, welche in Milch dargebracht wurde. Wenn die Römer der Wiegengöttin Cunina und am ruminalischen Feigenbaum der Göttin des Säugens mit der gleichen Flüssigkeit libierten, so lässt sich das aus dem Begriff der beiden Gottheiten erklären. Dagegen ist es sehr auffällig dass die dem Silvan, der Pales, der Ceres und den Camönen dargebrachten Spenden nicht in Wein, sondern in Milch erfolgten.«

Im Norden lebten die alten Briten und Germanen hauptsächlich von Milch und Fleisch, wozu der Mehlbrei kam. Ebenso geniesst ja auch der Kyklop als gewöhnlichen Trank die Milch. Man kann die Bedeutung der Milch für die Ernährung nicht hoch genug anschlagen; sie gewährte dem nordeuropäischen Menschen eine unablässig fliessende Nahrungsquelle.

Man kann bekanntlich die Milch aller Haustiere benutzen, aber der bei uns vorherrschende Zustand, dass im wesentlichen die Kuhmilch verwendet wird, ist nicht der älteste. Schon der Kyklop melkt die Schafe und meckernden Ziegen, und dass das nichts ungewöhnliches war, lehrt die Ilias, wo es 4, 434 heisst: »Aber wie in der Hürde des reichen Mannes die Schafe zahllos stehen, indem sie gemolken werden und blöken.«

Ebenso erwähnt Hesiod (Werke und Tage 590) nur die Ziegenmilch, und in der historischen Zeit stand die Kuhmilch hinter der Schaf- und Ziegenmilch im allgemeinen zurück.

Was von den Griechen gilt, gilt auch von den Römern. Und auch heute noch ist der Genuss von Schaf- und Ziegenmilch weit verbreitet.

Im Osten unseres Erdteils bei den Iraniern, den Skythen und den alten Preussen wird schon im Altertum die Stutenmilch verwendet. Da dies bekanntlich noch heute geschieht, indem von Baschkiren und Kirgisen aus der Stutenmilch der Kumys hergestellt wird, so herrscht die Sitte in dieser Gegend schon mehr als zweitausend Jahre, ohne dass sie wesentlich nach Westen vorgedrungen wäre. Nur die Preussen werden sie vom Osten empfangen haben.

Die Milch kann durch Behandlung ferner in etwas länger haltende Formen umgewandelt werden, und wahrscheinlich geht

die Käse- und Butterbereitung in ein hohes Alter zurück. Zunächst entsteht überall aus der Milch bei längerm Stehen die dicke oder saure Milch, die schon Tacitus bei den Germanen kannte und die noch heute in Norddeutschland ein beliebtes Gericht ist. In jeder Milchwirtschaft muss man zu der Erkenntnis kommen, dass sich auf der Oberfläche der Milch die fetten Bestandteile abscheiden. Diese zu sammeln und durch Schütteln weiter zu Butter zu verarbeiten, hat man im Norden frühzeitig gelernt, wie denn überhaupt die Fortschritte in der Milchwirtschaft naturgemäss vom Norden ausgehen. Den Alten trat die Butter, die sie ursprünglich nicht kannten, und die die Völker südlich der Alpen auch heute noch nicht recht kennen, zuerst im Norden und Osten entgegen, bei Skythen, Thrakern, Phrygern und namentlich bei den Germanen. Nun ist zwar unser Wort Butter aus dem Süden entlehnt, wo es selbst ein Fremdwort war, aber wir besitzen einheimische Bezeichnungen dafür, deutsch *anke*, ir. *imb* 'Butter', ai. *ājya-* 'Opferbutter'. Mir scheint es daher höchst wahrscheinlich zu sein, dass die Butterbereitung im Norden uralt, jedenfalls vor aller Überlieferung entstanden ist.

In seiner interessanten Schrift »Kirne und Girbe« hat Martiny die Entwicklung der Milchwirtschaft von den ersten Anfängen bis zur letzten Vollendung verfolgt. Die beiden merkwürdigen Namen, die den Titel seines Buches bezeichnen, stellen die beiden prinzipiell verschiedenen Geräte, mit denen man die Milch zur Butter umgewandelt hat. Kirne ist das hölzerne Butterfass, das wir im europäischen Kulturkreis seit alten Zeiten im Gebrauch finden, und in dem die Milch durch Stossen und Rühren in Butter umgewandelt wird, Girbe ist der bei den asiatischen Völkern verbreitete Schlauch, bei dem durch Schütteln dasselbe Ergebnis erzielt wird. Da wir es hier also mit zwei verschiedenen Arten der Herstellung zu tun haben, so wird man wohl auch zwei verschiedene Ausgangspunkte annehmen dürfen. Der Schlauch scheint mir von nomadischen Hirtenvölkern, das Butterfass aber von sesshaften Ackerbauern ausgegangen zu sein, und so gestattet auch diese Differenz einen Schluss auf die Wirtschaftsform der Indogermanen.

Hat man das Fett zur Butterbereitung abgeschöpft, so bleiben von der Milch die Molken übrig, und da hierfür eine sprachliche Gleichung besteht, ai. *sáras* 'fester Bestandteil, saurer Rahm', gr. ὀρός 'Molken', lat. *serum* 'dss.', so setzt das eine Art Butterbereitung voraus. Wie weit man aus den Molken schon Käse

herzustellen verstanden hat, können wir nicht genau wissen. Aus der Sprache weist manches auf eine Art Quarkkäse hin, der stark säuerlich war. Die Käseherstellung war jedenfalls im Norden bekannt und beliebt, und es fiel daher den Alten auf, dass die Kaledonier keinen Käse herstellten.

Bei den Serben gibt es noch eine besondere Art, die fetten Teile der Milch zu verwenden. Es wird die Sahne der gekochten Milch abgenommen, zusammengepresst, und dieses Produkt, der sogenannte Kajmak, hält sich dann sehr lange. Wie der Ausdruck aus dem türkischen stammt, so wird auch wohl diese offenbar späte Bereitungsweise erst mit den Türken nach Europa gekommen sein.

Damit sind die Produkte, die dem Menschen zur Nahrung dienten, erschöpft, und wir wenden uns nunmehr zur Bereitung der Nahrungsmittel. Die animalische und vegetabilische Nahrung ist nicht nur äusserlich stark verschieden, sondern es tritt uns auch bei der Bereitung der Speisen die Teilung in Männer- und Frauenwirtschaft entgegen. Das Mahlen des Getreides und das Backen des Brotes war, wie wir schon gesehen haben, Frauentätigkeit, die Zubereitung des Fleisches fällt dem Manne zu. Man braucht dabei nur an die homerischen Zustände zu denken. Damals verschmähten es die bedeutendsten Helden nicht, selber zu schlachten und zu braten. Das Schlachten des Viehes ist bis heute noch dem Manne verblieben.

In der Zubereitung des Fleisches kann man verschiedene Stadien unterscheiden. Ursprünglich hat es der Mensch gewiss roh gegessen, aber im allgemeinen ist dieser Stand der Dinge in unserm Kulturkreis schon früh überwunden, wenngleich er nie völlig aufgehört hat. Die Germanen haben frisches Fleisch zuweilen roh genossen, wie verschiedene Quellen melden, die Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, 4, 346, zusammengestellt hat. Dieser Forscher weist mit Recht darauf hin, dass der Brauch bis zum heutigen Tag in kleinem Umfang fortbesteht. Charakteristisch ist es aber wiederum, dass man in alter Zeit das Fleisch möglichst frisch genoss, wie das noch heute auf der Balkanhalbinsel der Fall ist. Wir können die Sitte häufig genug im Altertum belegen. Überall bei Homer wird das Tier geschlachtet, abgehäutet und unmittelbar darauf gebraten und verzehrt. Noch heute gilt dem Serben einen Tag altes Fleisch als minderwertig.

Die einfachste Zubereitung ist das Braten am Spiess, und dies wird noch heute auf der Balkanhalbinsel geübt. Die homerischen Gedichte kennen keine andere Zubereitungsart und ebensowenig der Veda, und sie konnten auch keine andere kennen. Man briet entweder das ganze Tier oder einzelne Stücke, die man mitsamt den Holzpflöcken, an denen sie befestigt waren, dem Gaste reichte. Dabei sind einige der weichen Teile, wie Lunge, Leber, Herz besondere Leckerbissen, andere aber auch nicht beliebt. Wer sich, wie ich, an einem frisch geschlachteten, am Spiesse gebratenen Hammel die Zähne beinah ausgebissen hat, kann das leicht verstehen.

Das Ausnehmen des Tieres musste natürlich jeder Mann verstehen, und man wusste auch die einzelnen Teile des Körpers nach ihrem Wohlgeschmack sehr wohl zu unterscheiden. Daraus erklärt sich die überaus reichhaltige Terminologie des tierischen Körpers, die wir übereinstimmend bei allen indogermanischen Völkern finden. Diese Ausdrücke konnten, da die Kenntnis dieser Dinge nie unterbrochen wurde, auch nie verloren gehen und durch andere ersetzt werden. Nebst den Zahlworten ist die Benennung der Körperteile der besterhaltene Zweig des Wortschatzes der Sprache. Fast alle unsere Körperteilnamen lassen sich bis in die indogermanische Ursprache zurückverfolgen. Ich nenne nur Mund, Gaumen, Lippe, Zunge, Zahn, Auge, Ohr, Nase, Kinn, Kehle, Nabel, Rippe, Leber, Herz, Lunge, Niere, Milz, Galle, Hoden, Schulter, Achsel, Arm, Ellenbogen, Hand, Lende, Knie, Fuss, Ferse, Knochen, Mark u. a.

Zu den grössten Leckerbissen gehörte das Mark. Alle markhaltigen Knochen sind in den vorhistorischen Funden zerschlagen und sorgfältig ihres Inhalts beraubt. Das feine in ihnen enthaltene Fett musste den Menschen besonders behagen.

Das Sieden oder Kochen des Fleisches im Wasser setzt wasserhaltende und feuerfeste Kochgeschirre voraus, die herzustellen nicht allzufrüh gelungen ist. Wahrscheinlich sind sie erst mit der Metallzeit aufgekommen.

Eine andere Art, Fleisch zu bereiten, findet sich bei den Samoanern. Sie zünden in einer Grube ein grosses Feuer an, werfen Steine hinein, legen, nachdem das Feuer ausgebrannt ist, das Fleisch in die Grube auf die heissen Steine, andere darüber und schütten die Grube zu. Nach Verlauf einiger Stunden ist das Fleisch gar und sehr wohlschmeckend. Von dieser Sitte

finden wir in Europa keine Spur, wohl aber treffen wir noch das Steinkochen an. Für die Milch, die eine so wichtige Rolle im Haushalt unsrer Vorfahren spielte, muss sich, da sie leicht verdarb, frühzeitig das Bedürfnis geltend gemacht haben, sie durch Erhitzen haltbarer zu machen, und hierzu wendete man das Steinkochen an, indem man sie durch hineingeworfene heisse Steine erhitzte. Da die Milch über dem Feuer leicht überkocht, auch leicht anbrennt, so hat sich gerade bei der Milch die Steinkocherei lange erhalten. Sie bestand noch, wie Linné berichtet, als Rest einer grauen Vorzeit 1732 im finnischen Ostbolande (Tylor, Urgeschichte der Kultur, S. 342); ja, im Südwinkel Frankreichs gibt es noch heute in einigen Baskenorten Steinkocherei; jedoch beschränkt sich die Sitte auf die Milch, die, mit faustgrossen erhitzten Flusskieseln in Holzgefässen gekocht, einen angenehmen Geschmack annehmen soll. Wahrscheinlich werden sich die Zeugnisse noch vermehren lassen, und wir können aus dem in Resten erhaltenen historischen Brauch auf weite Verbreitung in vorgeschichtlichen Zeiten schliessen.

Wie Tylor weiter ermittelt hat, wurden in Irland um 1600 glühende Steine zum Erwärmen der Milch benutzt. Auch bei den Slaven der Balkanhalbinsel besteht die Sitte fort, und in Litauen habe ich selbst gesehen, wie ein Pfarrer Teer mit erhitzten Steinen zu erwärmen suchte. Ob hier eine uralte Überlieferung vorliegt, oder ob wir es mit selbständiger Erfindung zu tun haben, habe ich nicht feststellen können. Ebenso belegt Heyne, Deutsche Hausaltertümer 2, S. 308 Anm. 22, die Sitte aus dem germanischen Altertum.

Für *Kochen* gibt es neben *Braten* einen alten Ausdruck, und wir finden in der Tat alle indogermanischen Völker bei ihrem Auftreten in der Geschichte auch im Besitz der Kunst, etwas in siedendem Wasser gar zu machen. Wie alt sie ist, wissen wir nicht. Wir besitzen zwar eine indogermanische Gleichung, die eine Art Suppe bezeichnet, ai. *yūṣ* 'Suppe, Fleischbrühe', lit. *júszė* 'schlechte Fischsuppe', abulg. *jucha* ιζωμός, *jus*'. serb. *juha* 'Suppe', lat. *jūs* 'Brühe', gr. ζωμός 'Brühe, Suppe'. Woraus diese Suppe aber eigentlich bestanden habe, und wie sie bereitet worden ist, bleibt unklar. Vielleicht spielte bei ihrer Zubereitung das Blut eine Rolle. Was man sonst gekocht hat, wissen wir nicht.

Zu den Ansichten, die neuerdings O. Schrader mit wenig Glück aufgestellt hat, gehört auch die, dass die Indogermanen den Fischgenuss verschmäht hätten. Wie er dies begründet, kann man in seinem Reallexikon S. 242 nachlesen, wir wollen uns hier mit einer Widerlegung dieser durch nichts begründeten Annahme nicht aufhalten. Die historischen Tatsachen liegen so, dass man, wo ein Reichtum an Fischen vorhanden ist, ihn meistens auch ausnutzt. In den Kjökkenmödingen Dänemarks sind eine Menge Gräten verschiedener Fische gefunden worden. Dasselbe gilt von den Pfahlbauniederlassungen der Schweiz und Österreichs, wo man auch Angelhaken (Netze) angetroffen hat. Die Bewohner des Sees Prasias fütterten nach Herodot sogar ihre Pferde mit Fischen, was in dieser Form wohl kaum glaublich ist. Auch werden in den prähistorischen Niederlassungen die verschiedensten Fischereigeräte gefunden.

Diese erste Art der Verwendung von Fischen kann sich natürlich nur da einstellen, wo ein natürlicher Reichtum an Fischen vorhanden ist, und wo andere Nahrungsmittel weniger leicht zu erlangen sind. Die Anwohner der Meeresküste und grosser Seen werden die Fischerei wohl immer betrieben haben. Hat man aber andere Dinge bequemer zur Hand, so wird man dem flüchtigen Bewohner der Flut nicht allzusehr nachstellen, da ja seine Jagd nicht ganz leicht ist, und die technischen Künste, wenn sie Erfolg haben sollen, stets in Übung bleiben müssen. Es wird sich daher bei ackerbauenden und viehzüchtenden Völkern des Binnenlandes ein Zustand entwickeln, in dem man den Fisch wenig beachtet, ihn natürlich aber isst, wenn nichts anderes zu haben ist. Das gilt für die homerische Zeit, in der die Helden wenigstens Wildbret und Braten dem Fisch vorziehen. Aber es ist völlig verkehrt, etwa für die homerischen Zeiten den Fischgenuss bestreiten zu wollen. Es wird vielmehr der Fischfang als etwas ganz bekanntes vorausgesetzt, und er ist natürlich an der Meeresküste ausgeübt worden.

Und als dritte Stufe entwickelt sich dann bei verfeinertem Geschmack die Würdigung des Fisches als Delikatesse, wie dies in der Blütezeit Athens und Roms der Fall war, wie es bei uns anzutreffen ist, wo wir alle drei Stadien nebeneinander finden. Denn wir haben noch heute eine Fischerbevölkerung an den Küsten, für die der Fisch einen wesentlichen Faktor der Ernährung bildet, wir sehen die grosse Masse der Binnenbevölkerung, die

den Fisch nicht besonders schätzt, und wir finden ihn auf der bessern Tafel im allgemeinen als ein Gericht für Feinschmecker.

Es ist natürlich möglich, dass sich einzelne Völker des Fischgenusses enthielten, wie uns dies von den britannischen Kaledoniern ausdrücklich berichtet wird. Aber diese offenbar vereinzelte Sitte auf die Indogermanen zu übertragen, liegt nicht der geringste Grund vor. Man ist auch auf diesen Gedanken nur gekommen, weil sich in den indogermanischen Sprachen keine besondern Namen für die einzelnen Fischarten nachweisen lassen. Wir besitzen nach gewöhnlicher Annahme nur die allgemeine Gattungsbezeichnung, und das lässt sich wohl verstehen. In dem

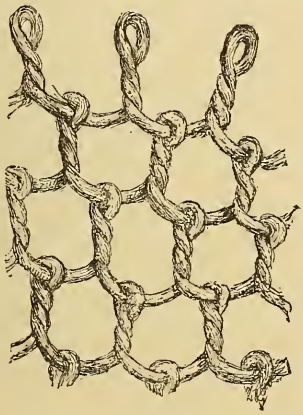


Fig. 10. Fragment eines Fischnetzes. 1/2. Fig. 11. Angelhaken aus Bein. 1/1. (Sophus Müller, Nordische Altertumskunde.)

zweiten Stadium der oben geschilderten Fischverwendung liegt kein Grund für eine besondere Bezeichnung einzelner Namen vor. Bei den Serben der Herzegowina ist das heute noch der Fall. Im allgemeinen kennt das Volk nur die generelle Bezeichnung 'Fisch' und unterscheidet die einzelnen Arten nicht.

Jene Annahme, dass keine gemeinsamen Fischnamen nachzuweisen seien, ist aber falsch. Zunächst finden wir für den Aal eine indogermanische Bezeichnung und dazu kommen mit Wahrscheinlichkeit einige andere.

Auch der Mangel an übereinstimmenden Namen für Fischereigeräte kann ernstlich nicht ins Gewicht fallen, da uns in den Funden der Steinzeit schon Angelhaken und Netze (s. Fig. 10 u. 11), vor allem aber die zahlreichen sogenannten Netzsenker entgegentreten, Steine, mit denen man die Netze in die Tiefe versenkte.

Ausserdem erbeutet man den Fisch auf manche andere Weise ohne Gerätschaften. So ist es eine weitverbreitete, uralte Sitte, dass ein Mann des Nachts in flachem Wasser mit einer Fackel geht, und ein andrer die heranströmenden und geblendeten Fische mit der Hand oder mit einem Korbe fängt. Andere Völker schiessen die Fische mit dem Bogen oder mit der Lanze. Ebenso kommt Abdämmen und folgendes Ablassen des Wassers vor, und wenn auch das Vergiften der Fische, wie es im mittellateinischen Gedicht Ruodlieb geschildert wird, erst spät belegt ist, so kann es doch schon in alter Zeit geübt sein. Ich habe es in der obern Herzegowina angetroffen.

Das natürliche Getränk der Menschen ist Wasser und Milch, aber weit auf der Erde verbreitet und gewiss sehr alt ist die Kunst berauschende Getränke herzustellen, um durch ihren Genuss einen Zustand herbeizuführen, der von dem gewöhnlichen Alltagsdasein abweicht. Mit Sicherheit können wir in dieser Richtung für die Indogermanen einen Trank voraussetzen, der jetzt fast überall durch andere Stoffe verdrängt ist, den Met, d. h. einen aus gegorenem Honig hergestellten Rauschtrank. Wir kennen dafür zunächst ein indogermanisches Wort, das fast in allen Sprachen erhalten ist und teils Honig, teils Met bezeichnet, während Ableitungen davon verschiedentlich für Trunkenheit gebraucht werden. Dass die Indogermanen den aus Honig bereiteten Rauschtrank gekannt hätten, folgt aus diesen Gleichungen nicht mit zweifelloser Sicherheit, da sich als Grundbedeutung nur Honig ergibt. Wohl aber tritt uns das Getränk im Norden sehr frühzeitig entgegen, während im Süden der Wein den Met früh verdrängt hat, falls ihn diese Völker überhaupt gekannt haben. Nach Pytheas wurde in Thule ein Getränk aus Honig bereitet.

Aus sehr viel spätrer Zeit erfahren wir durch Priscus, dass ihm in der Theissgegend statt des Weines Medos wie er im Lande genannt wird, gereicht wurde. Im deutschen Mittelalter findet er sich, wie wir durch Heyne, Deutsche Hausaltert. 2, 334 ff., erfahren, noch in ziemlich später Zeit, bis er dann allmählich durch Bier und Wein verdrängt wurde. Während er im 15. Jahrhundert in Deutschland mit der Zeit verschwand, hat er sich in den östlichen Ländern noch lange gehalten, und noch heute ist er in Litauen bekannt.

Voraussetzung für die Herstellung des Mets ist der Honig. Wilde Bienenstöcke hat es in Europa seit alter Zeit gewiss in

solcher Fülle gegeben, dass man um den Rohstoff nicht in Verlegenheit zu sein brauchte.

Wenn irgendwo, so zeigt sich hier wieder, wie wenig wir aus der Sprache entnehmen können, falls man nur dann einen Ausdruck für indogermanisch erklärt, wenn er auch im Indischen vorliegt. Wir könnten dann z. B. keinen Namen für Bienen nachweisen. Natürlich ist einer vorhanden gewesen, und er ist nur im Laufe der Zeit durch andere ersetzt worden. Ist doch bei uns das alte Imme fast ganz durch Biene verdrängt.

Ein zweites Getränk, das vielleicht nur wenig jünger als der Met und zu immer grösserer Bedeutung gelangt ist, besitzen wir im Bier, für das Buschan, Vorgeschichtliche Botanik, die wesentlichsten Tatsachen zusammengestellt hat. Das Bierbrauen ist, wie aus den antiken Nachrichten hervorgeht, viel weiter verbreitet gewesen, als man gewöhnlich annimmt. Wir treffen es nach den Angaben der Alten in Ägypten, in Spanien, in Gallien, bei den Ligurern, und im Osten wieder bei den thrakisch-phrygischen Völkerschaften, wie uns namentlich die Stellen bei Athenaios anzeigen. Bei den Phrygern und Thrakern kannte das Bier, das sie *βρῦτος* nannten, schon Archilochos, und über Biererzeugung der Paioner sind wir durch Hekataios unterrichtet. Sie bereiteten aber nicht nur Bier aus Gerste, sondern *παραβίην ἀπὸ κέγχρου καὶ κονύζης*, d. h. ein Getränk aus Hirse, dem sie ein Kraut (*κόνυζα*) als Würze zusetzten. Dieser Zusatz, zu dem wir jetzt den erst später eingedrungenen Hopfen nehmen, ist notwendig, um einen Wohlgeschmack hervorzubringen. Was man in alter Zeit verwendet hat, wird sich höchstens mit Hilfe der Volkskunde ermitteln lassen, wenn sie uns zeigt, dass auch jetzt noch andere Würzen vorhanden sind als Hopfen. Die Herstellung des Bieres ist nicht ganz einfach, da man das Getreide erst zum Keimen bringen, dann wieder dörren muss, um schliesslich den Sud gären zu lassen. Die hierzu verwandte Hefe ist gewiss alt; wir besitzen wahrscheinlich sogar einen alten Namen dafür. Die Tatsachen der Sprachen sind deshalb dürftig, weil in den südlichen Halbinseln der Wein sehr früh das Bier ersetzt hat und damit auch die Ausdrücke für Bier verloren gegangen sind. Doch zeigen sich immerhin einige Reste, die die Kenntnis der Bierbereitung schon in der Zeit der Trennung der Italiker von den Germanen hinaufzuschieben gestatten.

Die geographische Verbreitung des Bierbrauens erstreckt

sich von Ägypten durch Kleinasien, die Balkanhalbinsel, Nordeuropa bis nach Spanien, und wir haben es daher zweifellos mit dem Wandern einer Erfindung zu tun. Von welcher Seite sie gekommen ist, darüber könnte die Sprache Auskunft geben, wenn uns genügende Quellen zu Gebote ständen. Da aber Kleinasien und die Balkanhalbinsel ganz versagen, so tappen wir im Dunkeln.

Obgleich jedes Getreide zur Herstellung von Bier dienen kann, so überwiegt doch seit den ältesten Zeiten die Gerste beim Bierbrauen, so schon bei den Päonen, und so ist es meistens geblieben. Das wird mit der grossen Verbreitung des Gerstenanbaus in alten Zeiten, auf den wir oben S. 277 hingewiesen haben, zusammenhängen.

Da das Bier aus Pflanzen hergestellt wird, so ist es nicht auffallend, wenn die Tätigkeit des Bierbrauens den Frauen zufällt. »Die Bereitung des Bieres für den germanischen Haushalt«, sagt Heyne, Deutsche Hausaltertümer 2, 340, »ist Sache der Frauen und ist es bis weit ins Mittelalter hinein geblieben.« Wir haben hier wieder eine Tätigkeit, bei der die Frau in ihrem alten Gebiet geblieben ist.

Der Weinbau hat sich jedenfalls in Europa erst spät verbreitet. Die Sprache zeigt überall Entlehnungen von einem Volk zum andern, wenngleich es nicht feststeht, woher das Wort 'Wein' eigentlich stammt. In den prähistorischen Pfahlbauten Oberitaliens in Isola Virginia, Casale und Cogozzo sind schon Weinreben gefunden worden, aber nach Norden hat sich der Weinbau in dieser Zeit nicht verbreitet. In die nordischen Länder haben ihn vielmehr erst die Römer gebracht, und so ist denn im Deutschen die ganze Terminologie des Weinbaues und Weinbereitens lateinisch.

Die Kunst, aus der Milch berauschende Getränke herzustellen, ist auf den Osten unseres Erdteils beschränkt geblieben, hier aber auch beträchtlich alt.

Wir haben gesehen, dass bei der Bereitung der Nahrungsmittel auch in Europa die beiden Geschlechter z. T. in dem Bereich geblieben sind, der ihnen von Alters zukam. Wir dürfen auch für alte Zeiten eine getrennte Männer- und Frauenküche annehmen. Als eine Folge und ein Fortbeharren dieser Sitte können wir es auch betrachten, dass noch in den historischen Zeiten die Geschlechter fast überall getrennt speisen, auch nachdem die Frau im wesentlichen die Zubereitung der Speisen über-

nommen hatte. Das war bei den Griechen und Römern der Fall, und nur die etruskische Sitte, nach der die Frauen am Mahle teilnahmen (Müller, Die Etrusker 1, 261), bildet in der antiken Welt eine bemerkenswerte Ausnahme, die, gleich andern Punkten, auf einen andern Kulturkreis hinweist. Beim athenischen Hochzeitsfest sassen die Frauen getrennt von den Männern (Athen. 14, S. 644 d). Für Sparta versteht sich das Alleinspeisen der Frauen von selbst, da hier die Männer in den Phiditia vereinigt waren. Über die makedonische Sitte berichtet Herodot 5, 18, und in den slavischen und armenischen Hausgenossenschaften trat ebenfalls die Trennung ein, die noch im mittelhochdeutschen Volkepos lebendig ist:

nach gewonheite sō schieden sie sich dā:
rīter unde frouwen die giengen anderswā Nib. 1671.

Als weitere Folge ergibt sich dann, dass die Männer einer Sippe oder eines Stammes überhaupt gemeinsam speisen, wie wir dies in Sparta und Kreta finden, sicher der Rest uralter Vergangenheit.

Auch beim Opfer, das doch immer mit einer Opfermahlzeit verbunden ist, sind die Geschlechter geschieden. Jeder bringt der Gottheit seine besondern Gaben dar, und nur bei besondern Gelegenheiten vereinigen sie sich, wenn ein allgemeines Opfer dargebracht werden soll.

7. Die Pflanzenwelt in ihrer sonstigen Bedeutung.

Welchen Wert die Pflanzenwelt für die Ernährung des europäischen Menschen gehabt hat, haben wir im vorgehenden Kapitel dargestellt. Aber da damit ihre Einwirkung auf den Menschen nicht erschöpft ist, so wollen wir hier noch einen allgemeinen Überblick über ihre Bedeutung und ihre Verwendung geben. Zwar wird einzelnes davon auch noch an andern Orten zur Sprache kommen müssen, es kann dies aber eine zusammenhängende Darstellung nicht ersetzen.

Europa zerfällt in ein Wald- und ein Steppengebiet, und das hat die Lebensweise seiner Bewohner in ausgedehntem Masse beeinflusst. Man hat früher angenommen, dass die waldlosen Gebiete erst durch die Tätigkeit des Menschen entstanden seien. Aber das ist entschieden nicht richtig. Die südrussische Steppe ist von jeher waldlos gewesen, wie v. Baer aus dem Fehlen des

Eichhorns in der Krim mit Recht geschlossen hat. Derartige waldlose Gebiete müssen aber früher in viel weiterm Umfang vorhanden gewesen sein, da der Mensch sehr bald an den Stellen auftrat, von denen sich das Eis zurückgezogen hatte. Das Vorkommen echter Steppentiere in vorgeschichtlichen Ablagerungen lehrt, dass auch Nord- und Mitteleuropa des Waldes auf grossen Strecken ermangelt haben, und da schon in diesen Zeiten der Mensch erscheint, so bedurfte es keiner Kulturarbeit, um freie Flächen herzustellen. Aber Europa war in alten Zeiten nicht derartig dicht besiedelt, dass der Wald nirgends hätte aufkommen können, er hat sich in vielen Gebieten eingestellt, ohne vom Menschen vernichtet zu werden. So dürfen wir heute nicht mehr die Vorstellung hegen, die man wohl früher gehabt hat, dass ganz Europa eine von wenigen Lichtungen durchbrochene Wäldermasse gebildet habe. Gewiss wird der Wald verbreiteter gewesen sein als heutzutage, wenngleich es auch heute Waldbestände an Stellen früherer menschlicher Niederlassungen gibt. Die immerhin zahlreiche Bevölkerung, die die Wanderungen der Indogermanen für Europa erschliessen lassen, lehren, dass es auch damals weite waldfreie Strecken gegeben haben muss.

So war von Anfang an ein glückliches Verhältnis gegeben, und wir können Europa als ein Wald-Steppenland bezeichnen. Der europäische Mensch hatte Raum für seine Siedelungen, konnte auf ausreichenden Strecken den Acker bestellen und besass doch alle Vorteile des Waldes. Mit Recht hat Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen, S. 90 ff., wieder betont, dass der Urwald der Feind und nicht der Freund des Menschen ist. Er ist im allgemeinen unbewohnt, und wenn der Mensch auf Streifzügen in ihn eindringt, so weilt er doch nicht lange darin. Der Schrecken, den pfadlose und schwer gangbare Wälder bieten, tritt uns bei den Alten, als sie mit der nordischen Natur bekannt wurden, deutlich genug entgegen. Selbst der Ciminische Wald hielt die Römer längere Zeit auf. Daher ist denn auch der Wald oft genug die natürliche Grenze der Völker, wie die Sprache und die historischen Nachrichten erweisen. Die Bedeutung des Herkynischen Waldes als Grenze geht aus Cäsar B. G. 6, 25 deutlich hervor, und wie lange die grosse Waldkette des Thüringerwaldes die gleiche Stellung hatte, erhellt aus der Geschichte. Selbst heute ist hier die alte Völkerscheide noch nicht verloren gegangen, und in alter Zeit scheint er, wie wir oben gesehen haben, sogar

die Wanderungen der Kulturobjekte aufgehalten zu haben. Aber neben den grossen Wäldern bestanden ausreichende unbewaldete Strecken, auf denen wir seit alten Zeiten den Menschen finden, und in denen er von dem angrenzenden Walde den grössten Nutzen zog.

Zunächst bot ihm der Wald das nötige Feuerungsmaterial. Man darf diesen Umstand in einem rauhen Klima nicht unterschätzen. Sehen wir doch aus Herodot 4, 61, welche Schwierigkeiten den Bewohnern der südrussischen Steppe der Mangel an Holz in dieser Richtung bot. Dann aber war das Holz für alle Zwecke des menschlichen Lebens von hervorragender Bedeutung. Man konnte feste Wohnhäuser mit diesem leicht zugänglichen Material errichten, der Bast und die Rinde der Bäume dienten zu Kleidungsstücken, und zu allen Werkzeugen war das Holz ein unentbehrliches Hilfsmittel. Von dem Schaft der Lanze und des Beiles an bis zu dem Pflug und Wagen und bis zu den Gefässen wurde alles aus Holz hergestellt. Nicht dass der Mensch die notwendigsten Hilfsmittel nicht auch aus anderm Stoff hätte herstellen können — Geweihstangen und Knochen boten einigen Ersatz —, aber der Fortschritt ist an die Verwendung des Holzes gebunden, die noch heute in ungeschwächter Geltung steht. Auch die Tiere, die der Wald beherbergt, sind für den prähistorischen Menschen von ausschlaggebender Bedeutung. von den Steinen hat uns gezeigt, wie die Xingu-Indianer hauptsächlich deshalb auf der Jägerstufe beharren, weil ihnen nur die Jagd den Rohstoff zu den notwendigsten Gebrauchsgegenständen liefern kann. Man kann ähnliches auch für das alte Europa vermuten, denn so wichtig Holz und Steine waren, die Knochen und das Horn der jagdbaren Tiere waren zum Teil noch wertvoller. Rentier- und später Hirschgeweihe spielten in der Technik eine grosse Rolle, und erst im Metall erhielt man einen Stoff, der sie einigermassen ersetzte.

Wie sah dieser europäische Wald aus? Fast alle unsere europäischen Waldbäume, das können wir zunächst sagen, tragen alte indogermanische Namen, und nur verhältnismässig selten finden wir Lehnwörter auf diesem Gebiet. Das zeigt uns, wie wenig fremde Bäume, seitdem die Indogermanen vorhanden sind, nach Nordeuropa vorgedrungen sind. Es folgt aus dem Beharren der Sprache weiter, dass die alten Bäume stets im Gesichtskreis und in der wirtschaftlichen Verwendung der Völker geblieben sind. Denn nur die stete, ununterbrochene Verwen-

dung der Dinge erhält auch ihre Namen. Nur das eine fällt bei den Baumnamen auf, sie ändern des öftern merkwürdig ihre Bedeutung. Ein Bedeutungsübergang von Eiche zu Fichte, wie er mehreremale sicher belegt ist, lässt sich wohl nur so erklären, dass die Bezeichnung eines bestimmten Baumes zur Bezeichnung des Baumes im allgemeinen wurde, worauf dann wieder eine Spezialisierung eintrat. Ein ähnlicher Vorgang findet sich auch bei den Namen der einzelnen Getreidearten. Korn bedeutet in den einzelnen Gegenden Deutschlands etwas ganz verschiedenes, je nach der Frucht, die hauptsächlich gebaut wird. So wird auch dieser Wechsel der Baumnamen daraus zu erklären sein, dass gewiss nicht alle Bäume an demselben Orte vorkamen und dass derselbe Name in der einen Gegend diesen Baum, in der andern jenen bedeutet hat, je nachdem der eine oder der andere herrschte. Mit weniger Wahrscheinlichkeit möchte ich den Wechsel der Baumvegetation, der in eingehender Untersuchung von den Botanikern erforscht und jetzt von Hoops, in seinen 'Waldbäumen', zusammenfassend dargestellt ist, für den Bedeutungswandel in Anspruch nehmen. Mir scheint ein derartiger Übergang von einer herrschenden Baumart zur andern doch zu lange Zeiträume zu erfordern, als dass die Menschen dadurch zu einer andern Benennung hätten veranlasst werden können. Aber davon abgesehen, ist die Erscheinung dieses Vegetationswechsels, der sich natürlich an den einzelnen Orten verschieden gestaltet hat, von grösstem Interesse. Wenn wir von den ältesten Zeiten absehen, so folgt auf die Birken-Kiefernperiode Nordeuropas eine Zeit, in der die Eiche die Kiefer völlig verdrängte, worauf sie in Skandinavien von der Fichte und Buche abgelöst wird. Verwickelter als in Skandinavien liegen die Verhältnisse in den andern Ländern, wie die Darstellung in Hoops Buch zeigt. Daher sind auch die Funde dieser Gegenden nicht so geeignet, das wichtigste an dieser Frage, nämlich das Auftreten des Menschen, zu bestimmen. Es ergibt sich nun, dass die Kjökkenmöddinger im wesentlichen in die Eichenperiode fallen. Die Kohlen aus Eiche überwiegen mit nahezu 74 % alle andern Baumarten. Dagegen ist die Buche verhältnismässig spät nach Dänemark vorgedrungen (Hoops, S. 75). Immerhin ist doch ein verkohlter Zweig aus ziemlich alter Zeit gefunden worden. Die Schweizer Pfahlbauten hingegen stehen völlig im Buchenzeitalter, wenn auch daneben fast alle heutigen Waldbäume vorkommen.

Aus dem späten Auftreten der Buche in Skandinavien und in Schleswig-Holstein, wo sie erst mit der Bronzezeit erscheint, folgert Hoops, dass die Heimat der Indogermanen nicht in diesen Gebieten gelegen haben könne. Man wird gegen diesen Schluss nur das eine Bedenken haben, dass die Untersuchungen über das Vorkommen der Bäume in prähistorischer Zeit doch noch zu lückenhaft sind, als dass man zu negativen Schlüssen ein unbedingtes Vertrauen haben könnte. Wie heute gewisse Bäume noch in manchen Gegenden fehlen, so können sie auch in prähistorischer Zeit an manchen Orten gemangelt haben, während sie an nicht zu weit entfernten Stellen vorkamen. Örtlichkeit und Bodenbeschaffenheit spielten doch gewiss ihre Rolle. Wir wagen jedenfalls nicht soweit zu gehen, wie Hoops dies tut.

Für uns aber ist die Mannigfaltigkeit der Vegetation wichtig. Am reichhaltigsten fliessen die Quellen für die Schweizer Pfahlbauten, und hier sind fast alle unsere Waldbäume anzutreffen.

Die Pfahlbauer kannten die Eigenschaften eines jeden Holzes sehr gut. Für die Schüsseln verwandte man das leicht zu verarbeitende und doch zähe Ahornholz, für die langen Bogen, Keulen und Messer das Erlenholz, das die interessante Eigenschaft besitzt nach Jahrtausende langem Liegen im Wasser von seiner natürlichen Festigkeit nichts einzubüssen. Für Axtstiele wurde das leichtere Eschenholz vorgezogen. In Wauwyl sind Schalen und Messer aus Eibenholz gefunden worden, das man auch für die Bogen verwendet hat, wie die Gleichung griech. *τόξον*, l. *taxus* beweist. Welches Holz man sonst zu Bogen verwandte, können wir zuweilen aus der Sprache entnehmen. So bedeutet *elmr* im Nordischen 'Ulme' und 'Bogen aus Ulmenholz', während das altind. *dhánvan* 'Bogen' dem deutschen *Tanne* genau entspricht. Aus Tannenholz wird man aber schwerlich Bogen verfertigt haben; man wird daher annehmen müssen, dass hier ein Bedeutungswandel stattgefunden habe.

Ebenso suchte man für die einzelnen Teile des Pfluges und des Wagens besondere Hölzer aus. Wie Hesiod Op. et dies 435 angibt, soll man für das Krummholz (*γύη*) am Pflug die Steineiche (*πρῖνος*) wählen. Für die Pflugdeichsel seien Lorbeer (*δάφνη*) oder Rüster (*πτελέη*) am besten geeignet, für das Pflughaupt (*ἔλυμα*) aber die Eiche.

Besonders wichtig waren die Holzarten für die Erzeugung des Feuers durch Reiben. A. Kuhn hat diesem Gegenstand eine besondere Schrift, 'Die Herabkunft des Feuers' gewidmet, und man findet dort S. 36 die Nachrichten über die Wahl der Hölzer. Stimmen diese naturgemäss auch nicht in allen Einzelheiten überein, so ergibt sich doch soviel, dass man ein härteres und ein weicheres Holz wählte. Eiche und Linde spielten dabei eine besondere Rolle.

Ferner hatte der Wald, wie wir weiter unten sehen werden, eine grosse religiöse Bedeutung. Die Verehrung einzelner mächtiger Bäume oder die Heiligung ganzer Wälder ist oft genug belegt, und es ist verständlich, dass man sich in den vom Blitz getroffenen Bäumen und in den schaudereinflössenden Wäldern die Gottheit wohnend dachte. Alles, was dem Menschen schädlich werden kann, der Wald, in dem man sich verlieren, das Moor, in dem man versinken kann, ist der Sitz von Gottheiten oder bösen Geistern. Mannigfache Namen stammen daher. Ich nenne nur die Dryaden.

Nicht zu unterschätzen ist der Wald schliesslich als Zufluchtsort bei feindlichen Angriffen. Nahte eine übermächtige Schar fremder Eroberer, so zog man sich rasch in den Wald zurück, um, sobald man die Sippengenossen versammelt hatte, aufs neue hervorzubrechen und die Eindringlinge zu verjagen. Für das Beharren der alten Bevölkerung auf demselben Boden bietet er so die beste Gewähr, und wenn sich die Reste alter Völker in den Gebirgen so häufig halten, so wird hierzu in nicht geringem Masse der Waldreichtum dieser Gebiete beigetragen haben.

Die Indogermanen aber sind Waldsteppenbewohner gewesen. Alles, was wir als die Vorteile des Waldsteppengebietes erkennen können, das finden wir von ihnen benutzt und verwertet. Die ganze Technik, das ganze Leben ist bei ihnen abhängig von dem Walde. Überall finden wir seine Spuren in ihrem Dasein vom Hausbau an bis zur Götterverehrung. Was ihr ganzes Leben durch Jahrtausende bis auf die Gegenwart bestimmt hat, das können sie nicht von heute zu morgen, dadurch dass sie von dem Steppengebiet in das Waldreich eindrangen, erreicht haben. Ihr Leben hätte sich bei der Voraussetzung Schraders, der die Indogermanen aus der südrussischen Steppe kommen lässt, ganz anders gestalten müssen. In den Wäldern Nordeuropas hätte

sich zweifellos die einheimische Bevölkerung durchaus gehalten, und es wäre gar nicht zu verstehen, wie wir z. B. in Schweden eine anthropologisch wesentlich einheitliche Bevölkerung antreffen könnten.

Ein interessantes Kapitel wäre es, die Bedeutung der einzelnen Bäume und den mannigfachen Aberglauben, der sich an sie knüpft, im einzelnen zu verfolgen. Hier kann die Volkskunde noch einen gewaltigen Stoff beschaffen. Die Untersuchung der Anschauungen der Einzelvölker wird sicher auch uralte gemeinsame Anschauungen ergeben, aber diese Forschung hat doch mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen, da ja eine alte Überlieferung selten vorliegt, und wir bei den erst aus neuer Zeit nachgewiesenen Erscheinungen nicht wissen können, wie weit sie entlehnt sind. Ich verweise daher hier auf die Anmerkung, in der eine Reihe Schriften erwähnt sind, die sich mit diesem Gegenstand beschäftigen.

8. Handel und Gewerbe.

Der Handel im weitesten Sinne des Wortes, wenn auch nicht in unserm gewöhnlichen Sinne genommen, ist in Europa zweifelsohne sehr alt, d. h. vorhistorisch. Wenn auch im primitiven Leben der Hauswirtschaft die Gebrauchsgegenstände alle im eigenen Hause hergestellt werden, so sind doch die Rohstoffe nicht überall vorhanden. Nicht jeder Stein ist zur Herstellung von Geräten verwendbar, und die brauchbaren Arten hat man des öftern von andern Orten beziehen müssen. Am deutlichsten weisen die Jadeit- und Nephritbeile auf einen primitiven Handel hin, da der Ort, wo diese Gesteine in Europa anstehen, bis vor kurzem nicht einmal gefunden war. Früher hat man daher einen Import aus Asien angenommen, und wenn diese Ansicht jetzt auch mit Recht stark bestritten wird, da sie das Vorkommen dieser Geräte auf einem verhältnismässig beschränkten Gebiete nicht genügend erklärt, so müssen die Fundstücke doch von Hand zu Hand gegangen sein, da die Quellen, aus denen sie stammen, örtlich sehr beschränkt waren.

Sicher kommen die Metalle immer nur an einzelnen Orten vor, und doch verbreiten sie sich über ganz Europa. Der Bernstein ist vom Norden weit nach dem Süden gewandert, wahrscheinlich als Tauschobjekt für das Metall, und das Salz hat

auch in der vorhistorischen Zeit eine grosse Rolle gespielt. Zum grossen Teil ist aber der Handel hervorgerufen nicht aus dem Verlangen nach nützlichen Gegenständen, sondern aus dem Verlangen nach Schmuck. So erstrebt man rote Farbstoffe, wie sie sich namentlich im roten Ocker bieten, so begehrt man Muscheln und andere Schmuckgegenstände, die nicht überall vorhanden sind, und wir haben für diese Dinge Spuren einer weiten Verbreitung schon in sehr frühen Epochen. Mit der Zeit können sich auch an einzelnen Orten gewisse Arten der Stoffumwandlung besonders entwickeln. Der Lehm oder Ton zur Herstellung der Gefässe ist nicht überall gleichmässig vorhanden, der Honig kommt nicht allerorten vor, auch Wild und Fische, Pelze und Häute bilden Objekte des Tauschhandels. Jedenfalls kann man für die prähistorischen Zeiten Europas schon einen ziemlich regen Handel annehmen, da es an Gütern, die ausgetauscht werden konnten und begehrt wurden, nicht gefehlt hat.

Wie dieser Austausch der Güter in früheren Zeiten betrieben worden ist, das lehren eine Reihe von Nachrichten, die indessen erst durch die Völkerkunde ihr rechtes Licht erhalten, da man gewöhnlich recht falsche Vorstellungen über den primitiven Handel hegt. In seinem Vortrag »Die Wirtschaft der Naturvölker« (Dresden 1898) hat Bücher eine kurze zutreffende Skizze der Vorgänge gegeben, die zu einem regelrechten Austausch der Güter führen.

Die Grundlage jeden Verkehrs ist die Gastfreundschaft, die, wie wir sehen werden, bei den meisten europäischen Völkern schon in alter Zeit eine geheiligte Einrichtung war. Ist auch der ganz Fremde an manchen Stellen vielleicht rechtlos, so herrschte doch zwischen benachbarten Stämmen die Sitte der Gastfreundsehaft ganz gewiss. Wir finden bei ihnen denn auch *connubium* und *commercium*. »Der ankommende Fremde«, sagt Bücher Wirtschaft der Naturvölker 27, »erhält beim Eintreffen ein Geschenk, das er nach einiger Zeit durch eine Gegengabe erwidert, worauf ihm beim Abschied noch ein zweites Geschenk gereicht wird. Von beiden Seiten können bezüglich dieser Gaben Wünsche geäussert werden; das bietet die Möglichkeit, Dinge auf diesem Wege zu erlangen, die man braucht oder wünscht, und man ist des Erfolges um so sicherer, als kein Teil eher seiner Gastpflicht ledig ist, als bis der andere sich mit den Geschenken zufrieden erklärt hat«. Diese Sitte des Gastgeschenkes

finden wir auch in Europa zur Genüge, und wir sehen, wie sich auf diesem Wege der Austausch der Güter vollzieht. »Telemach bringt von Sparta als Gabe des Menelaos ein silbernes Milchgefäss heim, das dieser selbst in Sidon als Gastgeschenk des Königs Phaidimos empfangen hatte, und sein Vater Odysseus empfängt von den Phaiaken Kleider und Leinwand und Goldgerät sowie eine ganze Sammlung Dreifüsse und Becken.« Die Pflicht, dem Fremden ein Gastgeschenk zu gewähren, macht Odysseus dem Kyklopen gegenüber geltend. Und von den Germanen sagt Tacitus Germania 21, ausdrücklich: »Wenn der Scheidende etwas fordert, so heischt die Sitte, es ihm zu gewähren.« Daraufhin kann man seinerseits eine Forderung stellen. Im Nibelungenlied erbittet sich Hagen den Schild Nuodungs von Gotelinde. Die altnordische Hávamal sagt Str. 39: »Nie fand ich einen Mann so milde und gastfrei, dass er nicht gerne Gabe empfangen hätte, so freigebig keinen mit seinem Gut, dass ihm der Lohn leid gewesen wäre«, und Strophe 41, 42 heisst es: »Mit Waffen und Gewändern sollen Freunde sich erfreuen, weil jeder sie an sich trägt und zeigt. Geber und Gegengeber bleiben am längsten Freunde, wenn es sonst gut geht. Seinem Freunde soll der Mann gut sein und Gabe gelten mit Gabe.« Wenn wir auch nicht überall derartige Nachrichten haben, so können wir doch mit Sicherheit voraussetzen, dass sich überall, wo Gastfreundschaft bestand, auch ein Geschenkhandel entwickelt hat. Naturgemäss konnte man in den Gegenden die kostbarsten Geschenke erhalten, in denen Dinge vorhanden sind, die anderswo fehlten. Das gilt vor allen Dingen von Schleswig-Holstein und den Nachbargegenden. Hier besass man in dem Bernstein ein begehrtes Tauschobjekt, für das man Metall erhielt. Es kann, wie man oft genug hervorgehoben hat, kein Zufall sein, dass grade in diesen Gegenden die Bronze eine so weite Verbreitung gefunden, und die Bronzekultur sich so besonders hoch entwickelt hat. Ähnliche Verhältnisse finden wir an der Saale, was Montelius auf die reichen Salzquellen dieser Gegend zurückführt.

Diese Art des Geschenkhandels dürfte m. E. zweifellos ausreichen, um den Austausch der Güter im alten Europa zu erklären. Freilich kann es noch andere Arten gegeben haben. Zwischen benachbarten Stämmen besteht auch zuweilen eine Art Marktverkehr, bei dem die Güter getauscht werden. Namentlich wird dies an der Grenze verschiedener Wirtschaftsgebiete

zwischen den Bewohnern der Berge und der Ebene, oder an grossen Flüssen eintreten. Eine viehzüchtende Bevölkerung ist zum Austausch mit Ackerbauern gezwungen, um die notwendige Menge Getreide, die sie zu ihrer Erhaltung braucht, zu erlangen. Dies kann friedlich erfolgen, aber häufig ziehen die Viehzüchter den Raub vor, wie wir schon in einem früheren Kapitel gesehen haben; der Raub gilt nirgends als unehrenhaft, um sich in den Besitz gewisser Dinge zu setzen.

Um sich die Räuber fern zu halten, wird man zuweilen auch eine Art regelrechten Tributes an sie entrichtet haben.

Unsere Art des Handels setzt notwendig das Metallgeld voraus. Dies ist aber verhältnismässig jung. Doch gibt es bei den primitiven Völkern auch ganz andere Arten von Geld, Arten, die sogar von Stamm zu Stamm wechseln. Nur aus der Betrachtung des Geldes der heutigen Naturvölker wird man das richtige Verständnis der ältern Verhältnisse gewinnen können, da diese zu dürftig bekannt sind, als dass man aus ihnen allein zu einer sichern Auffassung kommen könnte.

»Geld«, sagt Bücher, Wirtschaft der Naturvölker, S. 32, »ist für jeden Stamm diejenige Tauschware, die er nicht selbst hervorbringt, wohl aber von Stammfremden regelmässig eintauscht, denn sie wird ihm naturgemäss zum allgemeinen Tauschmittel, gegen das er seine Produkte hingibt; sie ist für ihn das Wertmass, nach dem er den eigenen Besitz schätzt, der in anderer Weise gar nicht liquidierbar ist; in ihr erblickt er seinen Reichtum, denn er kann sie nicht willkürlich vermehren; sie wird auch bald unter den Stammesgenossen zur Wertübertragung benutzt, denn sie ist wegen ihrer Seltenheit allen gleich willkommen, daher die von unsern Reisenden so häufig beobachtete Erscheinung, dass in jedem Stamm, ja oft von Dorf zu Dorf ein anderes Geld üblich ist, dass eine Sorte Muscheln oder Perlen oder Baumwollzeug, für die man heute alles kaufen kann, schon am Orte des nächsten Nachtlagers von niemandem mehr genommen wird .... Daher auch die weitere Beobachtung, dass in der Natur sehr selten vorkommende Tauschwaren, wie Salz, Kaurimuscheln, Kupferbarren oder Erzeugnisse seltener Kunstfertigkeit, wie Messingdraht, eiserne Spaten, tönerne Tassen, bei vielen Stämmen, die ihrer entbehren, als Geld genommen werden.«

Ähnliches werden wir auch für das alte Europa voraussetzen dürfen, wenngleich hier die Funde und unsere übrigen

Quellen fast ganz versagen. Auch hier werden Muscheln, seltene Gesteinsarten, später Metallgegenstände oder reines Metall verwendet. Es kommen dazu, namentlich im Osten, die Pelze, die bei den Russen verschiedentlich als Geld auftreten, vgl. Schrader, Altertumskunde, S. 282.

Etwas anderer Art und nicht eigentlich als Geld zu betrachten ist, wenn das Rind bei allen indogermanischen Völkern in den ältesten historischen Zeiten den allgemeinen Wertmesser darstellt. Man kennt die schöne Szene aus dem sechsten Buch des Ilias, wo Diomedes und Glaukos ihre Waffen tauschen, und der Dichter hinzufügt, die Rüstung des Diomedes sei 9, die des Glaukos 100 Rinder wert gewesen, und ein Gott habe den Verstand des Glaukos verdunkelt, dass er diesen Tausch eingegangen sei, worin zugleich ein Hinweis liegt, dass sich Gabe und Gegengabe eigentlich im Werte entsprechen müssen. Was hier noch in die griechische Welt hineinragt, das finden wir auch bei allen andern indogermanischen Völkern, wie die mannigfaltigen Zeugnisse deutlich beweisen. Das Rind war der normale Wertmesser, nach dem man alles schätzte, nach dem die Bussen festgesetzt wurden. Aber dass man alles mit Rindern hätte kaufen können, ist natürlich ganz unwahrscheinlich. Es zeugen diese Nachrichten nur von der oben berührten hohen Wertschätzung des Rindes.

Der Sprache können wir sehr wenig für unsere Zwecke entnehmen. Da aber gewisse Ausdrücke für 'kaufen' und 'verkaufen' durch die Vergleichung als ursprachlich erwiesen werden, so scheinen diese Begriffe schon fest ausgebildet gewesen zu sein.

Wann sich ein regelrechter Marktverkehr entwickelt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Dieser spielt sich in historischen Zeiten oft an einem unbewohnten Ort ab, zu dem die Bewohner der Umgegend von weit her zusammenkommen. In Russisch-Litauen ist meist der Platz vor der einsam gelegenen Kirche der Versammlungsort des Handels, während in Serbien ganz unbewohnte Stellen diesem Zweck dienen. Ich möchte es auf ähnliche Zustände zurückführen, wenn die heutigen französischen Stadtnamen z. T. auf alte Volksnamen zurückgehen, wie *Périgueux=Petrucorii, Limoges, Limousin=Lemovices, Paris=Parisii, Reims=Remi* u. s w. Es wird sich an den alten Versammlungs- und Handelsplätzen des Stammes allmählich eine dauernde Niederlassung entwickelt haben, die in ihrem Wesen von den Eigentümlichkeiten des Dorfes abwich.

Was wirklich durch den Handel verbreitet ist, lässt sich nur durch die Funde nachweisen, und diese geben öfters einige Auskunft. Werkzeuge aus Obsidian werden in Italien, namentlich gegen Süden hin, überall gefunden. In der Natur aber kommt dieser Stein nur auf den vulkanischen Inseln an der Westküste Italiens und bei Sizilien vor, S. Müller, Urgeschichte Europas 48. Ebenso hat sich in Frankreich der Feuerstein verbreitet. Bornholm, das keinen grossen Feuerstein besitzt, und Nordschweden sind von Schonen und den dänischen Inseln aus mit Steinsachen oder dem Material dazu versorgt worden (a. a. O.). Die prähistorische Forschung nimmt noch weitere Handelsobjekte an, und es ist nicht zu bezweifeln, dass seit alter Zeit ein lebhafter Austausch von Gütern stattgefunden hat.

Von einem besonderen Gewerbestand kann in den prähistorischen Zeiten kaum die Rede sein. Die sogenannte Hauswirtschaft stellt alles zum Leben Notwendige selbst her, wie das noch heute teilweise in Bosnien der Fall ist. Da baut der Mann mit seiner Sippe selbst das Haus, verfertigt die Geräte, die Frauen spinnen und weben und schneidern die Gewänder. So ist es im wesentlichen auch im Altertum gewesen, und höchstens in den grossstädtischen Zentren haben sich die Dinge etwas verschoben. Trotzdem ist bei dieser Sachlage nicht ausgeschlossen, dass sich in gewissen Gegenden eine Art Industrie einstellt. Wo reichlich Ton ansteht, widmet sich ein ganzes Dorf neben der sonstigen Tätigkeit der Herstellung von Töpfen, die dann als Tauschmittel benutzt werden. Ebenso muss sich die Salzsiederei an den bevorzugten Stellen frühzeitig entwickelt haben. Die Bronzearbeiten sind im Norden zum grössten Teil an Ort und Stelle verfertigt, nicht etwa aus dem Süden importiert. An den Stellen, die infolge des Bernsteins reichlich Bronze erhielten, wird sich, wie sich dies von selbst versteht, auch eine grössere Technik ausgebildet haben, und man vertauschte dann die überflüssigen Geräte weiter. Tatsächlich sind an verschiedenen Orten so zahlreiche Gegenstände gefunden worden, dass man hier an handwerksmässige Herstellung wird glauben müssen.

Fast überall auf der Welt wird der Metallarbeiter zum ersten Handwerker, aber charakteristischerweise gehören derartige Gewerbetreibende oft einem fremden besondern Stamm an. Das finden wir in Afrika, das finden wir aber auch in Europa, wo im Süden noch heute die Zigeuner das Schmiedehandwerk betreiben.

Da nun aber der Gebrauch des Metalls, insbesondere der des Eisens verhältnismässig jung ist, so bleibt überhaupt kein besonderes Gewerbe für die Urzeit übrig, und das bestätigen auch die Zeugnisse über die ältesten Zustände der einzelnen Völker. Bei den Indern treten zur Zeit des Veda nur der Zimmermann (ai. *tákṣā*, gr. *τέκτων*) und der Metallarbeiter auf, bei den Griechen kennt Homer neben dem *τέκτων* den *χαλκεύς* 'Schmied', den *σκυτοτόμος* 'Schuhmacher' und den *κεραμεύς* 'den Töpfer'. Wenn ausserdem noch der Fischer, der Fährmann und der Schiffer erwähnt werden, so sind das weder Handwerker noch Gewerbetreibende. In Plutarchs Bericht über König Numa (17) heisst es, schon der König Numa habe Handwerkskollegien eingerichtet, nämlich die der Flötenspieler, der Goldschmiede, Zimmerleute Färber, Schuster, Gerber, Kupferschmiede und Töpfer. Man muss aber bedenken, dass sich die Kulturverhältnisse im Süden sehr viel früher entwickelt haben als anderswo, und dass sie daher nicht für eine ältere Zeit massgebend sein können.

Im Norden fehlen dagegen die Gewerbe mit Ausnahme des Schmiedes so gut wie völlig, und das spiegelt die Zustände der ältern Zeit gewiss besser wieder als die fortgeschrittenen Verhältnisse des Südens. Dagegen liegt eine Gliederung in Stände überall da vor, wo eine Eroberung stattgefunden hat, und die Eroberer den Unterworfenen die Sorge für den Haushalt und den Nahrungserwerb überlassen, selbst aber den kriegerischen Schutz der Untertanen übernehmen. Wir können diese Tatsache des öfteren belegen, noch öfter aber erfahren wir von dieser Gliederung nichts, weil unsere Quellen an den verschiedenen Schichten der Bevölkerung vorübergehen.

In Indien finden wir die eingewanderten Arier als Brahmanen und *Kšatriyas*, d. h. Krieger. Diese Kaste kehrt auch bei den Iraniern wieder. Als die Dorer Lakedaimon erobert hatten, trafen sie dort schon eine ackerbauende Bevölkerung vor. Sie übernahmen nun den kriegerischen Schutz, während die alte Bevölkerung das Land bebaute. Diese Verschiedenheit zeigt sich Jahrhunderte lang noch in der Sprache, indem die beiden Schichten zwei verschiedene Dialekte sprechen, wie Meister, s. o. S. 140, nachgewiesen hat.

Nicht viel anders wird man die italischen Verhältnisse auffassen dürfen. In Gallien steht neben den herrschenden Galliern die grosse Masse der Plebs, der Hörigen, die offenbar die altein-

heimische Bevölkerung darstellen. Dass ihnen die Tätigkeit der Ackerbestellung zugefallen ist, hören wir nicht, dürfen es aber mit Sicherheit voraussetzen. Auch im Gotenlande finden wir zwei Bevölkerungsschichten.

Wenn nun auch die Kriegerkaste das Land als Eigentum beansprucht, so bezieht sich dies doch nur auf die Nutzniessung. Im tatsächlichen Besitz bleibt die eingesessene Bevölkerung, bei der ebensogut eine Vererbung des Landes stattfindet wie bei den Eroberern. Man kann diese Dinge heute noch in Bosnien beobachten, wo die Türken die Grundbesitzer, die Serben aber die Bebauer sind, und ähnlich steht es in den heutigen keltischen Distrikten, wo, obgleich das Land den Landlords gehört, doch eine Vererbung unter den Bebauern stattfindet.

9. Die Technik.

Die Gaben der Natur verwendet das Tier, wie sie die allgütige Geberin darbietet, und wenn auch Vögel und einige andere Tiere ein kunstvolles Nest zu bauen wissen, so ist es doch dem Menschen vorbehalten gewesen, jene Gaben durch die Macht seines Geistes so umzuwandeln, dass er aus einem verhältnismässig schwachen Geschöpf der Beherrscher der Erde wurde. Die technischen Fertigkeiten, deren er zu diesem Zweck bedurfte, sind in gewissem Grade schon vorhanden, sobald uns der Mensch in Europa entgegentritt. Denn seine Steingeräte sind bearbeitet und zum Teil sehr geschickt hergestellt. Wenn auch zuerst der rohe Stein als primitive Waffe und ebenso als Werkzeug gedient hat, so wird doch die eigentliche Bearbeitung nicht mit dem Stein, sondern mit Holz und Knochen begonnen haben.

Aus Holz hat man die mannigfachsten Geräte für den Hausbedarf hergestellt, während Knochen und Horn als Waffe und Werkzeug Verwendung finden.

In unsern Funden spielt aber jedenfalls der Stein die bedeutendste Rolle, die er darum noch nicht im wirklichen Leben gehabt zu haben braucht, denn das Überwiegen des Steines in den vorgeschichtlichen Niederlassungen kann darauf beruhen, dass die Arbeiten aus vergänglicherm Stoff im Erdboden aufgelöst sind.

Die Bearbeitung des Steines besteht in den ältern Zeiten

im Zuschlagen. Man benutzte im wesentlichen den Feuerstein, und die Geräte waren wenig verschieden. In der jüngern Steinzeit traten daneben andere Gesteinsarten auf; man hat sie sorgfältig geschliffen und ihnen die mannigfachsten Formen gegeben. Sie nehmen immer mehr an Vollkommenheit zu und sie werden immer mehr differenziert.

»Überblicken wir«, sagt M. Much, Die Heimat der Indogermanen, S. 21, »den Schatz des gesamten Hausrates der jüngeren Steinzeit, so finden wir ausser den zahlreichen und verschiedenen Gefässen an Waffen aus Stein: Lanzen- und Pfeilspitzen, Dolche, Streithämmer, Streitkolben (Keulenknäufe), Fischhaken; an eigentlichen Werkzeugen: Beile verschiedener Form und Grösse, Hohlbeile, Schmalmeissel mit gerader und mit hohler Schneide, sichelförmige Sägen mit mannigfaltiger Ausgestaltung, Sägen gewöhnlicher Art, auch auf das feinste gezähnt, Bohrer, Messer aus Flintspänen, gewöhnliche Schaber, Rundschaber und Hohlschaber, Hämmer, hobeleisenförmige (Schuhleisten-) Beile, Glättsteine, Klopfsteine, Mühlen, Spinnwirbel aus Stein und Ton, Netzsenker; ferner aus Knochen: Pfriemen verschiedener Art, Nähnadeln, Spateln, Dolche und dolchartige Waffen, Harpunen, dann Keulenknäufe, Beilfassungen und allerlei anderes Gerät aus Hirschhorn und dergl. mehr.«

Diese Fülle der verschiedenartigsten Waffen und Werkzeuge aus Stein setzt natürlich eine hochentwickelte technische Fertigkeit voraus. Auch die Gesteinsarten, aus denen sie hergestellt sind, zeugen von der Intelligenz der damaligen Menschen. Besonders haben die Werkzeuge das Interesse der Forschung in Anspruch genommen, die aus Nephrit, Jadeït und Chloromelanit hergestellt sind, Gesteinsarten, die sich durch ihre Härte, aber auch durch die Schwierigkeit der Bearbeitung auszeichnen. Diese Gesteinsarten konnte man zunächst nicht als in Europa anstehend nachweisen, die nächsten bekannten Fundstellen waren vielmehr im Kuen-Luen-Gebirge in der Nähe des Baikalsees und in Ostturkestan. Es sind aus dieser Tatsache Schlüsse gezogen auf einen uralten Handel, auf eine Einwanderung von Völkern, die diese Gesteine mitgebracht hätten, Folgerungen, die man jetzt wohl mit Recht von der Hand weist. Die alten Bewohner Europas haben diese Steine sicherlich gefunden, und dass sie sie bei dem immerhin spärlichen Vorkommen verwendet haben, zeugt eben von ihrer Aufmerksamkeit auf die umgebende Natur, eine Auf-

merksamkeit, die wir auch auf jedem andern Gebiete der Kultur finden, und die die Wurzel alles Fortschritts war. Die ganze Frage nach der Herkunft dieser Gesteinsarten ist jetzt von M. Much, Die Heimat der Indogermanen, S. 49 ff., eingehend dargestellt worden.

Bei der Herstellung der steinernen Gerätschaften spielten das Schlagen, Bohren und Schleifen die Hauptrolle, und man wird für diese Zwecke jedenfalls schon Werkzeuge gehabt haben. Die Art, wie man gebohrt hat, kann man bei dem Feuerbohrer (s. u. S. 330) erkennen, denn es ist wohl sicher, dass man bei der Herstellung des Feuers nur die gewöhnliche Art des Bohrens nachgeahmt hat.

Das Schleifen wird man mit Hülfe anderer Steine ausgeführt haben, und Schleifsteine sind zur Genüge in den Funden nachgewiesen. Man ist in dieser Kunst zu hoher Fertigkeit gelangt. Die Formen der Steingeräte sind oft ausserordentlich zierlich und fein ausgeführt. Nach S. Müller, Urgeschichte Europas, S. 63 ahmte man in diesen Formen die Metallgegenstände nach, die im Süden schon vorhanden waren und vereinzelt nach dem Norden gelangten. Diese Ansicht spricht sehr an, da dadurch erklärt wird, weshalb man sich solche Mühe gab, geglättete Steingeräte herzustellen, und wie Formen entstehen konnten, die den natürlichen Eigenschaften des Steines eigentlich wenig entsprachen. Es liegen daher in diesen Steingeräten die ersten Imitationen vor.

Als weiteres wichtiges Rohmaterial müssen wir das Holz ansehen, das die mannigfachste Verwendung fand. »Aber alle primitive Holzarbeit«, sagt Schurtz in seiner Urgeschichte der Kultur S. 315, »besteht mehr in dem Heraushauen der gewünschten Formen aus einem Holzblock mit Hilfe entsprechender Werkzeuge als im künstlichen Zusammenfassen und Verschränken.« So sind noch heute Holzlöffel und Quirle meist aus einem Stück gearbeitet, so werden auch in alter Zeit Töpfe, Näpfe, Mollen und ähnliches aus dem Vollen hergestellt sein. Im Hausbau führte die Verwendung ganzer Stämme zum Blockbau, und das älteste Schiff war ein Einbaum.

Aber man hatte in Europa doch auch in der Holzarbeit bedeutende Fortschritte gemacht. Schon der Pflug konnte aus mehreren fest ineinander gefügten Teilen bestehen, und der Wagenbau setzt eine grosse Kunstfertigkeit voraus. Wenn auch die

Räder ursprünglich ungespeicht, also eine Art Walzen waren, zunächst mit der Achse wohl aus einem Stück, so setzt doch die sprachliche Scheidung von Rad und Achse die Herstellung aus verschiedenen Stücken voraus. Man musste ferner die Deichsel und den Wagenaufsatz hinzufügen. Auch die Her-

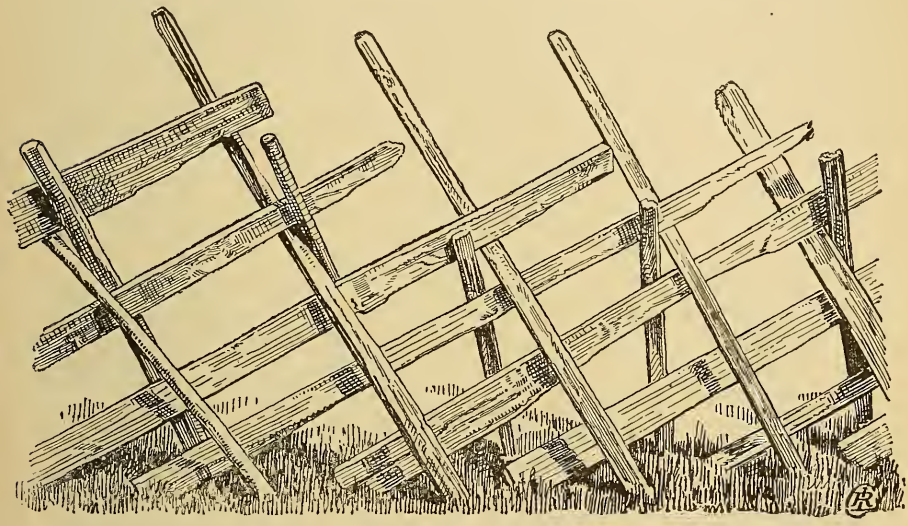


Fig. 12. Zaun ('Schrög'). Zeitschr. f. österr. Volkskunde 4, Fig. 21.

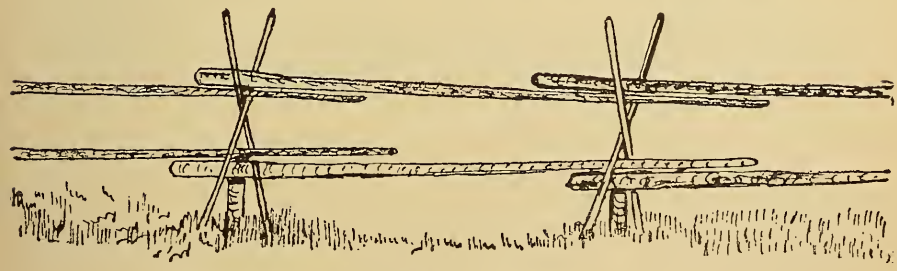


Fig. 13. Zaun (Schrenger Zaun) a. a. O. 7, Fig. 5.

stellung des Joches erforderte ein Zusammenfügen, ein Durchbohren und Verbinden.

Ebenso musste sich beim Hausbau die Fertigkeit des Verschrotens und Verzahnens entwickeln, und daneben spielte das Flechtwerk eine bedeutende Rolle.

Neben den ältesten Schiffen, die aus Einbäumen hergestellt waren, sind doch auch schon früh zusammengesetzte Wasserfahr-

zeuge gebaut worden, wenngleich uns auf diesem Gebiete bis jetzt fast jede Kenntnis des Entwicklungsganges mangelt.

Alles in allem darf man annehmen, dass die Technik der Holzarbeit schon früh hochentwickelt war, und dass wesentliche Fortschritte gemacht worden waren. Natürlich kannte jeder die nötige Arbeit, und wir wissen, dass noch Odysseus sein Bett fest um den Baum gezimmert hatte.

Da uns auf diesem Gebiet alles Material aus alter Zeit mangelt, so wird die Untersuchung dessen, was heute noch

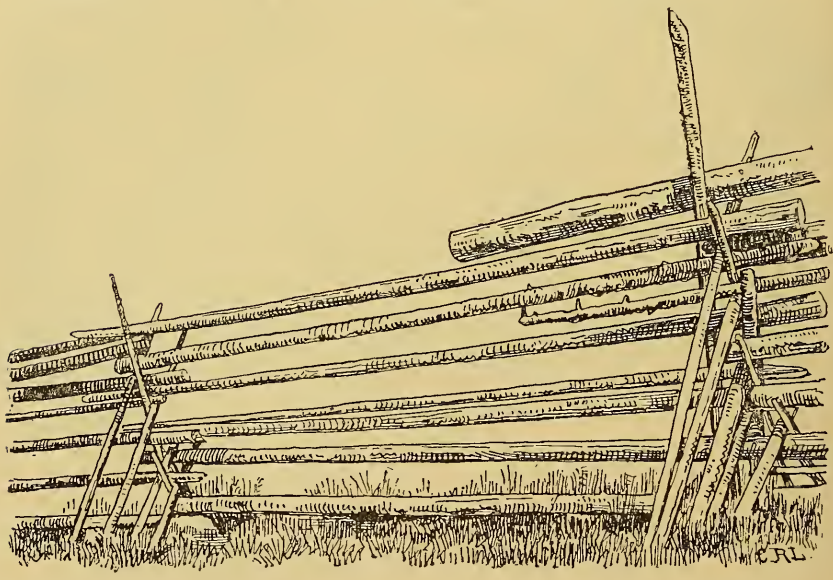


Fig. 14. Zaun ('Håg aus Råntn'). Zeitschr. f. österr. Volksk. 4, Fig. 120.

an primitiver Technik vorhanden ist, vielleicht künftig weitere Auskunft geben. Meringer hat (Idg. Forsch. 16, 121 ff.) einen verheissungsvollen Anfang dazu gemacht. Die beigegebenen Figuren 12—14 zeigen uns, wie noch heute Zäune auf einfachste Weise hergestellt werden. Auch sonst wird vieles mit geringen Mitteln erreicht, indem man durch Stricke oder Bänder die getrennten Teile vereinigt, wie die beigegebene Abbildung einer Flachshechel zeigt (s. Fig. 15).

Die Entzündung des Feuers gehört zu den wichtigsten Errungenschaften des Menschen. Dass sich beim Zerschlagen der Feuersteine Funken ergeben, lernt jedes Kind, und man

braucht nur den springenden Funken im Zunder aufzufangen und ihn dann allmählich durch Blasen zur Glut zu entfachen, um Feuer zu erhalten. Allzu schwierig scheint es uns nicht zu sein. Ich habe in der Herzegowina gesehen, wie durch Steinschlagen sehr rasch Feuer erzeugt wurde. Zunder bietet der Schwamm der Bäume leicht und hinreichend. Neben dieser weit geübten Art der Feuerentzündung steht aber die andere Kunst, durch Reiben von Holz gegen Holz Feuer zu entfachen. Es werden zu diesem Zweck verschiedene Methoden geübt und verschiedene Werkzeuge angewendet. Neben dem Feuerbohrer, bei dem durch Drehen eines Holzstabes in einer Unterlage Glut entsteht, und der, wie es scheint, die einzige Art in Europa ist, Feuer zu erzeugen, finden wir anderwärts die Feuersäge und die Feuerpumpe, und man darf wohl annehmen, dass alle diese Instrumente aus einer bestimmten Art der Technik erwachsen sind.

Fig. 15. Flachshechel, Schweiz. Keller, Pfahlbauten, VI. 1/2.

Der Feuerbohrer ist in Europa verbreitet und findet sich natürlich auch bei den Ariern in Indien und Iran. Wie Kuhn, »Die Herabkunft des Feuers«, gezeigt hat, besteht eine grosse Übereinstimmung in der Technik bei den einzelnen Völkern. So wählte man den Rührstab aus härterm Holz, der in der weichern Unterlage bohrte oder quirlte. Nachrichten über diese Art der Feuererzeugung liegen bei den Griechen, Römern, Germanen, Slaven, Indern vor.

Eine Erleichterung der Arbeit gewährt es, wenn man um den Feuerbohrer einen Bindfaden oder Riemen legt und dann durch abwechselndes Ziehen nach den beiden Seiten eine drehende Bewegung hervorruft. So schildert Homer, Od. 10, 382 ff., zwar nicht das Feuerbohren, aber das Bohren überhaupt.

»Und sie fassten den spitzen Olivenknittel, und stiessen
Ihn dem Kyklopen ins Aug', und ich, in die Höhe mich reckend,
Drehte. Wie wenn ein Mann, den Bohrer lenkend, ein Schiffholz
Bohrt; die unteren ziehen an beiden Enden des Riemens
Wirbelnd ihn hin und her: und er flieget in dringender Eile.«

Ebenso wird die indische, noch heute übliche Feuerbereitung dargestellt, vgl. Kuhn, Herabkunft des Feuers, S. 13. Bei den Slaven ist man zu einer andern Form gekommen. Man fertigt

ein Gestell, in dem sich der Feuerbohrer wagerecht, nicht mehr wie früher senkrecht, bewegt. Die Arbeit wird dadurch erleichtert, indem man nun nicht mehr einen Druck von oben auszuüben braucht. Die gleiche Form des Feuerbohrers findet sich

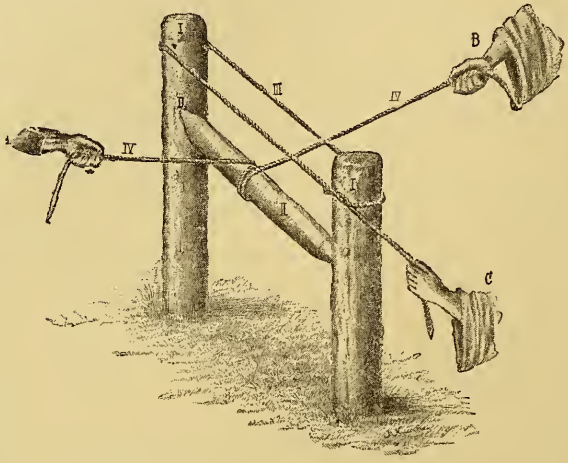


Fig. 16. Südslavisches Feuerzeug.

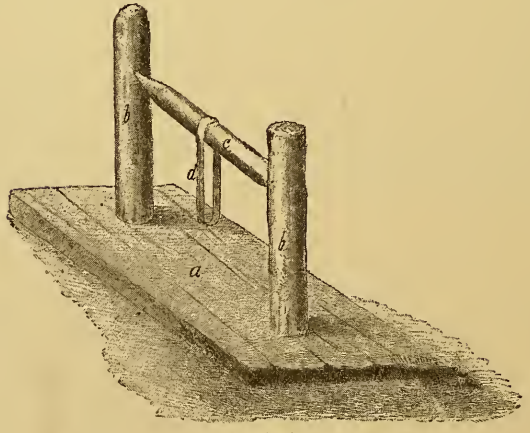


Fig. 17. Südslavisches Feuerzeug.

auch bei den Germanen, vgl. Kuhn S. 45. Das Feuer wurde durch Drehung einer eichenen Walze hervorgerufen, die in den Löchern zweier eichenen Pfähle bewegt wurde.

Für die slavischen Feuerzeuge verweise ich auf die beigegebenen Figuren 16 und 17.

Nach einer andern Richtung führen uns die Künste des Flechtens, Spinnens, Webens und Filzens.

Das Flechten ist eine uralte Fertigkeit, die zur Herstellung verschiedenartigster Gegenstände dient. Auf unserm Gebiet verwendet man diese Kunst zur Anfertigung von Hürden, von Wänden der Häuser, von Matten, Schilden und Körben. In gewissen Ländern hat diese Technik eine Höhe der künstlerischen Entwicklung erreicht, die uns billig in Erstaunen setzt. Als Material dienen zunächst Baumzweige, aus denen sich z. B. Odysseus

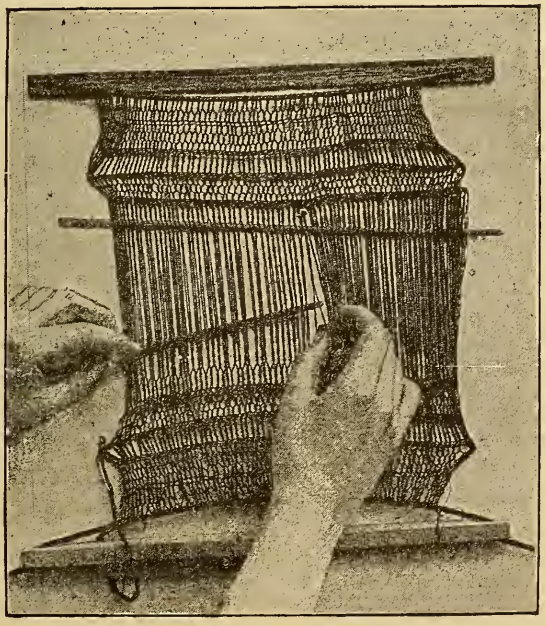


Fig. 18. Vorgang beim Flechten des Haarnetzes. Aarb 1891.

Od. 10, 166 rasch einen Strick zusammendreht, und mit denen noch heute die Flösse zusammengebunden werden. Vor allem eignet sich die Weidenrute dazu. Weiter spielten der Bast der Bäume, hier vor allem der Linde, und bestimmte Gräser eine Rolle. Pfriemgras wurde in Spanien zu Tauen verarbeitet, wie Strabo 3, S. 160 u. a. aus dem Altertum berichten. Geflochtene Bastschuhe werden verschiedentlich erwähnt.

Aus dem Flechten hat sich durch unmerkliche Übergänge das Weben entwickelt, das schliesslich nur eine verbesserte Flecht-

kunst ist. Der Grundgedanke des Webens ist verhältnismässig einfach. Zunächst muss man eine Reihe nebeneinander liegender Streifen oder Fäden haben, die man an einem oder an beiden Enden befestigt. Das ist die Kette. Durch diese Kette muss man die Querfäden so hindurchführen, dass sie bald hinter, bald vor dem einzelnen Faden liegen. Beim Flechten geschieht dies mit der Flechtnadel (s. Fig. 18). Beim Weben aber werden die Kettenfäden derartig in zwei Gruppen geteilt, dass immer die geraden und die ungeraden Fäden zusammengehören, und dass man sie am obern Ende zwar gemeinsam befestigt, unten aber jede Gruppe zusammenfasst.

Das Weben ist in Europa sehr alt, da Gewebe schon in den Funden aus der jüngern Steinzeit sicher angetroffen werden und die Sprache unzweifelhaft auf die Kenntnis dieser Kunst hinweist. Selbst die Benennungen des Webstuhls zeigen soviel Übereinstimmung, dass wir einen solchen in primitiver Form wohl voraussetzen dürfen, und Ahrens hat Phil. 35, 385 ff., den Versuch gemacht, indem er die griechisch-italischen und nordischen Formen verglich, einen primitiven Webstuhl zu rekonstruieren. Als Rohstoff für die Herstellung von Geweben dient in Europa Flachs und Wolle, aber da diese beiden Produkte erst durch eine lange Bearbeitung zum Webstoff hergerichtet werden müssen, so kann man früher leichter erreichbare Stoffe verwendet haben. Die Südseeinsulaner wissen aus Baststreifen prächtige Matten herzustellen, und vermutlich hat es auch in Europa eine Zeit gegeben, in der man den Bast der Bäume zu Flechtwerk und Matten verarbeitete. Selbst Bastkleider werden erwähnt. Jedenfalls geht dieser Stoff in der Weberei dem Flachs und der Wolle voraus, oder kurz gesagt, das Weben ist älter als das Spinnen. Aber schon in den schweizer Pfahlbauten finden wir leinene Gewänder und anderswo wollene, so dass man auch das Spinnen für eine uralte Errungenschaft halten darf. Auch der Ausdruck ‘Wolle’ geht gleichmässig durch alle indogermanischen Sprachen hindurch und lehrt, dass man mit diesem Stoff bekannt war. Man hat darüber gestritten, ob sich durch die Sprachwissenschaft die Künste des Spinnens und Webens als den Indogermanen bekannt erweisen lassen. Sieht man das Problem unbefangen an, so kann die Antwort kaum anders als Ja lauten. Und wem die Sprachwissenschaft nicht genügen sollte, der wird durch die Gewebe mit gesponnenem Faden und durch die Spinnwirtel,

die in den Funden oft genug angetroffen werden, eines bessern belehrt.

Das Nähen ist natürlich ebenfalls uralt, und beinerne Nadeln kommen schon in der alten Steinzeit vor. Ebenso sind alte Ausdrücke für diese Fertigkeit in den Sprachen vorhanden.

Wenig beachtet hat man bisher die Künste des Färbens. Wir hören von den germanischen Frauen, sie hätten ihre Kleider mit einem purpurnen Rand versehen, und ähnliches kehrt an andren Orten wieder. Der Orient kannte schon hervorragende Färbemethoden, und wir können nicht entscheiden, in welchen Zeiten diese nach Europa vorgedrungen sind. Die Hausmethoden des Färbens sind ja jetzt durch die Fabriktechnik und die chemischen Farben verdrängt. Aber es dürften sich doch in einzelnen Gegenden Europas alte Färbemethoden erhalten haben, die zu erforschen eine dankenswerte Aufgabe der Volkskunde bildet.

Neben dem Weben steht noch eine einfachere Kunst, ein Geflecht herzustellen, das ist das Netz, bei dem man die einzelnen Fäden an jeder Kreuzungsstelle fest verknüpft. Das Netz ist für verschiedene Zwecke brauchbar, aber natürlich nicht zu Gewändern. Darum verwendet es auch das kluge Mädchen, das bekleidet und unbekleidet zu dem König kommen sollte. Die Gallier verstanden Siebe aus Pferdehaaren herzustellen, Plin. 18, 11, 28. Die Nahrung der Bewohner der Kjökkenmöddinge bestand zum grossen Teil aus Fischen, die man in der See kaum anders als mit Netzen hat fangen können, womit dann die Erfindung dieser Kunst um viele Jahrhunderte hinausgeschoben wäre.

Die Art, Knoten anzufertigen, ist heute noch sehr verschieden. Wenn die Volkskunde diesem Gegenstand weiter nachgeht, wird sich vielleicht noch manches Alte durch Vergleichung ergeben.

Will man die Felle der Tiere benutzen, so muss man sie bearbeiten, indem man die beim Trocknen zusammengeschrumpften harten und spröden Felle durch Strecken, Reiben und Kneten geschmeidig macht, überflüssige Fleischreste und das Fett entfernt, unter Umständen auch die Haare beseitigt und schliesslich das Fell gerbt. Diese Künste sind in ihren Anfängen vielen Naturvölkern bekannt, und es ist ganz undenkbar, dass nicht auch die alten Europäer eine Reihe dieser Fertigkeiten sollten angewendet haben, da sie ja die Felle ausgiebig be-

nutzten. Das Gerben ist ein chemischer Prozess, der durch verschiedene Methoden erzielt werden kann. Eine der einfachsten besteht darin, durch Einreiben von Fettstoffen die Felle geschmeidig zu machen, eine Technik, die in verbesserter Form noch heute zur Herstellung des Sämisch- oder Fettgarlederes verwendet wird. Eine treue Schilderung dieses Prozesses bietet uns Homer, Il. 17, 389 ff.

»Wie, wann beizegetränkt das Fell eines riesigen Bullen
Seinen Gesellen zum Strecken ein Gerber gibt, sie ergreifen's,
Treten rings aus einander und recken es; rasch ist der Fleischsaft
Fort und allmälig hinein in das Fell, das von Vielen gezerrt wird,
Zieht sich das Öl, bis es völlig geschmeidig gespannt ist.«

Schon in der Bronzezeit Europas ist auch eigentliches Leder nachweisbar, das aber, soweit es bis jetzt chemisch untersucht ist, mit Alaun oder Kochsalz behandelt worden ist (vgl. Olshausen, Ztschr. f. Ethnologie, Verhandl. 1884, S. 518 f., und 1886, S. 240 f.).

Die von den Fellen abgekratzten Haare lassen sich durch die Technik des Verfilzens verhältnismässig einfach zu Stoffen verarbeiten. »Die tierischen Fasern«, sagt Schurtz, Urgeschichte der Kultur, »haben die Neigung, fest aneinander zu kleben, wenn man sie anfeuchtet und stark presst; der Filz ist nichts anderes als eine wirre, fest zusammengepresste Haarmasse, die nach dem Trocknen ihre Form behält, da zwar die einzelnen Haare verhältnismässig elastisch, aber mit kleinen Spitzen und Schuppen besetzt sind, die fest ineinander greifen und die Haltbarkeit des Filzes bedingen. In der Hauptsache ist nur eine einfache mechanische Kraftleistung erforderlich, um zum Ziele zu kommen.« Unser Wort *Filz,* engl. *felt*, hat ein verwandtes Wort in slav. *plŭstĭ* nnd gehört wohl weiter zu *falzen*, dessen ursprüngliche Bedeutung 'stossen' ist, und wir dürfen daher annehmen, dass auch diese Fertigkeit den Indogermanen bekannt war, wenngleich sie immer nur eine bescheidene Rolle gespielt hat, weil man schon frühzeitig gelernt hatte, durch Spinnen und Weben bessere Stoffe herzustellen. Noch heute wird die Verfilzung bei den Nomadenstämmen Hochasiens als uralte nationale Fertigkeit geübt, und es ist demgegenüber durchaus charakteristisch, dass sie bei den sesshaften Europäern zurücktritt.

Gefässe hat man, wie wir gesehen haben, teils aus Holz, teils aus Flechtwerk hergestellt durch Fertigkeiten, die heute noch geübt werden, während man daneben die Hörner der Tiere

benutzen konnte. Aus Baststreifen, Weidenruten und dergl. bereitet man Körbe, die da, wo die Flechttechnik sehr entwickelt ist, so dicht gearbeitet werden, dass sie selbst Wasser halten. Leichter aber erreicht man diesen Zweck, wenn man den Korb mit Lehm ausstrich. Hatte man nun durch Zufall die Wirkung der Hitze auf den Lehm oder Ton kennen gelernt, so war es bis zur Erfindung der Töpferei auch nicht mehr weit. Man brauchte dieses Gefäss nur auf das Feuer zu stellen, wobei das Geflecht verbrannte, während der Ton in fester Form übrig blieb. Hölzerne Kochgeschirre, die zum Schutz gegen das Feuer mit einer Lehmschicht umgeben waren, hat man noch in Brasilien gefunden. In Europa ist die Erfindung der Töpferei sehr alt, wenngleich aus der ältern Steinzeit noch keine Töpfe nachgewiesen sind. In der jüngern Steinzeit werden sie ursprünglich ohne, später mit Hilfe der Töpferscheibe hergestellt, womit wieder eine der wichtigsten Entdeckungen gelungen war.

Die Untersuchung der prähistorischen Keramik ist ein ausserordentlich wichtiger Teil der Forschung. Der geringe Wert eines Topfes lässt es unmöglich erscheinen, dass er ein Handelsgut auf weite Entfernungen gebildet hat. Wenn wir trotzdem auf grossen Gebieten gewisse Ähnlichkeit finden, so ist das nur durch allmähliche Übertragung und langanhaltende Kulturbeziehungen zu erklären. Gerade die Töpfe, die fast in keinem Grabe fehlen, und die meist mit besondern Ornamenten versehen sind, werden es uns ermöglichen, die Wege des vorgeschichtlichen Handels, aber auch die Wege der Völkerbeziehungen und Völkerwanderungen klar zu stellen.

Die Verarbeitung des Eisens, die Schmiedekunst ist eine verhältnismässig späte Errungenschaft. Älter ist die Bearbeitung des Kupfers und der Bronze. Hier haben wir es aber vor allem mit einer Gusstechnik zu tun. »Gerade der Umstand«, sagt M. Much, Die Kupferzeit in Europa, S. 353, »dass die Terminologie der Schmiedekunst in der arischen (idg.) Urzeit noch nicht zur vollen Ausbildung gelangt war, stimmt wieder, man möchte fast sagen, wunderbar zutreffend mit den Ergebnissen der Urgeschichtsforschung, denen zufolge, wie aus den Funden nachgewiesen werden konnte, die erste Bearbeitung des Kupfers nicht durch Schmieden, sondern durch Schmelzen und Giessen in Formen geschah. Das eigentliche Schmieden ist offenbar erst durch die Entdeckung des Eisens — nicht hervorgerufen, aber

zur vollen Entwicklung gelangt, und zwar zu derselben Zeit, als es auch auf die Bronze eine so kunstvolle Anwendung erhielt, und die Arier längst in Einzelvölker auseinander gegangen waren. Die anfängliche Verarbeitung des Kupfers war keine so einheitliche Tätigkeit wie des Eisens, das mittels des Hammers allein seine vollendete Form erhielt oder doch in vielen Fällen erhalten konnte. Das Schmelzen des Kupfers, das Bilden des Modells, die Erzeugung der Gussform, das Giessen, das Aushämmern der Schneide sind sehr verschiedene Tätigkeiten, und so wie sich allgemeine Begriffe überhaupt erst in vorgeschrittener Entwicklungsphase einzustellen pflegen, konnte sich auch für diese Tätigkeiten nicht so bald ein zusammenfassender Handwerksausdruck finden, und so mögen noch lange Zeit hindurch die von verwandten Beschäftigungen gewohnten Ausdrücke bei der Verarbeitung des Kupfers Anwendung gefunden haben.«

Es ist ja nicht sicher, dass die Entdeckungen in der Bearbeitung des Kupfers selbständig in Europa gemacht worden sind, aber denkbar ist es doch auch. Wenn wir an dem Jadeit und Nephrit sehen, mit welcher Aufmerksamkeit der vorhistorische Mensch die Steingeschiebe durchsucht hat, so werden ihm auch metallhaltige Gesteinsarten nicht entgangen sein, und da er die Steine beim Steinkochen erhitzte, so kann er wohl auf das ausfliessende Metall aufmerksam geworden sein. In der Hauptsache liegt in diesem Punkte aber orientalischer Einfluss vor.

Die Funde, die uns immer neue überraschende Ausblicke gewähren, haben uns auch belehrt, dass in Europa schon in der jüngern Steinzeit Bergbau betrieben wurde, um den Feuerstein zu gewinnen. »Man kennt«, sagt S. Müller, Urgeschichte Europas, S. 47, »Feuersteinminen in Frankreich, Belgien und England, überall in Form senkrechter Gruben, von deren Boden horizontale Gänge ausgehen; allerhand hinterlassene Sachen beweisen, dass sie der Steinzeit zuzusprechen sind. Bei Spiennes in Belgien erreichen sie eine Tiefe bis zu 12 Meter und sind unten oft durch Gänge verbunden. Eine solche Grube zeigt oben einen breiten Zugang, der sich sodann zu der Breite von 1 m verengt. Der Schacht geht durch fünf Feuersteinschichten, die als minderwertig verschmäht wurden, bis man in der Tiefe von 8 m auf reichlichen und guten Feuerstein stiess, der dann in horizontalen Stollen gewonnen wurde.«

Auch in der Technik macht sich von früh an die Teilung

in Männer- und Frauenarbeit geltend, da jedes Geschlecht naturgemäss die Geräte selbst anfertigte, deren es bedurfte. Und im grossen und ganzen sind die beiden Geschlechter noch heute in vielen Gegenden ihrer alten Tätigkeit treu geblieben. So fällt natürlich die Herstellung der Steinwerkzeuge und später anschliessend die Metallverarbeitung dem Manne zu, während die Frau das Spinnen, Flechten und Weben übt. Das schliesst nicht aus, dass sich der Mann die Bogensehne und andere Sachen selbst geflochten habe. Nur in einem Punkt hat sich eine Änderung vollzogen, in der Töpferei. Der tönerne Topf ist im wesentlichen ein Küchengerät, und daher liegt von vornherein die Vermutung nahe, dass die Frau, der das Kochen zufiel, auch die Töpferei erfunden habe. In Brasilien finden wir diese Fertigkeit wirklich in den Händen der Frau, und auch für das prähistorische Europa können wir verschiedene Punkte anführen, die auf den gleichen Stand der Dinge schliessen lassen. Eine ganze Reihe von Töpfen zeigen menschenähnliche Figuren und zwar charakteristischerweise immer weibliche, besonders wie Hoernes, Bildende Kunst 176, angibt, die troischen Frauenvasen, die nicht allein in Troja vorkommen, sondern weit verbreitet sind. Dass fast immer weibliche Figuren zur Darstellung kommen, kann seinen Grund kaum in etwas anderm haben, als dass sie eben von Frauen hergestellt wurden.

Ein merkwürdiges Zeugnis, das für die prähistorische Keramik wichtig ist, liegt auch im Indischen vor. Es schreibt dort Hiraṇyakešin vor, dass für jemand, der mehrere Frauen hat, die erste Frau die Herstellung des Topfes *(Ukhā)* übernehmen solle ... Ausserdem bemerkt er zu der Vorschrift, dass man der Ukhā zwei Brüste gibt, »wie eine Frau zwei Brüste hat, so sind für diese Ukhā zwei Brüste aus Ton zu machen u. s. w.« Die ganze Darstellung zeigt uns ferner eine Herstellung der Töpfe ohne Töpferscheibe, indem der Verfertiger einen Streifen nach dem andern auflegt. Mit Recht hat Hillebrandt (Grd. d. ind. Phil. 3, 2 S. 8 f.) die hohe Bedeutung dieser Schilderung hervorgehoben. Auch die Fingerabdrücke, die sich nicht selten auf den prähistorischen Tongefässen finden, sind merkwürdig klein.

In den historischen Zeiten scheint freilich die Töpferkunst überall die Tätigkeit des Mannes zu sein. Wenigstens kann ich bis jetzt keine weitere Nachricht als die indische nachweisen.

Dieser kurze Überblick über die technischen Fertigkeiten

zeigte uns, dass wir es auch in diesen Punkten mit Errungenschaften zu tun haben, die in Europa schon vor jeder geschichtlichen Kunde vorhanden waren. Manche, wie die Töpferei, sind über die ganze Erde verbreitet, andere haben diese Ausdehnung nicht: in diesem Punkte wird uns die Völkerkunde die alten Kulturkreise kennen lehren. Man darf unsere europäische Urbevölkerung durchaus nicht unterschätzen. Wie unsere hoch entwickelte Zeit oft genug vergeblich danach strebt, technische Erfindungen des Mittelalters wieder zu erringen, so werden auch die ältern Zeiten grosse Fertigkeiten besessen haben, die später verloren gegangen sind. Vor allem war der Mensch ausserordentlich vielseitig, und das gab seiner Persönlichkeit eine höhere Bedeutung. Musste er doch in allen Künsten geübt sein; er musste die Natur aller Orten aufmerksam beobachten, um ihr ihre Geheimnisse abzulauschen, und das gewährte ihm auch die Möglichkeit des Fortschrittes und hob seine Geisteskräfte. Den Unterschied von zentraler und peripherer Kultur haben wir oben nach S. Müller, Urgeschichte S. 49 hervorgehoben. Es ist manche Errungenschaft nach Norden durchgesickert, aber mehr noch haben die Menschen dort aus dem überkommenen neu geschaffen, und so setzt uns diese eigenartig entwickelte Kultur in Erstaunen; wir sahen, dass schon in der Steinzeit bedeutende Fortschritte möglich waren, grössere vielleicht als in spätern Epochen. Der Stein hatte vor allem den grossen Vorzug, dass er überall in den Geschieben zu finden war. Der Wert des Steingeräts liegt in der Bearbeitung, nicht im Material. War es unbrauchbar geworden, so schuf man bald ein neues.

Eine höchst interessante Aufgabe der sprachwissenschaftlichen Forschung wird es sein, die Ausdrücke für die einzelnen technischen Fertigkeiten festzustellen und in ihrer weitern Entwicklung zu verfolgen. Einen schönen bedeutungsvollen Anfang dazu hat Meringer, Idg. Forsch. 16, 101 ff., 117, gemacht, dem man nur mannigfache Nachfolge wünschen kann. Die Ausdrücke für allgemeine Tätigkeiten werden meist von einer speziellen Bedeutung ausgehen, und man wird bedenken müssen, dass sich nur solche Ausdrücke dauernd erhalten können, die etwas praktisch vorhandenes und bedeutungsvolles bezeichnen. Wir haben in der Anmerkung einiges zusammengestellt, aber damit den Gegenstand bei weitem nicht erschöpft. Ausdrücke wie »hauen, bohren, schaben, drehen, weben, spinnen, nähen, brauen u. a.« sind uralt,

gewiss nicht in einer allgemeinen Bedeutung, sondern in einer besondern, die sich auf eine einzelne Tätigkeit bezog.

10. Waffe und Werkzeug.

Nach den allgemeinen Vorbemerkungen über die Technik gehen wir zu den einzelnen Gegenständen über, die mit Hülfe der Technik hergestellt sind.

Waffe und Werkzeug sind ursprünglich z. T. nicht verschieden gewesen, die Hacke, die zum Lockern des Bodens diente, die Axt, die zu allen möglichen Verrichtungen im Hause verwendet wurde, konnte auch dem Feinde den Schädel spalten. Immerhin sind die Zeiten, in denen dies stattfand, längst vorüber, und wir finden da, wo wir Funde antreffen — von der ältern Steinzeit abgesehen — eine entschiedene Differenzierung von Waffe und Werkzeug.

So ist schon die Keule kein Werkzeug mehr. Als eine der ältesten Waffen erscheint sie bei den Indogermanen besonders in der Mythologie der einzelnen Völker. Der indische Indra, der iranische Mithra, Herakles und Theseus sind mit ihr bewaffnet. In Funden wurde sie verschiedentlich aufgedeckt. So hat

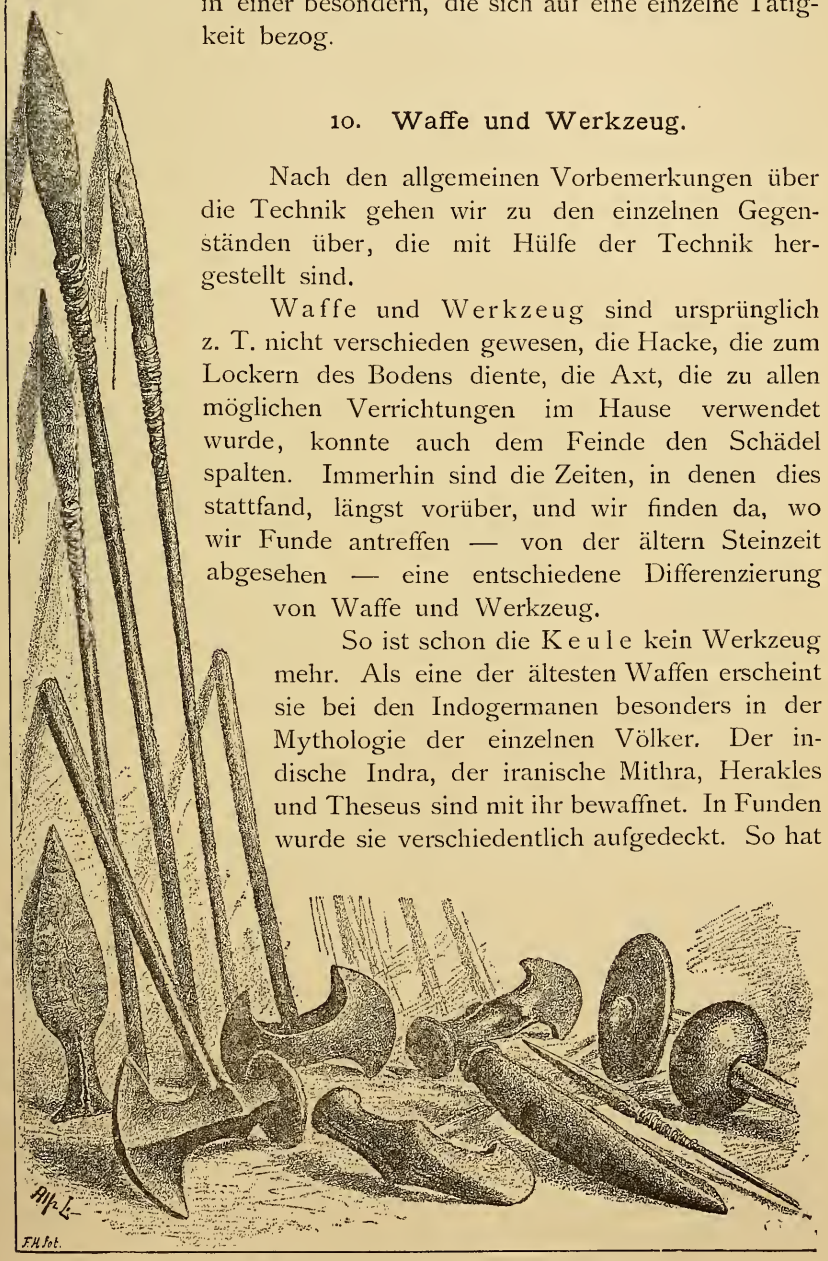


Fig. 19. Waffen aus der jüngern Steinzeit des Nordens.
(Aus Sophus Müller, Nordische Altertumskunde.)

man mehrere eichene Keulen in den Pfahlbauten von Wangen, Robenhausen und Meilen angetroffen (Keller, Pfahlbautenberichte I 78, II 64, II 169). Tacitus Germ. 45 berichtet, dass die Ästier, d. h. die Litauer, Knüttel gebrauchten, und noch im 14. Jahrhundert führten sie den Krummstab oder das Krummholz als Waffe. Auch im Norden wird die Keule gelegentlich erwähnt, und dazu kommen die andern Zeugnisse, die Schrader Reallexikon 422 verzeichnet hat. Dem gegenüber ist recht bezeichnend, dass sich ein indogermanischer Ausdruck für die Keule nicht nachweisen lässt, oder dass wir wenigstens nicht wissen, welcher der verschiedenen Namen, die in den einzelnen Sprachen vorliegen, indogermanisch gewesen ist.

Die litauischen und preussischen Dorfschulzen tragen noch heute die *kriwule* (von *kriwas* 'krumm') und Müllenhoff DAK. 2, 30 sieht darin den Überrest der Keule oder des Knüttels. Der Stab, aus dem doch wohl die Keule hervorgegangen ist, ist im Altertum das Zeichen der königlichen Würde, der Redner nimmt ihn in die Hand. Möglich, dass sich hier ein unverstandenes Symbol aus längst vergangener Zeit in das Licht der Geschichte gerettet hat.

Interessanter und wichtiger als die Keule sind Pfeil und Bogen, die uns bis zum heutigen Tage wenigstens als Kinderspielzeug bekannt geblieben sind. Pfeil und Bogen sind weit, aber doch lückenhaft auf der Erde verbreitet und sind im wesentlichen eine Waffe der Jägervölker, da ihre Verwendung eine fortwährende Übung voraussetzt. Ackerbauer und Viehzüchter greifen lieber zu andern Verteidigungsmitteln.

Es möge genügen für diese Behauptung ein Beispiel aus der Völkerkunde anzuführen. Die Hottentotten und Buschmänner gehören zu einer scharf gesonderten Familie und sind unter sich verwandt. Die Hottentotten sind Hirten, die Buschmänner Jäger; jene bedienen sich mit spärlichen Ausnahmen nicht mehr des Bogens und des Pfeiles, der bei den Buschmännern die einzige Waffe ist. Kein Wunder, dass bei den Indogermanen Bogen und Pfeil keine hervorragende Rolle mehr spielen, wenngleich sie, da die Jagd immer betrieben wurde, nie aus ihrem Gesichtskreis verschwunden sind. Wenn der Bogen als Kriegswaffe bei höherer staatlicher Ordnung bewusst wieder aufgenommen wird, so ist das andrer Art und setzt die Bildung eines besondern Kriegerstandes voraus.

Zahllose Pfeilspitzen, teils aus Feuerstein, teils aus Knochen

sind in der Erde gefunden worden. Ihre Form ist verschieden und die Figuren 20—23 geben nur einige Proben. Sie zu vergleichen und daraus Schlüsse auf vorhistorische Zusammenhänge zu ziehen, ist Aufgabe der Archäologie. Charakteristisch ist aber, dass in den Funden aus Männergräbern der skandinavischen ältern Bronzezeit Pfeilspitzen durchaus fehlen, obgleich sie doch Waffen zum Nahkampf in grosser Anzahl enthalten; überhaupt gibt es keine Pfeilspitze aus Bronze, die mit Sicherheit der ältern Bronzezeit des Nordens zugesprochen werden kann (S. Müller, Nordische Altertumskunde 1, 253). Es war eben damals die alte Waffe ebenso unüblich geworden, wie zu der homerischen Zeit. In den

Figuren 20—23. Pfeilspitzen aus dem Norden (20. 21 1/2. 22. 23 1/1.
(Aus Sophus Müller, Nordische Altertumskunde.)

trojanischen Kämpfen spielten Pfeil und Bogen, ausser bei den Lokrern, die in der Kultur zurückgeblieben waren, nur bei einzelnen Amateuren ihre Rolle, und die Freier der Penelope wissen ja mit dem altmodischen Gewehr, das auf dem Boden lag, überhaupt nicht mehr umzugehen. Vereinzelt gebrauchen ihn auch die Kelten. Nur bei den Indern findet sich der Bogen häufig. Es ist die eigentliche Kriegs- und Jagdwaffe, und daher behält der Verstorbene ihn bis zuletzt vor der Bestattung in der Hand. In den Liedern des Rigveda wird der Bogen oft genug gepriesen:

»Mit dem Bogen wollen wir Rinder ersiegen,
Mit dem Bogen die Schlacht gewinnen,
Mit dem Bogen in heissem Kampfe siegreich bestehen,
Der Bogen fügt dem Feinde Ungemach zu,
Mit dem Bogen wollen wir alle Weltgegenden unterwerfen.«

Da uns auch bei den Iraniern die Waffe in gleicher Bedeutung entgegentritt, so lässt sich der Gedanke nicht abwehren, dass wir es hier mit einem Einfluss der babylonischen Kultur zu tun haben. Hatte man einmal die Bedeutung der Waffe aufs neue kennen gelernt, so wird die Kriegerkaste schnell wieder dazu übergegangen sein, sie zu verwenden. Sicher führt uns aber das ganz aus den europäischen Zuständen heraus und warnt uns, auf die indoiranischen Verhältnisse allzu grosses Gewicht zu legen.

Die Wunde, die der Pfeil verursacht, reicht oft nicht aus, um einen Menschen oder ein Tier zu töten, und so findet sich weit verbreitet die Sitte, den Pfeil mit ätzendem Saft zu bestreichen, die auch die kleinste Verletzung tödlich macht.

Wir treffen sie, wie Peschel, Völkerkunde[6] S. 195 hervorhebt, jetzt nur noch bei den rohesten Völkern, aber im Altertum war sie weit verbreitet. »Horaz gedenkt ihrer in einer seiner gefeierten Oden, und Ovid beschuldigt pontische Völkerschaften in der Nähe seines Verbannungsortes dieses Frevels.« Und gewiss mit Recht. Denn wenn auch Herodot nichts von vergifteten Pfeilen bei den Skythen berichtet, so kannten doch Theophrast u. a. das Gift, mit dem sie ihre Pfeile bestrichen, sehr wohl: es hies Skythikon oder Toxikon und soll in der Hauptsache aus der bösen Materie bestanden haben, die sich aus Menschenblut bildet. In dieser Gegend hielt sich offenbar die Sitte. Denn auch den alten Slaven wird von dem Strategiker Maurikios der Gebrauch vergifteter Pfeile zugeschrieben. Ebenso kannte das indische wie das iranische Altertum den Giftpfeil.

»Plinius hat uns Gegenmittel für Giftwunden aufgeschrieben und dabei zugleich einen Blick in den finstern Abgrund der menschlichen Natur geworfen, insofern der Mensch die Schärfe des Eisens noch mit der Wirkung des Schlangengiftes auszustatten suchte. Auch die Kelten Galliens verschmähten nach einem Bericht im Altertum gelegentlich dieses Mittel nicht, und das alte Volksrecht der Bayern, das nicht vor dem 7. Jahrhundert niedergeschrieben sein kann, sowie das salische Gesetz der Franken erwähnen die Verwundung mit vergiftetem Pfeil als ein Vergehen, auf dem eine bestimmte Busse stand.« Peschel a. a. O.

Auch die Funde weisen vielleicht auf die Verwendung von Gift hin. Denn bei den Stein- und Knochenwaffen der Neo-

lithiker finden sich nicht selten Längsrillen an den Widerhaken, die wohl zur Aufnahme von Gift bestimmt waren.

Aus welchen Gründen diese barbarische Sitte allmählich abgekommen ist, das lernen wir verstehen, wenn wir eine Stelle der Odyssee (1, 260) genau betrachten.

Odysseus fährt nach Ephyra, um Gift zum Vergiften seiner Pfeile zu holen. Aber der Mermnade Ilos gibt es ihm nicht, weil er den Zorn der unsterblichen Götter fürchtete. Offenbar hat die Entwicklung allgemeiner Sittengesetze dem grausamen Gebrauch nicht nur in Europa, sondern auch sonst auf der Erde Einhalt getan.

Den geschilderten Tatsachen entsprechen auch die Verhältnisse in der Sprache. Verwandte Worte sind gewöhnlich nur in zwei Sprachen vorhanden, und es machen sich auf diesem Gebiet auch mannigfache Entlehnungen geltend.

Die Völkerkunde ist darauf aufmerksam geworden, dass es mehrere Arten von Bogen gibt, die sich vielleicht von verschiedenen Zentren aus selbständig verbreitet haben. Uns fehlt so gut wie alles Material, die Frage für Europa irgendwie zu fördern. Denn die Funde lassen uns ganz im Stich, und die Sprache sagt nur aus, dass der Bogen im wesentlichen aus Holz bestanden hat. In der Odyssee spielt allerdings der Bogen eine grosse Rolle, aber wir wissen nicht, ob wir es nicht mit einem altorientalischen Kultureinfluss zu tun haben. War doch bei den Assyrern und Babyloniern der Bogen regelrechte Kriegs- und Jagdwaffe geworden, und dies ist ja auch später in Griechenland wieder eingetreten.

Die Pfeilspitzen selbst bestanden aus Horn, Knochen, Gräten, die später von der Bronze abgelöst wurden. Der Gebrauch des Steines hat sich aber bis weit in die historischen Zeiten hinein erhalten, wofür die mannigfachsten Zeugnisse zu Gebote stehen. Bei einem Gegenstand, bei dem man nicht sicher war, ihn wieder zu erhalten, wird man sich lange gehütet haben, das kostbare Metall zu verwenden.

Die Hauptwaffe der europäischen Völker war sicher nicht der Pfeil und der Bogen, sondern der Speer, der aus einem hölzernen Schaft und einer Spitze aus Stein, Knochen oder Horn bestand. Er ist es überall in den ältesten historischen Epochen, und der Schluss, den wir daraus auf die vorgeschichtlichen ziehen, wird durch die archäologischen Funde bestätigt, in denen Lanzenspitzen

verschiedener Form (s. Figur 19) zahlreich genug auftreten. Mustern wir, da wir den Begriff mit Sicherheit auch für die Indogermanen voraussetzen können, die Tatsachen der Sprache, so geht daraus klar hervor, dass sie gar nichts lehren kann. Alles, was Schrader in seinem Reallexikon S. 786 anführt, ist nichtig, da in keinem Fall ein Wort durch mehrere Sprachen mit gleicher Bedeutung hindurchgeht. Aus Zusammenstellungen wie lat. *hasta* und got. *gazds* 'Stachel' folgt der Begriff 'Lanze' natürlich nicht. Sicher sind im Indogermanischen Ausdrücke vorhanden gewesen, mehr als einer sogar, und sie sind in den historischen Epochen durch immer neue abgelöst worden, indem man den Speer nach dem Holz benannte, aus dem er hergestellt war, oder ihn mit Stange, Stachel, Spitze bezeichnete. Unsere Soldatensprache kennt in gleicher Weise eine Fülle von Ausdrücken für das Gewehr: Flinte, Knarre, Schiessprügel u.s.w.

Fig.24.Bronzedolch, Italien. Montelius, Civilis. prim. de l'Italie. 1/4.

Fig. 25. Feuersteindolch, Dänemark. Nord. Fortidsm. I. 1/4.

Als kurze Stichwaffe finden wir neben der Lanze den Dolch. Ursprünglich wird er, wie das Messer, aus einer in einen Schaft eingelassenen Feuersteinklinge bestanden haben, aber wir finden auch Dolche, die ganz aus Stein hergestellt sind (s. Fig. 19 links), was der Natur des Steines so wenig entspricht, dass S. Müller darin mit Recht Imitationen sieht, nach dem Vorbild der Metalldolche. (Vergleiche die beiden Figuren 24 u. 25.)

Das Schwert tritt jedenfalls viel später, erst mit der Metallzeit auf.

Wie kostbar auch in späterer Zeit die Schwerter waren, zeigt sich darin, dass sie Namen tragen. »Die Entdeckung der Metalle«, sagt Schurtz, Urgeschichte der Kultur S. 334, »führte nicht sofort zu einer massenhaften Verwendung des Schwertes, am wenigsten in der Bronzezeit Europas, denn damals hatten nur die Reichsten so viel des kostbaren Stoffes zur Ver-

fügung, um eine massive Metallwaffe tragen zu können. Die vorhandenen Stücke mit ihren verzierten Knäufen waren mehr Prunkwaffen oder Abzeichen der Macht als Kriegsgeräte.«

Neben Speer und Dolch oder Schwert spielen auch Axt, Beil und Hammer, die zugleich Werkzeuge waren, und die man zur Not auch werfen konnte, bis in späte Zeit eine wichtige Rolle. So war die Franziska der Franken ein solches Wurfbeil, und noch in der Schlacht bei Hastings (1066) warfen die Angelsachsen mit scharfen Äxten und steinernen Beilen. Wie lange sich hier der Gebrauch des Steines gehalten hat, zeigt die Tatsache, dass noch gegen das Ende des 13. Jahrhunderts die Schotten steinerne Äxte führten.

Auf den archäologischen Denkmälern ist das Beil oder die Axt stehendes Attribut barbarischer Völker.

Da man, wenn man den Speer gebraucht, auch den Nahkampf ausüben muss, so sieht man sich überall, wo man den Speer verwendet, auch nach einer Schutzwaffe um, die man in dem Schild gefunden hat. Nach der Ansicht der Ethnologen ist der Schild aus einem einfachen Parierstock entstanden, eine Hypothese, die wir weder bestätigen noch wiederlegen können, denn alle europäischen Völker treten bei dem Beginn der Geschichte mit Speer und Schild bewaffnet auf, und wenn für die prähistorischen Zeiten zunächst die Funde mangeln, so beruht das auf der Vergänglichkeit des Materials, aus dem die Schilde hergestellt wurden. Denn es stand doch dazu nur das Holz und das Fell zur Verfügung, und zwar das Holz in Form von Flechtwerk, über das das Leder genäht wurde. Derartige Schilde waren bei den Nordvölkern noch in historischen Zeiten in Gebrauch. Cäsar lernt sie bei den Galliern kennen, wo man in der Not rasch solche primitiven Schilde hergestellt hatte, und bei den Germanen schildert sie uns Tacitus. Ähnliches wird oft erwähnt. Diese Geflechte waren mit Häuten überzogen, und ein solcher Schild ist bei Lippe-Detmold ausgehoben worden. Die Spanier aber verstanden nach Diodor 5, 34 Schilde herzustellen, die aus Tiersehnen geflochten waren.

Die ursprüngliche Form des Schildes ist nicht zu bestimmen. Wir finden in der historischen Überlieferung grosse, lange Schilde, die schliesslich den ganzen Körper decken, und runde, die diesen Zweck nur teilweise erfüllen können. Tacitus Germ. 43 hebt bei den östlichen Völkern die runden Schilde besonders hervor,

woraus man schliessen kann, dass sie sonst wohl eine andere Form gehabt haben werden. Auf der Markussäule sind die Germanen mit runden und sechseckigen Schilden dargestellt. Bei den Galliern werden lange, mannshohe Schilde erwähnt (Diod. 5, 29, Paus. 8, 50, 10, 20; Virg. Aen. 8, 662) und kleinere, die nicht den ganzen Mann decken (Polyb. 2, 30, Strabo 4, S. 196).

Ob man neben dem Schild noch andere Schutzwaffen gehabt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. An und für sich gewährt schon die Kleidung, soweit sie aus dicken Tierfellen oder aus Leder bestand, einen gewissen Schutz, aber dadurch wird der Mensch auch unbehülflich, und wir finden, gerade dem entgegengesetzt, was wir erwarten dürfen, dass die Nordeuropäer fast nackt in den Kampf zogen.

Eine uralte, aber nicht überall verbreitete Waffe ist die Schleuder. Zugrunde liegt ihr das Werfen mit Steinen, das die homerischen Helden ebensowenig wie die Indiens und Irans verschmähen. Auf europäischem Boden tritt uns die Schleuder nur sporadisch entgegen. Die besten Schleuderer des klassischen Altertums stammen von den Balearen, wo diese Kunst ganz besonders ausgebildet war, während sonst eine ziemlich niedrige Kulturstufe herrschte. Strabo III, 5, 1 (168) gibt uns eine Schilderung ihrer verschiedenen Schleudern, die sie um den Hals trugen. Wenn wir die Schleuder auch bei den Ligurern finden, so kann uns das dem gegenüber, was wir von ihrer Wirtschaftsform wissen, nicht weiter wundernehmen. Dann treffen wir sie bei den Akarnanen und in der homerischen Zeit bei den Lokrern, die überhaupt mit ganz primitiven Waffen in den Kampf gezogen waren.

»Nicht so umstanden die Lokrer den mutigen Sohn des Oïleus,
Da sie im Herzen die Lust nicht hatten zum stehenden Kampfe.
Weder Helme von Erz mit Rossschweifbüschen, noch runde
Schilde trugen sie ja, noch führten sie eschene Lanzen.
Nur ihren Bögen vertrauend und Schleudern mit wollenem Wurfband
Waren sie mit in den Krieg gezogen und suchten der Troer
Reihen durch hagelnde Würfe von solchen Geschossen zu brechen.«

Auch bei den Iberern war nach Strabo III, 4, 15 (164) die Schleuder vorhanden. Sie ist also im allgemeinen auf den Westen Europas beschränkt.

Eine ausgiebige Schilderung der verschiedenen Arten von Bewaffnung, die in dem gegen Hellas ziehenden persischen Heere

vorhanden waren, gibt uns Herodot im 7. Buch von Kapitel 61 an. Wir drucken die Stelle in den Anmerkungen ab, weil sie uns so überaus deutlich zeigt, wie primitiv selbst noch im fünften Jahrhundert oft genug die Bewaffnung war. Die Perser trugen an Stelle der metallenen Schilde solche aus Flechtwerk (γέρρα), die Assyrer linnene Panzer. Bei den Aethiopen sind noch Pfeile mit steinernen Spitzen in Gebrauch, und als Lanzenspitze verwenden sie Horn, während die Libyer ihre Wurfspitze nur mit einer im Feuer gehärteten Spitze versehen hatten. Solche Nachrichten legen es uns besonders nah, mit dem Schluss auf das Alter der steinzeitlichen Funde recht vorsichtig zu sein. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, dass mancher steinzeitliche Fund bis in die historischen Zeiten hinabreicht. Und wenn wir es bei Herodot meist mit ziemlich entfernt wohnenden Völkern zu tun haben, so tragen doch auch die Myser einheimische Helme, kleine Schilde und im Feuer gehärtete Wurfspiesse (Her. 7, 74), die ihnen benachbarten Lyder dagegen sind im wesentlichen wie die Griechen bewaffnet.

Von einer Einheitlichkeit der Bewaffnung ist also in Vorderasien keine Rede, und wir dürfen daher ähnliche Verhältnisse auch für Europa voraussetzen.

Die Werkzeuge.

In ungeahnter Fülle sind allmählich durch die Funde die Werkzeuge wieder ans Tageslicht gekommen, deren sich der prähistorische Mensch bedient hat. In der ältern Steinzeit sind sie noch sehr einfach und wenig differenziert, wenngleich die Überreste gewiss kein ganz ausreichendes Bild dessen gewähren, was man besass. Die jüngere Steinzeit aber liefert eine grosse Menge verschiedenartiger Grundformen. Viele der damals geschaffenen Werkzeuge leben heute noch fort, weil sie von Anfang an ihren Zweck vollkommen erfüllten und nicht verbessert werden konnten. Andere sind durch die neuen Formen ersetzt, zu denen die Metalltechnik geführt hat.

Man kann die Werkzeuge nach der Folge betrachten, in der sie allmählich erscheinen. Doch ist dies nur für die ältere Steinzeit möglich, während für spätere Epochen die Mannigfaltigkeit der Formen zu einer andern Anordnung zwingt. Am besten wird man die Werkzeuge nach der Verschiedenheit der Arbeit

vorführen, bei der sie verwendet wurden, doch lässt sich auch diese Einteilung nicht glatt durchführen.

In der ältern paläolithischen Zeit gab es, wie S. Müller, Urgeschichte S. 5, ausführt, »nur ein einziges voll zugeformtes Gerät (s. Fig. 26) mit einer Spitze oder scharfen Kante, meist gross und plump geformt, doch auch sorgfältiger und regelmässiger bearbeitet und im ganzen von recht abwechselnder Form, bald dick, bald ringsum flacher zugehauen. Ein wichtiges Werkzeug muss es doch gewesen sein, da es wesentlich unverändert sowohl in Europa als auch in den anstossenden Weltteilen vorkommt . . . Ausserdem machte man sich auch die Spitzen und Schneiden der abgeschlagenen Steinsplitter und Späne zunutze, doch nur in ihrer zufälligen Form und ohne weitere Bearbeitung.« Allmählich entwickeln sich neue Formen. So waren sie in einer etwas spätern Zeit, die S. Müller die paläolithische Zwischenzeit nennt, schon mannigfaltiger. Wir finden Werkzeuge zum Schaben und Bohren, auch Speerspitzen, die sorgfältig bearbeitet sind. In der jüngern paläolithischen Zeit wird die Feuersteinspitze fast vollständig von neuen Formen verdrängt, die man aus Renntiergeweihen und Tierknochen herstellte. Besonders sind die sogenannten Harpunen mit Widerhaken nach einer oder zwei Seiten für diese Zeit charakteristisch (s. Fig. 27). »Doch wurde auch die Feuersteinbearbeitung fortgesetzt, und sie zeigt einen gewissen Fortschritt. Durch Abspaltung des Feuersteines in langen dünnen Spänen stellte man Messer her, und durch weitere Bearbeitung derselben eigene Schaber, Bohrer und Sägen. Alle diese Werkzeuge zeigen genau dieselbe Form, in der wir sie während der ganzen Steinzeit bis herab zum

Fig. 26. Feuersteinwaffe, England. Evans, Stone Implements. 1/3.

Fig. 27. Harpunenspitze mit Widerhaken aus Renntierhorn. Frankr. Mortillet, Musée préhist. 1/3.

Beginn der Metallzeit kennen. Man besass also schon so früh Formen, die nicht mehr verbessert werden konnten.«

Harpunen besonderer Art aus Hirschhorn mit Widerhaken und mit einer kunstvoll ausgelegten Schneide von feinen Feuersteinspänen stammen aus dem Beginn der neolithischen Zeit.

Für die Epoche der Muschelhaufen ist das nicht geschliffene, sondern nur zugeschlagene Beil charakteristisch (s. Fig. 28. 29). Dies wird vom geschliffenen Beil abgelöst, das zum Teil aus andern Gesteinsarten als Feuerstein hergestellt ist.

Damit sind wir in verhältnismässig gut bekannten Zeiten angelangt. Wir müssen daher den andern Weg einschlagen, um

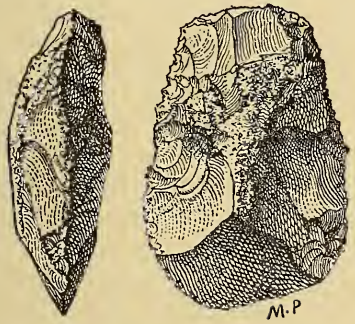


Fig. 28. Feuersteinbeil. Ägypten. Nationalmuseum Kopenhagen. 1/2. (S. Müller, Urgeschichte Europas.)

Fig. 29. Feuersteinbeil. Frankreich. Revue mens. de l'Ecole d'Anthropologie, 1898. 1/2.

die Werkzeuge zu betrachten. Beginnen wir mit den Ackerbaugeräten.

Eines der einfachsten Werkzeuge ist der Grabstock, mit dem noch heute die Frauen primitiver Völker in den Wald gehen, um die Wurzeln, die sie zur Nahrung brauchen, auszuheben oder um ein Stück Erde umzugraben. Schurtz gibt S. 363 seines Werkes eine Schilderung von Zuständen, in denen dieses Werkzeug noch gebraucht wird. Auch heute verwendet jeder Gärtner einen solchen Grabstock, um Salat oder Blumen zu pflanzen.

Aus dem Grabstock hat sich der Spaten entwickelt. Bei den Maori lässt man am untern Ende ein hervorspringendes Aststück stehen, das zum Aufsetzen eines Fusses beim Graben dient. Wenn man das untere Ende, anstatt anzuspitzen, in breiter Form anschärft, so hat man den Spaten. Unser deutsches Wort kehrt im Griechischen σπάθη 'Spatel', 'Schwert' u. s. w.

wieder. Es wird seit uralter Zeit dieses Gerät bezeichnet haben, das für alle Gartenarbeit unentbehrlich ist. Viele der steinernen Funde, die man für Beile ansieht, können ebensogut mit dem Holz verbunden als Spaten gebraucht worden sein.

Anderer Art als der Grabstock, aber von ebenso einfacher Beschaffenheit, ist die Hacke. Als primitive Hacke kann jeder Stock dienen, an dem sich noch das Ende eines schräg nach oben oder unten gehenden Astes befindet. An Stelle des Naturholzes tritt der Stein, der in das gespaltene Holz eingeklemmt und festgeschnürt wird, oder das Horn. Derartige Werkzeuge sind schon mehrfach gefunden worden, aber meistens wird man dem, was man als Beil oder Axt anspricht, nicht ansehen können, wozu es eigentlich verwendet wurde. Hacke, Axt und Beil sind ja auch in ihrem Grundprinzip gar nicht voneinander zu trennen, wenngleich sie in der Praxis durch den längern oder kürzern Stiel und durch abweichende Konstruktion unterschieden waren. Diese drei Gegenstände gehören sicher seit undenklicher Zeit zum Haushalt des europäischen Menschen, die Hacke als Ackergerät, Axt uud Beil als die notwendigen Werkzeuge für Holzarbeit. Die Befestigung des steinernen Teiles an dem Stock ist oft sehr kunstvoll. Man brachte an ihm zunächst ein Stück Hirschhorn an und fügte erst in dieses den Stein.

Welche Art der prähistorischen Fundstücke als Hacke gedient hat, ist nicht sicher zu sagen. Mehlis hat sie in den »langen Meisseln« zu erkennen geglaubt, die in den neolithischen Grabfeldern bei Worms gefunden sind, und O. Schötensack (Verhandl. d. Berl. anthr. Gesellsch. 1897 S. 473) hat sich dieser Ansicht angeschlossen. Die Sprache freilich versagt in diesem Falle wieder nahezu gänzlich. Wir kennen den ursprachlichen Ausdruck für 'Hacke' nicht.

Sicher ist aber schon frühzeitig neben die Hacke der Pflug getreten. Wenn man den Grabstock in der Erde vor sich herlaufen liess, so lockerte man den Boden rasch auf. Dasselbe konnte man erreichen, wenn man einen Haken, eine Hacke hinter sich her zog. Wann der grosse Gedanke aufgegangen ist, diese Arbeit von dem Rind ausführen zu lassen, wissen wir nicht. Wir kommen nur, durch die Sprachwissenschaft geleitet, zu der Erkenntnis, dass der Pflug eine uralte Errungenschaft der europäischen Menschheit und der Indogermanen ist. Aber freilich besteht ein Unterschied zwischen Pflug und Pflug. Zwischen

dem einfachen Haken und dem Pflug, wie er sich schon im klassischen Altertum findet, liegt eine grosse Kluft. Eine Entwicklungsgeschichte dieses Gerätes zu schreiben, kann nur in dürftigen Umrissen gelingen, da hier die prähistorischen Funde vorläufig so gut wie ganz versagen. Wir können hier nur etwas ermitteln, wenn wir einerseits die ältesten antiken Pflugformen, die nicht selten in Abbildungen vorkommen, vergleichen, wie dies H. Rau in seiner Geschichte des Pfluges, Heidelberg 1845, getan hat, und wenn wir ausserdem die noch heute vorhandenen oft recht primitiven Pflüge heranziehen. Eine eingehende Untersuchung der Pflugformen hat auch A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, 1, 272 ff., vorgenommen, doch sind gegen seine Ausführungen von H. Behlen, Der Pflug und das Pflügen bei den Römern und in Mitteleuropa in vorgeschichtlicher Zeit, Dillenburg 1904, starke Bedenken erhoben worden, die zweifellos zu Recht bestehen.

Fig. 30. Ein Knieholz als Pflug. Vgl. Daremberg-Saglio 1, Fig. 429.

Die einfachste Form des Pfluges erhielt man, wenn man einen Baumstamm verwendete, an dem sich noch ein starker Ast in der Form eines Hakens (s. Fig. 30) befand. Als Handhabe konnte man einen Ast der anderen Seite benutzen. Auf eine solche einfache Form weist auch die Sprache, da die Ausdrücke für Pflug vielfach nichts weiter als Ast bedeuten. So ist got. *hōha* 'Pflug' identisch mit lit. *szakà* 'Ast' ai. *çākhā* 'Ast' und lat. *rāmus* 'Zweig' dürfte mit *aratrum* 'Pflug' wurzelverwandt sein.

Hesiod gibt in den Werken und Tagen 425 ff. dem Landmann den Rat, im Walde gut nach brauchbarem Pflugholz auszuschauen und eine Eiche, die zu solchem einfachen Pflug passend war, mit nach Hause zu bringen. Freilich konnte ein derartiger hölzerner Pflug leicht zerbrechen. Man soll daher zwei Pflüge bereit halten, nämlich einen *αὐτόγυον*, der aus einem Stück hergestellt ist, und einen gezimmerten (*πηκτόν*), in dem also die einzelnen Teile zusammengefügt sind.

Natürlich wird man frühzeitig wie bei der Hacke an der Spitze eine besondere Pflugschar aus Stein oder Horn angebracht haben. Man hat in prähistorischen Stationen Steine eigentümlicher Form gefunden, die man als Pflugschar in Anspruch nimmt.

Für diesen primitiven Hakenpflug ohne Räder und ohne Streichbrett besitzen wir einen in vielen Sprachen wiederkehrenden Ausdruck gr. ἄροτρον, l. *arātrum*, air. *arathar*, altn. *arðr*, *arl*, armen. *araur*, abg. *oralo*, lit. *árklas*. Da sich das Wort auch im Armenischen findet, so muss es indogermanisch sein; das Fehlen im Indischen kann nicht dagegen in Betracht kommen. Eine besondere Bezeichnung der Pflugschar liegt im griech. ὀφρύς Hesych ὕννις, ἄροτρον, lat. *vomer* aus **voghsmis*, ahd. *waganso* aus **wagasno* altpr. *wagnis* aus **wagsnis* vor. Die Ausdrücke zeigen deutlich Ablaut und gehen daher in die indogermanische Grundsprache zurück.

Daneben steht ein zweites Wort, das deutsche Pflug, dessen echt germanischen Ursprung neuerdings Meringer wieder erhärtet hat. Dies muss eine andere bessere Art des Pfluges bezeichnet haben, wie sich daraus ersehen lässt, dass überall, wo die Worte Arl und Pflug noch nebeneinander fortbestehen, Arl den Hakenpflug, Pflug aber eine entwickeltere Form bezeichnet. Der Hakenpflug muss lange Zeit weit verbreitet gewesen sein. Er ist sogar heute noch nicht verschwunden. Mit ihm kann man indessen die Erde nicht umstürzen, was für den Ackerbau sehr wichtig ist, sondern man kann nur Furchen ziehen. Daher muss man, um den Boden genügend zu lockern, mit dem Haken immer noch einmal quer pflügen, ohne selbst auf diese Weise die Erde völlig zu wenden. So geschah es noch bei den Römern, wie Plinius ausdrücklich berichtet.

Wann am Pflug Veränderungen und Verbesserungen angebracht sind, dies im einzelnen zu erkennen, sind wir nicht im Stande, weil eine Entwicklung der Formen schon in den prähistorischen Zeiten eingetreten ist. Wir müssen dieses schwierige Thema den Fachmännern überlassen, und beschränken uns darauf auf die beigegebenen Figuren alter Pflugformen zu verweisen (Figur 31—34).

Als zweites Ackergerät schliesst sich die Egge an. In diesem Falle erweist die Sprache wiederum das hohe Alter der Erfindung, da der gleiche durch Ablaut verbundene Ausdruck in mehreren Sprachen vorliegt. Über die Form der Egge sagt die Sprache freilich nichts aus. Hesych kennt schon Eggen mit eisernen Zähnen. Der Urzeit dürfen wir diese nicht zuschreiben. Noch heute gibt es aber z. B. bei den Litauern Eggen, die ganz aus Holz hergestellt sind. In der Herzegowina aber benutzt

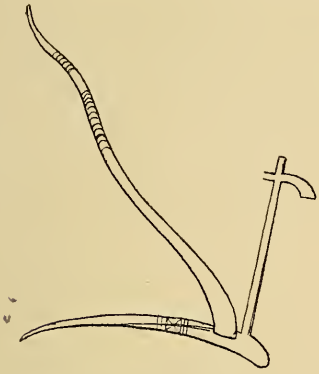


Fig. 31. Pflug mit Sohle.
Aus Indogerm. Forschungen Bd. XVII.

Fig. 32. Pflüger, aus den Bildergruppen in den See-Alpen. Bull. di paletnol. Ital. 1901.
Aus Sophus Müller, Urgesch. Europas.

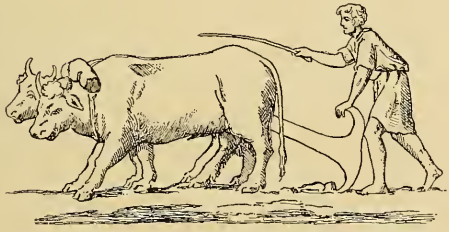


Fig. 33. Primitiver Pflug mit Sterz.
Aus Indogermanische Forschungen Bd. XVII.

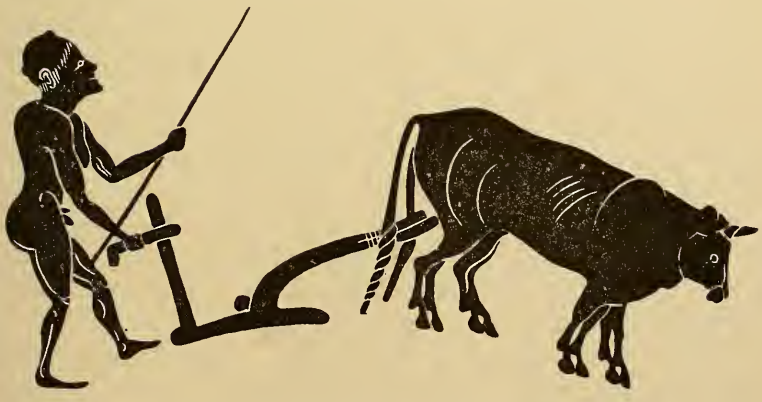


Fig. 34. Ackermann mit ochsenbespanntem Hakenpflug, von einer altgriechischen Trinkschale des Nikosthenes aus dem 6. Jahrhundert.
Aus Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen.

man, wie ich selbst gesehen habe, Gestrüpp, das an einem Brett befestigt ist. Um eine grössere Schwere dieses leichten Gerätes und damit eine bessere Arbeit zu erzielen, wird bei der Verwendung ein Junge darauf gesetzt. Ähnlich stelle ich mir die Egge vor, die Plinius 8, 173 bei den Galliern kennt: *Semen protinus iniciunt cratesque dentatas supertrahunt.*

Ein sehr einfaches, aber doch wichtiges und gewiss altes Ackergerät ist ferner die Walze. Griechen wie Römer benutzten sie, um den Boden zu ebnen, und zu dieser Verwendung dient sie noch heute. Vor die Walze das Rind zu spannen, darauf konnte man leicht kommen, und vielleicht hat bei diesem Gegenstand die Verwendung des Rindes begonnen.

Der Wagen zum Einfahren des Heues und des Korns ist heute für den landwirtschaftlichen Betrieb unentbehrlich. Man kennt ihn nicht überall in der Welt, aber er findet sich in ganz Europa und Asien. Die Sprachwissenschaft belehrt uns, dass er den Indogermanen bekannt war. Bezeichnungen des Wagens und seiner einzelnen Teile gehen durch die indogermanischen Sprachen hindurch, und diese Worte gewähren für das Vorkommen dieses Gegenstandes in der Vorzeit die Sicherheit, die die Sprachwissenschaft überhaupt bieten kann. Nach den Nachrichten aus den ältesten historischen Zeiten besitzen alle Völker unsres Kulturkreises den Wagen und zwar schon in ziemlich ausgebildeter Form. Uns will es vielleicht Wunder nehmen, dass man einen Wagen ganz aus Holz herstellen kann, wie dies doch in der Steinzeit geschehen sein muss. Solche Gefährte werden indessen noch heute in der Herzegowina gebaut und gebraucht.

Fig. 35. Rad eines bosnischen Wagens.

Der Wagen ist ein mannigfach zusammengesetztes Gerät. Er beweist deutlich die hohe Stufe, zu der man schon in der Technik gelangt war. In ältester Zeit sind Achse und Rad aus einem Stück hergestellt gewesen, aber die besondern, durch die Sprachvergleichung gesicherten Ausdrücke für diese beiden Dinge lehren, dass die Indogermanen jeden Teil für sich herstellten. Die Verwendung von Speichen am Rade kann jung sein. Die alten Schriftsteller beschreiben Räder, die aus einem

Stück gefertigt waren. Neben unsrer Art der Speichung sah ich in Bosnien eine andere Form (s. Fig. 35), die uralt sein kann.

An Funden hat sich aus der Steinzeit nichts erhalten. Aus der Bronzeperiode liegen kleine Modelle von Wagen vor, die offenbar zu Kultzwecken bestimmt waren. In der Eisenzeit sind die Formen hoch entwickelt.

Um die Rinder an den Wagen und den Pflug zu spannen, dazu diente das Joch, für das ein allgemein verbreiteter Ausdruck in den idg. Sprachen vorliegt. Daraus folgt unbedingt, dass man das Rind als Zugtier verwendete. Die einfachste Art des Joches lässt sich wohl noch heute beobachten, es ist das Doppeljoch, das den Tieren auf den Nacken gelegt wird, und bei dem sie mit dem breiten Teil hinter dem Halse ziehen. Dass diese Art im Altertum verbreitet war, zeigt schon der Ausdruck unter das Joch führen. Für die Form des Joches lehrt eine Vergleichung heutiger Arten, dass man denselben Zweck auf mehr als eine Weise erreichen konnte. Wir besitzen ausserdem eine Reihe Abbildungen aus alter Zeit, die ebenfalls schon Verschiedenheiten zeigen.

Wir sehen hier, wie sich eine Fülle von Werkzeugen und Geräten um den Ackerbau gruppiert, die herzustellen keine geringe Kunst verlangte. Doch sind wir damit noch nicht zu Ende. Bei der Ernte musste man das Getreide vom Acker nehmen. Das lässt sich zur Not mühsam mit der Hand ausführen, wie denn der Flachs noch heute gerauft wird. Besser aber kommt man mit der Sichel aus. Die Sprache kennt dafür ein paar Ausdrücke, die bis in die indogermanische Urzeit zurückgehen. Wir müssen daher irgend ein Instrument dieser Art voraussetzen. Aus Stein lassen sich nun freilich Sicheln schwer herstellen, und sie fehlen auch in den Funden. »Nur im Mond- und Attersee, dann bei Reichenhall«, sagt Schrader, Reallexikon 763, »sind halbmondförmige Messer zu Tage getreten, die vielleicht für Sicheln gelten können«. Mit dem Auftreten des Kupfers und der Bronze erscheinen aber zweifellos die Sicheln. Ihre rasche Verbreitung scheint mir anzuzeigen, dass sie ein anderes primitiveres Instrument ersetzt haben. Da man noch in späterer Zeit vielfach nur die Ähren abschnitt, so können Messer aus Stein oder gezähnte Sägen diesen Zweck erfüllt haben. Derartige Sägen sind aus der Steinzeit bekannt, und es hängt mit der Enstehung der Sichel aus Sägen vielleicht zusammen, dass die

Sichel noch heute vielfach gezähnt auftritt. Die Sense ist natürlich spätern Ursprungs, obgleich wir dafür im Germanischen einen einheimischen Ausdruck haben.

Zum Dreschen des Getreides diente lange Zeit der Dreschflegel, der ursprünglich aus einem einfachen Stock bestanden haben wird. Mit ihm droschen die Römer. Pytheas lernte ihn auch bei den Kelten kennen. Unter südlichen Himmelsstrichen herrscht auch seit alter Zeit, die Sitte das Korn durch das Vieh austreten zu lassen, doch muss natürlich das Ausschlagen der Körner durch Menschenhand älter sein als die Verwendung des Viehs, wenn der Ackerbau älter ist als die Viehzucht.

»Einen anderen Keim unendlicher Entwicklung«, sagt Schurtz, Urgeschichte der Kultur S. 365, »bildet der scharfkantige Steinsplitter, den man als Urform des Messers bezeichnen darf.« Der zurechtgehauene Stein dient in seinen verschiedenen Formen als

Fig. 36. Lange Säge aus der jüngeren Steinzeit. 1/3.
Aus Sophus Müller, Nordische Altertumskunde.

Schaber, Kratzer, Bohrer und als Messer, das schon in eine Holz- oder Hirschhornfassung eingefügt war.

Eine einfache Abart des Messers ist die Säge. Man braucht nur die eine Seite des Feuersteinmessers rauh zu lassen oder die Unregelmässigkeiten systematisch auszubilden, um eine Säge zu erhalten. Feuersteinsägen sind häufig in der jüngeren Steinzeit gefunden. Die Figur 36 zeigt eine Probe. Daneben bieten ja auch die zahnlosen Kiefer eine Natursäge, die von verschiedenen Völkern gebraucht wird.

Zwischen Sägen und Feilen ist kein wesentlicher Unterschied. Sie beruhen auf demselben Grundgedanken.

Verwandt mit dem Messer ist auch der Meissel, der ebenfalls unter den Steingeräten der europäischen Vorzeit reichlich vertreten ist. Er wurde durch den Steinhammer in das Holz oder andere Gegenstände getrieben.

Zum Zerkleinern des Getreides dient die Mühle, deren einfachste Form wir schon besprochen haben.

Alles in allem sehen wir an Werkzeugen und Geräten eine

Fülle ausgebildet, von deren verschiedener Art uns erst die Archäologie die richtige Vorstellung gegeben hat. Auch auf diesem Gebiet war das Leben der Indogermanen und Europäer nicht arm. Der Gegenstand kann aber an dieser Stelle nicht erschöpfend behandelt werden, und ich muss für weiteres auf die Handbücher der Archäologie verweisen, in denen reiches Material zu finden ist. Nur an der Hand der Funde kann man auch versuchen, eine Entwicklungsgeschichte der einzelnen Werkzeuge zu schreiben. Doch ist dies natürlich eine Aufgabe, die ein besonderes Buch erfordert.

In der Anmerkung zu diesem Kapitel sind eine Reihe von Wörtern zusammengestellt, die als Bezeichnung einzelner Geräte in mehreren Sprachen vorliegen.

Die Metalle.

Eine wesentliche Verbesserung aller Geräte musste sich einstellen, sobald das Metall und seine Bearbeitung entdeckt worden war. Man konnte nunmehr Formen schaffen, die sich in Stein teils gar nicht, teils nicht so gut ausführen liessen. Trotzdem ist die Einführung des Metalles nicht gleich von hervorragender Bedeutung gewesen. Zwar ist unsere jetzige Kultur in allen Punkten vom Metall beherrscht und wir haben ihm unstreitig die grössten Fortschritte zu danken, so dass man sich unser Leben ohne diesen Stoff gar nicht denken könnte; nähme man aber dem bosnischen Bauer das Eisen, so dürfte sich sein Leben nicht wesentlich verändern. Er würde an die Pflugspitze wieder den Stein setzen, und er müsste sich nach Steinbeilen umsehen, mit denen er die notwendigen Arbeiten ebenfalls, wenn auch zunächst wohl weniger gut ausführen könnte. Seine materielle Lage aber würde kaum verändert werden. Von einer Metallzeit kann man daher erst dann sprechen, wenn das Metall ein wesentlicher Faktor der Kultur geworden ist. Es wird uns nicht einfallen, von einer Gold- oder Silberzeit zu reden. Nur den Dichtern dürfen wir die Träume vom goldenen und silbernen Zeitalter zugute halten. Ebensowenig haben wir das Recht, von einer Kupfer- und Bronzezeit zu sprechen, wo kupferne oder bronzene Gegenstände nur in geringer Anzahl vorhanden sind.

Wollen wir die Indogermanen charakterisieren, so müssen wir sagen, sie lebten in der Stein- oder besser gesagt, in der

metallosen Zeit. Das Metall hat keine wesentliche Rolle bei ihnen gespielt. Es lässt sich dies allerdings nur in geringem Masse aus der Sprache folgern, aus der sich nur ergibt, dass des öftern Gegenstände, die später aus Metall hergestellt werden, einen Namen tragen, der einst Stein bezeichnet hat.

Wohl aber lehrt es die Prähistorie, da die Verwendung des Steines in Epochen hineinragt, die später sind als die Trennung der indogermanischen Sprachen, ja zum Teil in die historischen Zeiten reicht. Die Schilderung, die Herodot von der Bewaffnung des persischen Heeres gibt, das gen Griechenland zog, zeigt, dass damals die Steinzeit nicht einmal in Asien überwunden war. Metallose Waffen führten auch noch die Finnen zu Tacitus Zeit und in Schottland wurden noch im 13. Jahrhundert steinerne Äxte geschwungen.

Mit allen diesen Tatsachen steht die Annahme nicht im Widerspruch, dass die Indogermanen schon eine ganze Reihe Metalle gekannt haben. Die prähistorischen Menschen, die jedem Ding in der sie umgebenden Natur ihre volle Aufmerksamkeit zugewendet, die die Steingeschiebe auf das sorgfältigste durchsucht haben, mussten auf das in Europa gediegen und in Verbindungen vorkommende Metall aufmerksam werden. Beim Steinkochen, bei dem die Steine möglichst stark erhitzt wurden, musste sich bei einigen metallhaltenden Gesteinsarten das Metall abscheiden. Kupfer sowie anderes kam ja auch gediegen vor.

Einen sichern Beweis, dass die ungetrennten Indogermanen schon ein Metall gekannt haben, entnehmen wir aus der Sprache. Bei Römern, Kelten, Germanen und Indern kehrt eine übereinstimmende Bezeichnung dafür wieder, lat. *aes*, got. *aiz*, ai. *ayas*. Natürlich kann dieses Wort entlehnt sein, da ja auch in spätern Epochen Metallnamen ausserordentlich leicht wandern, aber die Entlehnung ist nicht mehr möglich für die Zeit, als die Arier in Asien sassen, müsste demnach der Urzeit zugeschrieben werden.

Wir können indessen nicht mit Bestimmtheit sagen, welches Metall man unter **ajes* verstanden hat. Es ist völlig wertlos, in diesem Punkt die Sprache auspressen und sie zu Antworten zwingen zu wollen, die sie nicht geben kann. Das Wort kann ebensogut das Kupfer, wie die Bronze oder das Eisen, das in den Meteoren jedenfalls vorlag, bedeutet haben. Die Entscheidung, welches Metall man gekannt habe, ist nur durch die Funde zu gewinnen, und diese zeigen uns, dass das erste Metall,

das eine grössere Verbreitung gewonnen hat, das Kupfer gewesen ist. Matth. Much hat dem Auftreten des Kupfers in Europa eine besondere Monographie gewidmet »Die Kupferzeit in Europa«, 2. Aufl. Jena 1893, aber er hat uns nicht zu überzeugen vermocht, dass dem Kupfer eine grosse Bedeutung beizumessen ist.

Die meisten Fundstücke bestehen nämlich aus Schmuckgegenständen, seltener kommen Dolche vor, eigentliche Werkzeuge sind ganz selten. Das Kupfer war ja als Werkzeugstoff viel unpraktischer als der Stein, zudem viel kostbarer und schwerer zu erlangen. Wenn man sich auch wohl an den kupfernen Schmuckgegenständen und einem kupfernen Dolche erfreute, eine tief eindringende Wirkung auf das Leben konnte dieses Metall nicht ausüben.

Erst durch Mischung mit dem Zinn wurde dem Kupfer jene Härte gegeben, die es zur Verwendung für Waffen und Werkzeuge tauglich machte. Die Erfindung, Zinn und Kupfer in dem richtigen Verhältnis zu mischen, kann natürlich nur an einem Orte gelungen sein, wo beide Metalle leicht zu erlangen waren. Das wird in Asien, nicht in Europa der Fall gewesen sein. Auch in der Verwendung der Bronze haben wir es mit einer Einwirkung der asiatischen Kultur zu tun. Erst ganz allmählich sind einzelne bronzene Gegenstände nach dem Norden vorgedrungen. Aber es hat sehr lange gedauert, bis ein jeder im Besitz dieses Metalles war. Über das Vorkommen der Bronze an den einzelnen Orten unterrichtet uns die Archäologie. An manchen Orten hat die Bronze lange ihre Geltung behauptet, und wir finden dort entsprechend dieser langen Herrschaft eine reiche Entwicklung der Formen. Am andern wird sie nur kurze Zeit verwendet und bald durch das Eisen abgelöst.

Ein besonderer Name für die Bronze ist wohl nicht vorhanden gewesen. Das alte Wort *ajes* wurde auf dieses Metall übertragen, das ja im wesentlichen noch Kupfer war. Die ersten Bronzen im Norden sind sehr zinnarm und jedenfalls in fertiger Mischung nach dem Norden gelangt, so dass man kaum auf den Gedanken kommen konnte, es hier mit einem neuen Metall zu tun zu haben.

Die archäologischen Tatsachen erweisen das spätere Auftreten des Eisens mit unbedingter Sicherheit. In den Funden treten uns neben zahlreichen Bronzesachen erst einige Eisenstücke entgegen, die ganz allmählich immer zahlreicher werden. In der

homerischen Zeit befinden wir uns in einer Übergangsepoche. Neben der Bronze steht schon das Eisen. Neuerdings hat Robert in einer besondern Schrift nachzuweisen versucht, dass die Teile der homerischen Gedichte, in denen das Eisen erwähnt wird, einer jüngern Dichtung angehören. In den Bezeichnungen für Eisen machen sich zudem manche Entlehnungen geltend. Unser Wort ist aus dem Keltischen entlehnt, was genau zu der geschichtlichen Tatsache stimmt, dass die Kelten die Träger der Eisenkultur waren. Man bezeichnet mit dem Namen La Tène-Periode die erste ausgebildete Eisenzeit. Der Name rührt her von den reichen Eisenfunden eines am Nordende des Neuenburger Sees aufgedeckten Pfahlbaus, der nicht allzu alt sein kann. Die Verbreitungsgeschichte des Eisens zu verfolgen fällt ausserhalb des Rahmens dieser Arbeit.

Wenn die Indogermanen das Kupfer oder die Bronze kannten, als sie noch ungetrennt beieinander sassen, so wäre dies ein wichtiger Punkt, um die Zeit ihrer ersten Wanderungen zu bestimmen, da es ja wohl noch gelingen wird, das Auftreten des Metalls in Europa genau festzulegen. Aber man muss hier sehr vorsichtig sein. S. Müller, Urgeschichte Europas S. 63, nimmt mit Recht an, dass die Formen der jüngern Steinzeit zum guten Teil ihr Vorbild in den Metallformen haben, dass also im Süden Metallgegenstände gefertigt wurden, die man im Norden in Stein nachahmte. Dann aber kann die Kenntnis des Metalles um vieles älter sein als die praktische Verwendung, und wir müssen den Gründen, die sich aus der Sprache ergeben, einigermassen misstrauen.

Die absolute Chronologie der europäischen Bronzezeit ist aus sich selbst heraus natürlich gar nicht zu bestimmen, da wir nirgends genau feststehende Daten haben. Im Orient aber gibt es chronologische Analtspunkte, auf die man sich stützen kann. »Der allgemeine Gebrauch der Bronze in Ägypten«, sagt Mahler, Centr.-Bl. für Anthr., Ethnol. und Urgeschichte 1904, S. 62, »führt in die Zeit der 12. Dynastie, welche, wie man bisher annahm, um 2500 v. Chr. herrschte. Ein jüngst gemachter Papyrusfund jedoch rektifiziert die Chronologie der erwähnten Dynastie und verlegt die Zeit ihrer Herrschaft zwischen 1995 und 1801 v. Chr.« Wir müssen also die Zahlen herabsetzen. Auch für Babylon kommt man nicht höher hinauf. Die Bronzezeit in Nordeuropa ist jedenfalls noch um Jahrhunderte jünger.

Wenn man sie um 1500 v. Chr. ansetzt, wird man kaum viel von der Wahrheit abirren.

Mit dem Worte *ajes* hat man im Indogermanischen offenbar alles Metallartige bezeichnet, denn eine Reihe Metallnamen zeigen deutlich eine adjektivische Form und neutrales Geschlecht, wie jenes Wort, sind also offenbar als Zusätze gebraucht, ähnlich wie lat. *aes cuprum*. Dahin gehören die Bezeichnungen von Gold und Silber.

Das Gold muss nach der ganzen Lage der Dinge, da es in Europa auch in gediegenem Zustande vorkam, ziemlich früh bekannt gewesen sein. Wenn auch sonst die Sprachen auseinander gehen, so besitzen doch Germanisch und Lettisch-Slavisch eine durch alten Ablaut unterschiedene Bezeichnung des Goldes. Auch in Indien kehren Worte wieder, die man mit dem Germanisch-Slavischen verglichen hat, wenngleich die Identifizierung nichts weniger als sicher ist.

Eine andere übereinstimmende Bezeichnung findet sich in lat. *aurom* und lit. *auksas*. Doch hat man angenommen, das litauische Wort sei durch den Handel von Italien nach dem Norden gekommen, es stammt dann aber wahrscheinlich nicht aus dem Lateinischen, sondern aus einer andern italischen Sprache. Das ist um so eher möglich, als eine einigermassen wahrscheinliche Ableitung des Wortes fehlt, der Stamm aber sonst auf italischem Boden erscheint.

Es ist mir nicht zweifelhaft, dass auch die Bekanntschaft mit dem Silber in alte Zeiten zurückgeht, wenngleich es in den Funden nicht angetroffen wird. Doch erklärt sich dies leicht. Die Silberstücke waren gewiss nicht allzu gross und verhältnismässig selten. In der Erde vergehen sie leicht oder werden so unansehnlich, dass man sie bei den Grabungen nicht erkennen konnte. Sprachlich bestehen zwei Gleichungen, einmal ai. *rajatám* 'glänzend, silberfarbig, Silber', griech. ἄργυρος, l. *argentum*, arm. *arcat'*, die alle Silber oder silberfarbig bezeichnen, und germ. *silubr*, abulg. *serebro*, lit. *sidabras*. Bei den letztern wird es sich um Entlehnungen handeln, bei den erstern aber ist die Vermutung indogermanischen Alters kaum abzuweisen. Wenn auch das Wort ursprünglich 'weiss' bedeutet hat, so ist es doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, dass sich dasselbe Wort an den verschiedensten Stellen selbständig in der Bedeutung Silber sollte festgesetzt haben. Auch der Versuch, den Schrader macht,

dies auf prähistorische Wanderungen des Silbernamens zurückzuführen, stösst auf die grössten Schwierigkeiten. Zwar das keltische Wort kann aus dem Lateinischen stammen und bei dem Lateinischen und Armenischen könnte man an die Vermittlung der Etrusker denken, bei dem Griechischen und Indischen versagen indessen alle Möglichkeiten. Aus allen diesen Schwierigkeiten kommen wir heraus, wenn wir den Indogermanen schon Bekanntschaft mit dem Silber zuschreiben. Tatsächlich lässt sich das durchaus verteidigen. In Spanien ist das Silber in den Funden sehr früh anzutreffen, es erscheint mit Kupfer, Gold und Bronze zusammen und ist so gewöhnlich, dass es ausser zu Schmuck auch zum Annieten der Dolchklingen an die Hefte u.s.w. verwendet wurde. Der spätere Silberreichtum der Pyrenäenhalbinsel ist bekannt. »In Griechenland sind silberne Sachen schon in Mykenä an den Tag gekommen, wie auch der Burghügel von Hissarlik bereits in der zweiten Stadt Silber in Form von Gefässen oder Barren darbietet.« Bei dieser Sachlage ist es eigentlich ganz undenkbar, dass nicht auch in das übrige Europa Silbersachen durch den Handel gelangt sein sollten, und dass man nicht für Silber einen besondern Ausdruck geprägt hätte.

Schliesslich ersehen wir aus den Funden, dass auch andere Metalle in älterer Zeit erscheinen, als man früher annahm. Blei tritt schon in Mykenä auf in der reinen Bronzezeit, und auch Antimon ist verschiedentlich gefunden worden.

Über die Wege, die das Metall gewandert ist, gibt uns die Sprache mannigfache Auskunft, doch verweisen wir die Auseinandersetzungen darüber in die Anmerkung.

11. Die Kleidung.

Ursprünglich sind die Menschen nicht bekleidet gewesen. Noch heute treffen wir an verschiedenen Stellen der Erde Völker, die jeglicher Kleidung entbehren. Wir finden aber keine, die sich nicht auf irgend eine Weise schmückten. Ja, es legen sich viele Völker grosse Entbehrungen auf, um die nötigen Schmuckgegenstände zu gewinnen, und sie ertragen die grössten Schmerzen, um sich nur recht schön tätowieren zu lassen. Man hat daher verschiedentlich angenommen, dass der Schmuck eher als die Kleidung vorhanden gewesen, diese erst aus jenem entstanden sei. Die Beweise für diese Ansicht sind nicht schwer zu finden. Bis in die neuste Zeit schmückt man seinen Körper, und man

sieht bei der Auswahl der Kleider mehr darauf wie sie zieren als auf die Güte des Stoffes. Von andrer Seite hat man sich, um den Vorrang der Kleidung zu erhärten, allerdings auf das dem Menschen angeborene Schamgefühl berufen, aber das ist, wie wir an den Kindern sehen, sicher nicht angeboren, sondern anerzogen. Nur das was gegen die Sitte geht, flösst uns ein Schamgefühl ein. In seiner Völkerkunde hat O. Peschel an einem reichen Stoff gezeigt, welche sonderbaren Züge oft die Empfindung des Menschen auf diesem Gebiete zeigt. Trotzdem stimmen im allgemeinen auf einer höhern Kulturstufe die Menschen darüber überein, was zu verhüllen ist. Man könnte meinen, in Europa sei die Kleidung schon durch das Klima gefordert, aber das ist doch nicht unbedingt richtig. Wenigstens sind die Patagonier unter einem sehr unwirtlichen Himmel fast unbekleidet, und die Eskimos, die in ihren nördlichen Breiten der Fellkleidung nicht entbehren können, legen in ihren Hütten, in denen zahlreiche Menschen zusammen wohnen, selbst in der Gegenwart von Fremden jegliche Hülle ohne Bedenken ab, wie Nansen in seinem Buch »Auf Schneeschuhen durch Grönland« berichtet. Nacktheit ist aber durchaus nicht mit Sittenlosigkeit verbunden. Es gibt nackte Völker mit grösster Sittenreinheit, und gerade unter der höchsten Zivilisation verbreiten sich die grössten Laster.

Auf die Frage nach der Entstehung der Kleidung brauchen wir indessen hier nicht näher einzugehen, da eine gewisse Bekleidung der europäischen Menschheit schon für sehr alte Zeiten zu erschliessen ist. Bereits in den Höhlen der Dordogne sind knöcherne Nadeln gefunden, die wahrscheinlich zum Zusammennähen von Fellen gedient haben. In den indogermanischen Sprachen gibt es übereinstimmende Ausdrücke für 'sich bekleiden'. Da sich ausserdem ein Wort für 'nackt' erhalten hat, so folgt auch daraus mit Sicherheit, dass die Indogermanen bekleidet waren, denn ein solches Wort konnte nur entstehen, wenn der Gegensatz des Nackten, die Kleidung, vorhanden war. Durch Vergleichung der ältesten historischen Zustände und durch die Funde lässt sich sogar einiges nähere über die Tracht ermitteln.

Oft genug wird uns vom Nacktgehen berichtet, aber die Menschen sind in unserm Kulturkreis doch immer noch mit dem Lendenschurz versehen, den wir überhaupt als den ältesten Teil der Kleidung ansehen dürfen.

Bei der uralten Form der römischen Haussuchung musste

der Gegner nur mit dem Schurzfell bekleidet, die Haussuchung vornehmen. Dieselbe Sitte mit der gleichen Kleidung tritt uns bei den Griechen und im Norden entgegen.

Thukydides berichtet, dass in alten Zeiten die Athleten bei den olympischen Spielen Schamgürtel getragen hätten. Ebenso finden wir ihn bei den thessalischen Tänzerinnen, die sonst — sittenlos genug — nackt tanzen, und auch die perverse Kaiserin Theodora legte bei ihren unzüchtigen Tänzen den Gürtel nicht ab. Unbekleidet kämpfen auch die Gallier, aber mit einem Gürtel versehen.

Für die Germanen sind ausser den Zeugnissen die Darstellungen wichtig, die wir auf dem Monument von Adamklissi, der Trojans- und der Markussäule finden. Hier erscheinen zahlreiche Menschen nur in kurzen Hosen mit nacktem Oberkörper, höchstens noch mit einem Pelzkragen bedeckt.

'Gurten' und 'Gürtel' werden auch durch besondere Ausdrücke im Indogerm. bezeichnet. So werden wir also auch auf europäischem Boden den Gürtel zu den unentbehrlichen und ältesten Teilen der Kleidung rechnen müssen. Daraus folgt weiter, dass ein dem unsrigen entsprechendes Schamgefühl vorhanden war, da dies durch die Entblössung dessen, was dauernd verhüllt ist, hervorgerufen wird.

Nur die Kinder hat man, wie verschiedentlich berichtet wird, manchmal ganz nackt herumlaufen lassen. Jedenfalls trugen sie den Gürtel noch nicht. In den vedischen Ritualien bildet eine besondere Zeremonie die Einführung beim Lehrer, bei der der Jüngling mit dem Gürtel bekleidet wird unter Worten ganz besonderer Weihe. »Untrennbar ist diese Zeremonie von der Umgürtung mit der heiligen Schnur, die in der Parsengemeinde im 15. Lebensjahre stattfindet.« Der Gürtel wird also erst im Jünglingsalter angelegt.

Nach einer Vermutung, die sich fast von selbst aufdrängt und die Milchhöfer und Studniczka, Beiträge zur altgriechischen Tracht S. 31 Ann. 10 schon ausgesprochen haben, hat sich aus dem Lendenschurz oder dem Gürtel bei den Nordvölkern die Hose entwickelt. Natürlich hat man unter ihr nur das kaum bis an das Knie reichende Kleidungsstück zu verstehen, wie es der Tiroler noch heute trägt.

Die Hose war den klassischen Völkern völlig unbekannt, bis sie ihnen an zwei Stellen entgegentrat, bei den Medern und

Persern und bei den Nordvölkern. Die Beinkleider des asiatischen Zweiges der Indogermanen werden von alten Schriftstellern oft genug erwähnt. Es ist nur zu bemerken, dass auch die Skythen und die im Osten zu suchenden Amazonen Hosen trugen. Bei den erstern führt Hippokrates die geringe Zahl der Kinder mit auf den Gebrauch der Hosen zurück, und die Amazonen werden häufig auf alten Vasen in Hosen dargestellt. Weiter findet sich die Tracht bei den Germanen und den Kelten, hier aber nicht bei den Schotten, die dem ersten Zug keltischer Eroberer angehören. Es wird also wohl dieser Schwarm nach Britannien übergesetzt sein, ehe die Kelten dieses Kleidungsstück kennen gelernt hatten. Natürlich kann sich die Hose bei den östlichen und nördlichen Indogermanen ohne fremden Einfluss eingestellt haben, aber da das Gebiet, auf dem sie sich findet, geographisch zusammenhängt, so wird man eher an einen Kulturzusammenhang denken dürfen. Von wo aber die Umwandlung des Gürtels ausgegangen ist, lässt sich nicht ermitteln.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir indessen auf den Stoff zu sprechen kommen, aus dem die Kleidung hergestellt wurde. Der einfachste ist das Tierfell. Es ist im ganzen Altertum, wenn auch nicht ausschliesslich, benutzt worden und hat sich im Pelzkleid bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Heroen der Vorzeit, Herakles und Theseus treten mit dem Löwenfell, Bacchus mit dem Pantherfell auf, worin immerhin orientalischer Einfluss vorliegen mag und worin die schmückende Bedeutung nicht zu verkennen ist. Auch vor Troja spielt das Fell seine Rolle. Als sich Menelaos in der Nacht erhebt, wirft er über den Rücken des Pardels scheckiges Fliess, und von Dolon heisst es *K* 334: Als Mantel tat er um das Fell eines grauen Wolfes und zog sich über den Kopf eine Kappe von Iltispelz. Paris stolziert *Γ* 16 vor dem troischen Heere mit einem Pardelfell und Agamemnon und Diomedes tragen die Löwenhaut. Bei den Indern sind die mythischen Maruts mit Hirschfellen um die Schultern bekleidet.

Im Norden hat sich die Felltracht besonders lange erhalten. Cäsar traf sie bei den Briten und bei den Germanen. Die Goten hatten sich so an sie gewöhnt, dass sie sich vom römischen Hofe, wo sie nicht in ihrer Nationaltracht erscheinen durften, zurückgekehrt, alsbald wieder in ihre Schaffelle hüllten. Aber auch auf dem Boden von Hellas fehlen die Zeugnisse nicht. Wo

die Kultur etwas zurückgeblieben war, trug man, wie in Phokis und Euböa, Röcke aus Schweinsleder (Paus. 8, 1, 5) und die ozolischen Lokrer hüllten sich in ungegerbte Tierhäute (Paus. 10, 38, 3). Hirten, Heloten, Sklaven trugen die sogenannte *διφθέρα*, d. h. die Haut (Arist. Wolken 72, Luc. Tim. 38).

Natürlich bedurfte das Fell, um getragen zu werden, einer gewissen Bearbeitung, auf die wir schon oben S. 333 zu sprechen kamen. Wenn es der älteste Kleiderstoff war, so geht damit auch die Kunst des Gerbens in höchstes Alter zurück.

Bei vielen Völkern treten an die Stelle der tierischen Haut Rindenstoffe. Die Technik der Bereitung ist mit der der Felle z. T. sehr verwandt, da auch die Rinde erst bearbeitet werden muss, um die nötige Geschmeidigkeit zu erlangen. Wenn auch die Verwendung von Rindenstoffen in Europa nie die Verbreitung gefunden hat wie in andern Gegenden, wo namentlich der Mangel an grössern Tierfellen den Menschen zu diesem Ersatzstoff geführt hat, so fehlt sie darum doch nicht ganz. Mela 3, 3, 26 erwähnt Bastkleider ausdrücklich. Besonders zur Herstellung von Schuhen wird heute noch in Russland der Lindenbast in grossem Masse verwendet. Ausserdem stellte man aus diesem Stoff Stricke her, die schon in den Schweizer Pfahlbauten vorkommen (F. Keller, Vierter Pfahlbautenbericht S. 17). Auch der Gürtel wird manchmal aus Lindenbast geflochten gewesen sein, wie anord. *lindi* 'Gürtel' zeigt, das zu *lind* 'Lindenbaum' gehört. Nach Theokrit Id. 21, 13, Paus. 10, 29, 8 war der *φορμός* 'ein Binsengeflecht' die gewöhnliche Tracht der Fischer und Schiffer.

Wir haben schon des öftern auf den Unterschied zwischen Männer- und Frauenarbeit hingewiesen. Es liegt nahe, ihn auch bei der Herstellung der Tracht anzunehmen. Während der Mann das tierische Fell wählte und es durch Gerben bearbeitete, wird die Frau nach den Pflanzenstoffen gegriffen haben. Später ist das Bearbeiten des Flachses und auch der Wolle ihre Tätigkeit gewesen und im wesentlichen bis in die Neuzeit geblieben. Ebenso die Herstellung der Gewänder. Der Mann hat sehr bald die wollenen und linnenen Stoffe ebenfalls benutzt, die Frau aber bearbeitete sie auch weiterhin und übernahm daher die Herstellung der Männerkleidung, wie dies noch im Mittelalter der Fall war.

Woraus ausser dem Lendenschurz oder der Hose die übrige Tracht bestanden hat und wie weit sie sich in Europa schon in alter Zeit je nach der Örtlichkeit verschieden gestaltet hatte,

lässt sich schwer sagen. Eine völlige Einheitlichkeit anzunehmen haben wir keinen Grund.

Der Norden hat uns aus der Bronzezeit einige glückliche Funde gebracht. In jütischen und schleswigschen Grabhügeln sind in Eichensärgen gut erhaltene Männer- und Frauentrachten gefunden. »Der Mann«, sagt S. Müller, Nordische Altertumskunde S. 269 (vgl. Fig. 37), »trug auf dem Kopfe eine hohe runde Mütze. Der Oberkörper war eingehüllt in ein viereckiges Stück Zeug, das oben hoch auf die Brust reicht und unten bis etwa zu den Knieen ging. Die obern Enden dieses Kleidungsstückes endeten in Bänder oder Zipfel zum Annähen von Lederriemen, womit es wahrscheinlich über die Schultern aufgebunden wurde. Ein gewebtes Band oder ein Ledergürtel, der mit dem grossen, oben erwähnten Knopf geschlossen wurde, hielt es um den Leib zusammen. Die nackten Schultern und Arme bedeckte ein lose hängender Mantel von ovaler Form, der bis über einen Meter lang und so weit war, dass er vorn vollständig zusammengezogen werden konnte, wo ihn denn eine oder mehrere Nadeln zusammenhielten. Die Beine waren nackt; Fuss und Knöchel waren mit Zeugstücken umbunden und mit Lederschuhen bedeckt, von denen aber nur unbedeutende Reste erhalten sind.«

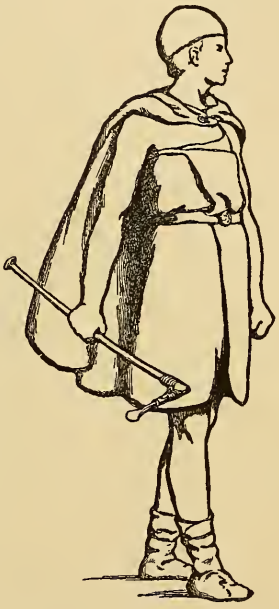


Fig. 37. Männliche Tracht der älteren Bronzezeit. Aus Sophus Müller, Nordische Altertumskunde I.

Im Norden liegt nicht nur ein einzelner Fund vor, es sind fünf Särge gefunden worden, und in allen war die Tracht dieselbe. Daher können wir dieser Art wohl eine gewisse Verbreitung zuschreiben. Anders war die Frauentracht. Für sie kommt nur ein Fund in einemGrabhügel bei Aarhus in Betracht, so dass wir für sie nicht die gleiche Sicherheit haben (s. Fig. 38).

Auf dem Kopfe wurde ein feines, kunstvoll gearbeitetes Haarnetz mit Schnüren zum Festbinden getragen. Den Oberkörper der Frau bedeckte eine aus dem gewöhnlichen dicken Wollzeug verfertigte Jacke, die auf eigentümliche Weise aus

einem einzigen Stück Zeug ausgeschnitten war. Dazu kommt ein weiter und faltenreicher Rock, der ungefähr 1,15 m lang war und demnach wohl bis auf die Füsse reichte.

Zu der im Norden gefundenen Männertracht stimmt die Beschreibung, die Tacitus Germ. 17 gegeben hat: Die Germanen tragen alle einen Mantel, der durch eine Fibel oder mangels dieser durch einen Dorn zusammengehalten wird. Die Vornehmsten tragen ein anschliessendes Untergewand, den Rock, die *tunica* oder den *χιτών* der Römer und Griechen.

Fig. 38. Frauentracht aus dem Borum-Eshöi-Fund.
Aus Sophus Müller, Nordische Altertumskunde I.

Trotz dieser Übereinstimmung kann der Rock jüngern Ursprungs, braucht es freilich nicht zu sein. Bei der Entlehnung der Wörter *χιτών* und l. *tunica* aus dem Semitischen kann es sich um eine neue Form, einen neuen Schnitt gehandelt haben. Wenn nach einer Reihe von Nachrichten die *tunica* bei den Römern erst jüngern Ursprungs ist, so könnte auch in diesem Punkt ein Rückschritt vorliegen, der durch das wärmere Klima des Südens bedingt gewesen wäre.

Besteht unsere Vermutung zu Recht, dass zwischen Frauen- und Männertracht ein wesentlicher Unterschied schon in der

Verschiedenheit des Rohstoffes vorlag, so kann es nicht wundernehmen, wenn sich die weibliche aus Linnen- und Wollenstoffen bestehende Kleidung anders und reicher entwickelt hat als die der Männer. In der Tat erscheinen die Frauen auf unserm Kulturgebiet vollständiger bekleidet als diese. Nach Tacitus Germ. Kap. 17 tragen fast alle Frauen unter dem Mantel, der wohl den ganzen Körper deckte, linnene Untergewänder; wie die Abbildungen auf der Markussäule ergeben, ein langärmeliges Hemd. Dazu kommt auf den Abbildungen ein Kleid mit kurzen Ärmeln, hoch gegürtet, und vielleicht noch einmal um die Hüften. So sind die Männer nie gegangen. Wir dürfen Verschiedenheiten auch schon für ältere Zeiten voraussetzen, zumal sich fast überall auf der Erde der Unterschied der Geschlechter auch in der Tracht kundgibt.

Man hat durch Vergleichung der ältesten germanischen und griechisch-römischen Formen der Bekleidung die der ältern Zeit feststellen wollen. Die griechische Frau trug den Peplos, ein aus einem ganzen auf dem Webstuhl verfertigten Zeug bestehendes Gewandstück. Das ganze Stück heftetete man auf der Schulter mit einer Nadel zusammen. Das ist eine so einfache Art von Bekleidung und Befestigung, dass man sich nicht wundern kann, wenn sie auch anderswo wiederkehren sollte. Aber die bekannte Schilderung, die Tac. Germ. Kap. 17 von der Tracht der germanischen Frauen gibt, stimmt hierzu nicht, und solange nicht weitere Funde ans Tageslicht kommen, wird man nicht entscheiden können, welche Formen die Tracht angenommen hatte.

Sehr häufig werden in unsern Gräbern bronzene Fibeln gefunden, deren verschiedene Gestalt ausserordentlich wichtig ist, um die Wege zu bestimmen, die die Kultureinflüsse gegangen sind. Mit der Fibel heftete man offenbar den einfachen Mantel über der Brust oder das Gewand auf der Schulter zusammen. Man hatte hiermit ein Hilfsmittel geschaffen, das sich ausserordentlich bewährte und das in der Sicherheitsnadel noch heute fortlebt. Ehe man die metallene Fibel kannte, wird ein Dorn denselben Zweck, freilich nicht so gut, erfüllt haben. Aber man hat vielleicht noch ein anderes Mittel besessen, um ein Kleid zusammenzuhalten. Einige Archäologen sehen jetzt in den vielfach gefundenen sogenannten 'Kommandostäben' ein Mittel, um den Rock zusammenzuhalten. Ob diese Ansicht richtig ist, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Die prähistorischen Funde des Nordens geben uns Fussbekleidung, allerdings nur in Resten, und sichern damit ihr hohes Alter in Europa. Die historischen Völker treten alle mit Schuhen versehen auf. Ausserdem besitzen wir im Indogermanischen einen Ausdruck für barfuss, der natürlich auf dem Gegensatz zum Beschuhtsein beruht. Wir finden ausserdem auch gemeinsame Wörter, die offenbar eine Art Schuh bezeichnet haben.

Der Schuh bestand ursprünglich gewiss aus nichts anderm als einer ledernen Sohle, die man sich aus der Tierhaut zurechtschnitt und mit Binden an dem Fusse befestigte. Wir finden in der Odyssee den Eumaios beschäftigt, sich solche Sandalen zu verfertigen. Noch heute sind die serbischen Opanken wenig von dieser primitiven Form verschieden. Solche Sohle gewährt aber doch nur geringen Schutz, und man hüllt daher den Fuss noch sorgfältig in Strümpfe oder Socken. Andrer Art und widerstandsfähiger sind die Holzschuhe, die noch heute gebraucht werden. Wie wir schon gesehen haben, hat man auch Bastschuhe geflochten, wie wir sie noch in unsern Badepantoffeln besitzen. War ein Bedürfnis für die Bekleidung der Füsse vorhanden, so wird man, wie wir nicht zu bezweifeln brauchen, Mittel nnd Wege gefunden haben, es zu befriedigen. Auch in diesem Punkte können alte Unterschiede zwischen Männer- und Frauenschuhen in Stoff und Form bestanden haben.

Für Kopfbedeckungen gibt es zahlreiche Ausdrücke in den einzelnen indogermanischen Sprachen, bei denen man ebenfalls nicht an ihrem hohen Alter zweifeln kann. In den nordischen Funden treffen wir eine Männermütze (vgl. Fig. 39): »Sie ist«, wie S. Müller, Nord. Ak. 1, 269, bemerkt, »besonders solid und dick und überhaupt ein ganz merkwürdiges Stück. Sie besteht aus einer einfachen oder doppelten Lage des gewöhnlichen Wollzeugs. Der runde Oberteil ist selbständig gefertigt, die Seiten bestehen aus einem andern viereckigen Stück Zeug, das zusammengenäht und mit dem Oberteil verbunden ist, wobei durch Reihen von inwendigen Nähten eine Verbindung zwischen der innern und äussern Lage hergestellt ist. Endlich müssen die Mützen durch Pressung die gleichmässig abgerundete Form, die sie noch heute zeigen, erhalten haben. Das eigentümlichste aber ist, dass auf der Aussenseite eine dichte genoppte, krimmerartige Lage aus vorstehenden, durch ein oder zwei Knoten abgeschlossenen

Fäden hergestellt ist«. Die Frau aber trug ein kunstvoll gearbeitetes Haarnetz mit Schnüren zum Festbinden (s. Fig. 40).

Die Sitte der Verschleierung der Braut, die bei allen Völkern unseres Kulturkreises wiederkehrt, weist ebenfalls auf eine Kopfbedeckung bei den Frauen hin.

Vielfach erscheinen aber die Menschen in den historischen Zeiten auch barhäuptig. Darin den ältesten und allgemein verbreiteten Stand der Dinge zu sehen, geht kaum an. Es wird in dieser Beziehung örtliche und zeitliche Verschiedenheiten gegeben haben, jedenfalls liegt aber in dem ältesten nordischen Funde wiederum eine entschiedene Differenzierung zwischen Männer- und Frauentracht vor.

Zur Herstellung der Kleidung führen nicht nur äussere Rücksichten, wie der Schutz gegen Kälte oder Ungeziefer, sondern

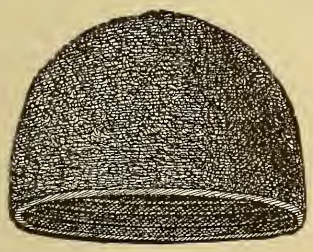


Fig. 39. Mütze. Aarb. 1891. 1/3.

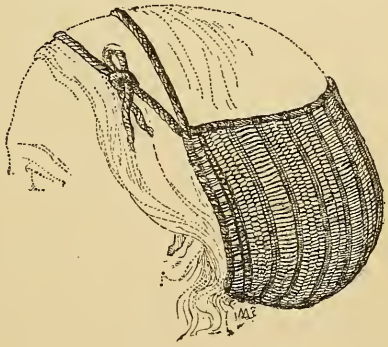


Fig. 40. Haarnetz. Aarb. 1891. 1/4.

(Aus Sophus Müller, Nordische Altertumskunde.)

auch ästhetische Interessen. Man hat zunächst die Felle getragen und zwar doch wohl in erster Linie die Felle der Tiere, die man selbst erlegt hatte. Der Ruhm einer solchen Jagdbeute zierte den Mann. Daneben besitzen die Felle unstreitig einen schmückenden Wert, und dieser hat es veranlasst, dass sich ihr Gebrauch so lange erhalten hat. Nach Tac. Germ. 17 suchte man die Felle sorgfältig aus und versah sie noch mit Besatz. Anderseits verzieren die germanischen Frauen ihre linnenen Gewänder mit rotem Saum oder etwas ähnlichem.

Priscus erzählt exc. legatt. p. 197 Bonn, dass die byzantinische Gesandtschaft im Jahre 448 die Gemahlin Attilas mit ihren Mägden beschäftigt fand, feine Leinwand bunt zu färben

und zum Schmuck auf die Kleider zu setzen. Hist. 5, 23 erwähnt Tac. bei den Batavern *sagula versicoloria*; ähnliches kommt auch sonst noch vor, vgl. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 4, 300, und es liesse sich noch ein reicher Stoff zusammentragen.

Bei der Betrachtung der Kleidung fühlt man wieder so recht das Unzureichende unsrer Hilfsmittel. Die Sprache versagt so gut wie ganz, die Funde sind zwar sehr lehrreich, aber vorläufig nur auf eine ganz bestimmte Gegend beschränkt. So können wir uns denn in der Hauptsache nur auf eine Vergleichung der ältesten Zustände in den historischen Zeiten stützen. Hier erfahren wir oft genug von sehr einfachen Formen der Kleidung; aber wie weit man fortgeschritten war — und darauf kommt es an — lässt sich nicht sicher erkennen. Tatsächlich sind im Norden schon sehr früh wesentliche Bestandteile unsrer Kleidung gegeben. In den wärmern Gegenden des Südens kann sehr wohl wieder eine Vereinfachung in der Kleidung stattgefunden haben, so dass es nicht sicher ist, dass gerade hier die ältesten Formen vorliegen. Anderseits wirkt hier der Orient ein. Wir können also auf diesem Gebiete nichts sicheres ermitteln.

12. Wohnung und Siedelung. Hausrat.

Die Wohnung.

Allgemein verbreitet auf der Welt ist das Bestreben des Menschen, sich ein Obdach, einen Schutz gegen Wind und Wetter zu schaffen. Wie man dies ausführt, ist von den natürlichen Umständen und von der Wirtschaftsform abhängig. Der Mensch im Norden baut anders als im Süden, der Ackerbauer fester als der Nomade.

Wer in den Indogermanen wandernde Viehzüchter sieht, kann ihnen natürlich nur die allerersten Anfänge der Baukunst zuschreiben und kann sie sich nur in Zelten oder primitiven Hütten wohnend denken. Sicher war dieser Zustand des Nomadentums in Europa niemals vorhanden, wir finden daher auch seit den ältesten Zeiten, wie wir sehen werden, die Spuren fester Ansiedelung in den Höhlen und schwierige, kunstvolle Bauten in den nordischen Grabkammern und den Pfahlbauten im Süden.

Einfachste Naturwohnungen sind die Höhlen, die allerorten benutzt worden sind, fast nur mit Ausnahme solcher, die erst in neuerer Zeit zugänglich gemacht worden sind. Man trifft

in den Höhlen die Reste der menschlichen Mahlzeiten, Zeichnungen und sonstige Hinterlassenschaft. Alles dies weist sicher auf dauernde Ansässigkeit hin. Mochten die Bewohner auch weit umherschweifen, sie kehrten doch immer wieder zu der gewohnten Stätte zurück.

Besonders beliebt war die Höhlenwohnung in der ältern Steinzeit, und diese Epoche trägt teilweise von der Sitte, sie zu benutzen, ihren Namen. Doch darf man sich nicht zu falschen Vorstellungen verleiten lassen. »In zahlreichen belgischen Höhlen«, sagt Hoernes, Urgeschichte des Menschen S. 205, »finden sich geschlagene und polierte Steinwerkzeuge, wie auch römische und fränkische Altertümer. Man hat nicht nur neolithische und spätere prähistorische, sondern sogar römische Grabstätten in Höhlen angetroffen. Münzen finden sich in ihnen gar nicht selten. In der Räuberhöhle bei Regensburg waren die Spuren des Diluvialmenschen vermischt mit Resten aus allen spätern Perioden bis auf die Gegenwart, und es hat sich herausgestellt, dass ein bei dem Baue der nahen Eisenbahn beschäftigter Arbeiter in der Höhle zu übernachten und zu kochen pflegte.« Die Höhlen sind also immer wieder benutzt worden, und das zeigt, wie leicht der Mensch zu den alten von selbst sich ergebenen Lebensgewohnheiten zurückkehrt.

Den zahlreichen Funden treten die häufigen Zeugnisse aus der alten Literatur zur Seite. D'Arbois de Jubainville, Les premiers habitants de l'Europe 1, 3 ff. hat sie gesammelt, beurteilt sie indessen unter dem falschen Gesichtspunkt, dass wir es bei der Sitte des Höhlenwohnens mit einer Eigentümlichkeit nicht indogermanischer Stämme zu tun hätten. Das trifft zwar in vielen, aber nicht in allen Fällen zu.

Das Bewohnen von Höhlen ist sicher kein Kennzeichen, nach dem man die Volksangehörigkeit bestimmen kann.

Bei Homer hausten die Kyklopen in geglätteten Höhlen auf den Gipfeln der Berge, und die Nymphe Kalypso wohnte in einer Höhle, in der sie kostbare Gewänder herzustellen vermochte. Auch sonst hatten die Alten Höhlenwohnungen vor Augen, und sie sahen darin ganz natürlich die ersten Wohnstätten des Menschen.

Man bewohnte indessen nicht jede Höhle gleich gern, sondern man hatte sich im allgemeinen die Sonnenseite der Schluchten und Täler gewählt und solche Plätze, von denen man einen weiten Überblick hatte, offenbar um herannahende Feinde

früh zu bemerken. Die Ergebnisse der Höhlenforschung sind in dem interessanten Buch von W. Boyd Dawkins »Die Höhlenjagd«, deutsch von Sprengel 1876, zusammengestellt. Die Fülle der in diesem Buche besprochenen Höhlen setzt uns in einiges Erstaunen.

Hatte sich der Mensch daran gewöhnt, Höhlen zu benutzen, so wird er auch bestrebt gewesen sein, da welche herzustellen, wo es keine gab. Baron de Baye hat in den vorgeschichtlichen Stationen der Marne künstliche in den Kreidefelsen gehauene Höhlen entdeckt, die der neolithischen Periode zuzuweisen sind. (Vgl. L'Archéologie préhistorique par le Baron de Baye, Paris 1888.) Besonders reich an natürlichen und künstlichen Höhlen ist der Frankenjura. »Würdinger kennt allein in den Tälern der Aufsess und Wiesent 75 Höhlenwohnungen, die vermittelst der zersprengenden Gewalt des Feuers dem Gestein abgerungen sind.«

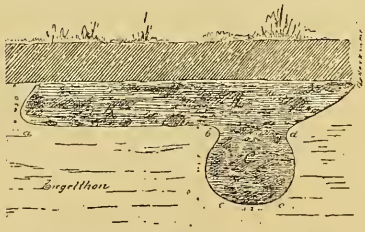


Fig. 41. Hausgrube, Böhmen. Zeitschrift für Ethnologie 1894. (S. auch S. Müller, Urgeschichte.)

Als einen Ersatz der Höhlen kann man auch die unterirdischen Wohnungen oder Keller ansehen, über die aus dem Altertum häufig berichtet wird. Wir lernen sie in verschiedenen Gegenden, bei Phrygern, Armeniern, Skythen, Germanen kennen; auch aus dem klassischen Altertum fehlen die Nachrichten nicht. Teils grub man in die Erde hinein tiefe Höhlungen, so gross, dass sie auch das Vieh aufnehmen konnten, und so tief, dass man auf einer Leiter hinabsteigen musste, teils höhlte man Hügel aus. Man schuf sich dadurch, wie die antiken Autoren übereinstimmend berichten, vor allem einen Schutz gegen die Winterkälte. Auch die Sommerhitze liess sich hier leichter ertragen, und feindlichen Überfällen konnte man sich darin rasch entziehen. Derartige Wohnungen sieht man in den sogenannten Mardellen oder Trichtergruben (s. Fig. 41), doch kann man diese auch anders auffassen.

Wir werden später bei der Betrachtung des Totenkultus sehen, dass man dem Toten sein ganzes Eigentum mitgab, damit er auch im künftigen Leben an nichts Mangel leide, und dass man ihn daher ursprünglich an dem Ort, wo er gelebt, beigesetzt hat. Daher helfen die Formen der Gräber die Art

der Siedelung ermitteln. In der jüngern Steinzeit treten uns im Norden Grabkammern entgegen, die, wie S. Müller, Nordische Altertumskunde 1, S. 55, sagt, »Gegenstand der Bewunderung aller späteren Jahrhunderte gewesen sind und noch heute unerschüttert dastehen«. Man unterscheidet bei ihnen kleine Stuben und Riesenstuben oder, wie man jetzt auch sagt, Ganggräber. »Die kleine Stube ist aus wenigen Tragsteinen errichtet, auf welchen ein einzelner grosser Deckstein ruhte und mit einer Öffnung an der Seite (s. Fig. 42). Man könnte ihn ein kleines Gemach nennen, mit Wänden und Decke von Stein und mit einer Türe, die Zugang zum Innern gewährt.«

Viel gewaltiger sind die grossen Steingräber oder Riesenstuben, die zu errichten eine gewaltige Arbeitsleistung erforderte,

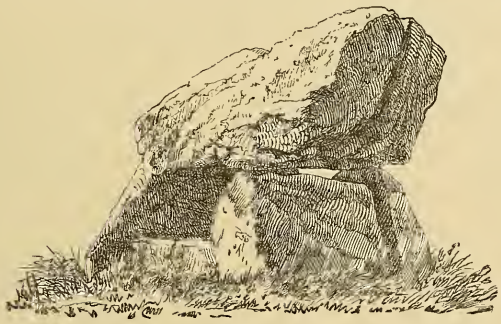


Fig. 42. Kleine Kammer. Aarb. 1881.
(Aus Sophus Müller, Nordische Altertumskunde.)

die zugleich aber auch von einer Fürsorge für den Toten reden, welche man nicht auf einer niedern Kulturstufe antrifft (s. Fig. 43). Die Menschen, die diese Bauten hergestellt haben, müssen sesshaft gewesen sein, und die gemeinsame Arbeit vieler musste zusammenwirken, um diese Gräber zu errichten. In den Riesenstuben lagern auch die Skelette mehrerer Menschen. Wir haben es also zweifellos mit Familien- oder Sippengräbern zu tun. Hat man auf diese Weise für die Toten gesorgt, so wird man auch für die Lebenden andere Gebäude hergestellt haben, als etwa ein leicht bewegliches Zelt. Jedenfalls finden wir in diesen alten Zeiten schon den Stein in ausgiebiger Verwendung, und wenn sich diese Bauart nicht weiter entwickelt hat, so beruht das auf der Ungefügigkeit des Materials. Man konnte die Decke nicht grösser anfertigen, als die Steine lang waren, und ebensowenig

die Stube höher, und bei noch so mächtigen Steinen sind dadurch die Dimensionen eng begrenzt. Der eigentliche Steinbau kommt von Süden, wo man lernte, kleinere Steine zu einer Mauer zusammenzufügen, und wo man mit Hilfe des Gewölbes die feste grössere Decke schuf.

Wenn wir in den Steingräbern des Nordens die Beweise für eine feste Siedelung finden, so liefern diese für andere Gegenden die Pfahlbauten, die in den verschiedensten Teilen Europas

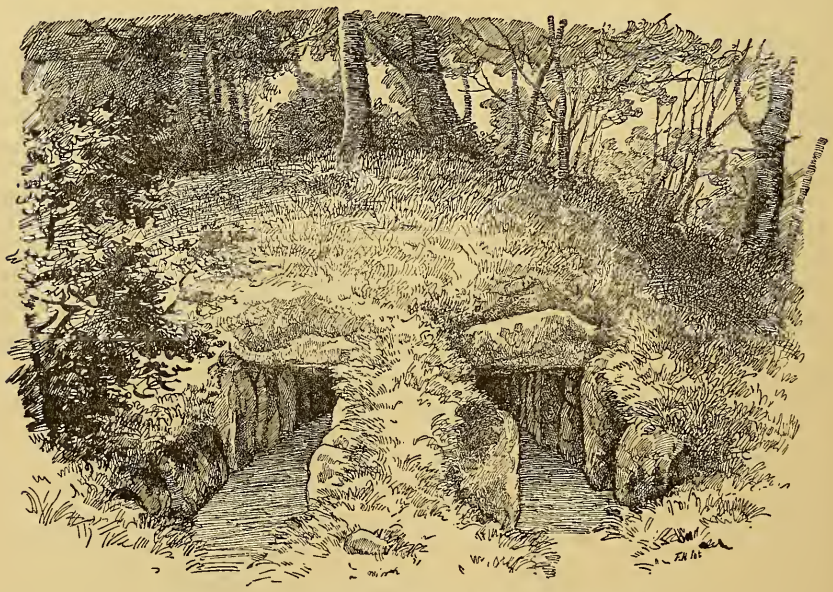


Fig. 43. Doppel-Riesenstube auf der Insel Möen.
(Aus Sophus Müller, Nordische Altertumskunde.)

aufgedeckt worden sind. Bei ihnen erforderte schon die Grundlegung, die Fundamentierung eine lange Zeit und grosse Mühe, wenn man die einfachen Mittel der damaligen Zeit in Betracht zieht. Allerdings wurde der Grund für zusammenhängende Niederlassungen nicht mit einem Male gelegt, sondern diese haben sich allmählich mit dem Heranwachsen der Familie oder Sippe vergrössert. Herodot berichtet 5, 16 von den Bewohnern des Sees Prasias, sie hätten zuerst alle gemeinsam die Pfähle in den Seegrund eingelassen; weiter aber sei es Sitte gewesen, bei der Verheiratung, und sie heirateten viele Frauen, jedesmal drei Pfähle einzurammen. Der Umfang der Pfahlbauten, namentlich in den

Schweizerseen ist recht bedeutend. Man wird sich zweifellos nicht leicht entschlossen haben, eine solche mit vieler Mühe errichtete Niederlassung aufzugeben. Die Pfahlbauer sind also in hohem Grade sesshaft gewesen, und da die Pfahlbauten in Europa, wie man in der Anmerkung sehen kann, weit verbreitet sind, so ist für alle diese Gegenden ein Nomadentum von vornherein abzuweisen.

In der Art der Errichtung kann man zwei Formen von Pfahlbauten unterscheiden. Man rammte entweder parallele Reihen von Pfählen ein, die etwa 1—2 m über die Wasserfläche ragten, man verband dann die einzelnen Pfähle durch Balken und legte darauf kleine Rundhölzer in zwei Lagen kreuzweise hart nebeneinander, oder man grenzte durch Pfähle ein Viereck ab, in das man kreuz und quer abwechselnd Holzlagen übereinander legte, bis der Holzstoss imstande war, die Last der Hütten zu tragen. Es war dies also eine Art Floss, das mit dem Wasser stieg und fiel. Wenn sich nun im Laufe der Zeit dieses Holz mit Wasser sättigte und zu sinken begann, so wurde Reisig und Laub in einer Höhe von 12—15 cm auf den alten Boden aufgetragen und auf diese Masse ein neuer Boden aus Rundholz oder gespaltenem Eichenholz im Durchmesser von 15—24 cm gelegt. Diese Manipulation wurde in Niederwyl 6—8 mal wiederholt, bis schliesslich das Ganze am Seeboden aufsass und damit seinen bleibenden Ruhepunkt gefunden hatte.

Die Art, wie man die Pfähle in den Seegrund eintrieb, war verschieden. War der Grund weich, so konnte man sie unmittelbar hineinsenken; war er hart, und standen infolgedessen die Pfähle nicht fest, so schüttete man Steine an die Pfähle, um ihnen dadurch einen Halt zu geben. Man benutzte zu den Pfählen alle möglichen Holzarten. Wir finden Eiche, Buche, Birke, Föhre, Ulme, Esche, Erle, Ahorn, Weide, Haselnuss, Pappel, und wir erkennen daraus zugleich, dass die Vegetation im wesentlichen dieselben Baumarten zeigte wie heute.

Der Pfahlbau löst ein wichtiges Problem der primitiven Baukunst. Von den nordischen Riesenstuben sagt S. Müller, Nordische Altertumskunde S. 81: »Die grösste Gefahr für den Bau liegt im Untergrunde, denn man verstand nicht zu fundamentieren. Gewöhnlich sind die Steinkammern auf dem natürlichen Erdboden errichtet, nur selten in einer gegrabenen Vertiefung von ein paar Fuss, und in solchen Fällen wohl nur, um einen

festeren Lehmgrund unter der Erde oder dem Sande zu gewinnen. Ist aber die Unterlage schlecht, so kann das leicht für die ganze Kammer folgenschwer werden; wenn nur einer der Tragsteine ausgleitet, so ist der gegenseitig haltende Druck geschwächt und mehrere andere Steine müssen einstürzen.« Diese Gefahr ist durch den Pfahlrost beseitigt. Obwohl im Wasser befindlich und auf schlechtem Untergrund, so ist doch das Fundament durch die Masse der hineingetriebenen Pfähle fest.

Mit den Pfahlbauten sind wir auf eines der interessantesten Kapitel der menschlichen Siedelung gekommen. Weshalb haben sich die Menschen in den Seen angebaut? Dass sie mit bewusster Überlegung der Vorteile, die der Bau im See bot, in den See hineingegangen seien, ist ganz ausgeschlossen. Wir müssen uns daher nach einer einfachern Erklärung umsehen.

Der Mensch wird zuerst in Gegenden, die leicht überschwemmt werden konnten, gelernt haben, ein Pfahlgestell zu errichten, und er hat sich dann nicht gescheut, ganz und gar in das Wasser hineinzugehen, weil hier das Einrammen der Pfähle bedeutend leichter war als auf dem Uferrand. Zugleich aber konnten ihm, wenn er einmal im Wasser gebaut hatte, die mit einer solchen Ansiedelung verbundenen Vorteile nicht entgehen, vor allem der vortreffliche Schutz vor Angriffen der Tiere und Menschen.

Derartige Pfahlbauten auf trockenem Grund und Boden, wie wir sie als erste Stufe vorausgesetzt haben, findet man noch heute in den Ebenen der serbischen Flusstäler, die stark der Überschwemmung ausgesetzt sind. Allerdings dienen sie nur dazu, das Heu aufzubewahren; aber das Prinzip ist dasselbe. Ähnliche Verhältnisse wie in Serbien müssen in der oberrheinischen Tiefebene bestanden haben sowie in zahlreichen andern Gegenden, so dass die Pfahlbauten in den Seen uns nicht weiter wunderzunehmen brauchen. Natürlich haben wir es auch bei den Pfahlbauten nicht mit der Eigentümlichkeit eines besondern Volkes zu tun, und die Frage, ob die Schweizer Pfahlbauern Indogermanen gewesen seien oder nicht, ist vollkommen müssig. Ohne Zweifel aber setzen die Pfahlbauten einen hohen Grad der Sesshaftigkeit voraus. Wer eine solche Ansiedlung in einem See errichtete, der dachte nicht daran, gleich darauf auszuwandern und anderswo eine Heimstätte zu suchen.

Aber weder die Steinkammern des Nordens noch die Pfahl-

bauten des Südens haben die normale Wohnweise des Menschen in Europa gebildet, es war vielmehr gebräuchlich, auf trockenem Grund und Boden Häuser zu errichten. Es kann heute keinem Zweifel mehr unterliegen, dass das Haus in Europa auf eine lange Vorgeschichte zurückblickt, und dass man auch auf diesem Gebiet schon in den vorhistorischen Zeiten bedeutende Fortschritte erzielt hatte. Zu der richtigen Erkenntnis gelangt man auf zwei Wegen. Man kann die ältesten Nachrichten und Abbildungen alteuropäischer Häuser heranziehen, und man kann die heute noch bei den Bauern vorhandenen Haustypen vergleichen und aus ihrer Ähnlichkeit Schlüsse auf die frühere Zeit ziehen. Das ist keineswegs unberechtigt, denn der Mensch ist konservativ, und wenn wir sehen, dass heute noch auf weiten Gebieten die gleichen Haustypen herrschen, wenn man beim Wohnungssuchen die überraschend gleichartige Anlage unserer modernen Wohnungen kennen lernt, so wird man sich sagen müssen, dass gerade auf dem Gebiet des Hausbaus die Tradition Regel ist.

Nun finden wir auch heute in Europa ganz primitive Hütten. Man braucht nur an unsere Köhlerhütten zu denken, die einen ganz einfachen Typus darstellen, oder an Häuser, wie sie in der Balkanhalbinsel und in den Alpen auftreten. Aber freilich ist es mir sehr fraglich, ob uns diese primitiven Hütten recht viel lehren. Es gibt auf jedem Kulturgebiet auch Rückschritte. Wenn es sich um ein rasches Unterkommen handelt, dann errichtet man auch in der modernen Zeit wieder ganz einfache Bauwerke, ja man kehrt zu den Höhlenwohnungen zurück. Die Aufgabe der Forschung kann es nicht sein, die primitivsten Formen der Häuser aufzusuchen und diese für die einst allgemein verbreiteten zu erklären, sondern man muss fragen, bis zu welchem Punkt der Entwicklung man schon gelangt war. Sicher hat es in den vorhistorischen Zeiten noch ganz einfache Bauwerke gegeben, aber ebenso sicher auch schon entwickeltere.

Wir wollen mit dem einfachsten beginnen. Stellt man eine Anzahl Stangen im Kreise herum und vereinigt sie in einem Mittelpunkt, so hat man das Gerüst einer einfachen Hütte, die dem Zelt sehr ähnlich ist. Die Verbindung zwischen den einzelnen Stangen kann man durch Flechtwerk oder Borke bewirken. An einer Stelle muss man aber den Verbindungsstoff hochheben, man stellt ihn auf zwei Stangen und erhält dadurch den Eingang und ein Vordach. Gewiss wird diese allbekannte Köhlerhütte lange

Zeit den Menschen zum Aufenthalt gedient haben. Dass sie der Urtypus einer ganzen Reihe von Hausformen ist, geht daraus hervor, dass noch heute das spitze und sehr steile Dach bei vielen Bauernhäusern vorherrscht. Besser und fester gestalten kann man diese Hütte, wenn man Seitenwände schafft, auf denen das Dach ruht. Stellt man jeden der einzelnen Dachsparren auf eine Stütze, so erhält man die runde Hütte, die noch in den historischen Zeiten häufig genug vorkommt. Zunächst unterrichten uns darüber die Hausurnen, d. h. Urnen, in denen man die Asche der Verstorbenen beizusetzen pflegte, und die der Form des Hauses nachgebildet waren. Diese kommen in Griechenland, Italien und Deutschland vor. Die Urnen der Nekropole von Alba Longa stellen rundliche Hütten dar. Auch sonst hat W. Helbig in seinem Buche »Die Italiker in der Poebene« S. 51 ff. die runde Form alter Hütten und Heiligtümer erwiesen. Wenn der Vestatempel eine runde Form hatte, so hängt diese Eigentümlichkeit damit zusammen, dass die altitalische Hütte rund war. Auch auf Melos ist eine Hausurne erhalten, die eine runde Hütte darstellt. Ebensolche erbauten die Belger, wie Strabo IV (197) sagt, und auf den Bildwerken der Alten werden die nordischen Hütten oft genug rund dargestellt.

Aus allen diesen Zeugnissen schliesst man, dass es runde Häuser gegeben habe, aber es ist natürlich völlig unerwiesen, dass diese die alleinige und älteste Form war, und man darf sich auch nicht allzu fest auf die Zeugnisse verlassen. Bei den Hausurnen ergibt sich die runde Form von selbst, da es ungleich schwerer ist, ein viereckiges Gefäss zu bilden als ein rundes. Jedenfalls hat man auch viereckige Häuser errichtet, was ja dem Material des Holzbaues viel mehr entsprach.

Man hatte doch in Höhlen und Grabkammern auch gerade Wände vor Augen, und diese konnte man in dem Blockbau nachahmen. Indem man Balken auf Balken legte und die gegeneinander stossenden Balken zweier Wände verschrotete, entstand ein festes, viereckiges Haus. Das Dach konnte nun nicht mehr rund sein, es konnte steil bleiben, musste aber lang werden. Das ist m. E. der zweite Grundtypus, aus dem sich in Vermischung mit dem ersten eine Reihe verschiedener Hausformen entwickelt haben.

Diese viereckigen Hütten sind aus ebenso alter Zeit nachgewiesen, wie die runden. Es gibt mehrere Hausurnen, z. B. die

Urne von Aschersleben, die eine solche Form haben. Auf der Markussäule sind ebenfalls viereckige Häuser dargestellt und auch die Pfahlbauten setzen sie z. T. voraus.

Den nächste Fortschritt in der Entwicklung des Hauses erzielt man durch Teilung des einheitlichen Baues. Bei dem Rundbau hat das seine Schwierigkeiten, aber der Blockbau, der an und für sich auch nicht das spitze Dach erfordert, führt von selbst dazu, Raum neben Raum zu errichten, den einen mit flacher Deckung, und das ganze vereinigt unter dem spitzen Dach. Trotzdem ist das mehrzellige Haus wohl aus einem einheitlichen

Fig. 44. Grundriss eines Hauses.

Bau entstanden, da es immer nur eine Türe hat. Wir erhalten also folgenden Grundriss (Fig. 44), ein Haus, in dem der Herdraum und

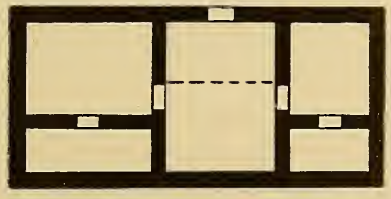


Fig. 45. Grundriss eines Hauses.

die Stube vorhanden ist. Trennt man auch rechts von dem Herde eine Stube ab, so ergibt sich das dreiteilige noch heute weit verbreitete Haus (Fig. 45), in dem durch Teilung der beiden Seitenräume wieder zwei Kammern geschaffen sind. Wird dann auch der Herd noch durch eine Wand den Blicken entzogen, so erhalten wir Flur und Küche.

Daneben sind auch andere Entwicklungsmöglichkeiten vorhanden. Es ist indessen ein aussichtsloses Bemühen, darlegen zu wollen, wie sich die verschiedenen Grundformen aus einander und einer Urform entwickelt haben. Man muss sich vielmehr darauf beschränken, die heute noch bestehenden Typen der

Häuser genau festzulegen. Das ist ein besonderer Zweig der modernen Volkskunde. Die eindringende Arbeit verschiedener Forscher hat gezeigt, dass gewisse Formen auf weiten geographisch zusammenhängenden Gebieten vorkommen. Zu diesen gehört das oberdeutsche, das sächsische, das ostdeutsche Haus u. s. w. Das Verbreitungsgebiet dieser Formen deckt sich jedenfalls nicht mit den heutigen Sprachgrenzen. Ob es der Völkerverteilung älterer Zeit entspricht, lässt sich auch nicht sagen, doch ist es immerhin denkbar.

Henning hat im Jahre 1882 in seiner Monographie »Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung« die Forschungen seiner Zeit über das deutsche Haus übersichtlich zusammengestellt. Zweifellos müssen wir, um das alte zu erkennen, von unsern Gegenden ausgehen, weil sich nur im nördlichen Europa der Holzbau noch häufig findet. Die Ersetzung des Holzes durch

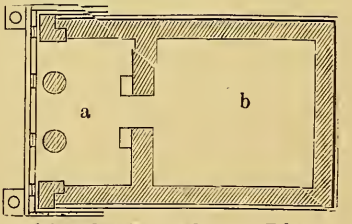


Fig. 46. Grundriss des Tempels von Rhamnus in Attika.

Stein im Süden kann natürlich dort auch zu neuen Formen geführt haben. Henning hat aber seine Blicke weiter schweifen lassen; er glaubte, das Haus der Indogermanen rekonstruiren zu können. »Die älteste Gestalt des Hauses ist ein im Innern ungeteilter Raum von annähernd quadratischer Form, vor dessen Giebelseite zum Schutze gegen Wind und Unwetter noch eine Vorhalle sich befindet.« Wir erhalten also folgenden Grundriss (s. Fig. 46).

»Das germanische Haus«, sagt Henning S. 172, »steht nicht vereinzelt und ohne Zusammenhang da, sondern es findet ganz nahe Verwandte in den ältesten Hausformen der übrigen arischen Stämme.

»Besonders deutlich und lange fortwirkend ist die Berührung zwischen dem altgriechischen und dem ostgermanischen Hause. Auf beiden Seiten wird die geräumige, vorn am Giebel gelegene Vorhalle aufrecht erhalten. Auf beiden Seiten treffen wir die

analoge Einrichtung des Hauptraums mit einer Firstsäule in der Mitte, mit dem Herd daneben, mit dem Rauchloch oben in der Decke, mit den Sitzbänken an den Langwänden, mit dem Bette im hintern Winkel, mit einem Zwischenbau, der im Norden bald, wie im antiken Hause, über dem Mychos, bald über der Vorhalle angelegt wird. Ebenso geschieht das Anwachsen der Wirtschaftsräume in entsprechender Weise, indem das Bedürfnis nach Vergrösserung zunächst durch Vermehrung der Gebäude befriedigt wird.

»Die Geschichte des sächsischen Hauses lässt dagegen einen engern Parallelismus mit derjenigen des italischen Hauses erkennen. Auf beiden Seiten wird das Wohnhaus zugleich auch zum Wirtschaftshause gemacht und in einer besondern, planvollen Weise disponiert, wobei die Vorhalle in der Regel nicht lange ihre ursprüngliche Geltung und Ausdehnung behauptet.

»Das oberdeutsche Haus ist am nächsten mit dem altslavischen und vielleicht dem altkeltischen zu vergleichen. Bei ihnen liegt die Vorhalle mit dem Eingang nicht am Giebel, sondern sie zieht sich vor der ganzen Langseite hin, wo sie sich noch lange Zeit erhalten hat. Auch die Fundamentierung zeigt wichtige Berührungspunkte. Die Vergrösserung des wirtschaftlichen Haushaltes wird durch Vermehrung der Gebäude erzielt, welche sich leicht zu einem regelmässigen Hofe zusammenschliessen.«

Ich habe diese Ansichten Hennings angeführt, nicht, weil ich sie für durchaus zutreffend hielte, sondern nur um dem Leser einen ungefähren Anhalt zu geben. Die Vorhalle, die überall vorhanden, ist zweifellos das hauptsächlichste Charakteristikum und ein besonderes Kennzeichen des europäischen Hauses. Wer die Bauwerke der Primitiven auch nur einigermassen kennt, weiss, dass es sehr viel andere Möglichkeiten der Gebäudeformen gibt, er kann die Eigenart der europäischen Bauweise nicht verkennen. Aber es ist vorläufig unmöglich eine Entwicklungsgeschichte der Haustypen zu schreiben. Wir beschränken uns auf eine Angabe der wichtigsten Literatur, s. d. Anm.

Der Stoff, aus dem die alten europäischen Häuser hergestellt sind, ist überall das Holz, während das Dach mit Stroh gedeckt wurde. In noch älterer Zeit sind es Felle und Baumrinde gewesen, an deren Stelle das Flechtwerk tritt, bis der Ackerbauer in dem Stroh das beste, allerdings feuergefährliche, Material findet.

Bei dem Blockbau gab es feste Wände, in die man Öffnungen hineinschnitt, um das Licht hineinzulassen. Meringer hat die Ausdrücke engl. *window* 'Windauge' und got. *augadaúrō* 'Augentür' sehr schön erklärt. Er hat auch das Verdienst, zuerst auf die Herstellung der Wände durch Flechtwerk aufmerksam gemacht und diese uralte Eigentümlichkeit in das rechte Licht gestellt zu haben. Auch in diesem Punkte hätte die Heranziehung der Völkerkunde schon längst zu einer solchen Erkenntnis führen müssen. Um das Flechtwerk winddicht zu gestalten, bestreicht man es mit Lehm, den die Sonne und das Feuer trocknen, der Regen allerdings auch wieder auflöst. Deshalb sind für dieses Fachwerkshaus tief heruntergehende Dächer notwendig, die die Seitenwände nicht vom Regen treffen lassen. Die geflochtene Wand ist in Europa ausserordentlich verbreitet gewesen. Noch heute herrscht sie in Bulgarien, wo, wie C. Jiriček in seinem Werke, Das Fürstentum Bulgarien S. 158, berichtet: »die Wände gewöhnlich aus einem mit Lehm ausgefüllten Gerüst aus Holz mit Korbgeflecht bestehen.« In zahlreichen Fällen bedeutet die Etymologie der Wörter mit der Bedeutung 'Wand' nichts weiter wie Flechtwerk, während Wand selbst sich zu winden verhält, wie Band zu binden. Dass man zur Wand auch Lehm verwendete, ergibt die Tatsache, dass es zahlreiche Bruchstücke gebrannten Lehms mit deutlichen Abdrücken eines Zweigeflechtes gibt.

Regelrechte Fenster und Schornsteine hat es in den alten Häusern nicht gegeben. Das Dach und die Seitenwände waren nicht so dicht, dass nicht das Licht eindringen und der Rauch herausgehen konnte. Als Eingang diente die Tür. Da die Worte für 'Tür' oft alte Duale oder Plurale sind, so hat man offenbar schon komplizierte aus zwei Teilen bestehende Formen gehabt. Auch für die Vorhalle, die wahrscheinlich eine alte Eigentümlichkeit des europäischen Hauses ist, besteht ein gemeinsamer Ausdruck in verschiedenen Sprachen. Und auch sonst stimmen die Ergebnisse der Sprachwissenschaft mit dem überein, was wir auf andern Wegen ermitteln können.

Neben dem Wohnraum werden auch, wie in spätern Zeiten, andere Gebäude für Wirtschaftszwecke hergestellt. Da das Wohnhaus ursprünglich einzellig war, weil man grössere und geteilte Räume herzustellen nicht imstande war, so errichtet man für jeden Zweck ein besonderes Gebäude. Diese Sitte herrschte

in Deutschland, wenn auch nicht uneingeschränkt, bis in die Karolingerzeit.

Das Vieh allerdings hat man im Sommer frei herumlaufen und weiden lassen, indem man es höchstens durch Fussfesseln am Entweichen hinderte oder nachts durch Hürden einschloss. Im Winter musste man ihm freilich ein Obdach verschaffen, und wir hören verschiedentlich, dass man einfach mit dem Vieh zusammenlebte; so war es bei den Armeniern, bei den Litauern, bei den Briten und den Isländern. Doch können auch sehr wohl besondere Räume bestanden haben.

Viel wichtiger als die Sorge für das Unterkommen des Vieh war schliesslich die Aufbewahrung des Heues, Strohes und Korns. Allerdings lassen dies unsere Landleute, wenn sie in den Scheunen keinen Platz mehr haben, in Feimen auf dem Felde stehen, aber das ist und bleibt ein dürftiger Notbehelf. Scheunen sind im Norden sicher uralt. Schon Pytheas lernte sie nach Strabo 4, c. 201 auf seiner Reise kennen: »Dort (in Thule) gibt es Getreide und Honig und daraus bereiten sie ein Getränk; aber das Korn dreschen sie in grossen Gebäuden, in die sie die Ähren vorher einbringen, denn da sie keine klaren Sonnenscheintage haben, so sind offene Dreschtennen für sie wegen des Regens und des Mangels an Sonnenschein nicht angebracht.«

Die Summe der verschiedenen Gebäude bildete den Hof, der durch den Zaun abgegrenzt und abgeschlossen war, so dass das Eindringen od Aerusbrechen des Viehes, verhindert wurde, und innerhalb des Zaunes wachten bissige Hunde, die das Gehöft vor jedem unbefugten Eindringling schützten. Wie wichtig der Zaun gewesen sein muss, zeigt die Sprache, in der häufig genug dieses Wort das ganze Grundstück bezeichnet.

Meringer hat die Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Arten gelenkt, wie man den Zaun herstellen kann, und gewiss wird in diesem Punkt die vergleichende Betrachtung noch vorhandener Zaunformen manches alte erkennen lassen.

Siedelung.

Von grosser Bedeutung für das Gedeihen des Menschen ist die Wahl des Ortes der Ansiedelung. In dieser Frage fehlen uns bisher die Mittel, viel zu erkennen, und weitgehende Schlüsse lassen sich vorläufig aus dem bisher Erkannten noch nicht ziehen.

Bei den unsichern Verhältnissen der alten Zeit mit ihren

häufigen Überfällen von Feinden war der Schutz der Niederlassung, ihre schwere Zugänglichkeit ein Haupterfordernis. Um diese zu erreichen, konnte man mehrere Wege einschlagen. Man konnte sich eine besonders geschützte Lage aussuchen, oder man konnte den Wohnsitz befestigen.

Schon das Wohnen in Höhlen, das wir in der älteren Steinzeit so verbreitet finden, wird ausser durch andere Gründe durch das Schutzbedürfnis hervorgerufen sein. War doch der Eingang der Höhle leicht zu verteidigen oder auch ganz unkenntlich zu machen. Man wählte ja auch solche Höhlen, von denen man einen weiten Überblick hatte, damit sich kein Feind unbemerkt heranschleichen konnte. Etwas gleiches kann man auch für die besprochenen unterirdischen Wohnungen annehmen. Die Pfahlbauten im Wasser boten ziemlich guten Schutz. Nahte sich ein Feind, so brach man die Brücke, die zum Ufer führte, ab und konnte einem ersten Ansturm leicht widerstehen. Den Bewohnern des Sees Prasias gelang es auf diese Weise sogar der Unterwerfung durch die Perser zu entgehen. So wird es auch in andern Fällen gewesen sein, wenngleich die Pfahlbauten natürlich keinen absoluten Schutz gewährten und einer schliesslichen Zerstörung nicht entgingen. Jedenfalls wird das Schutzbedürfnis mit ein Grund gewesen sein, dass die Pfahlbauten, nachdem sie einmal entstanden waren, eine solche Ausdehnung erlangten.

In gebirgigen und waldigen Gegenden wählte man vielfach hoch gelegene, schwer zugängliche oder versteckte Orte. So lagen die Flecken der Iberer meistens auf Bergen. Die Zauberin Kirke wohnte in waldiger Talschlucht; auf felsiger Höhe, zu der ein Bergsteig führte, befand sich das Gehöft des Eumaios. Auch sonst treffen wir in Griechenland zahlreiche Ansiedelungen auf Hügeln, wobei eine Befestigung den Wohnort noch unzugänglicher machte. Bekannt ist auch die Lage der Dörfer der an der See wohnenden Veneter, mit denen Cäsar zu kämpfen hatte. Auf den Spitzen der ins Meer hinausragenden Vorgebirge hatten sie sich angesiedelt. Ebenso wohnten nach Diodor die Sikaner auf den Bergen. Noch heute kann man auf der Balkanhalbinsel derartige Wohnanlagen beobachten. »Auch ist es nicht selten«, sagt Smiljanić (Abhandl. der k. k. geograph. Gesellschaft in Wien Bd. 2 (1900) Nr. 2, S. 66), »dass die Wohnplätze den Gebirgsflüssen geradezu ausweichen und auf die Abhänge, ja sehr oft auf die Gipfel der Hügel und

und kleineren Berge hinaufsteigen«. Kurz, diese Sitte lässt sich überall verfolgen, wo wir Gebirge und Unsicherheit antreffen.

Aber es gibt nicht überall Berge, und man muss daher zu andern Mitteln greifen. Die östlichen Völker, die in der grossen Tiefebene sitzen, legen das Dorf so an, dass es mit der einen Seite an einen Fluss oder Sumpf stösst. Es erhält ausserdem nur einen Eingang, und dadurch ist es gegen den Ansturm der Feinde ebenfalls leicht zu schützen. Diese Art der Siedelung ist für die Slaven charakteristisch, sie wird schon von dem Strategiker Maurikios erwähnt, vgl. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 2, 36.

Wo auch diese Möglichkeit fehlt, dem Dorf einen natürlichen Schutz zu gewähren, muss man zu künstlichen Befestigungsmitteln schreiten. Das einfachste ist Wall und Graben, wie wir sie z. B. in der oberitalischen Terramare finden. »Alle diese Dörfer«, sagt Helbig (Die Italiker in der Poebene S. 11), »sind mit einem Graben und einem Erdwalle umgeben, und dieser ist sogar bisweilen durch Holzarbeiten verstärkt.« »In der Niederlassung von Gorzano ist er an der innern wie an der äussern Seite durch eine Palissadenreihe gefestigt. Bei dem Bau des Walles der Niederlassung von Castione rammte man zunächst eine Reihe von je zwei Pfählen, die schräg zueinander standen und sich mit den obern Enden berührten, in den Boden ein und warf dann die Erde über diesen Stützen auf. Längs der innern Seite des auf diese Weise erbauten Walles zog sich eine zusammenhängende Reihe von viereckigen kastenartigen Konstruktionen hin, die aus horizontal übereinander gelegten Balken aufgeführt und im Innern mit Ton und Reisigbündeln angefüllt waren. Über dieser Füllung lag eine Art von Estrich aus Sand und Kieseln. Durch die Beifügung eines solchen Baues wurde nicht nur dem Erdwalle ein fester Rückhalt gegeben, sondern auch eine Fläche gewonnen, auf der sich die Verteidiger in bequemer Weise bewegen konnten.«

Was wir hier in Oberitalien finden, hat auch anderwärts nicht gefehlt. Einen ersten Schutz gewährte auch die lebende Hecke. Auch dieses Befestigungsmittel war weit verbreitet. Nach Herodot 7, 142 war die Burg von Athen ehemals nur durch eine Dornenhecke geschützt. Cäsar berichtet uns (B. G. 2, 17), wie die Nervier ihr Land gegen feindliche Überfälle gesichert hatten. In Britannien, sagt Strabo 4, 5, 2 (S. 200), wohnte man in-

mitten der Wälder, indem man durch umgehauene Bäume ein Verhau verstellte.

War ein Volk kräftig genug, so konnten die Dörfer auch wohl unbefestigt bleiben, wie dies Polybios 2, 17, 9 von den italischen Kelten berichtet. Je umfangreicher eine Niederlassung war, um so grösseren Schutz trug sie in sich selbst, da die Dorfgenossen rasch zur gemeinsamen Abwehr vereinigt werden konnten. Nahte dennoch ein übermächtiger Feind, so flüchtete man in die Wälder, die zum Teil durch Verhaue unzugänglich gemacht waren, und man wählte daher bei der Anlage der Siedelung die Nähe von Wäldern. Wenn die antiken Schriftsteller des öfteren ausdrücklich erwähnen, ein Volksstamm wohne in unbefestigten Dörfern, so kann man wohl daraus schliessen, dass die Befestigung im allgemeinen Regel und notwendig war.

Auch in der Sprache gibt es mancherlei alte Ausdrücke für Befestigungen. Wir besitzen eine alte Gleichung, die man gewöhnlich mit Stadt, besser aber mit Burg übersetzt, weiter ein Wort für Wall oder Mauer. Desgleichen sind Wörter, die ursprünglich Zaun, Hecke heissen, zur Bedeutung Gehöft, Dorf, Stadt gekommen. So entspricht unser Zaun dem englischen *town*, kelt. *-dunum* in *Lugdunum* u. s. w. Es ergibt sich also aus der Sprache, dass das, was in der historischen Zeit Sitte war, auch schon in der vorgeschichtlichen geübt wurde.

Für die Wahl der Siedelung kommen ausser dem Verlangen nach Schutz noch einige andere Punkte in Betracht. Wasser musste natürlich überall vorhanden oder leicht zu erlangen sein. Daher wird man unter Umständen, wenn nicht gerade das Flussufer, so doch die Nähe des Flusses gesucht haben, obgleich in Europa bei dem natürlichen Reichtum an Wasser dieser Punkt nur selten ausschlaggebend gewesen sein kann. Immerhin ersehen wir aus der Schilderung, die uns Herodot 5, 12 von den Paioniern gibt, dass man das Wasser manchmal von weither herbeitragen musste, wie dies in der wasserarmen Herzegowina noch heute der Fall ist. Tacitus sagt von den Germanen ausdrücklich; colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit.

Auch auf indischem Boden finden wir Angaben über die Wahl des Ortes zum Hausbau. Sie sind neuerdings von Hillebrandt, Grundriss der indo-arischen Phil. III, 2 S. 80 verzeichnet. Wir ersehen aus ihnen, mit welcher Sorgfalt man den Baugrund aussuchte. Der Boden darf nicht salzig sein, offenbar weil man

in diesem Fall kein gutes Wasser hatte. Um die Beschaffenheit des Baugrundes zu prüfen, füllt man eine Grube abends mit Wasser. Hat es sich am Morgen verlaufen, so ist der Baugrund schlecht u. s. w. Schon in alter Zeit hat man demnach auf alle die Punkte geachtet, die schliesslich auch heute noch massgebend sind. Wie der primitivere Mensch der umgebenden Natur eine viel grössere Aufmerksamkeit zuwendet als wir, so wird er auch bei der Wahl des Ortes zur Niederlassung die grösste Sorgfalt haben walten lassen.

Schon in alten Zeiten finden wir den Anfang der Sitte, die Lage einer Niederlassung zu orientieren. So bilden die Dörfer der oberitalischen Terramare Oblonge, deren Schenkel sich nach den vier Himmelsgegenden richten (Helbig, Italiker in der Poebene S. 11). Sehr interessant sind auch die grossartigen Überreste einer alten Versammlungsstätte, die bei Stonehenge in England gefunden worden sind, sie zeigen eine höchst merkwürdige Orientierung (s. d. Anm.).

Auf indischem Boden gibt es mannigfache Vorschriften über die Richtung der Tür oder der sonstigen Teile. Sie sind bei Hillebrandt Grdr. der indo-ar. Phil. III, 2, 81 verzeichnet.

Der Mensch ist ein Gesellschaftswesen, und zweifellos wohnte er in Europa in grössern Niederlassungen, in Dörfern zusammen. Diese Vereinigung entsprach ebenfalls dem Schutzbedürfnis, denn eine grössere Anzahl konnte sich leichter verteidigen als der einzelne. Als normale Siedelungsweise finden wir daher in ganz Europa, wohin wir auch blicken, das Dorf, und zwar sind es zunächst die Angehörigen einer einzigen Familie oder eines einzigen Geschlechts, die zusammensitzen bleiben. Diese Tatsache lässt sich auch aus der Sprache erweisen; der Begriff des Hauses, der Niederlassung geht häufig in den der Sippe über und die Namen der Dörfer bezeichnen vielfach nichts weiter als »Angehörige einer Sippe«. Anderseits besteht aber das Sippendorf bei Germanen, Kelten, Slaven, Indern bis in die historische Zeit fort.

Wie gross diese Dörfer gewesen sein mögen, zeigen uns die Überreste der Pfahlbauten. Der Pfahlbau von Wangen ist 700 Schritte lang, 120 breit, und er enthält etwa 30—40 000 Pfähle, der von Robenhausen weit über 100 000. Nach Helbig, Die Italiker in der Poebene S. 12, scheint es, dass der Flächeninhalt der Terramare in der Regel zwischen drei und vier

Hektaren schwankt. Doch kommen auch kleinere Niederlassungen vor, die nicht einmal den Raum eines Hektars einnehmen, und grössere, deren Ausdehnung beinah zehn Hektare beträgt. Da man in den Pfahlbauten gewiss eng beisammen wohnte, so würde auf 10 Hektar eine beträchtliche Anzahl Menschen kommen.

In der Anlage der Dörfer gibt es heute eine grosse Anzahl verschiedener Formen, die wir z. T. schon in ältern Zeiten nachweisen können. Wie weit diese Verschiedenheiten prähistorisch sind, lässt sich noch nicht sagen. Im allgemeinen werden wir uns die Häuser der Niederlassungen eng aneinander gedrängt und in geringer Ordnung gebaut vorzustellen haben.

Ein wichtiges Problem auch für die alten Zeiten ist die Abgrenzung der Völker. Ratzel sagt in seiner Schrift über den Ursprung und das Wandern der Völker (Ber. d. phil.-hist. Klasse der k. Sächs. Ges. d. Wiss. 1898, 15) sehr treffend: »Denken wir uns um Jahrhunderte zurück in eine Zeit, der nicht bloss die Schienenwege und dampfgetriebenen Wagen und Schiffe fehlten, sondern auch die Strassensysteme, mit denen zuerst die sogenannten Weltreiche Vorderasiens ihre zusammen eroberten Gebiete durchzogen und zusammengehalten haben, so finden wir entsprechend der wesentlichen Übereinstimmung der Organisation der Völker auch eine Übereinstimmung der Beweglichkeit. Nichts gab es in der Organisation der Völker, was ihrer Beweglichkeit eine Grenze gesetzt hätte. Unbedingte Schranken gab es nur, wo die Erde aufhörte, bewohnbar zu sein, also hauptsächlich am Meere und an den Eiswüsten. Dagegen waren die Völker gezwungen, ihre Gebiete zu umgrenzen, um sie vor Überflutung durch die Nachbarvölker zu schützen. Hier kommen die »Associative Elements« Brintons zur Geltung. Wir haben die Entwicklung der Gesellschaft zum Staate wesentlich auf die Abdämmung der beweglichen Nachbarn zurückzuführen.«

Die natürlichen Grenzen bildeten in alter Zeit die grossen Ströme mit ihren sie begleitenden breiten Sumpfstrecken. Ein solches Hindernis konnte ein feindlicher Schwarm nicht so leicht überschreiten. Dazu kommen die Gebirge mit ihren mächtigen Wäldern oder grosse Wälder überhaupt. Selbst der Kiminische Wald bildete für die Römer ein grosses Hindernis, grössere schufen das deutsche Mittelgebirge, die Alpen, die Karpathen. Der Begriff der Grenze entwickelt sich in den Sprachen, wie Bugge,

PBr. Btr. 21, 427 f. gezeigt hat, häufig aus dem des Waldes. Aber man liess auch ganze Landstrecken unbewohnt und schuf so künstliche Grenzen wie Cäsar B. G. 6, 23 ausdrücklich von den Germanen berichtet.

Mit Hilfe der Archäologie wird es vielleicht gelingen, alte Volksgrenzen festzusetzen. Hoops hat in seinem Buche dargelegt, wie das Waldgebirge Mitteleuropas dem Vordringen der südlichen Kulturpflanzen einen Damm entgegensetzt, den diese erst in später Zeit überfluten, d. h. dieser Wald bildete eine Zeitlang ein absolutes Verkehrshindernis. Dass dieses Waldgebirge die Indogermanen auf einer Seite begrenzt hat, ist mir höchst wahrscheinlich. Zugleich zeigen hier einmal die konkreten Verhältnisse, wie früh sich Dialekte innerhalb einer Sprachgemeinschaft entwickeln mussten, und wie unhaltbar die Schmidtsche Wellentheorie im Grunde eigentlich ist. Scharfe Volksgrenzen hat es seit undenklichen Zeiten gegeben.

Hausrat.

Mögen wir uns die Häuser der Indogermanen und im alten Europa so einfach als möglich vorstellen — und es hat neben entwickelteren Formen gewiss nicht an einfachen gefehlt — so enthalten sie doch schon seit alten Zeiten eine Reihe von Dingen, die zum Leben durchaus notwendig sind. In erster Linie ist hier das Feuer zu nennen.

Wo Menschen die Erde bewohnen, hat man sie im Besitz des Feuers gefunden, das sie zu entzünden und zu hüten gelernt haben So ist denn auch das Feuer eine alte europäische und indogermanische Kulturerrungenschaft, die wir antreffen, so weit wir in ältere Zeiten zurückgehen. In keinem Lande, in dem Gewitter auftreten, kann es schwierig gewesen sein, Feuer zu erhalten. Hatte man es aber erlangt, so musste man Vorsichtsmassregeln treffen, um das Feuer auf dem Herd zu bewahren und zu hüten. Dies geschieht, indem man es immer aufs neue speist. Wenn man gezwungen ist, längere Zeit fort zu bleiben, und in der Nacht deckt man die Glut sorgfältig mit Asche zu, wodurch der Keim des Feuers lange erhalten bleibt. Was heute noch bei allen primitiven Völkern, bei Serben und Russen und auch bei unsern Landleuten geschieht, ist natürlich auch im Altertum üblich gewesen. In der Odyssee schildert uns der Dichter diesen

Vorgang, um zu veranschaulichen, wie tief sich Odysseus in das Laub eingräbt:

»Also verbirgt den Brand in grauer Asche der Landmann,
»Auf entlegenem Felde, von keinem Nachbar umwohnt
»Hegt er den Samen des Feuers, um nicht in der Ferne zu zünden.«

Immerhin konnte das Feuer manchmal ausgehen. In solcher Lage suchte man beim Nachbar Hülfe, wie in der gegebenen Stelle angedeutet ist, und wie das noch heute geschieht. Bei den Serben gibt es sogar eine Redensart, ich bin nicht um Feuer zu holen gekommen, d. h. um gleich wieder fortzugehen. Denn wenn die Frau von der Feldarbeit heimkehrte und sie erst Feuer beschaffen musste, so erforderte das natürlich höchste Eile. »Für die Versorgung des Dorfes mit Feuer«, sagt Heyne, Deutsche Altertümer 1, 200, »besteht die Vorschrift, dass der herrschaftliche Hof solches stets zu unterhalten habe, damit ein Nachbar, dem sein Feuer ausginge, es dort wieder anzünden könne«, und in dem Stadtrecht von Aarau heisst es: *es sol ouch nieman kind nach fuir schicken, denn die zu iren tagen komen sind.* Bei den Römern hat sich die stete Unterhaltung einer Feuerstelle in den heiligen Kult der Vesta umgesetzt. Ebenso fand Hieronymus von Prag bei den alten Preussen, ein immerwährend unterhaltenes Feuer, für das Priester sorgten.

Auch bei den Indern wurde ein beständiges Feuer unterhalten. Sollte es neu angezündet werden, so kann man es auch aus dem Hause eines andern holen. Hillebrandt, Grundriss 3, 2, 69.

Wir werden später sehen, wie die Hegung des Feuers mit mannigfachen religiösen Gebräuchen umgeben war. Der Herd war jedenfalls eine Art Heiligtum, bei dem man schwor, und an dem der Fremde Schutz fand, sobald er sich an der Asche niedergelassen hatte.

Neben der Entlehnung des Feuers verstand man es auch, durch Reiben zweier Hölzer diese zu entflammen, wie wir oben im Kapitel über die Technik gesehen haben. Diese Sitte hat sich ausserordentlich lange erhalten. Da man sie aber immer seltener übte, so schrieb man einem so erzeugten Feuer besondere Wirksamkeit zu und verwendete es, um Seuchen und Krankheiten abzuwehren. Bei den Indern gibt es eine ganze Reihe von Fällen, in denen man ein solches Holzfeuer anzuzünden hat, vgl. Hillebrandt a. a. O. 69, an andern Orten, bei Slaven und Germanen finden wir ähnliches.

Ursprünglich hat man das Feuer natürlich auf dem blossen Erdboden angelegt, und der Herd hat keine besondere Form gehabt, wenngleich man leicht den Boden etwas vertiefen und eine Steinunterlage einfügen konnte, die sich ja beim Steinkochen von selbst ergab. In prähistorischen Resten treffen wir häufig derartige geschwärzte Steinanlagen, und noch heute ist diese einfachste Herdanlage weit verbreitet. Notwendig muss eine Steinunterlage für die Pfahlbauten vorausgesetzt werden, da sonst der Holzbau in Flammen aufgegangen wäre.

Nicht nur bildlich, sondern auch in Wirklichkeit war der Herd der Mittelpunkt des Hauses. Ihn möglichst zentral anzulegen, dazu zwang schon die Rücksicht auf die Feuergefährlickeit des Baustoffes. Ausserdem sollte er nach allen Seiten die Wärme möglichst gleichmässig verbreiten.

Ausser dem Feuer enthält heute auch das einfachste Haus Lagerstätten, Bänke, Tische und andere Utensilien. Dass die Menschen in alten Zeiten, wenn es not tat, auf der blossen Erde geschlafen haben, wie dies heute noch geschieht, braucht nicht durch Zeugnisse erhärtet zu werden, aber man wird Unterlagen von Fellen, von Stroh oder Laub nicht verschmäht haben. Wenn die antiken Schriftsteller (Strabo 3 p. 164, 4 p. 197, Diod. Sic. V 28) es ausdrücklich erwähnen, dass die Iberer und Kelten auf der Erde schlafen, so setzt das nicht den Mangel jeglicher Unterlage, sondern nur das Fehlen eines besondern erhöhten Lagers voraus. Noch heute kennen die Bosniaken und Serben ein eigentliches Bett vielfach nicht. Im übrigen sind Bettgestelle auch bei primitiven Völkern häufig vorhanden. Sie dienen meist dem Zwecke dem an der Erde kriechenden Ungeziefer auszuweichen. Wenn wir uns auch die europäischen Menschen nicht gerade reinlich vorzustellen haben, so hat doch das Ungeziefer in unserm Klima eine wesentlich geringere Bedeutung als in der heissen Zone, und es kann daher das erhöhte Bett verhältnismässig spät eingeführt worden sein.

Manche Völker benutzen beim Schlafen besondere Nackenstützen. Ob etwas derartiges in Europa vorhanden war, entzieht sich meiner Kenntnis.

An Sitzgelegenheiten fehlt es in Waldgegenden nirgends. Jeder Baumstamm bietet eine natürliche dar, und aus einfachen Baumstämmen wird auch die erste Bank bestanden haben. Im oberdeutschen Hause steht die rings um die ganze Stube herum-

laufende Bank mit der Wand in festem Zusammenhang, wird also wohl zugleich mit der Wand errichtet. Ebenso ist es im Norden gewesen, wie Montelius »Die Kultur Schwedens« ausgeführt hat. Daneben wird von andersartigen Sitzen berichtet. Die Kelten bedienten sich nach Strabo 4, 197 der *stibades*, also einer Art Strohsitz, oder untergelegter Felle.

Wenn der Begriff des Stuhles und des Tisches ineinander übergehen (d. *stuhl*, slav. *stolŭ* 'Tisch'), so lässt das auf eine Sitzgelegenheit schliessen, wie man sie noch heute in Bosnien antrifft, niedrige kleine Schemel, von denen man auch essen konnte. Diese niedrigen Tische werden schon im Altertum erwähnt, und es ist in den Schilderungen charakteristisch, dass jeder seinen besonderen Tisch erhält, weil diese eben sehr klein waren.

Zu diesem wenigen Hausgerät kommt noch die Fülle der Werkzeuge und Gefässe. Über letztere müssen wir noch einige Worte hinzufügen. Das natürlichste Gefäss ist die hohle Hand. Mit ihr konnte man aus der Quelle schöpfend den Durst stillen. Aber weiter reichte sie nicht. In vielen Gegenden bietet die Natur grosse starkschalige Früchte dar, aber auf europäischem Boden fehlen diese, und so musste man zur anderweiten Herstellung von Gefässen schreiten. Die Tierhaut zusammengefasst und genäht hielt das Wasser, und so finden wir sie als Schlauch noch heute weit verbreitet, namentlich im europäischen Süden und Osten, und auch in der Sprache zeigen manche Wörter die Entwicklung von Fell, Haut zu Schlauch oder Gefäss.

Die Tiere boten ferner in ihren Hörnern und ihren Hirnschalen Formen, die sich von selbst zu Gefässen eigneten. Die Verwendung von Trinkhörnern wird zur Genüge aus dem Altertum berichtet, die der Schädel tritt uns vor allen Dingen in der Sitte entgegen, den Schädel des erschlagenen Feindes als Trinkgefäss zu benutzen. Jak. Grimm hat in seiner Geschichte der deutschen Sprache [2] 100 ff. zahlreiche Stellen für diesen uns barbarisch scheinenden Brauch gesammelt, der zweifellos auf religiöse und abergläubische Motive zurückgeht.

Ausserdem sind Gefässe aus Holz gefertigt worden. Infolge der praktischen Verwendbarkeit, der Leichtigkeit, mit der sie zu reinigen waren, und ihrer Dauerhaftigkeit haben sie sich bis zum heutigen Tage erhalten. Vor allem erfordert die Milch noch heute, wie in alten Zeiten, hölzernes Geschirr. Herodot 4, 2

berichtet ausdrücklich, dass die Skythen die Milch in hölzerne Gefässe schütten, und Strabo 3, 3, 7 (p. 155) sagt, dass sich die Lusitaner wie die Kelten hölzerner Geschirre bedienen.

Auch der geflochtene Korb besteht ja aus Holz. Tönerne Gefässe sind uralt. Die Töpferkunst geht in Europa bis in die ältere Steinzeit zurück. Aber auch dieser Stoff zeigte manche Mängel. Ein dauerhaftes und feuerfestes Geschirr war er nicht.

Die Verschiedenheit der Gefässformen bietet ein wichtiges Mittel, um die Wege der Kultur zu bestimmen. Töpferwaren bilden keinen Handelsartikel, der in allzuweite Fernen gebracht werden kann, dazu ist die Ware zu zerbrechlich und zu wenig wertvoll. Wenn wir daher gewisse Formen sich verbreiten sehen, so ist das nur dadurch möglich, dass sie von Niederlassung zu Niederlassung gekommen sind. Wir müssen daher eine kontinuierliche Verbreitung finden. Treffen wir sie nicht, so macht das eine Wanderung der Völker einigermassen wahrscheinlich.

13. Verkehr und Verkehrsmittel.

Schon in vorgeschichtlichen Zeiten hat, wie wir gesehen haben, in Europa ein gewisser Handel bestanden, und damit ist ein bescheidener Verkehr gegeben. Ebenso lehren uns die Völkerwanderungen, dass die Völker ausserordentlich beweglich waren. Jede Völkerbewegung und jeder Verkehr ist aber an gewisse natürliche oder künstliche Wege gebunden, und umgeht die grossen Hindernisse der Natur. Der Lauf der Flüsse bietet fast überall einen gangbaren Weg. Sicher hat man die Ströme früh benutzt, mag man sie nun befahren haben oder längs ihrem Ufer dahingewandert sein. Unzweifelhaft weisen sie den Völkern die Richtung, die daher in Nordeuropa nord-südlich, im Donautal ost-westlich oder umgekehrt geht. Daneben gibt es auch besondere Wege. Man kann deren Vorhandensein für alte Zeiten nicht leugnen, da durch die Sprachwissenschaft der Begriff des Weges schon für die Indogermanen gesichert wird. Freilich darf man sie sich nicht systematisch erbaut vorstellen, sie sind vielmehr durch den natürlichen Verkehr entstanden. Aber so gut durch das innere Afrika gewisse Pfade führen und so gut die Indianer ihren Kriegspfad besessen haben, ebensogut gab es Wege im alten Europa. Zunächst führten sie innerhalb des Gebietes eines Stammes von Ort zu Ort und zu dem gemeinsamen Versammlungs- und

Beratungsplatz. Weitere entwickelten sich durch die natürliche Ortsbeschaffenheit. Soweit die Gebirge mit ihren dichten Wäldern nicht ganz ungangbar waren, musste man dem Laufe der Täler folgen, um sie zu überschreiten. Aber auch die grossen Ebenen Nordeuropas bereiten dem Verkehr Schwierigkeiten. Meilenweit erstreckten sich hier die Sumpfniederungen, die man nur an einzelnen günstigen Stellen durchqueren konnte. Bei solcher Sachlage kann man verstehen, wie der Begriff Weg in den von Brücke übergeht. Musste man doch den durch die Sümpfe führenden natürlichen Pfad künstlich verbessern durch Anlage von Knüppelwegen u. s. w., wie wir aus verschiedenen Nachrichten erfahren.

Kleine Flüsse kann man mit Hilfe von Baumstämme leicht überbrücken, bei grössern versagt diese Möglichkeit, und man war auf Fuhrten oder Schiffe angewiesen.

Man hat alte prähistorische Wege z. T. wieder aufgedeckt. Auch eine genaue Betrachtung der Völkerbewegungen wird sie kennen lehren, nicht minder die Ausbreitung der Formen der Gefässe und Geräte. In spätern Zeiten kommen antike Gegenstände nach dem Norden oder Osten, gewiss auf festliegenden Handelsstrassen. In diesem Falle haben wir sogar, indem wir zuweilen die Entstehungszeit der Handelsobjekte festsetzen können, einen terminns a quo. Zwei Schriften sind vor allem diesem Gegenstand gewidmet, Genthe's Buch Über den etruskischen Tauschhandel und J. N. von Sadowski Die Handelsstrassen der Griechen und Römer durch das Flussgebiet der Oder, Weichsel, des Dnjepr und Niemen an die Gestade des Baltischen Meeres, deutsch von A. Kohn, Jena 1877. Beide Schriften berühren Zeiten, in die wir nicht hinabsteigen wollen, aber ich zweifle nicht, dass sich auch für frühere Zeiten einige Erkenntnis wird erreichen lassen, da ja im allgemeinen die Wege der spätern Zeit auch die der ältern gewesen sein müssen.

Mittel für den Landverkehr hat es so gut wie keine gegeben. Es ist kaum denkbar, dass in alten Zeiten der Wagen diesem Zweck gedient habe, da einfach die Wege mangelten, auf denen er hätte benutzt werden können. Bis zur Okkupation durch die Österreicher war der Wagen in Bosnien kein Verkehrsmittel. Nur die weiten Ebenen Nord- und Osteuropas gestatten die Verwendung des Wagens. Wenn in spätrer historischer Zeit die Nordvölker auf dem Ochsenwagen dahergezogen kommen, so

setzt das schon bessere Wege voraus. Oft genug wird man ausserdem den Wagen haben auseinandernehmen und auf den Schultern tragen müssen.

Ob und seit wann man etwa Rinder und Pferde als Saumtiere benutzt hat, entzieht sich unsrer Erkenntnis. Ebensowenig wissen wir, wie es mit dem Schlitten steht. Der Schlitten ist wahrscheinlich älter als der Wagen, denn er findet sich nicht nur in den nördlichen Gegenden mit ihrer reichlichen winterlichen Schneedecke bis zum heutigen Tage, sondern er kommt auch in Ländern vor, die den Schnee nicht kennen, wo er demnach das Überbleibsel eines ältern Zustandes sein muss, der dem Gebrauch des Wagens vorausging. Seine Form ist im Norden verhältnismässig einheitlich und bis zum heutigen Tag bewahrt geblieben.

Im Norden finden wir ferner den Schneeschuh, der in schneereichen Gegenden im Winter ein wichtiges Bewegungsmittel bildet. Er erscheint aber auch in den Alpen und in der Herzegowina in der Form eines Rades, und es fragt sich, ob hier selbständige Erfindung oder allmähliche Verbreitung vorliegt.

Alles in allem sind die Verkehrsmittel zu Lande mehr als dürftig; es ergibt sich aus dem gesagten mit Sicherheit, in wie geringem Grade umfangreiche Lasten in alter Zeit zu Lande fortbewegt werden konnten. Unsere Blicke richten sich demnach naturgemäss auf die Schiffahrt, von der man sagen kann, dass sie im prähistorischen Verkehr im Verhältnis zu den andern Verkehrsmitteln eine bei weitem grössere Rolle gespielt haben muss als in den historischen, obgleich sie auch da gross genug ist.

Die Flüsse werden überall benutzt sein, soweit sie überhaupt schiffbar waren. Es ist für unsern Kontinent von hervoragender Bedeutung, dass die Flüsse von der See tief in das Innere hineinführen. Stromschnellen und Untiefen bereiteten kein Hindernis. Die Kähne waren leicht genug, um von den Insassen aus dem Wasser gehoben und über die beschwerlichen Stellen hinweggetragen werden zu können. Was selbst unter einfachen Verhältnissen möglich war, zeigen die Nachrichten des russischen Chronisten Nestor über die Wanderzüge der Russen, die von der Ostsee in die Dwina fuhren, dann ihre kleinen Schiffe über eine Landschwelle zogen und stromabwärts auf dem Dnjepr mit Umgehung der Stromschnellen in das Schwarze Meer gelangten und selbst Konstantinopel brandschatzten. Diese einzigartige

Nachricht wirft auf die ältern Zustände helles Licht. Wir dürfen ähnliches gewiss schon für die prähistorischen Zeiten voraussetzen. Die Nachrichten über die Seeschiffahrt fliessen viel reichlicher, und sie ergänzen den Mangel der Kenntnis der Flussbenutzung einigermassen.

In seiner vortrefflichen Völkerkunde hat O. Peschel S. 202 ff. auf die natürlichen Bedingungen hingewiesen, die für eine Entstehung und Entwicklung der Seeschiffahrt notwendig sind. »Keine Schule erzieht bessere Seeleute als eine verwitterte Steilküste und in Augenweite liegende Inseln.« Das unfruchtbare Meer allein lockt nicht in die Ferne hinaus, wenn nicht ein Ziel winkt, das sich zu erreichen lohnt. Wo aber die natürlichen Bedingungen vorhanden sind, da hat der menschliche Geist gar bald die Hilfsmittel gefunden, um sich dem trügerischen Meere anzuvertrauen, und in kleinen elenden Kähnen hat er den Gefahren des Ozeans getrotzt. Kein Weltteil besitzt so günstige Bedingungen für die Ausbildung der Schiffahrt als Europa, und sobald die Geschichte zu dämmern beginnt, treffen wir an den verschiedensten Stellen unsre europäischen Völker im Besitz einer grossen nautischen Fertigkeit. Wenn wir im Norden die Wikinger auf ihren Kähnen die Nordsee durchfahren sehen, wenn sie von Norwegen nach Island und Grönland kommen und selbst Amerikas Strand lange vor Kolumbus betreten haben, so kann diese Fertigkeit nicht erst im Laufe der historischen Zeiten erworben, sie muss Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende früher gelernt und ausgeübt worden sein. Dazu kommt, dass selbst Völker, deren Wirtschaft sie einer niedrigen Stufe in der Entwicklung zuweist, vortreffliche Seefahrer sind. Überblickt man die historischen Tatsachen, so kann man erkennen, dass sich bis auf den heutigen Tag die Lage nicht geändert hat. Noch heute finden wir die eigentlichen Seefahrer da, wo wir sie beim Beginn der Geschichte antreffen, und es ist daher nach allen Analogien zu schliessen, dass an diesen Orten die Schiffahrt schon vor undenklichen Zeiten betrieben ist, zumal uns das hohe Alter dieser Fertigkeit in Europa wohl bezeugt ist. Denn schon die Bewohner der Kjökkenmöddinge, die wahrlich keine hohe Kulturstufe besassen, hatten Schiffe und suchten mit ihnen auf der See ihren Lebensunterhalt. Das ist eines der wichtigsten Zeugnisse für das hohe Alter der Schiffahrt in der Ostsee.

In spätere, aber doch vorgeschichtliche Zeiten hinein führen

uns die überseeischen Wanderungen der Völker, die wir auf Grund sicherer Argumente oder auf Grund der Nachrichten der Alten schon im ersten Teile dargestellt haben. Es ist aber geboten, diese Tatsachen hier noch einmal unter dem angegebenen Gesichtspunkt zusammenzufassen, da wir aus den Wanderungen zur See natürlich auf nautische Fertigkeiten schliessen können. Jedenfalls hat das Meer in Europa nirgends den Völkern eine Grenze gesetzt.

Von den Inselgruppen des Atlantischen Ozeans haben nur die Kanarischen Inseln eine alte Bevölkerung gehabt, während Madeira und die Azoren, sowie die Kap-Verdischen Inseln unbewohnt geblieben sind. Sie lagen ja auch ausser Sehweite, während von jenen die erste nur 104 km vom Festland entfernt ist. Als diese Inseln neu entdeckt wurden, fand man dort den merkwürdigen Menschenschlag der Guanchen, über die schon vielerlei geschrieben ist, und über die H. Meyer, Über die Urbewohner der Kanarischen Inseln. Adolf Bastian als Festgruss. S. 65 ff. eine lehrreiche Studie veröffentlicht hat. Er zeigt, dass mehrfache Einwanderungen nacheinander stattgefunden haben müssen und zwar schon in sehr früher Zeit. Denn die Guanchen besassen von Haustieren nur Hund, Schaf und Ziege, bauten nur Weizen und Gerste und fertigten nur Steingeräte an. Wenn wir diese Einwanderungen in das zweite Jahrtausend vor Christus verlegen, dürften wir nicht zu kühn sein. Dieses Volk, das zur weissen Rasse gehört, kann kaum irgendwo andersher als von Nordafrika gekommen sein. Marokko aber ist noch heute der Sitz seebefahrender Stämme. Der Seeraub wurde hier schon im Altertum im grossen Stil betrieben und er hat erst im 19. Jahrhundert aufgehört. Die eigentümliche Küstenformation dieses Landes ist bekannt.

Von Nordafrika nach Spanien oder umgekehrt überzusetzen, war auch in alten Zeiten leicht genug. Es lässt sich daher, wie aus dem vorhergehenden folgt, nichts gegen die Annahme einwenden, dass Spanien von Afrika aus einen Teil seiner alten Bewohner empfangen habe, oder dass umgekehrt Iberer nach Afrika übergesetzt seien. Die Bewohner der Insel Gades zeichneten sich schon im Altertum durch ihre Schiffahrt aus, wie Strabo 3, 140 rühmend hervorhebt. Dass zwischen Spanien und Nordafrika uralte Wanderungen stattgefunden haben, beweisen die ähnlichen topographischen Namen in beiden Gebieten, die

Hübner (s. Anm. zu S. 40) gesammelt hat. Zweifellos haben die Balearen und die Pityusen eine iberische Bevölkerung gehabt, und es scheint, dass Iberer selbst bis nach Korsika gekommen sind (s. ob. S. 40).

Die Südküste Frankreichs ist wie im Altertum so auch heute nicht für die Schiffahrt geeignet. Erst wenn wir uns den Gegenden nähern, wo die Ausläufer der Seealpen ans Meer stossen, vereinigen sich wieder alle Bedingungen, um eine seetüchtige Bevölkerung zu erziehen. Und hier treffen wir denn wiederum in den Ligurern ein Volk, das uns interessieren muss. Die Kühnheit, mit der dieses sonst wenig zivilisierte Volk auf elenden Kähnen das Meer befuhr, erregte die Bewunderung des Altertums. Auch diese müssen ihre Fertigkeit schon in vorhistorischer Zeit geübt haben. Denn die Inseln Elba wie Korsika scheinen von ihnen besiedelt worden zu sein, und vielleicht haben sie auch Sardinien und Sizilien erreicht, wie einige Zeichen anzudeuten scheinen. Doch können sie nach Sizilien wenigstens auf dem Landwege über Italien gelangt sein. Über die Meerenge von Sizilien zu setzen, hat wohl nie Schwierigkeiten bereitet, wie denn nach Angabe der Alten die Sikuler auf Flössen nach Sizilien übergesetzt sind. Wann die Ligurer so weit gekommen sind, vermögen wir freilich nicht genau zu bestimmen, aber welche Zeiträume hier vergangen sein mögen, das lehren ägyptische Quellen. Am Ausgang des 14. Jahrh. v. Chr. zogen die Libyer gegen Menephtha (1326—1306) ins Feld. Unter ihren Hilfstruppen werden die *Schardana*, die *Schakalscha*, die *Turscha* und die *Akhaiwascha* genannt. Sie werden mit dem Zusatz aus den Ländern vom Nordmeer bezeichnet und sind von einer Reihe von Ägyptologen als *Sardi*, *Siculi*, *Tursci* = *Etrusci* und *Achaei* gedeutet. Damals verbanden sich also schon die Flotten verschiedener Stämme, um Raubzüge auszuführen, wie sie sich später oft genug wiederholt haben. Gegen diese Nachricht lässt sich von unserm Geschichtspunkt aus nichts stichhaltiges einwenden. Denn die Etrusker waren auch in späterer Zeit ein seefahrendes Volk, das lange Zeit eine unbestrittene Herrschaft auf dem westlichen Teile des Mittelmeeres ausgeübt hat. Dass die Etrusker weit herumgekommen sind, beweist ja auch die Sprache der lemnischen Inschriften, die oben (S. 52) besprochen ist.

Die Küste Latiums hat nie recht zur Schiffahrt verlockt. Ganz anders steht es etwas weiter südlich mit dem Golf von

Neapel, der schon im Altertum seinen Ruf in der Nautik hatte. Die Sprache der Sikuler auf Sizilien ist vielleicht mit der lateinischen am nächsten verwandt. Ist dies richtig, so wird man annehmen dürfen, dass latinische Stämme von der Gegend Neapels aus zur See nach Unteritalien und Sizilien gelangt seien.

Von der Ostküste Italiens ist nichts weiter zu berichten. Sie ist hafenarm und hat ihre Bewohner nicht auf die See gelockt. Um so günstiger war das gegenüber liegende Dalmatien mit seinen Inseln und Buchten und seiner Steilküste. Es bringt noch heute das vortrefflichste Seemannsmaterial für die österreichische Marine hervor. Auch hier können wir kühne Seefahrten schon um das Jahr 1000 vor Christus erschliessen. Es ist durch die neuere Forschung ziemlich zweifellos geworden, dass etwa um das Jahr 1000 illyrische Stämme nach Süditalien übergesetzt sind (s. ob. S. 153). Das setzt aber eine Vertrautheit mit dem Meere voraus, die nur durch Jahrhunderte lange Übung erreicht sein kann. Wie sehr in späterer Zeit noch die Römer mit den illyrischen Seeräubern zu kämpfen hatten, ist ja allbekannt. Ebenso waren weiter südlich die Akarnanen Seeräuber.

Dass Griechenland alle Bedingungen für eine günstige Ausbildung der Seefahrt besass, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Schon im 14. Jahrhundert unternahmen die Akhaiwascha, die Achaier, in denen wir wohl Indogermanen zu sehen haben, einen Raubzug nach Ägypten. Vor den Griechen aber wohnte in Hellas eine Bevölkerung, die mit der kleinasiatischen sprachverwandt war. Gleiche, eigentümliche, nicht indogermanische Ortsnamen kehren in Kleinasien, Griechenland und auch in Italien meistens an der Küste wieder, woraus wir auf eine ausgedehnte Kolonisation zur See schliessen können. Als die indogermanischen Griechenstämme das Meer erreichten, waren die Eingeborenen ihre Lehrmeister, und sie folgten bald deren Bahnen. Von Thessalien setzten sie nach Äolien über, von Attika aus besiedelten sie Jonien, und der südliche Teil des ägäischen Meeres bis nach Kypros hat griechische Bevölkerung in wiederholten Wanderungen erhalten.

Im Norden des ägäischen Meeres sind thrakische Stämme über die Meerenge gesetzt in einer Zeit, die wir auch nicht annähernd genau bestimmen können, jedenfalls schon im zweiten Jahrtausend vor Christus, und wahrscheinlich werden sie auch nach anderen Richtungen ihre Züge gewandt haben. Dass auch

die Lykier wohl zur See eingewandert sind, haben wir oben (S. 66) gesehen.

Man erkennt also, dass im zweiten Jahrtausend vor Chr. das Mittelmeer schon so befahren war, wie in späterer Zeit. Als Schranke hat es sich nirgends erwiesen. Es wäre aber vermessen, den Anfang der Seeschiffahrt erst in diese Zeit zu verlegen. Wahrscheinlich ist sie im Süden schon Jahrtausende früher geübt worden. Eine wertvolle Nachricht aus der babylonischen Geschichte gibt weitere Auskunft. Sargon von Agade (um 2800 v. Chr.) eroberte die Länder jenseits des »Meeres des Westens«, vgl. Winckler, Der alte Orient 7, 2. 9.

Wie die Seetüchtigkeit ganz von der Örtlichkeit abhängt, das lehren wieder die Küsten des Schwarzen Meeres. Während die Nordküste ungünstig ist, und wir daher nichts von Seefahrern hören, sind alle Bedingungen da gegeben, wo der Kaukasus ans Meer tritt, und hier finden wir denn auch wieder ein Seeräubervolk, von dem uns Strabo berichtet.

Nicht anders wie im Süden steht es im Norden. Auch hier boten die Gallische Küste, die Britannischen Inseln, die Nord- und Ostsee die besten Vorbedingungen für die Ausbildung der Schiffahrt, und es haben sich infolgedessen dort nicht minder grosse Völkerbewegungen zur See vollzogen als im Mittelmeer.

Wann die britischen Inseln besiedelt worden sind, wissen wir noch nicht genau. Aber schon die keltische Bevölkerung muss dort ziemlich alt sein. Das Zinn, das die Phönizier aus dem Norden, von den Kassiteriden holten, heisst bei Homer κασσίτερος. Es ist wohl möglich, dass dies ein keltisches Wort ist, und dann wären schon ums Jahr 1000 Kelten nach England übergesetzt.

An der gallischen Küste hat Cäsar mit den Seevölkern der Bretagne ernstlich zu kämpfen gehabt. Die Veneter, das Hauptvolk dieser Gegend, unternahmen regelmässige Fahrten nach Britannien und übten eine unbestrittene Seeherrschaft aus. In dem Seekampfe mit Cäsar erhielten sie Hilfe aus Britannien. In der Zeit vom fünften bis zum siebenten Jahrh. n. Chr. setzen keltische Scharen aus England nach der Bretagne über, wo sie ihre Eigentümlichkeiten, ihre Sprache und ihre Seetüchtigkeit die uns Pierre Loti in den Islandsfischern so anschaulich geschildert hat, auf das treuste bewahren. Bei derartigen Leistungen ist es nicht

unwahrscheinlich, dass keltische Scharen gerade von diesen Gegenden aus auch Spanien zur See heimgesucht haben. Finden wir doch keltische Stämme und keltische Niederlassungen an der ganzen Westküste Spaniens (s. ob. S. 68).

Über die Wanderungen der Germanen in der Nordsee ist uns aus früher Zeit nichts bekannt. Zwar meint Tacitus, dass die Kaledonier in Schottland Germanen seien, aber wir können diese Annahme nicht beweisen. Sie ist einzig aus körperlichen Merkmalen erschlossen und zeigt allerdings, dass sich eine eigentümlich charakterisierte Menschenart schon früh an der Nordsee zweifellos auch über das Meer verbreitet hatte. Eine andere wichtige Frage ist die, was Thule in dem Bericht des Pytheas bedeutet. Ist es Island, wie Hugo Berger zuletzt wieder angenommen hat, so würde das allerdings eine Kühnheit der Fahrten voraussetzen, die weit das im Mittelmeer übliche überschritte.

Nur für die Ostsee können wir noch einiges ermitteln. Nach einer alten Sage, die bei Jordanes zu finden ist, sind die Goten unter ihrem König Berig aus Skandinavien nach der Weichselmündung ausgewandert. Und diese Sage wird durch den engern Zusammenhang, in dem die gotische Sprache mit der nordischen steht, durchaus bestätigt. Die Zeit dieser Übersiedelung dürfte spätestens das 4. Jahrhundert vor Christus gewesen sein. Dass die Wanderung sich umgekehrt vollzogen hätte, dass die Skandinavier von der deutschen Ostseeküste gekommen seien, ist schon deshalb nicht wahrscheinlich, weil diese Küste bei weitem nicht so günstige Bedingungen für die Schiffahrt bot, wie Schweden.

In spätrer Zeit fuhren die Schweden nach Russland und kamen auf dem Wege, der oben angegeben ist, bis nach Konstantinopel.

»Einen ausgebreiteten Seeverkehr in neolithischer Zeit«, sagt Ratzel, Ber. d. k. S. Ges. d. W. Leipz. 1900, 111, »beweist das Vorkommen der megalithischen Denkmäler, besonders der Dolmen und Menhirs oder Steinpfeiler in küstennahen Gegenden von Nordeuropa bis zum Mittelmeer. So wie in Korsika die Lage der Dolmen in grosser Nähe der Küsten auffällt, so dass der erste Gedanke ist, Seefahrer hätten diese Wohnstätten der Toten mit dem Blick aufs Meer errichtet, so liegen sie in Schweden vorzugsweise in der Nähe des Seestrandes oder an den Ufern der grossen Seen oder der Flüsse. In Dänemark fehlen sie dem Binnenland. In Tunesien, wo sie so häufig sind, bilden sie einen

breiten Gürtel südlich von Tunis. In Deutschland sind sie im Nordwesten, in den Niederlanden in Drenthe verbreitet, Frankreich hat sie in der Bretagne, England im Westen, Portugal ist besonders reich daran, Italien hat eine Reihe Dolmen in dem Gebiete von Otranto. Um die Verbreitung noch merkwürdiger zu machen, sind sie selbst in kleinen Gebieten eigentümlich beschränkt, so in Korsika auf die Westseite, ebenso auf der jütischen Halbinsel, in den Niederlanden.« Wenn man auch nicht sagen kann, dass alle diese Dolmen von einem und demselben Volke herrühren, so zeigen sie doch so enge Verwandtschaft, dass sie einen ausgedehnten Seeverkehr voraussetzen. Wäre er nicht vorhanden gewesen, so hätten auch die Phönizier nicht nach den Zinninseln fahren können. Mit Recht wirft Ratzel die Frage auf, ob nicht in der Monotonie der mitteleuropäischen neolithischen Funde im Gegensatz zum nordischen Formenreichtum schon ein Hinweis auf ausgedehntern ozeanischen Verkehr liege?

Überblicken wir die angeführten Tatsachen, womit man auch das vergleichen möge, was Peschel aus dem Kreis der ganzen Erde anführt, so zeigt es sich, dass die Entwicklung der Schiffahrt und der Seetüchtigkeit nicht von den wirtschaftlichen Verhältnissen abhängig ist. Die dürftigsten, wenigst entwickelten Stämme, wie die Ligurer und die Bewohner des Kaukasus, sind ebenso kühne Seefahrer wie alle andern.

Auch eine besondere Begabung für diese Fertigkeit vermögen wir nicht zu erkennen. Man hat zwar darauf hingewiesen, dass die Finnen, die unter den gleichen Bedingungen wie die Germanen in Skandinavien wohnen, keine Seefahrer gewesen seien. Aber das hat wahrscheinlich besondere Gründe und ist nicht einmal ganz richtig. Ohthere, welcher König Älfred so wichtige Nachrichten über Skandinavien brachte, schildert die Finnen als ebenso seetüchtig wie die Germanen. »Die Quänen«, sagt er, »tragen ihre Schiffe über das Land zu den Seen hin und bekriegen die Nordleute. Sie haben sehr kleine und sehr leichte Schiffe.« Dass sie sich zur See nicht ausgebreitet haben, das liegt wohl wesentlich darin begründet, dass das Volk sich in seinem unfruchtbaren Lande wenig vermehren konnte, also auch keinen Grund zur Ausbreitung hatte.

Es bleibt demnach einzig die Örtlichkeit, die den Seefahrer bildet, und so ist es ganz müssig, die Frage aufzuwerfen, ob die Indogermanen Seefahrer gewesen sind oder nicht. Haben sie

an einer günstigen Küste gesessen, so haben sie zweifellos auch das Meer befahren. Natürlich ist immer nur ein einzelner Stamm seetüchtig gewesen, da die grosse Masse selbstverständlich im Binnenlande gewohnt hat.

Die Sprache gibt uns auf die Frage, wie weit Schiffahrt betrieben wurde, wenig Auskunft. Ausdrücke für Schiff und Ruder gehen fast durch alle Sprachen hindurch, sagen aber natürlich über die Art des Betriebes nichts aus, zeigen indessen, dass die Fertigkeit nie aus dem Gesichtskreis der einzelnen Völker verschwunden ist. Wenn sich gleiche Ausdrücke für Mast und Segel nicht in den indogermanischen Sprachen nachweisen lassen, so ist das nicht auffallend, falls es eben noch keinen Mast und keine Segel gab. Auch ohne diese Hilfsmittel hat man zweifellos, einzig mit Hilfe der Ruder, das Meer befahren.

Wie die alten Schiffe ausgesehen haben, lehren uns Funde, Zeichnungen und Nachrichten.

Eine der am weitesten verbreiteten und jedenfalls die älteste Form war der Einbaum, der aus einem einzigen mächtigen Stamme hergestellte Kahn. Derartige Einbäume sind verschiedentlich aus der Tiefe der Moore und Seen wieder ans Tageslicht gekommen. Bei der Trockenlegung des Mansfelder salzigen Sees ist ein aus einem einzigen Rotbuchenstamm aufs sauberste und mit Geschick gefertigter Einbaum gefunden worden. Die Länge betrug 6,20 m und die grösste Breite am hintern Teil 0,63 m. Hier fand sich auch ein Sitzplatz, während der übrige Kahn durch eine Scheidewand in zwei gesonderte Räume zerfiel. Ausserdem sind noch in neuerer Zeit gefunden worden: ein 10 m langer Einbaum aus dem Bielersee in der Schweiz; ein 5 m langer aus Eichenholz gefertigter Einbaum bei Neustadt in Holstein, der in seiner Einrichtung wie in seiner Lagerstätte die grösste Ähnlichkeit mit dem Mansfelder Kahn aufwies, endlich ein bei Oswitz im Landkreise Breslau an der Oder eingesunkener Kahn, der aus einem riesigen Eichenstamme hergestellt war. Ähnliche Einbäume sind an der See gefunden worden, so ein im Vaaler Moor in Holstein ausgegrabenes Boot von 41′ Länge und ein bei Brigg (Lincolshire, England) entdecktes Schiff von 78′ 8″ Länge vom Stamme einer Eiche. Nach dem Journal officiel, Paris 1879 März, wurde im Neuenburger See ein vorgeschichtlicher Kahn aus einem Eichenstamm entdeckt, der 8 m lang,

90 cm breit und 65 cm tief war, so dass wohl 40 Mann darin Platz finden konnten.

Diese Funde werden durch die Berichte der alten Schriftsteller wie Plinius und Vellejus Paterculus bestätigt. Arrian erwähnt Einbäume auch auf der Donau, Polybios an der Rhone.

Es gab übrigens auch andere Arten von Schiffen. Strabo 3 p. 155 kennt lederne Kähne bei den Iberern, ohne dass er uns auseinandersetzt, wie wir uns ihre Bauart vorzustellen haben. Dagegen erfahren wir etwas näheres über die britannischen Schiffe durch Cäsar B. C. 1, 54. Etwas ähnliches gibt Isiodor an, und (Solinus C. 22, 7) berichtet, die alten Briten navigant vimineis alveis quos circumdant ambitione tergorum bubulorum.

Aber wenn sich auch die primitive Art, Schiffe herzustellen, lange erhalten hat, so ist man doch auch schon frühzeitig zu grössern Fortschritten gelangt.

Der Norden zeigt in Abbildungen der Bronzezeit bereits

Fig. 47. Schiffsbild von einem Rasiermesser. 1/3.
Aus Müller, Nordische Altertumskunde I.

künstlich entwickelte Schiffsformen (s. Fig. 47). Wie weit ein Zusammenhang mit den Formen des Mittelmeeres besteht, lässt sich nicht entscheiden. Ist er vorhanden, so kann er doch nur so gedacht werden, dass sich hier eine Übertragung zeigt, die an der Küste um Spanien herum vor sich gegangen ist.

Wann und wo Mast und Segel erfunden sind, lässt sich nicht sicher sagen. Schon die älteste griechische Überlieferung kennt sie, und es ist wenig glaublich, dass sich eine derartige Erfindung nicht früh sollte verbreitet haben. Der lateinische Ausdruck *mālus* (aus **mazdos*) kehrt im deutschen *mast* wieder, und wenn die Worte neben dieser Bedeutung auch die von Stange zeigen, so ist es doch sehr unwahrscheinlich, dass sich in beiden Sprachen dieselbe spezielle Bedeutung aus einer allgemeineren sollte entwickelt haben. Der umgekehrte Weg von *Mast* zu *Stange* ist auch möglich. Wenn ferner auf den nordischen

Darstellungen von Schiffen Mast und Segel meistens fehlen, so ist das doch nicht immer der Fall. In der oben gegebenen Fig. 47 liegt ein Mast vor, und hierdurch werden alle andern Spekulationen über den Mangel des Mastes widerlegt. Man kann dies Fehlen in der Darstellung damit erklären, dass der Mast häufig genug niedergelegt wurde und nicht notwendig vorhanden zu sein brauchte. Das Segel blieb immer ein unsicheres Hilfsmitel der Fortbewegung, das bei Windstille versagte. Man konnte daher des Ruders nie entbehren. Sicher gebrauchten manche nordische Völker keine Segel. Eine derartige lückenhafte Verbreitung wie in diesen Gegenden findet sich auch sonst, so fehlt z. B., wie Schurtz, Urgeschichte der Kultur S. 467 angibt, das Segel auf Neuirland, während es sonst in Melanesien und Polynesien überall bekannt ist. Man kann also aus dem Fehlen nichts sicheres erschliessen, da man von dem Gebrauch des Segels auch wieder abgehen kann.

Als Steuer dient zunächst jedes beliebige Ruder. Allmählich erhält es eine besondere Form und wird bei den germanischen Völkern an der rechten hintern Seite befestigt, die daher Steuerbord heisst.

Solange es keine eisernen Anker gab, musste man sich, um das Schiff festzulegen, mit schweren Steinen begnügen oder das Schiff aufs Land ziehen, wie dies von den Kaukasusvölkern u. a. berichtet wird. Natürlich konnte man es auch mit Stricken an Pfählen befestigen.

Noch heute gibt es in abgelegenen Gegenden, namentlich auf den Alpenseen höchst primitive und eigenartige Fahrzeuge. Es ist höchste Zeit, dass die Forschung ihnen ihre Aufmerksamkeit zuwendet, um für die Wissenschaft zu retten, was zu retten ist.

Aus dem Verlag von

Karl J. Trübner in Straßburg

mdccccix.

Durch die meisten Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Zeitschrift
für
Deutsche Wortforschung

herausgegeben von
Friedrich Kluge.

Diese Zeitschrift erscheint in Heften von je 5 bis 6 Bogen. Vier Hefte bilden einen Band. Die Hefte erscheinen ungefähr alle 3 Monate.

Bis jetzt sind erschienen:

I. Band. 8°. VI, 374 S. mit dem Bildnis von Fedor Bech in Lichtdruck. 1901.
Geheftet M. 10.—, in Halbfranz gebunden M. 12.50.

II. Band. 8°. IV, 348 S. mit dem Bildnis von K. Weinhold in Kupferätzung. 1902.
Geheftet M. 10.—, in Halbfranz gebunden M. 12.50.

III. Band mit Beiheft: **Die Bergmannssprache in der Sarepta des Johann Mathesius** von E. Göpfert. 8°. IV, 382 und 107 S. 1902.
Geheftet M. 12.50, in Halbfranz gebunden M. 15.—; Beiheft einzeln M. 3.—.

IV. Band. 8°. IV, 352 S. 1903. Geheftet M. 10.—, in Halbfranz geb. M. 12.50.

V. Band mit Wortregister zu Band I—V. 8°. IV, 345 S. 1903/04.
Geheftet M. 10.—, in Halbfranz gebunden M. 12.50.

VI. Band mit Beiheft: **Beiträge zu einem Goethe-Wörterbuch** von W. Kühlewein und Th. Bohner. 8°. IV, 382 und 192 S. 1904/05.
Geheftet M. 14.50, in Halbfranz gebunden M. 17.—; Beiheft einzeln M. 5.—.

VII. Band. 8°. IV, 372 S. mit einem Bildnis von Moriz Heyne in Lichtdruck. 1905/06. Geheftet M. 10.—, in Halbfranz geb. M. 12.50.

VIII. Band. 8°. IV, 380 S. 1906/07. Geheftet M. 10.—, in Halbfranz geb. M. 12.50.

IX. Band mit Beiheft: **Der Wortschatz von Lübeck.** Probe planmäßiger Durchforschung eines mundartlichen Sprachgebietes. Von Colmar Schumann. 8°. IV, 232 und III, 90 S. 1907.
Geheftet M. 12.—, in Halbfranz geb. M. 14.50, Beiheft einzeln M. 2.50.

X. Band. 8°. IV, 269 S. und Wortregister zu Band VI—X. Mit dem Bildnis von A. Gombert in Lichtdruck. 1908/09.
Geheftet M. 10.—, in Halbfranz gebunden M. 12.50.

XI. Band unter der Presse.

Ankündigung: Wölfflins „Archiv für lateinische Lexikographie" ist das Vorbild, dem unsere Zeitschrift nacheifern wird. Welche Aufgaben die neuere Wortforschung zu lösen hat, ist auf dem germanischen Sprachgebiet durch großartige Unternehmungen, wie das Grimmsche Wörterbuch, das New English Dictionary, das niederländische und das schwedische Wörterbuch veranschaulicht und durch Hermann Pauls bekannten Aufsatz „über die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie" begründet worden. Auch die Berichte, welche der Öffentlichkeit über die Vorbereitungen des Thesaurus linguae Latinae unterbreitet werden, zeigen der deutschen Sprachforschung, daß wir jetzt, wo das Grimmsche Wörterbuch seinem Abschluß naht, für unser geliebtes Deutsch Ziele und Aufgaben der Wortforschung erweitern und vertiefen müssen, wenn wir dem Thesaurus linguae Latinae nachstreben wollen. Unser neues Unternehmen will den altbewährten Zeitschriften keinen Abbruch tun, auch nicht die Zahl der allgemein germanistischen Fachblätter vermehren. Es will eine Sammelstätte sein, in dem die Nachträge und Berichtigungen zu unsern großen Wörterbüchern eine Unterkunft finden bis zu einer endgültigen Aufarbeitung. Es will durch Klärung über Wesen und Inhalt der Wortforschung die großen Aufgaben der Zukunft vorbereiten und einleiten. Es will der Gegenwart dienen, indem es durch ernsthafte Einzelarbeit das Verständnis der Muttersprache belebt und vertieft.

VORGESCHICHTE
DER
ALTGERMANISCHEN DIALEKTE
VON
FRIEDRICH KLUGE.

Der zweiten verbesserten und vermehrten Auflage zweiter Abdruck.

Mit einem Anhang:
GESCHICHTE DER GOTISCHEN SPRACHE.

Sonderabdruck aus der zweiten Auflage von Pauls Grundriss der germanischen Philologie.

Lex. 8°. XVI und S. 323—517 und 10 S. Register. 1906.
Geheftet M. 4.50, in Leinwand gebunden M. 5.50.

„Mit Meisterschaft hat Kluge die noch schwerere Aufgabe gelöst, die „Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte", d. h. die aus der Sprachvergleichung erschlossene älteste (vorhistorische) Gestalt der germanischen Sprache auf 100 Seiten so darzustellen, dass neben den als sicher zu betrachtenden Ergebnissen der bisherigen Forschung auch noch schwebende Fragen und künftige Aufgaben berührt werden."

L. Tobler, Litteraturblatt f. germ. u. rom. Philologie 1890 S. 135.

GESCHICHTE
DER
ENGLISCHEN SPRACHE
VON
FRIEDRICH KLUGE.
MIT BEITRÄGEN VON D. BEHRENS UND E. EINENKEL.

DER ZWEITEN VERBESSERTEN AUFLAGE ZWEITER ABDRUCK.

Sonderabdruck aus der zweiten Auflage von Pauls Grundriss der germanischen Philologie.

MIT EINER KARTE.

Lex. 8°. IV, S. 926 — 1148 und 14 S. Register. 1904.
Geheftet M. 5.50, in Leinwand gebunden M. 6.50.

„... Der Geschichte der englischen Sprache ist mit Recht ein erheblicher Raum überlassen worden. Kluge bespricht zunächst die Einwirkung fremder Sprachen, namentlich des Skandinavischen (über die Stellung des Französischen in England und die Elemente, die es der heimischen Sprache zugeführt hat, handelt die beigegebene Erörterung von Behrens eingehender) und die Schriftsprache und verfolgt dann im Einzelnen die Entwickelung der Laute und Flexionen durch die alt- und mittelenglische Periode bis zur Zeit Shakespeare's. Kluge's Arbeit, welche die Resultate der Studien Anderer bequem zugänglich macht und mit einer Fülle eigener Bemerkungen verbindet, verdient volle Anerkennung. Dankenswert ist es, dass Einenkel eine Syntax beigesteuert hat, welche hauptsächlich auf der Sprache des 14. Jahrhunderts beruht . . ."

Literar. Centralblatt 1892, Nr. 8.

Von Luther bis Lessing.

Sprachgeschichtliche Aufsätze

von

Friedrich Kluge,

Professor an der Universität Freiburg i. Br.

Vierte durchgesehene Auflage.

8°. VII, 253 S. mit einem Kärtchen. 1904. Preis M. 4.—, gebunden M. 5.—

Inhalt: Kirchensprache und Volkssprache. — Maximilian und seine Kanzlei. — Luther und die deutsche Sprache. — Schriftsteller und Buchdrucker. — Schriftsprache und Mundart in der Schweiz. — Oberdeutscher und mitteldeutscher Wortschatz. — Niederdeutsch und Hochdeutsch. — Latein und Humanismus. — *Ideal und Mode. — Oberdeutschland und die Katholiken. — *Goethe und die deutsche Sprache. — Anhang: Zeittafeln zur neuhochdeutschen Sprachgeschichte; Namen- und Sachregister; Wortregister.

* Die neue Auflage ist um diese beiden Aufsätze vermehrt.

Urteile der Presse über die bisherigen Auflagen:

„Es muss mit allem Nachdrucke betont werden, dass Kluges Schrift eine sehr lehrreiche und für den grösseren Leserkreis, für den sie bestimmt, hocherwünschte ist." *Deutsche Litteraturzeitung 1888 Nr. 14.*

„Das lebendige Interesse der Gebildeten für die deutsche Sprache und ihre Geschichte ist, wie man mit Genugthuung wahrnehmen kann, augenblicklich lebhafter denn je. Die Schrift Kluges, in welcher die wichtigsten, für die Bildung unserer neuhochdeutschen Schriftsprache massgebenden Momente gemeinverständlich besprochen werden, darf daher auf einen ausgedehnten dankbaren Leserkreis rechnen." *Schwäb. Merkur II. Abt. 1. Bl. v. 9. Dez. 1887.*

„Der Verfasser der vorliegenden Aufsätze zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache hat bereits bewiesen, dass er es vortrefflich versteht, für einen grösseren Leserkreis zu arbeiten, ohne der strengen Wissenschaftlichkeit dadurch Abbruch zu thun. Er weiss seine Forschungen in ein Gewand zu kleiden, welches auch Nicht-Fachleute anzieht; er stösst nicht ab durch zu viele Citate, durch störende Anmerkungen und weitläufige Exkurse; er greift geschickt die interessantesten Probleme heraus und behandelt sie mit leichter Feder, so dass auch der Laie gereizt wird, weiter zu lesen. Und sollte es nicht ein Verdienst sein, gerade die ebenso schwierigen als wichtigen und interessanten Fragen, die sich an die Geschichte der Ausbildung unseres schriftlichen Ausdruckes anknüpfen, in weitere Kreise zu tragen, insbesondere auch die Schule dafür zu gewinnen? Die Schule, die sich der germanistischen Forschung gegenüber sonst so spröde verhält? Wenn Kluge mit der vorliegenden Schrift in Lehrerkreisen denselben Erfolg erzielt, wie mit seinem etymologischen Wörterbuche, so verdient er schon deswegen die wärmste Anerkennung. . . ."
Literarisches Centralblatt 1888 Nr. 34.

„Nicht mit dem Anspruche, eine vollständige Geschichte der deutschen Sprache zu bieten, tritt Kluge auf, er will in einer „Reihe unverbundener Aufsätze" nur „zusammenfassen, was Fachleute vor und seit Jakob Grimm über ein paar sprachwissenschaftliche Probleme ermittelt haben." Diese Aufsätze aber fügen sich von selbst zu einem innerlich zusammenhängenden Ganzen, sodass wir hier in der That eine höchst anziehende Darstellung der Lebensgeschichte unseres Neuhochdeutsch von seinen Anfängen um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vor uns haben. . . . ."
Die Grenzboten 1888 Nr. 19.

Rotwelsch.

Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen

von

Friedrich Kluge
Professor an der Universität Freiburg i. B.

I.

Rotwelsches Quellenbuch.

Gr. 8°. XVI, 495 S. 1901. Preis M. 14.—.

„Der Landstreicher- und Gaunersprache verdankt so manches deutsche Wort Ursprung und Ausbildung, z. B. blechen (zahlen), foppen, Gauner, Hochstapler, Kluft (Kleid), pumpen (borgen). Deshalb wurde ein zuverlässiges und umfassendes Wörterbuch des »Rotwelsch« schon längst von den deutschen Lexikographen als dringendes Bedürfnis empfunden. Nicht minder wäre dem Criminalisten aus praktischen Gründen ein derartiges kritisch gesichtetes Werk sehr erwünscht. Um so freudiger ist es zu begrüssen, dass Prof. Kluge in Freiburg i. B. sich dieser mühevollen Aufgabe unterzogen und zunächst als Grundlage und Vorläufer des geplanten rotwelschen Wörterbuchs vorliegende Sammlung meist seltener Quellen herausgegeben hat. Sie enthält von der ersten Erwähnung des Wortes »Rotwelsch« an (in Hahns Passional ums Jahr 1250) bis zur Gegenwart 157 Nummern, meist in vollständigem Abdruck soweit Gaunerwörter in Betracht kommen, mit Ausnahme weniger Vocabulare, deren lexikalische Einarbeitung jedoch in Aussicht gestellt ist. Der Verf. hat durch genaue Vergleichung der bisher bekannten Quellen ihr Abhängigkeitsverhältnis, ihren selbständigen Wert oder ihre Fehlerhaftigkeit und Wertlosigkeit festgestellt und mit Hülfe der deutschen Archiv- und Bibliotheksverwaltungen viel wertvolles Material aus Druckschriften und Acten mitgeteilt. Aus der reichen Fülle des Gebotenen heben wir die dankenswerte Ausgabe des Liber vagatorum von ca. 1510 in hochdeutscher, niederdeutscher und niederrheinischer Fassung nebst Bibliographie hervor, die auf den Vorarbeiten des 1879 verstorbenen Gelehrten Josef Wagner beruht; ferner das »älteste Zigeunerisch« von 1542 (S. 91, vgl. S. 241) und als Anhang »die Sprache der Handwerksburschen«, sowie die Darstellung der noch lebenden Krämersprachen in Hohenzollern, Schwaben, Hessen, Westfalen, in der Pfalz, auf der Eifel und des »Hennese-Flick« in Breyell (Reg.-Bez. Düsseldorf, unweit der holländischen Grenze). Auch interessante Abbildungen sind beigefügt: eine Anzahl Mordbrennerzeichen des 16. Jahrhs. (S. 97—110), drei Gaunerwappen von 1606 (S. 126) und zwei Zinken (Gaunerzeichen, S. 495). Möge es dem verehrten Verf. bald vergönnt sein, mit frischen Kräften an den noch ausstehenden zweiten Teil seines verdienstlichen Werkes, das »rotwelsche Wörterbuch«, die letzte Hand zu legen."

Literarisches Centralblatt vom 30. August 1902.

ENGLISH ETYMOLOGY.

A SELECT GLOSSARY
SERVING AS AN INTRODUCTION TO THE HISTORY
OF THE ENGLISH LANGUAGE

BY

F. KLUGE AND F. LUTZ.

8°. VIII, 234 S. 1898. Geheftet M. 4.—, in Leinwand geb. M. 4.50.

Soeben erschien:

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache

von

Friedrich Kluge

Professor an der Universität Freiburg i. Br.

Siebente verbesserte und vermehrte Auflage.

1. Lieferung: A—Fohlen; **2. Lieferung:** Föhn—Leumund.
Preis der ersten und zweiten Lieferung (zusammen 36 Bogen von je 8 Seiten Lex. 8°): *M.* 5.—

Ankündigung.

Vor dem Erscheinen der ersten Auflage von **Kluges Etymologischem Wörterbuch** hat es eine lexikalische Bearbeitung der Etymologie unseres modernen Sprachschatzes nicht gegeben. Der Erfolg der seit dem Jahre 1884 erschienenen sechs Auflagen und die Anerkennung, welche dem Buche zuteil geworden, haben gezeigt, wie richtig der Gedanke war, die Ergebnisse des anziehendsten und wertvollsten Teiles der wissenschaftlichen Wortforschung, den über die Entstehung und Geschichte der einzelnen Wörter unseres Sprachschatzes, in knapper lexikalischer Darstellung zusammenzufassen.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, Form und Bedeutung jedes Wortes bis zu seiner Quelle zu verfolgen, die Beziehungen zu den klassischen Sprachen in gleichem Maße betonend wie das Verwandtschaftsverhältnis zu den übrigen germanischen und den romanischen Sprachen; auch die entfernteren orientalischen, sowie die keltischen und die slavischen Sprachen sind in allen Fällen herangezogen, wo die Forschung eine sichere Verwandtschaft festzustellen vermag.

Die vorliegende neue Auflage, die auf jeder Seite Besserungen und Zusätze aufweist, hält an dem früheren Programm des Werkes fest, strebt aber wiederum nach einer Vertiefung und Erweiterung der wortgeschichtlichen Probleme und ist auch diesmal bemüht, den neuesten Fortschritten der etymologischen Wortforschung gebührende Rechnung zu tragen. Am besten aber veranschaulichen einige Zahlen die Vervollständigung des Werkes seit seinem ersten Erscheinen: die Zahl der Stichworte hat sich von der ersten zur siebenten Auflage vermehrt im Buchstaben A: von 130 auf 346 (6. Aufl. 280); B: von 378 auf 608 (6. Aufl. 520); D: von 137 auf 238 (6. Aufl. 200); E: von 100 auf 202 (6. Aufl. 160); F: von 236 auf 454 (6. Aufl. 329).

Die neue Auflage wird in drei bis vier Lieferungen, zum Gesamtpreise von voraussichtlich M. 9.— für das broschierte Exemplar, erscheinen und im November des Jahres 1909 vollständig vorliegen!

Sonderabdrücke aus der zweiten Auflage von „Pauls Grundriss der germanischen Philologie".

Amira, K. v., Grundriss des germanischen Rechts. Mit Register. Der zweiten verbesserten Auflage zweiter Abdruck. VI, 184 S. 1901. M. 4.—, in Lwd. geb. M. 5.—.

Behaghel, Otto, Geschichte der deutschen Sprache. Mit einer Karte. Der zweiten verbesserten Auflage dritter Abdruck, IV und (I. Band) S. 650—780 und 9 S. Register. 1905. M. 4.—, in Lwd. geb. M. 5.—.

Brandl, Alois, Geschichte der altenglischen Literatur. I. Teil: Angelsächsische Periode bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts. XII, 204 S. 1908. M. 4.80, in Lwd. geb. M. 5.60.

Bremer, O., Ethnographie der germanischen Stämme. Zweiter Abdruck. Mit 6 Karten. XII, 225 S. 1904. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Jellinghaus, Hermann, Geschichte der mittelniederdeutschen Literatur. IV, 56 S. 1902. M. 1.50.

Kluge, Friedrich, Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte. Mit einem Anhang: Geschichte der gotischen Sprache. Der 2. verbesserten Auflage 2. Abdruck. XVI und (I. Band) S. 323—517 und 10 S. Register. 1906. M. 4.50, in Lwd. geb. M. 5.50.

— — Geschichte der englischen Sprache. Mit Beiträgen von D. Behrens und E. Einenkel. Der zweiten verbesserten Auflage zweiter Abdruck. Mit einer Karte. VI und (I. Band) S. 926—1148 und 14 S. Register. 1904. M. 5.50, in Lwd. geb. M. 6.50.

Koegel, Rudolf, und **Wilhelm Bruckner,** Geschichte der althoch- und altniederdeutschen Literatur. IV, 132 S. 1901. M. 3.—, in Lwd. geb. M. 4.—.

Luick, K., Geschichte der heimischen englischen Versarten. IV, 41 S. 1905. M. 1.—.

Mogk, Eugen, Germanische Mythologie. Der 2. verbesserten Auflage zweiter Abdruck. VI, 177 S. 1907. M. 4.50, in Lwd. geb. M. 5.50.

— — Geschichte der norwegisch-isländischen Literatur. Mit Register. VIII, 386 S. 1903. M. 9.—, in Lwd. geb. M. 10.—.

Noreen, Adolf, Geschichte der nordischen Sprachen. Der 2. verbesserten Auflage 2. Abdruck. IV, 140 S. mit Register. 1905. M. 4.—, in Lwd. geb. M. 5.—.

Paul, Hermann, Geschichte der germanischen Philologie. IV und (I. Band) S. 9—158 und 23 S. Register. 1897. M. 4.—.

— — Methodenlehre der germanischen Philologie. IV und (I. Band) S. 159—247. 1897. M. 2.—.

— — Deutsche Metrik. III, 102 S. 1905. M. 2.50.

Schück, H., Geschichte der schwedisch-dänischen Literatur. 17 S. 1904. M. —.60.

Siebs, Th., Geschichte der friesischen Literatur. IV, 34 S. 1902. M. 1.—.

Sievers, E., Altgermanische Metrik. 2. verbess. Auflage, durchgesehen von Friedrich Kauffmann u. Hugo Gering. IV, 38 S. 1905. M. 1.—.

Symons, B., Germanische Heldensage. Mit Register. Der 2. verbesserten Auflage 2. Abdruck. VII, 138 S. 1905. M. 3.50, in Lwd. geb. M. 4.50.

Vogt, Friedrich, Geschichte der mittelhochdeutschen Literatur. 2. verbess. Aufl. 2. Abdr. VIII, 202 S. 1906. M. 4.50, in Lwd. geb. M. 5.50.

te Winkel, Jan, Geschichte der niederländischen Sprache. Mit einer Karte. IV u. (I. Band) S. 781—925 u. 6 S. Register. 1898. M. 5.—.

— — Geschichte der niederländischen Literatur. IV, 102 S. 1902. M. 2.50, in Lwd. geb. M. 3.50.

DEUTSCHE GRAMMATIK

GOTISCH, ALT-, MITTEL- UND NEUHOCHDEUTSCH

VON

W. WILMANNS

ord. Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Bonn.

Erste Abteilung: **Lautlehre.** Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8°. XVI, 425 S. 1897. M. 8.—, in Halbfranz gebunden M. 10.—.

Zweite Abteilung: **Wortbildung.** Zweite Auflage. Gr. 8°. XVI, 671 S. 1899. M. 12.50, in Halbfranz gebunden M. 15.—.

Dritte Abteilung: **Flexion.** Erste Hälfte: Verbum. Erste und zweite Auflage. Gr. 8°. X, 315 S. 1906. M. 6.—, in Halbfranz gebunden M. 8.—.

— — — — Zweite Hälfte: Nomen und Pronomen. Erste und zweite Auflage. Gr. 8°. VIII, S. 317—772. 1909. M. 9.—, in Halbfranz gebunden M. 11.—

Das Werk wird in vier Abteilungen erscheinen: Lautlehre, Wortbildung, Flexion, Syntax. Eine fünfte, die Geschichte der deutschen Sprache, wird sich vielleicht anschliessen.

„. . . Es ist sehr erfreulich, dass wir nun ein Buch haben werden, welches wir mit gutem Gewissen demjenigen empfehlen können, der sich in das Studium der deutschen Sprachgeschichte einarbeiten will, ohne die Möglichkeit zu haben, eine gute Vorlesung über deutsche Grammatik zu hören: in Wilmanns wird er hierzu einen zuverlässigen, auf der Höhe der jetzigen Forschung stehenden Führer finden. Aber auch dem Studierenden, der schon deutsche Grammatik gehört hat, wird das Buch gute Dienste leisten zur Wiederholung und zur Ergänzung der etwa in der Vorlesung zu kurz gekommenen Partien. Jedoch auch der Fachmann darf die Grammatik von W. nicht unberücksichtigt lassen. Denn alle in Betracht kommenden Fragen sind hier mit selbständigem Urteil und unter voller Beherrschung der Literatur erörtert. . ."

W. B., Literarisches Centralblatt 1893 Nr. 40.

„....On ne saurait donc trop recommander la lecture assidue de ce livre, non seulement aux germanistes de profession ou aux étudiants qui aspirent à le devenir, mais encore et surtout aux professeurs d'allemand de nos lycées et collèges."

Revue critique 1906 Nr. 39.

Soeben erschien:

GRUNDRISS
DER
VERGLEICHENDEN GRAMMATIK
DER
INDOGERMANISCHEN SPRACHEN.

KURZGEFASSTE DARSTELLUNG

der Geschichte des Altindischen, Altiranischen (Avestischen und Altpersischen) Altarmenischen, Altgriechischen, Albanesischen, Lateinischen, Umbrisch-Sammitischen, Altirischen, Gotischen, Althochdeutschen, Litauischen und Altkirchenslavischen.

von **KARL BRUGMANN**
ord. Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft in Leipzig.

und **BERTHOLD DELBRÜCK**
ord. Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachkunde in Jena.

Zweiter Band.

LEHRE VON DEN WORTFORMEN UND IHREM GEBRAUCH.

Von **Karl Brugmann.**

Zweite Bearbeitung.

Zweiter Teil, 1. Lieferung: Gr. 8°. 424 S. 1909. *M* 11.—

Zahlwörter. Die drei Nominalgenera. Kasus- und Numerusbildung der Nomina. Pronominalstämme und Kasus- und Numerusbildung der Pronomina.

Früher erschienen:

I. Band: EINLEITUNG UND LAUTLEHRE von **Karl Brugmann,** Zweite Bearbeitung. 1. Hälfte (§ 1—694). Gr. 8°. XL, 622 S. 1897. M. 16.—.

— — — 2. Hälfte (§ 695—1084 und Wortindex zum 1. Band). Gr. 8°. IX u. S. 623—1098. 1897. M. 12.—.

Beide Hälften in einem Band in Halbfranz geb. M. 31.—.

II. Band: LEHRE VON DEN WORTFORMEN UND IHREM GEBRAUCH von **Karl Brugmann,** Zweite Bearbeitung, I. Teil: Allgemeines, Zusammensetzung (Komposita), Nominalstämme. Gr. 8°. XV, 688 S. 1906.
M. 17.50, in Halbfranz geb. M. 20.—.

INDICES (Wort-, Sach- und Autorenindex) von **Karl Brugmann.** Gr. 8°. V, 236 S. 1893. M. 6.—, in Halbfranz geb. M. 8.50.

III. Band: SYNTAX von **B. Delbrück.** 1. Teil. Gr. 8°. VIII, 774 S. 1893. M. 20.—, in Halbfranz geb. M. 23.—.

IV. Band: — — 2. Teil. Gr. 8°. XVII, 560 S. 1897.
M. 15.—, in Halbfranz geb. M. 18.—.

V. Band: — — 3. (Schluss-) Teil: Satzlehre. Mit Indices (Sach-, Wort- und Autoren-Index) zu den drei Teilen der Syntax von C. Cappeller. Gr. 8°. XX, 606 S. 1900.
M. 15.—, in Halbfranz geb. M. 18.—.

KURZE VERGLEICHENDE GRAMMATIK

DER

INDOGERMANISCHEN SPRACHEN.

Auf Grund des fünfbändigen „Grundrisses der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen von K. Brugmann und B. Delbrück" verfasst

VON

KARL BRUGMANN.

1. Lieferung: *Einleitung und Lautlehre.* Gr. 8°. VI, 280 S. 1902. Geheftet M. 7.—, in Leinwand geb. M. 8.—.
2. Lieferung: *Lehre von den Wortformen und ihrem Gebrauch.* Gr. 8°. VIII und S. 281—622 mit 4 Tabellen. 1903. Geheftet M. 7.—, in Leinwand geb. M. 8.—.
3. (Schluß-)Lieferung: *Lehre von den Satzgebilden und Sach- und Wörterverzeichnis.* Gr. 8°. XXII und S. 623—774. 1904. Geheftet M. 4.—, in Leinwand gebunden M. 5.—.

Zusammen in einen Band geheftet M. 18.—, gebunden in Leinwand M. 19.50, gebunden in Halbfranz M. 21.—.

„... Über das Bedürfnis eines solchen Werkes dürfte kein Zweifel bestehen; es ist freudig zu begrüssen, dass der dazu am meisten Berufene, der Begründer des Grundrisses, diese Arbeit selbst übernahm, dass er selbst das grössere Werk in ein Compendium umzuarbeiten sich entschloss. Natürlich musste der Stoff innerlich wie äusserlich gekürzt werden. Das letztere geschah durch Beschränkung auf Altindisch, Griechisch, Lateinisch, Germanisch und Slavisch, das erstere durch Einschränkung des Belegmaterials und Weglassung von weniger wichtigen Dingen, wie z. B. des Abschnittes über den idg. Sprachbau im allgemeinen; die phonetischen Bemerkungen enthalten nur die zum Verständnis einer Lautlehre nötigen Angaben.... Man staunt, dass es dem Verf. trotz aller Kürzungen gelungen ist, innerhalb des gewählten Rahmens den Stoff des Grundrisses so vollständig wiederzugeben. Präcision und Sachlichkeit des Ausdruckes, sowie eine straffe Disposition haben dies ermöglicht; der Klarheit der Darstellung entspricht die übersichtliche Anordnung des Stoffes...."

A. Thumb, Literaturblatt für german. und roman. Philologie 1903, Nr. 5.

KARL BRUGMANN und AUGUST LESKIEN, **Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen.** 8°. 38 Seiten. 1907. M. —.80. (I. Die neuesten Weltsprachenprojekte. Von K. Brugmann. II. Zur Kritik des Esperanto. Von A. Leskien.)

— — **Zur Frage der Einführung einer künstlichen internationalen Hilfssprache.** Sonderabdruck aus Band XXII der "Indogermanischen Forschungen". 8°. 32 Seiten. 1908. M. —.60.

HISTORISCHE NEUENGLISCHE GRAMMATIK

VON

DR. WILHELM HORN
AO. PROFESSOR DER ENGLISCHEN PHILOLOGIE
AN DER UNIVERSITÄT GIESSEN.

I. TEIL: LAUTLEHRE.

MIT EINER KARTE.

Gr. 8°. XVI, 239 S. 1908. Geheftet ℳ 5.50, in Leinwand gebunden ℳ 6.—.

„ . . . Die jüngsten und bekanntesten Leistungen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Sprachforschung sind Sweets „New English Grammar" und Kaluzas „Historische Grammatik der englischen Sprache". Zu diesen Hilfsmitteln tritt nun Horns Historische neuenglische Grammatik hinzu. Der erste Teil dieses Werkes enthält eine übersichtliche Darstellung der Entwicklung der Qualität und Quantität der englischen Laute, wobei von der Sprache Chaucers ausgegangen wird. In Aussprachefragen hat der Verfasser Gelehrte aus verschiedenen Teilen des englischen Sprachgebietes zu Rate gezogen. Auf Einzelheiten soll hier um so weniger eingegangen werden, als es gerade im Englischen besonders schwer ist, in jedem Falle die beste Aussprache fest zu bestimmen. So wird z. B. für *again* die Aussprache mit kurzem und mit diphthongischem *e* im allgemeinen als gleichwertig hingestellt, während mancher die letztere Aussprache als die bessere bezeichnet. Einige verlangen einen Unterschied in der Aussprache des *w* in *which* und *with* auch fürs Südenglische, andere nicht. Das *t* in *often*, das die Grammatik (auch Horn, S. 148) für stumm erklärt, wird in sorgfältiger Aussprache oft gehört. Horns vorzügliche Arbeit ist allen, die tiefer in die Kenntnis des heutigen Englisch eindringen wollen, aufs wärmste zu empfehlen. . . . " *Neue Philologische Rundschau 1908 Nr. 20.*

„Das vorliegende Werk bildet den ersten Teil einer historischen neuenglischen Grammatik. Die einschneidenden Abschnitte behandeln das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache; eingehender wird die Entwicklung der Orthographie besprochen. Es folgt eine Darstellung der Quellen der Lautgeschichte; hier werden die wichtigsten Grammatikerzeugnisse angeführt; endlich bespricht Horn die Reime und die heutigen Mundarten als Quelle der Erkenntnis für die Lautentwicklung. Den Hauptteil des Bandes bildet die Darstellung der Geschichte der einzelnen Laute. Ihr schließt sich eine kurze Übersicht über die Entwicklung der Laute an. Die Darstellung zeichnet sich aus durch Übersichtlichkeit und Klarheit. Zahlreiche Beispiele erleichtern das Verständnis; alle Einzelheiten sind in die Anmerkungen verwiesen. Vieles, was bisher in Einzeluntersuchungen zerstreut war, findet sich hier bequem vereinigt. Das Buch wird sicher dem Studierenden eine willkommene Hülfe bei Universitätsvorlesungen sein." *Literarisches Zentralblatt 1908 Nr. 32.*

„ . . . Ce livre sera, outre son intérêt pour l'histoire de la langue, précieux au point de vue pratique pour l'enseignement de l'anglais; le professeur ou l'étudiant trouvera ici, en se reportant à l'index des mots cités, un guide parfaitement sûr pour la prononciation." *Revue critique 9 Sept. 1908.*

Siebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch.

Mit Benützung der Sammlungen Johann Wolffs

herausgegeben vom

Ausschuß des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.

1. und 2. Lieferung. Bearbeitet von Adolf Schullerus.

1. Lieferung: Lex. 8°. LXXII, 96 Seiten. 1908. ℳ 4.—.
2. Lieferung: S. 97—256. 1909. ℳ. 4.—.

Das auf etwa 3 Oktavbände von je 60 Bogen berechnete siebenbürgische Wörterbuch wird in Lieferungen von je 10 Bogen ausgegeben, die in kurzen Abständen einander folgen werden. Für die Sprachforschung ist das Werk von größter Bedeutung, da es das für die Kenntnis älterer und neuerer Dialekte unendlich wichtige siebenbürgische Sprachgut, das sich in seiner Abgeschlossenheit urwüchsig und kräftig erhalten hat, in Vollständigkeit dem Forscher erschließt. Schon Leibniz hatte die Notwendigkeit eines Wörterbuchs der siebenbürgischen Mundart betont. In Jahrhunderte langer Sammelarbeit haben die besten Männer Siebenbürgens die Anregung zu verwirklichen gesucht, und der Verein für siebenbürgische Landeskunde hat es als Ehrenpflicht angesehen, für die Verwirklichung der Leibnizischen Forderung seine Kräfte einzusetzen. *Eine gleiche Reichhaltigkeit sprachgeschichtlichen und volkskundlichen Materials ist noch in keinem Dialektwörterbuch geboten worden.*

Die ungarische Sprache

Geschichte und Charakteristik

von

Dr. Siegmund Simonyi,

o. ö. Professor der ungarischen Sprachwissenschaft
an der Universität Budapest.

Mit einer Facsimile-Tafel des ältesten ungarischen Sprachdenkmals, Leichenrede von 1200.

Gr. 8°. VIII, 444 Seiten. 1907.

Geheftet ℳ 9.50, in Leinwand gebunden ℳ 10.—.

„ . . . Dieses ausgezeichnete Werk, eine Bearbeitung des bereits in zweiter Auflage erschienenen Buches „A magyar nyelv", erfüllt seinen Zweck, in knappen Umrissen die Eigenheiten des ungarischen Sprachbaues und die wichtigsten Momente der ungarischen Sprachforschung, mit besonderer Rücksicht auf die allgemeine und indogermanische Sprachforschung, vorzuführen, in eminenter Weise. Bei strengster Wissenschaftlichkeit befleißt er sich einer Klarheit und Leichtverständlichkeit, die die Lektüre auch dem Laien zum Genusse macht. Es ist ein Buch, das der ungarischen Wissenschaft zur Ehre gereicht, und wir freuen uns, daß der Verfasser es dem deutschen Publikum zugänglich gemacht hat." *Neues Pester Journal 1. Dezember 1907.*

WÖRTERBUCH
DER
ELSÄSSISCHEN MUNDARTEN

BEARBEITET VON

E. MARTIN und **H. LIENHART**

IM AUFTRAGE DER LANDESVERWALTUNG VON ELSASS-LOTHRINGEN.

Erster Band. Lex.-8°. XVI, 800 S. 1899.
Geheftet M. 20.—, in Halbfranz gebunden M. 22.50.

Zweiter Band. Mit einem alphabetischen Wörterverzeichnis und einer Mundartenkarte von Hans Lienhart. Lex.-8°. IV, 1160 S. 1907.
Geheftet M. 32.—, in Halbfranz gebunden M. 35.—.

»Das grossangelegte Werk macht einen ausgezeichneten Eindruck und ist hinter der Aufgabe, die es sich stellte, und den Erwartungen, die man ihm entgegenbrachte, nicht zurückgeblieben.... Die Bearbeiter thaten wohl daran, »die Eigentümlichkeit des elsässischen Volkes in Sitte und Glauben, wie sie sich in Redensarten, Sprichwörtern, Volks- und Kinderreimen kundgibt, so weit als möglich zur Darstellung« zu bringen. In diesem litterarischen und kulturgeschichtlichen, völkerpsychologischen Inhalte liegt das Schwergewicht des Werkes.... Wir zweifeln nicht, dass das elsässische Wörterbuch seinen Platz in der ersten Reihe unserer Mundartenwerke einnehmen wird....«

Deutsche Litteraturzeitung 1897, Nr. 50.

«... Reich und frisch, voll Kraft und Anmut zugleich ziehen so die elsässischen Mundarten an uns vorüber, wohlgeordnet von den beiden Bearbeitern, die unsern Dank nicht zuletzt darum verdienen, weil sie in hingebender Arbeit und mit unermüdlicher Tatkraft das große Werk rasch und rüstig zu Ende geführt haben, mancher Befürchtung, mancher widrigen Erfahrung auf andern Gebieten der deutschen Lexikographie zum Trotze. Ihnen danken wir, daß sie eben noch zu rechter Zeit den Sprachschatz einer wichtigen deutschen Mundartengruppe unter Dach gebracht haben, so daß wir uns des Reichtums erfreuen können, wie der Ernte in der Scheuer, daß die Verwertung und Deutung der eingebrachten Schätze nun ungehemmt beginnen kann.»

Zeitschrift für deutsche Wortforschung VIII. Bd. 1907.

Texte und Untersuchungen zur altgermanischen Religionsgeschichte.

Herausgegeben von

FRIEDRICH KAUFFMANN.

Texte: I. Band. **Aus der Schule des Wulfila.** Avxenti Dorostorensis epistvla de fide vita et obitv Wulfilae im Zusammenhang der Dissertatio Maximi contra Ambrosivm. Herausgegeben von Friedrich Kauffmann. Mit einer Schrifttafel in Heliogravüre. 4°. LXV, 135 S. 1899. *M* 16.—

Texte: II. Band. **Die Bruchstücke der Skeireins.** Herausgegeben und erklärt von Dr. Ernst Dietrich. Mit einer Schrifttafel in Kupferätzung. 4°. LXXVIII, 36 S. 1903. *M* 9.—

Untersuchungen: I. Band. **Balder.** Mythus und Sage nach ihren dichterischen und religiösen Elementen untersucht von Friedrich Kauffmann. 8°. XII, 308 S. 1902. *M* 9.—

ALTIRANISCHES WÖRTERBUCH

VON

CHRISTIAN BARTHOLOMAE.

Lex. 8°. XXXII, 1000 Seiten (2000 Spalten) 1904.
Geheftet M. 50.—, in Halbfranz gebunden M. 53.—.

„ . . . Das neue Werk Bartholomaes steht auf der Höhe der Wissenschaft unserer Zeit und bildet wie den Abschluß der bisherigen so die Grundlage der künftigen Forschung; es ist für unsere Fachwissenschaft ein epochemachendes Buch, nach dessen Erscheinen es keinem Sprachforscher mehr gestattet ist, am Iranischen, wo es immer in Betracht kommt, achtlos vorüberzugehen, wie es in letzter Zeit nur zu oft geschehen ist. . . ."

Literarisches Zentralblatt 1904, Nr. 49.

„ . . . Ein monumentum aere perennius hat sich der verfasser mit diesem großartigen werk errichtet. Das werk Bartholomaes wird für lange zeiten maßgebend sein, nicht nur — was selbstverständlich — auf iranischem, sondern auch auf arischem und sogar allgemein indogermanischem gebiet.

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes XIX. Bd., Heft 1 (Johansson).

ZUM ALTIRANISCHEN WÖRTERBUCH

Nacharbeiten und Vorarbeiten.

VON

CHRISTIAN BARTHOLOMAE.

Beiheft zum XIX. Band der „Indogermanischen Forschungen".
8°. XIII, 287 Seiten. 1906. M. 10.—

Der Verfasser des monumentalen Altiranischen Wörterbuchs gibt in dieser Schrift zahlreiche wertvolle Erklärungen, Nachträge und Berichtigungen, ebenso eine Reihe wissenschaftlicher Auseinandersetzungen bezüglich unklarer oder mißverstandener Stellen.

Die Gathas des Awesta.

Zarathushtra's Verspredigten

übersetzt von

Christian Bartholomae.

8°. X, 133 S. 1905. Geheftet ℳ 3.—, in Leinwand gebunden ℳ 3.60.

„. . . . Wer sich mit den Grundlehren des Zoroastrismus bekannt machen will, wer die geistvolle Interpretation derselben von einem der ersten Iranisten kennen lernen will, der nehme das Buch zur Hand. . . ."

J. Kirste in der *Wiener Zeitschrift f. d. Kunde des Morgenlandes.*

Historisches Schlagwörterbuch

Ein Versuch

von

Otto Ladendorf

8°. XXIV, 365 Seiten. 1906. Geheftet *M* 6.—, gebunden *M* 7.—.

Urteile der Presse:

„Ladendorfs Schlagwörterbuch muß als ein gut gelungener erster Wurf bezeichnet werden, aus dem sich mit der Zeit, ähnlich wie bei den naheverwandten „Geflügelten Worten" Büchmanns, ein Standardwerk seines Arbeitsgebietes entwickeln wird, zumal wenn sich der Verfasser entschließen könnte, auch die Schlagwörter der letztvergangenen Jahrhunderte eingehender zu berücksichtigen, ein dankbares Feld, das noch vielfach brach liegt. Der Titel ist nicht gerade glücklich gefaßt; das Wörtchen „historisch" ist bereits mißverstanden worden, es zielt nicht auf „historische Schlagwörter" (die natürlich ebenfalls einbezogen sind), sondern will die historische Entstehung und Entwicklung der Schlagwörter andeuten. Was das Buch in dieser Hinsicht bietet, ist im ganzen und großen fleißig gesammelt, sorgfältig erwogen und anschaulich dargestellt ..." *Literarisches Zentralblatt 1906, Nr. 15.*

„ . . . . . Wir verstehen unter „Schlagwörtern" solche Ausdrücke (oder auch Wendungen), die in einer bestimmten Zeit zu bestimmten Anwendungen individualisierender Art geprägt und verwertet worden sind. . . . .

Es ist daher dankbar zu begrüßen, daß Ladendorf den kühnen und glücklichen „Versuch" einer erstmaligen Kodifikation gewagt hat. . . . ."

Richard M. Meyer in der *Deutschen Literaturzeitung 1906, Nr. 9.*

„Die Ergebnisse der Schlagwortforschung, dieses jüngsten Zweiges der deutschen Wortforschung, der nicht älter ist als unser Jahrhundert, hat Otto Ladendorf in dem Versuch seines Historischen Schlagwörterbuches zusammengefaßt. Der Verfasser hat sein fleißiges Werk selbst bescheiden als Versuch bezeichnet, und in der Tat, es wäre gewagt, nach so kurzer Zeit des Sammelns mehr bieten zu wollen. Ist doch das Reich der Schlagworte ein weites, unbegrenztes, wie das der verwandten Modewörter und geflügelten Worte, welch letzteres Büchmann und seine Nachfolger nach mehr als 40jähriger Arbeit noch nicht völlig erforscht haben und nie völlig erforschen werden. Derartige Arbeiten können nie abschließend vollendet werden, so wenig die lebende Sprache einen Abschluß kennt — es sind immer nur einzelne Abschnitte, die nach bienenfleißigem Sammeln und Schaffen zu einer annähernden Vollendung gelangen. — . . . Welch eine Fülle von Witz und Geist, von Liebe und Haß, von Kämpfen, Streben und Hoffen kommt in diesen Schlagworten zum Ausdruck! Welch buntes, belustigendes, anregendes Bilderbuch, das man nicht aus der Hand legt, ehe man es ganz durchblättert, durchlesen hat! — Das meiste, was Ladendorf bietet, entstammt dem 19. Jahrhundert, auch die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ist stark von ihm berücksichtigt worden, aber daß auch die Deutschen vor 1750, in den Zeiten Gottscheds, der Sprachreiniger, des Dreißigjährigen Krieges, der Reformation, der Humanisten, Schlagworte kannten, lehrt sein dankenswertes Buch nicht. Da dehnen sich noch weite, fast ganz unerforschte Gebiete, die zu den künftigen Auflagen des „Ladendorf" viel beisteuern werden! — Zur Mitarbeit an diesem Werke, das als würdiges Gegenstück zu Büchmanns Geflügelten Worten bezeichnet werden kann, ist jeder berufen — jeden noch so kleinen Beitrag wird die Verlagsbuchhandlung dankend für den Verfasser entgegennehmen!" *Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 4. Februar 1906, Nr. 28.*

REALLEXIKON

DER

INDOGERMANISCHEN ALTERTUMSKUNDE.

GRUNDZÜGE

EINER

KULTUR- UND VÖLKERGESCHICHTE ALTEUROPAS

VON

O. SCHRADER,

a. o. Professor an der Universität Jena.

Lex. 8°. XL, 1048 S. 1901. Broschirt M. 27.—, in Halbfranz geb. M. 30.—.

„Ein Gelehrter, dessen Name mit der Entwicklung der indogermanischen Altertumskunde schon aufs Engste verknüpft ist, tritt uns hier mit einem neuen bedeutenden Werke entgegen, das sich sowohl durch seine innere Gediegenheit als auch durch seine glückliche Form zahlreiche Freunde verschaffen, ja einem weiten Kreise bald zu einem unentbehrlichen Hilfsbuch werden wird . . .

Schr.s Ziel ist, die ältesten inneren und äusseren Zustände der indogermanischen Völker uns vor Augen zu führen und von da zurückschliessend auch die ihres Stammvolkes. Es geschieht dies an der Hand der geschichtlichen Nachrichten, der ausgegrabenen Altertümer und nicht zum geringsten Teil der Sprache. — Dass auch die Sprachwissenschaft wirklich berufen und befähigt ist, auf die Kultur vorgeschichtlicher Perioden Rückschlüsse zu ziehen, ist im Laufe der letzten Zeit wiederholt bestritten worden, und so sieht sich denn Schr. in der Vorrede veranlasst, auf die Fragen der Methode näher einzugehen. Wir dürfen dabei im wesentlichen seinen Standpunkt als den richtigen anerkennen. Trefflich ist unter anderem das, was über das Mass von Berechtigung gesagt wird, das Schlüssen ex silentio zukommt . . .

Dass überall gleich tief gepflügt wurde, ist ja schon mit Rücksicht auf die Ausdehnung des Arbeitsfeldes und die sehr ungleiche Beschaffenheit seines Bodens von vornherein nicht zu erwarten. Im Grossen und Ganzen haben wir aber allen Grund, Schr. zu seiner Leistung zu beglückwünschen, und besonders die Hauptprobleme der indogermanischen Altertumskunde sind von ihm so trefflich behandelt, dass sich jeder, der sie neuerdings in Angriff nimmt, mit ihm wird auseinandersetzen müssen.

Vor allem wird die übersichtliche Darstellung des bisher Erreichten, die ein Weiterarbeiten sehr erleichtert, dem ganzen Bereich der indogermanischen Altertumskunde zu Statten kommen. Dank und Anerkennung für das schöne Buch gebühren dem Verf. vollauf . . ."

(R. Much in der Deutschen Litteraturzeitung 1902 Nr. 34.)

„... Allzu lange habe ich die geduld des lesers in anspruch genommen, möchte es mir wenigstens in etwa gelungen sein, in ihm die überzeugung zu erwecken, dass jeder philologe, auch jeder anglist, der sein fach nicht mit rein ästhetisch-psychologischer litteraturbetrachtung erschöpft hält, fortan Schrader's reallexikon zu den unentbehrlichen handbüchern wird zählen müssen, die er stets nah zur hand zu haben wünscht. Wir dürfen von dem werke mit dem stolzen gefühle scheiden, dass hier wieder deutschem fleisse und deutscher wissenschaft ein monumentalwerk gelungen ist, das von der gesamten wissenschaftlichen welt als ein *Standard Work* auf unabsehbare zeit mit dankbarkeit und bewunderung für den verfasser benutzt werden wird."

(Max Förster im Beiblatt zur Anglia 1902 Nr. VI).

NEUHOCHDEUTSCHE METRIK.

EIN HANDBUCH

VON

Dr. J. MINOR.

O. Ö. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT WIEN.

ZWEITE, UMGEARBEITETE AUFLAGE.

8°. XIV, 537 Seiten. 1902. M. 10.—, in Leinwand geb. M. 11.—

Urteile der Presse über die erste Auflage.

« . . . Eine systematische und umfassende Behandlung der neuhochdeutschen Metrik zu liefern hat Minor im vorliegenden Werke unternommen. Und wir dürfen sagen, dass er seiner Aufgabe in vorzüglicher Weise gerecht geworden ist. Nicht zwar, dass wir mit seinen Resultaten überall einverstanden wären und in ihnen Abschliessendes erblicken könnten. Das beansprucht er aber auch selbst nicht, sondern wünscht, dass sein Buch zu weiteren Untersuchungen anregen möge. Und gerade in dieser Hinsicht erwarten wir davon die fruchtbarsten Wirkungen. Denn M. hat für die nhd. Metrik einen festen Boden geliefert, von dem aus sie weiter gebaut werden kann. Ganz besonders die Grundfragen: Rhythmus, Quantität, Accent und Takt hat er in eingehender und vorurteilsfreier Weise unter Berücksichtigung früherer Ansichten allseitig untersucht und erwogen. Eine Fülle neuer und treffender Beobachtungen treten da zu Tage. Die Quantität im nhd. Verse, d. h. die wirkliche, nicht mit dem Accent verwechselte, ist unseres Wissens noch nirgends so objectiv untersucht worden. Aus dieser gründlichen Würdigung der Elemente ergeben sich denn auch für die Beurteilung des Versbaus wichtige Resultate. . . Mit dem Ausdruck des Dankes für reiche Belehrung wünschen wir, dass das Buch zum Aufblühen des wissenschaftlichen Betriebes der neuhochdeutschen Metrik Veranlassung geben möge. *W. B. im Literar. Centralblatt. 1894, Nr. 18.*

« . . . Eine reiche Fülle des Stoffes bietet und bewältigt Minor, er schildert ebenso die geschichtliche Entwicklung auch der auswärtigen Formen in Deutschland, wie er das Originaldeutsche der alten und neuen Zeit geschmackvoll würdigt. Und meine ganz besondere Freude sei noch ausgesprochen über die ganz vortreffliche Darstellung des sogenannten Knittelverses, jener freien Behandlung der durch den Reim verbundenen Zeilen mit vier Hebungen, die von zwei unsrer grössten Dichter in zwei ihrer herrlichsten Werke so volkstümlich, wie kunstverständig verwertet sind, von Goethe im „Faust", von Schiller in „Wallensteins Lager". Gerade hier zeigt sich die Meisterschaft des Verfassers in der Darlegung, wie der innere Sinn das Massgebende ist und aus dem lebendigen Gefühl des Dichters der Rhythmus in seiner Mannigfaltigkeit sich entwickelt, wie Freiheit und Ordnung innigst zusammenwirken.»

M. Carrière in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1894, Nr. 104.

DEUTSCHE HELDENSAGEN

von

OTTO LUITPOLD JIRICZEK

Erster Band: Gr. 8°, XII, 331 Seiten. 1898. M. 8.—.

Inhalt: Die Wielandsage; Die Ermanarichsage; Dietrich von Bern und sein Sagenkreis.

Das Markuskreuz vom Göttinger Leinebusch.

Ein Zeugnis und ein Exkurs zur deutschen Heldensage

von

BRUNO CROME.

8°. 49 Seiten. Mit einer Tafel. 1906. M. 1.—.

Eine Untersuchung zur Tell- und Wielandsage an der Hand eines Fundes in der Umgegend von Göttingen.

SYNKRETISMUS

EIN BEITRAG ZUR GERMANISCHEN KASUSLEHRE

VON

B. DELBRÜCK

8°. VII, 276 Seiten. 1907. M. 7.—.

„Wir besitzen eine vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen — Delbrück selbst hat sie geschrieben —, aber noch keine germanische Syntax. Dieses Mißverhältnis muß jeder bedauern, der sich in irgend einer Frage der germanischen Wortfügung einmal ernstlich um Erkenntnis bemüht hat. Auch D. empfindet die Lücke, denn er nennt sein Buch eine Vorarbeit für eine vergleichende Syntax der germanischen Dialekte. Es liegt auf der Hand, daß die germanische Syntax, so gut wie die „urgermanische Grammatik", ja mehr als diese, einen Januskopf haben muß. Die durch Kombination der historischen Dialekte gewonnenen Ergebnisse müssen an den Verhältnissen der Grundsprache, soweit diese bisher sicher erschlossen sind, gemessen werden, — oder umgekehrt. D. macht es umgekehrt, wie das von dem vergleichenden Sprachforscher, dem Kenner des Altindischen selbstverständlich zu erwarten war.

Es ist nahezu in allen Stücken ein echter Delbrück.... Ungetrübte Klarheit, in ihrem Wesen ungrüblerisch; eine gewisse behagliche Breite in der Behandlung des Einzelnen, die dem System und der konstruktiven Kombination abhold und doch nicht hypothesenfeindlich ist; dabei Betonung des vorläufigen Charakters, der bedingten Richtigkeit des Vorgetragenen; ein ungleich weniger energisches Bedürfnis nach Verknüpfung mit der Lautgeschichte, als etwa bei Brugmann — in alledem erkennen wir den Nestor der indogermanischen Syntax wieder."

Deutsche Literaturzeitung 1907, Nr. 10.

Die
hochdeutschen Drucker der Reformationszeit

von

Alfred Götze.

8°. XIII, 127 S. mit 79 Tafeln. 1905.
Geheftet *M* 8.50, in Halbpergament gebunden *M* 10.—.

„Das Buch soll ein Hilfsmittel zur Bestimmung heimatloser Drucke der Reformationszeit sein. Zu diesem Zweck gibt der Verfasser erstens kurze Biographien von 79 Druckern mit einer Charakterisierung ihres Verlages und der in ihren deutschen Drucken hervortretenden Spracheigentümlichkeiten, zweitens die Beschreibung von 194 Titeleinfassungen mit Angabe ihrer Besitzer und mit Zusätzen über Besitzwechsel oder Nachschnitt, und drittens eine dem an erster Stelle stehenden Druckerverzeichnis parallel laufende Sammlung ihrer Typenbestände in Nachbildungen.

Eine Zusammenstellung, wie sie der erste Teil bringt, ist mit Dank zu begrüßen, denn sie fehlte uns bisher ganz, und namentlich die Charakterisierung der Verlagsrichtung und der sprachlichen Eigentümlichkeiten der einzelnen Drucker ermöglicht eine Kontrolle der durch den zweiten und dritten Teil gewonnenen Ergebnisse ...."

Zentralblatt für Bibliothekswesen XXIII, 2 (1906).

GERMANISTISCHE ABHANDLUNGEN, Hermann Paul zum 17. März 1902 dargebracht. 8°. IV, 332 S. 1902. M. 8.—

Inhalt: Die Lieder der Lücke im Codex Regius der Edda. Von Andreas Heusler. — August Wilhelm Schlegel und Dante. Von Emil Sulger-Gebing. — Matthew Gregory Lewis's Gedicht „The Tailor's Wife" und Bulwer's „Wife of Miletus". Von Emil Koeppel. — Kleine Studien zur deutschen Mythologie. Von Friedrich von der Leyen. — Hunnen und Hünen. Von Johannes Hoops. — Eine Hauptquelle für Lessings Tagebuch seiner italienischen Reise. Von Franz Muncker. — Die Vorstellungswelt der niederen Volkskreise in Heidelberg. Von Ludwig Sütterlin. — Englische Komödianten in Wolfenbüttel. Von Paul Zimmermann. — Die germanischen Elemente des Neugriechischen. Von Albert Thumb. — Die älteste Maria Stuart-Tragödie. Von Roman Wœrner. — Erzbischof Albero von Trier und die deutschen Spielmannsepen. Von Friedrich Panzer.

BERNEKER, ERICH, **Die preussische Sprache.** Texte, Grammatik, Etymologisches Wörterbuch. 8°. X, 333 S. 1896. M. 8.—

Blaum, Rudolf, Englische Grammatik und Übungsbuch für höhere Schulen. 1. Abteilung Grammatik, 2. Abteilung Übungsbuch. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. X, 243 S. 1896.
Geheftet M. 2.25, gebunden M. 2.50

BRUCKNER, W., **Die Sprache der Langobarden.** [Quellen und Forschungen, Heft 75.] 8°. XVI, 338 S. 1895. M. 8.—

— —, **Der Helianddichter ein Laie.** 4°. 36 S. 1904. M. 2.—

FESTSCHRIFT zur 50jährigen Doktorjubelfeier Karl Weinholds am 14. Januar 1896. 8°. VI, 170 S. 1896. M. 4.50

Inhalt: Zum Versbau der Schnaderhüpfel. Von Otto Brenner. — Horgr. von Finnur Jónsson. — Deutsche Suffixstudien. Von Friedrich Kluge. — Zur Geschichte des Volksnamens »Griechen«. Von Gustav Kossinna. — Die Freunde der Aufklärung. Geschichte der Berliner Mittwochsgesellschaft. Von Heinrich Meisner. — Totenbretter im Schwarzwald. Von Elard Hugo Meyer. — Märchen aus Lobenfeld. Von Friedrich Pfaff. — Zur Behandlung des nachvokalischen *-n* einsilbiger Wörter in der schlesischen Mundart. Von Paul Pietsch. — Marktkreuz und Rolandsbild. Von Richard Schröder. — Die deutschen Mundarten in der Frankfurter Nationalversammlung. Von Hermann Wunderlich. — Etzels Burg in den Nibelungen. Von Oswald v. Zingerle.

GRAMMATIKEN, ÄLTERE DEUTSCHE, in Neudrucken herausgegeben von Dr. John Meier.

I. Das Büchlein gleichstimmender Wörter aber ungleichs Verstandes des Hans Fabritius. Herausgegeben von John Meier. Kl. 8°. XXXXVI, 44 S. 1895. M. 2.—

II. Die deutsche Grammatik des Johannes Clajus. Nach dem ältesten Druck von 1578 mit den Varianten der übrigen Ausgaben herausgegeben von Friedrich Weidling. Kl. 8°. LXXIV, 179 S. 1894. M. 6.—

III. Die deutsche Grammatik des Johannes Albertus. Herausgegeben von Karl Müller-Fraureuth. Kl. 8°. XXXIV, 160 S. 1895. M. 5.—

KAHLE, BERNHARD, **Die Sprache der Skalden** auf Grund der Binnen- und Endreime verbunden mit einem Rimarium. 8°. VIII, 303 S. 1892. M. 7.—

KAUFFMANN, FRIEDRICH, **Geschichte der schwäbischen Mundart** im Mittelalter und in der Neuzeit. Mit Textproben und einer Geschichte der Schriftsprache in Schwaben. 8°. XXVIII, 355 S. 1890. M. 8.—

KLENZ, HEINRICH, **Die deutsche Druckersprache.** 8°. XV, 128 S. 1900. Geheftet M. 2.50, in Leinwand geb. M. 3.50

Lindmeyr, Bernhard, **Der Wortschatz in Luthers, Emsers und Ecks Übersetzung des „Neuen Testamentes".** Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. 8°. IV, 106 S. 1899. M. 2.50

LUICK, KARL, **Untersuchungen zur englischen Lautgeschichte.** 8°. XVIII, 334 S. 1896. M. 9.—

Meyer, Gustav, **Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde.**
I. Band 8°. VIII, 412 S. 1885. Geheftet M. 7.—, gebunden M. 8.—
II. Band 8°. VI, 380 S. 1893. Geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—

NOREEN, ADOLF, **Abriss der urgermanischen Lautlehre** mit besonderer Rücksicht auf die nordischen Sprachen, zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen. Vom Verfasser selbst besorgte Bearbeitung nach dem schwedischen Original. 8°. XII, 278 S. 1894. M. 5.—

PFLUG, WALTHER, **Syphilis oder Morbus Gallicus?** Eine etymologische Betrachtung. 8°. 62 S. 1908. M. 1.50

SAMMLUNG INDOGERMANISCHER WÖRTERBÜCHER:
I. **Hübschmann H.**, Etymologie und Lautlehre der ossetischen Sprache. 8°. VIII, 151 S. 1887. M. 4.—
II. **Feist, Dr. S.**, Grundriss der gotischen Etymologie. 8°. XVI, 167 S. 1888. M. 5.—
III. **Meyer, Gustav,** Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache. 8°. XV, 526 S. 1891. M. 12.—
IV. **Horn, Paul**, Grundriss der neupersischen Etymologie. 8°. XXV, 386 S. 1893. M. 15.—

SCHAER, ALFRED, **Die altdeutschen Fechter und Spielleute.** Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. 8°. 207 S. 1901. M. 5.—

SCHATZ, J., **Die Mundart von Imst.** Laut- und Flexionslehre. Mit Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. 8°. XIII, 179 S. 1897. M. 4.50

SCHIBER, ADOLF, **Die fränkischen und alemannischen Siedlungen in Gallien,** besonders in Elsass und Lothringen. Ein Beitrag zur Urgeschichte des deutschen und des französischen Volksthums. Mit zwei Karten. 8°. IX, 109 S. 1894. M. 4.—

VILJOEN, W. J., **Beiträge zur Geschichte der capholländischen Sprache.** 8°. 58 S. 1896. M. 1.50

WIEDEMANN, OSKAR, **Handbuch der litauischen Sprache.** Grammatik, Texte, Wörterbuch. 8°. XVI, 354 S. 1896. M. 9.—

WREDE, FERD., **Ueber die Sprache der Wandalen.** Ein Beitrag zur germanischen Namen- und Dialektforschung. [Quellen und Forschungen, Heft 59.] 8°. VI, 119 S. 1886. M. 3.—

— — **Ueber die Sprache der Ostgoten in Italien.** [Quellen und Forschungen, Heft 68.] 8°. VII, 208 S. 1891. M. 4.—

FELIX SOLMSEN:

Beiträge zur griechischen Wortforschung. Erster Teil. 8°. VIII, 270 S. 1909. M. 9.—. **Soeben erschienen!**

Studien zur Lateinischen Lautgeschichte. 8°. VIII, 208 S. 1894. M. 5.50

Drei Aufsätze und drei Excurse bilden den Inhalt der Schrift: I. Der Wandel von vĕ- in vŏ- und von vŏ- in vĕ- im Wortanlaut; II. Der Wandel von quĕ- in cŏ; III. Der Schwund des v zwischen Vocalen. Sodann: 1. Weiteres zur Bildung der 2. Sg. Imp. Act. der unthematischen Verba im Lateinischen; 2. Der Plur. Ind. Präs. und das Präteritum des Verbums »wollen« im Westgermanischen; 3. Reste der indogermanischen Flexion von diēus im Lateinischen und Verwandtes. Sach- und Wortregister.

Untersuchungen zur griechischen Laut- und Verslehre. 8°. IX, 322 S. 1901. M. 8.—

» . . . Das Buch von Solmsen bildet eine wertvolle Ergänzung zu den „Quaestiones epicae", an die es sich in wesentlichen Stücken teils berichtigend, teils ergänzend anschliesst. Es beruht auf ausgedehnter Kenntnis der griechischen Dialekte und behandelt die schwierigen Fragen der Laut- und Verslehre mit grosser Gründlichkeit und Sorgfalt. Es ist reich an neuen und anregenden Gedanken und Vorschlägen und nimmt auch da, wo man nicht ohne weiteres beistimmen kann, das Interesse des Lesers in Anspruch. *Berliner philolog. Wochenschrift, 18. Febr. 1902.*

ALBERT THUMB:

Handbuch der neugriechischen Volkssprache. Grammatik, Texte und Glossar. 8°. XXV, 240 S. mit einer lithogr. Schrifttafel. 1895. M. 6.—, geb. M. 7.—

»Endlich einmal eine brauchbare Grammatik der neugriechischen Volkssprache, ein Buch, das nicht jenes aus allen möglichen Formen zusammengebraute Kauderwelsch der Zeitungen und Bücher, sondern die in gesetzmässiger Entwicklung entstandene lebendige Sprache der Gegenwart lehrt! Th. hat es verstanden, den wichtigsten Sprachstoff auf sehr knappem Raum mitzuteilen, indem er sich auf die Verzeichnung der Thatsachen mit den unentbehrlichsten Erklärungen beschränkte. . . . . Hundertmal bin ich nach einem praktischen Handbuch der neugriechischen Volkssprache gefragt worden, und stets war ich in Verlegenheit, was ich den Leuten eigentlich nennen sollte; die gleiche Verlegenheit drückte mich jedesmal, wenn ich eine Vorlesung über neugriechische Grammatik hielt und den Zuhörern zur Vereinfachung und Erleichterung des Unterrichts etwas Gedrucktes in die Hand geben wollte. Wer die Not so an eigenster Haut gefühlt hat, wird dem Verfasser für seine schöne Arbeit doppelt dankbar sein . . .« *Byzantinische Zeitschrift 1895, S. 220.*

Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus. Beiträge zur Geschichte und Beurteilung der κοινή. 8°. VIII, 273 S. 1901. M. 7.—

Inhalt: I. Begriff und Umfang der κοινή. Allgemeine methodische Fragen. II. Der Untergang der alten Dialekte. III. Die Reste der alten Dialekte in der κοινή. IV. Der Einfluss nichtgriechischer Völker auf die Entwicklung der hellenistischen Sprache. V. Dialektische Differenzierung der κοινή; die Stellung der biblischen Graecität. VI. Ursprung und Wesen der κοινή. — Grammatisches Register. Wortregister. Nachträge.

Geschichte
der
Englischen Litteratur
von
Bernhard ten Brink.

Erster Band: **Bis zu Wiclifs Auftreten.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von **Alois Brandl**, Professor an der Universität Berlin. 8°. XX, 520 S. 1899.
Geheftet M. 4.50, in Leinwand geb. M. 5.50, in Halbfranz geb. M. 6.50.

Inhalt: I. Buch. Vor der Eroberung. II. Buch. Die Übergangszeit. III. Buch. Von Lewes bis Crecy. IV. Buch. Vorspiel der Reformation und der Renaissance. Anhang.

Zweiter Band: **Bis zur Reformation.** Herausgegeben von **Alois Brandl.** 8°. XV, 647 S. 1893.
Geheftet M. 8.—, in Leinwand geb. M. 9.—, in Halbfranz geb. M. 10.—.

Inhalt: IV. Buch. Vorspiel der Reformation und der Renaissance (Fortsetzung). V. Buch. Lancaster und York. VI. Buch. Die Renaissance bis zu Surrey's Tod.

Daraus einzeln: die 2. Hälfte. 8°. XV u. S. 353—658. 1893. M. 4.—.

»Bernhard ten Brink's Litteraturgeschichte ist ohne Zweifel das grossartigste Werk, das je einem englischen Philologen gelungen ist. Mehr noch: es ist eine so meisterhafte Leistung, dass es jedem Litteraturhistoriker zum Muster dienen kann. Und dieses Urtheil hat seine volle Kraft trotz der unvollendeten Gestalt des Werkes. Wäre es dem Verfasser vergönnt gewesen, es in derselben Weise zu Ende zu bringen, so würde es leicht die hervorragendste unter allen Gesammtlitteraturgeschichten geworden sein. . . .«

Museum 1893, Nr. 7.

Shakspere
Fünf Vorlesungen aus dem Nachlaß
von
Bernhard ten Brink.

Mit dem Medaillon-Bildnis des Verfassers in Lichtdruck.

Dritte durchgesehene Auflage.

Kl. 8°. VIII, 149 S. 1907. ℳ 2.—, in Leinwand gebunden ℳ 2.50.

„Bedarf es eines Beispiels für die Art von Wissenschaft, wie wir sie uns denken, so sei nur im Augenblick auf das köstliche Buch über „Shakespeare" verwiesen, das aus dem Nachlasse von ten Brink, eines der hervorragendsten Gelehrten unserer Zeit, durch die Sorgfalt Edward Schröders zugänglich geworden ist. Was psychologische Synthese und nachfühlende Aesthetik zu leisten vermag, darüber belehrt dieses kleine Werk besser, als es der weitläufigsten Theorie gelänge."

Anton E. Schönbach, Vom Fels zum Meer 1893/94, Heft 1.

GESCHICHTE
DER
DEUTSCHEN LITTERATUR
BIS ZUM AUSGANGE DES MITTELALTERS
VON
RUDOLF KOEGEL
ord. Professor für deutsche Sprache und Litteratur an der Universität Basel.

Erster Band: **Bis zur Mitte des elften Jahrhunderts.**

Erster Teil: Die stabreimende Dichtung und die gotische Prosa. 8°. XXIII, 343 S. 1894. M. 10.—

Ergänzungsheft zu Band I: Die altsächsische Genesis. Ein Beitrag zur Geschichte der altdeutschen Dichtung und Verskunst. 8°. X, 71 S. 1895. M. 1.80

Zweiter Teil: Die endreimende Dichtung und die Prosa der althochdeutschen Zeit. 8°. XX, 652 S. 1897. M. 16.—

Die drei Teile zusammen in einen Band in Halbfranz geb. M. 31.50

«Koegel bietet Meistern wie Jüngern der Germanistik eine reiche, willkommene Gabe mit seinem Werke; vor allem aber sei es der Aufmerksamkeit der Lehrer des Deutschen an höheren Schulen empfohlen, für die es ein unentbehrliches Hilfsmittel werden wird durch seinen eigenen Inhalt, durch die wohlausgewählten bibliographischen Fingerzeige und nicht zum wenigsten durch die Art und Weise, wie es den kleinsten Fragmenten ein vielseitiges Interesse abzugewinnen und sie in grossem geschichtlichen Zusammenhang zu stellen versteht.» *Beilage zur Allgem. Zeitung 1894, Nr. 282.*

MYTHOLOGIE DER GERMANEN.

Gemeinfaßlich dargestellt
von
Elard Hugo Meyer,
Professor an der Universität Freiburg i. Br.

8°. XII, 526 Seiten, 1903. M. 8.50, gebunden M. 10.—.

Inhalt: Vorwort. — 1. Kapitel: Die Quellen der germanischen Mythologie. — 2. Kapitel: Der Seelenglaube. — 3. Kapitel: Der Alpglaube. — 4. Kapitel: Die Elfen. — 5. Kapitel: Die Riesen. — 6. Kapitel: Die höheren Dämonen. — 7. Kapitel: Das Götterleben und der Götterdienst. — 8. Kapitel: Die einzelnen Götter. — 9. Kapitel: Die einzelnen Göttinnen. — 10. Kapitel: Das Christentum in der nordischen Mythologie. — Anmerkungen. — Register.

„. . . Von den nicht ausschließlich für die Wissenschaft bestimmten Darstellungen der germanischen Mythologie halten wir dieses Werk M.s für die beste, und wir wünschen mit dem Verf., daß es ihm gelingen möge, etwas genauere Kenntnis von dem religiösen Leben unserer heidnischen Vorzeit in recht weite Kreise der Gebildeten unseres Volkes zu tragen. Selbstverständlich muß sich auch jeder Fachmann mit diesem neuen Buche vertraut machen und abfinden, und die studierende Jugend dürfte ebenso mit mehr Genuß und Vorteil zu ihm als zu M.s älterem Buche greifen, zumal durch einen reichen Anhang von Anmerkungen mit Literatur- und Quellenangaben für alle gesorgt ist, die einzelnen Fragen näher nachzugehen wünschen. Ein sorgfältiges, reichhaltiges Register ermöglicht auch die Benutzung des gediegen ausgestatteten Werkes zu Nachschlagezwecken.“ *Literarisches Centralblatt 1903, Nr. 42.*

Fig. 134. Pferdefangende Skythen.

Urgeschichte Europas

GRUNDZÜGE EINER PRÄHISTORISCHEN ARCHÄOLOGIE

VON

SOPHUS MÜLLER

DIREKTOR AM NATIONAL-MUSEUM IN KOPENHAGEN.

DEUTSCHE AUSGABE

UNTER MITWIRKUNG DES VERFASSERS

BESORGT VON OTTO LUITPOLD JIRICZEK

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT MÜNSTER i. W.

Gr. 8°. VIII, 204 S. 1905. MIT 3 TAFELN IN FARBENDRUCK UND 160 ABBILDUNGEN IM TEXT.

PREIS GEHEFTET ℳ 6.—, GEBUNDEN ℳ 7.—.

„Ein ausgezeichnetes Buch, das sich jedem aus engeren Studienkreisen ins Weite schauenden Altertumsforscher als unentbehrlicher Führer erweisen wird, bei aller Kürze klar und übersichtlich geordnet, aus gründlichstem Wissen geschöpft, besonnen in der Besprechung der oft so schwierigen Probleme und trotz seines reichen bildlichen Schmuckes noch billig . . . ."

Literarisches Zentralblatt 1905, Nr. 36.

„Abermals tritt Sophus Müller vor die deutsche Leserwelt: an seine klassische „Nordische Altertumskunde" reiht sich nunmehr seine „Urgeschichte Europas" nicht minder bedeutend als jene. Haben sie doch einen Archäologen zum Verfasser, der wie nur wenige berufen ist, den Leser mit sicherer Hand in das ferne Dämmerland der Vorzeit zu führen... M. hat die ewig schwankende Hypothese aus seinem Buche ausgeschaltet. Frei von Schwulst, Phrase und Wortschwall bietet er dem Leser positives, gutes Material, das dieser getrost verwerten kann, ohne fürchten zu müssen, daß seine Basis eines Tages erschüttert zusammenbrechen könne . . . ." *Allgemeines Literaturblatt XV. Jahrgang, Nr. 1.*

„Wollte man bloß das Verdienstvolle, Treffliche an diesem Buche hervorheben, so hätte man genug zu sagen. Es war wirklich eine Notwendigkeit, die Stoffmassen, welche der gegenwärtige Stand der europäischen Urgeschichtsforschung in zahllosen zerstreuten Schriftwerken darbietet, einmal in einer Reihe von Kapiteln kurz und lesbar zusammenzudrängen. Die klare, gefühlswarme, oft geistreiche Darstellung, der stete Blick auf das Ganze und die Zusammenhänge, das unverrückte Festhalten an dem Sinne des Gegenstandes, die ungeheure Menge von Einzeldingen, die trotzdem, wenn auch in knappster Form, zusammengebracht sind und die vollkommene Beherrschung des Gebietes bekunden, — all' das verdient das höchste Lob, welches wir in die Worte kleiden wollen: All' das ist einfach würdig des berühmten Verfassers, der uns dieses Buch geschenkt hat . . . ." *Zentralblatt für Anthropologie 1906, Heft 1.*

WALDBÄUME UND KULTURPFLANZEN

IM

GERMANISCHEN ALTERTUM

VON

JOHANNES HOOPS

O. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG.

Mit acht Abbildungen im Text und einer Tafel.

8°. XVI, 689 S. 1905.

Geheftet ℳ 16.—, in Leinwand gebunden ℳ 17.50.

„Wie V. Hehn, den berühmten Vorgänger des Verf's in der Geschichtsschreibung der Kulturpflanzen, sein ganzes Leben hindurch in mannigfacher Gestalt die Abgrenzung der beiden Grundbegriffe der Menschheit, Natur und Kultur, beschäftigt hat, so steht das gleiche Problem auch in dem Mittelpunkt des vorliegenden Werkes, in dem die großen Gegensätze Wald und Ackerbau mit Rücksicht auf die Geschichte der indogermanischen und im besonderen der germanischen Völker behandelt werden. Und wie das Buch V. Hehns über die Kulturpflanzen und Haustiere durch die bewunderungswürdige Vereinigung naturwissenschaftlicher und philologischer Kenntnisse das Staunen der Mitforscher erregte, so wird das Gleiche gegenüber der Arbeit von Hoops der Fall sein, nur daß dieser im Gegensatz zu Hehn auch noch das große Gebiet der paläontologischen und prähistorischen Forschung in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen hat . . . .

Es ist somit eine Fülle weittragender Probleme, die in dem vorliegenden Buch behandelt wird, und die verschiedensten Wissenschaften werden mit diesem gelehrten und scharfsinnigen, in klarer und schöner Sprache geschriebenen Werke sich auseinanderzusetzen haben . . ."

Deutsche Literaturzeitung 1906, Nr. 6.

„Die T . . . Verlagsbuchhandlung, der die germanische Forschung schon so viel bleibende Bereicherung verdankt, hat uns hier mit einem Werke beschenkt, welches allseitig lebhafte Beachtung finden wird. Das schön ausgestattete stattliche Werk eines so ausgezeichneten Kenners, wie es Herr J. Hoops ist, kommt einem in der letzten Zeit vielfach empfundenen Bedürfnis entgegen: zum ersten Male wieder wird uns seit V. Hehns unvergänglichem Werke hier eine zusammenfassende Darstellung der neueren Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen, altertumskundlichen und naturwissenschaftlichen Forschung auf einem besonders anziehenden und allgemein interessierenden Gebiete dargeboten. Die Darstellung ist überall eine ansprechende und obwohl auf der Höhe der wissenschaftlichen Diskussion stehend, doch im edlen Sinne des Wortes gemeinverständlich. So verdient es das Buch, sich viele Freunde in den Kreisen der Fachgelehrten und aber auch Liebhaber des Faches zu gewinnen. Es bringt vieles und daher auch vielen etwas. Der Verfasser hat seine großartig angelegte Spezialstudie von vornherein auf eine möglichst breite Basis gestellt und den Forschungen nach allen Seiten hin weite Perspektiven gegeben; er hat nicht bloß gelegentliche Blicke in die Nachbardisziplinen geworfen, sondern sich eindringend und gründlich darin umgetan . . ."

Prof. Dr. J. Ranke-München

Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft 1905, Nr. 10.

Fig. 4. Axt und Beil in Anwendung.

DAS ALTDEUTSCHE HANDWERK.

AUS DEM NACHLASS

VON

MORIZ HEYNE.

MIT DREIZEHN ABBILDUNGEN IM TEXT UND EINER TAFEL.

8°. XIV, 218 S. 1908.

Geheftet M. 6.—, in Leinwand gebunden M. 7.—.

„. . . Heyne beschäftigt sich, auf sprachlichen und geschichtlichen Grundlagen, mit dem altgermanischen Hausgewerbe (bis zum 10. Jahrhundert) und seiner Ausbildung zum Berufsgewerbe und zum Handwerk (bis zum 16. Jahrhundert). Wie fast durchweg bei den fünf Büchern deutscher Hausaltertümer, hat der Verfasser auch hier grundlegende Arbeit zu leisten gehabt. . . . Das Buch verdient weit über die Fachkreise hinaus Aufmerksamkeit und Verbreitung. Ein ausführliches Wort- und Sachregister erleichtert die Benützung in erwünschter Art. Wir sind dem verewigten Verfasser für diese letzte schöne Gabe warmen Dank schuldig." *Zeitschrift für österreich. Volkskunde 1908, Heft 5/6.*

„. . . Ein Buch von Meisterhand ist es, dessen reifen Inhalt wie hier nur in raschem Fluge und in kurzer Zusammenfassung haben verfolgen können. Würdig schließt sich dieser Halbband den drei vorhergegangenen Bänden an, auch er zeigt überall jene völlige, bedingungslose Beherrschung des Stoffes, welche die Schwierigkeit der Arbeit nirgend erkennen läßt. Nicht vielen unsrer Heroen der Wissenschaft ist die Gabe geworden, die Ergebnisse ihrer Studien in der freien und leichten Form darzubieten, welche den Kunstkritikern des Altertums als die höchste Vollendung erschien, da sie jede Erinnerung an die Mühe, welche das Werk gekostet, ausgestoßen. Heyne war einer der Glücklichen. In der mündlichen wie in der schriftlichen Darstellung stand ihm die Sprache wunderbar zu Gebote, alles was er sagt, fesselt den Hörer und den Leser, seine Bücher der Hausaltertümer lesen sich trotz aller Tiefe ihrer wissenschaftlichen Darlegungen so glatt, wie ein geistvolles Feuilleton. Nirgend drängen sich die Ergebnisse der Forschungen auf, alles erscheint selbstverständlich. So konnte nur ein Mann schreiben, dem in jahrzehntelanger wissenschaftlicher Arbeit sein Stoff absolut geläufig geworden, dem anderseits aber auch in langjähriger praktischer Betätigung als Leiter bedeutender Altertumssammlungen unzählige Altertümer jeder Art vor Augen gekommen und durch die Hände gegangen waren, der an allen die charakteristischen Kennzeichen sofort und sicher erkannte und alles in sein System am richtigen Platz einzureihen wußte." *Wissensch. Wochenbeilage der „Magdeburg. Zeitung" Nr. 45/46, 1908.*

Die Indogermanen.

Ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur.

Von

Herman Hirt,

Professor an der Universität Leipzig.

Erster Band.

Gr. 8°. X, 407 S. 1905. Mit 47 Abbildungen im Text.
Geheftet ℳ 9.—; in Leinwand gebunden ℳ 10.—.

Zweiter Band.

Gr. 8°. VII und S. 409—771. 1907. Mit 4 Karten und 9 Abbildungen im Text.
Geheftet ℳ 9.—; in Leinwand gebunden ℳ 10.—.

„... In der gleichen Richtung bewegt sich auch das vorliegende zusammenfassende Werk des Leipziger Professors Hirt, und sein Gesamtergebnis stimmt überein mit dem, was wir bis jetzt als bewiesen betrachten, wenn ihm auch in vielen Einzelheiten das Verdienst gebührt, diese reinlicher herausgearbeitet und fester begründet zu haben. So weit das Werk vollendet ist [I. Band], sehen wir seinen Schwerpunkt in dem sprachlichen Teile, in welchem mit großer Klarheit und Beherrschung des Stoffes die verschiedenen indogermanischen Sprachen, ihre gegenseitige Verwandtschaft und Verbreitung behandelt werden. . . .

In der zweiten Abteilung des [I.] Bandes, welcher sich mit der Kultur der Indogermanen befaßt, erkennen wir wieder, wie der Verfasser auf der Höhe der Forschung steht, soweit die Verhältnisse mit Hilfe der Sprache sich erschließen lassen; hier schöpft er aus den Urquellen.

„Die Paginierung läuft in dem zweiten Teile fort von S. 409 bis 771, und von diesen 360 Seiten entfallen allein auf die Anmerkungen 220. In letzteren, die oft weit über das besondere Forschungsgebiet des Verfassers hinausgreifen, liegt ein großer Wissensschatz aufgestapelt, der zur Begründung des Haupttextes dient. Prähistorie, Archäologie, Anthropologie, Ethnographie, verschiedene naturwissenschaftliche Disziplinen werden ausführlicher oder gelegentlich herbeigezogen, und man erkennt deutlich, wie es dem Verfasser darum zu tun gewesen ist, sein schwieriges Thema nicht bloß vom sprachlichen Standpunkte aus zu erörtern . . ." *Globus, Jahrg. 1906 Nr. 7* und *Jahrg. 1907 Nr. 9.*

DER

INDOGERMANISCHE ABLAUT

VORNEHMLICH IN SEINEM VERHÄLTNIS ZUR BETONUNG

VON

HERMAN HIRT,

a. o. Professor an der Universität Leipzig.

8°. VIII, 224 S. 1900. M. 5.50.

Deutsche Volkskunde.

Von

Elard Hugo Meyer.

Mit 17 Abbildungen und einer Karte.

8°. VIII, 362 S. 1898. Geheftet M. 6.—, in Leinwand gebunden M. 6.50.

Inhalt: I. Dorf und Flur; II. Das Haus; III. Körperbeschaffenheit und Tracht; IV. Sitte und Brauch; V. Die Volkssprache und Mundarten; VI. Die Volksdichtung; VII. Sage und Märchen.

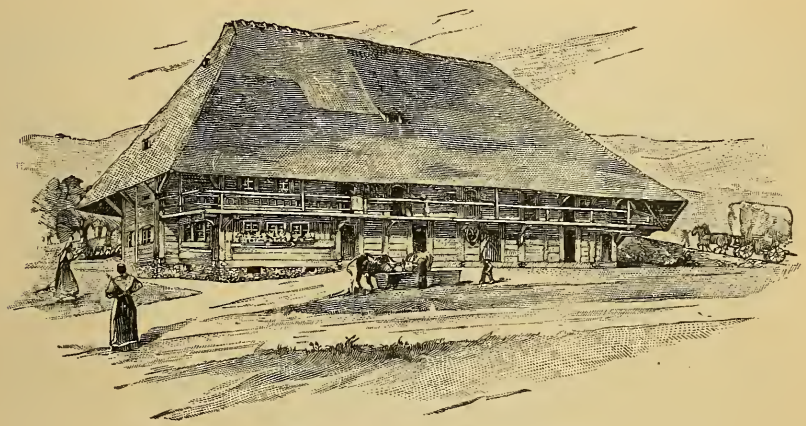


Fig. 11. Der Gößhof in Oberried bei Freiburg i. B.

Amtliche Empfehlungen: Vom *Kaiserl. Oberschulrat für Elsass-Lothringen* wurde das Werk gleich bei Erscheinen (am 6. Dezember 1897) den Kreisschulinspektoren und Lehrerbildungsanstalten zum Studium empfohlen.

Der *Grossherzogl. Badische Oberschulrat* hat laut Schreiben v. 12. Januar 1898 im Schulverordnungsblatt auf das Werk empfehlend aufmerksam gemacht.

Das *Königlich Sächsische Ministerium des Kultus und öffentl. Unterrichts* hat (22. Febr. 1898) die Bezirksschulinspektoren auf das Werk aufmerksam gemacht.

Das *Grossherzogl. Hessische Ministerium des Innern,* Abteilung für Schulangelegenheiten, hat durch Erlass vom 28. Januar 1898 das Werk den Großherzoglichen Direktionen der Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen, höheren Mädchenschulen, Schullehrerseminarien und Großherzogl. Kreisschulkommissionen zur Anschaffung für ihre Bibliotheken empfohlen.

« . . . Was Volkskunde ist, darüber fehlte bisher jede umfassendere Aufklärung. Der Inhalt und Umfang des Begriffes ist keineswegs bloss Laien fremd. Auch diejenigen, die den aufblühenden Studien der Volkskunde näher stehen, wissen nicht immer, was den Inhalt derselben ausmacht . . .

So erscheint nun zu guter Stunde ein wirklicher Führer auf dem neuen Boden, ein Leitfaden für jeden, der den Zauber der Volkskunde erfahren hat oder erfahren will, für den Lernbegierigen sowohl wie für jeden Freund des Volkes. Bisher fehlte jede Orientierung, wie sie uns jetzt Prof. Elard Hugo Meyer in einem stattlichen Bändchen bietet. Der Verfasser, von mythologischen Forschungen her seit lange mit Volksüberlieferungen und Volkssitten vertraut — der angesehenste unter unsern Mythologen — hat seit Jahren das Werk vorbereitet, das er uns jetzt als reiche Frucht langjähriger Sammelarbeit vorlegt . . . Es ist ein unermesslich grosses Gebiet, durch das uns das Buch führt. Es ist frische, grüne Weide, die seltsamerweise dem grossen Schwarm der Germanisten unbemerkt geblieben ist. Ein fast ganz intaktes Arbeitsgebiet . . .

Das Buch ist nicht bloss eine wissenschaftliche, es ist auch eine nationale That». *Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897 Nr. 286.*

Das moderne Drama.

Von

Robert F. Arnold

ao. Professor an der Universität Wien.

8°. X, 388 S. 1907. Geheftet *M* 6.—, in Leinwand gebunden *M* 7.—.

Urteile der Presse:

„ . . . Staunenswert ist die Fülle des Materials, die er kennt, die er zu kennzeichnen und zu ordnen weiß — gleichviel, ob man seinen Zusammenhängen überall Billigung gewährt oder nicht; und jedenfalls ist anzuerkennen, daß, wie der Verfasser nur beansprucht, hier ein erster Versuch zur Lösung der Aufgabe, das moderne Drama, insbesondere das deutsche, ‚aus seinen nationalen und internationalen Voraussetzungen abzuleiten und zu beschreiben', durchaus gelungen ist." *Kunstwart, 1. Juliheft 1908.*

„ . . . Der Geist seines Buches ist ein ausgezeichneter Geist. Er weist irrtümliche Theorien ab, schätzt die Routine gering, vergöttert die Poesie und vereint Liebe zum Neuesten mit relativer Gerechtigkeit gegen ältere Richtungen." *Georg Brandes in „Der Morgen" Nr. 32 (1908).*

„ . . . Wir wissen Robert Arnold Dank dafür, daß er uns alle jetzt die reifen Früchte jahrelanger ernster Forschung mitgenießen läßt. Sein Buch kann besonders denen, die sich beim Eintritt in die labyrinthisch verschlungenen Gänge der Entwicklung des modernen Dramas nach einem sicher führenden Ariadnefaden umsehen, warm empfohlen werden. Vor Alfred Kerrs interessantem Buch „Das neue Drama" und ähnlichen Schriften hat das Werk des Wiener Literaturhistorikers, der den literarischen Tageskämpfen fern steht und sich als Vertreter der parteilosen Wissenschaft nur bestrebt, Einzelphänomene aus ihren geschichtlichen Ursachen zu erklären und in die großen Zusammenhänge der Entwicklung zu bringen, mindestens das eine voraus, daß sein Verfasser den behandelten Gegenstand mit beinahe vollständiger Unbefangenheit betrachtet. Arnold selbst ist sich dieses Vorzugs seiner Arbeit voll bewußt."
Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1908, Nr. 4.

„ . . . Wenn nach hundert Jahren ein anderer über das Drama unserer Zeit zu Gericht sitzt, dann wird er dazu imstande sein und zugleich Arnold neben dem Danke für seine reiche Materialsammlung die Anerkennung nicht versagen, daß er nach Kräften bestrebt gewesen ist, seiner ungewöhnlich schwierigen Aufgabe gerecht zu werden. Die Mitlebenden aber dürfen das Buch als die beste Darstellung eines großen Gebietes der zeitgenössischen Poesie mit freudiger Anerkennung begrüßen."
Deutsche Literaturzeitung, Nr. 21, 23. Mai 1908.

„ . . . Mit staunenswerter Belesenheit und erfreulicher Frische, parteilos und warm empfindend, schildert Arnold die dramatischen Anläufe der letzten Jahrzehnte". *Max Koch in „Am Webstuhl der Zeit" Jahrg. 1909, S. 257.*

„Es ist ein schwieriges Unterfangen, mitten in den Strömungen einer wechselreichen Kunstperiode, die Zusammenhänge unter ihren verschiedenartigsten Äußerungen und die Richtung ihrer Bewegungen festzustellen. Professor Dr. Arnold in Wien hat in dem Zyklus zwölf knapper Vorlesungen, die ursprünglich an den Universitäten Innsbruck und Wien gehalten wurden, die denkbar einheitlichste Zusammenfassung des komplexen Materials der modernen dramatischen Produktion geleistet. Er begnügt sich weder mit der Veranschaulichung, der Welt und Technik der modernen Dramatik in Haupteindrücken durch scharfe ästhetische Beleuchtung ihrer Höhepunkte, noch mit der Charakteristik ihres Fortschrittes oder ihrer Eigenart vor dem alten Drama durch Unterstreichung ihres spezifisch Modernen. Er reiht vielmehr mit kühlster Objektivität und doch wärmster Teilnahme an ihrem Lebensgehalt die große Vielheit der divergierendsten Erscheinungen in die folgerichtige Kette historischer Entwickelung . . ." *Beilage der Hamburger Nachrichten 1907, Nr. 22.*

Kurzes Lehrbuch der

Physikalischen Geographie

VON

A. Geikie.

Professor an der Universität Edinburg.

Autorisierte Deutsche Ausgabe

VON

Prof. Dr. Bruno Weigand.

Mit einer Einführung von Prof. Dr. Erich von Drygalski.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit 77 Holzschnitten, 5 Vollbildern und 13 Karten.

8°. X, 386 S. 1908.
Geheftet M. 4.50,
in Leinwand gebunden
M. 5.20.

Inhalt:

1. Die Erde als Planet. — 2. Die Luft. — 3. Das Meer. — 4. Das Festland. — 5. Das Leben.

Fig. 57. Erdpfeiler in Tirol.

„ . . . Ist es doch in allen seinen Abschnitten von einer so lichtvollen Klarheit durchflutet und mit einer so stilvollen Darstellungskunst niedergeschrieben, daß es für den Fachmann wie für den schlechthin Gebildeten in gleicher Weise anziehend sein muß. In der Tat sollte niemand die Lektüre dieses wohlausgestatteten Buches versäumen; sie wird ihm die Augen öffnen für tausend Dinge, an denen der Alltagsmensch achtungslos vorüberzugehen pflegt . . ."

Aus der Natur 1908, Heft 11.

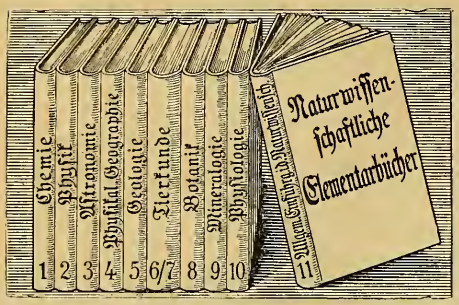
„ . . . In seiner Klarheit, Allseitigkeit, strengen Begründung und doch leichten Faßlichkeit ist das Buch dem Lehrer das beste Werk zum Selbststudium, dem Unterricht ein treffliches Hilfsmittel und der reifen Jugend eine anregende Lektüre." *Bayerische Lehrerzeitung 1908, Heft 41.*

„ . . . Das Buch gehört zu den wenigen „Lehrbüchern", die auch jemand, der nicht mehr im Schulsinne „lernt", noch gern zur Hand nimmt. Eine großzügige, sonst durch nichts ersetzbare Auffassung und eine Darstellung, bei der Stil und Wissenschaft ineinandergreifen, verursachten, daß das Buch, dem es an deutscher Konkurrenz keineswegs mangelt, immer wieder aufgelegt werden kann. Die Darstellung ist ebenso einfach wie tief."

Literarischer Handweiser 1909, Nr 2.

Naturwissenschaftliche Elementarbücher.

Preis jeder Nummer kartoniert 80 Pfg., in Leinwand gebunden Mk. 1.—.



1. **Chemie** von H. E. Roscoe, Mitglied der königlichen Gesellschaft in London. Deutsche Ausgabe, besorgt von F. Rose, Prof. an der Universität Straßburg. Mit 36 Abbild. und einem Anhang v. Fragen und Aufgaben. 8. verbesserte Auflage.
2. **Physik** von Balfour Stewart, Professor der Physik in Manchester. Deutsche Ausgabe, besorgt von E. Warburg, Präsident der Physikalisch-techn. Reichsanstalt zu Charlottenburg. Mit 48 Abbildungen. 6. verbesserte Auflage.
3. **Astronomie** von Norman Lockyer, Mitglied der königlichen Gesellschaft in London. Deutsche Ausgabe, besorgt von A. Winnecke. Durchgesehen von E. Becker, Professor und Direktor der Kais. Universitäts-Sternwarte zu Straßburg. Mit 47 Abbildungen. 7. durchaus umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.
4. **Physikalische Geographie** von A. Geikie, Prof. der Geologie an der Universität Edinburgh. Deutsche Ausgabe, besorgt von Oskar Schmidt, weiland Prof. an der Universität Straßburg. Nach der neuesten englischen Ausgabe bearbeitet von Georg Gerland, Prof. d. Geographie an der Universität Straßburg. 6. verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 21 Abbildungen und einem Anhang von Fragen und Aufgaben.
5. **Geologie** von A. Geikie. Deutsche Ausgabe, besorgt von Oskar Schmidt. Mit 47 Abbildungen und einem Anhang von Fragen und Aufgaben. 6. Auflage.
6. 7. **Tierkunde** von A. Goette, Prof. d. Zoologie an der Universität Straßburg. Mit 65 Abbildungen. 2. durchgesehene Auflage.
8. **Botanik** von A. de Bary, weiland Prof. an der Universität Straßburg. Neu herausgegeben von H. Graf zu Solms-Laubach, Prof. an der Universität Straßburg. Mit 43 Abbildungen. 5. Auflage.
9. **Mineralogie** von Karl F. Peters, Prof. der Mineralogie und Geologie an der Universität Graz. Durchgesehen von H. Bücking, Prof. der Mineralogie an der Universität Straßburg. Mit 46 Abbildungen. 4. Auflage.
10. **Physiologie** von M. Foster, Professor an der Universität Cambridge. Deutsche Ausgabe von J. Rich. Ewald, Professor an der Universität Straßburg. Mit 18 Abbildungen. 3. neu durchgesehene Auflage.
11. **Allgemeine Einführung in die Naturwissenschaften** von T. H. Huxley. Deutsche Ausgabe von Oskar Schmidt. Durchgesehen von Professor Paul Hensel. 4. Auflage.

In dieser von bedeutenden Gelehrten verfaßten Schulbücher-Serie ist zum erstenmal die Wissenschaft durch ihre besten Vertreter dem Unterricht direkt dienstbar gemacht. Dabei hat die Verlagsbuchhandlung ihr besonderes Augenmerk darauf gerichtet, daß die drei wichtigen Gebiete: Tierkunde, Botanik und Mineralogie durch deutsche Gelehrten ersten Ranges bearbeitet werden. Die hierdurch erzielten Vorzüge gegenüber allen bisherigen, systematischen, schwer zu bewältigenden Übersichten sind: klare und faßliche Darstellung der Hauptwahrheiten der einzelnen Wissenschaften, Ausscheidung alles Unwesentlichen, Anleitung der Jugend zum Beobachten und zum Nachdenken über die alltäglichen Erscheinungen der Natur.

Die für Schulbücher ungewöhnlich gute Ausstattung — weißes starkes Papier, klarer Druck, schöne Holzschnitte — ist von der gesamten Kritik rühmend hervorgehoben worden.

In dem Preise von 80 Pfennig resp. M. 1.— für jede Nummer ist ein solider Halbleinwandband bzw. ein geschmackvoller Leinenband inbegriffen. Die naturwissenschaftlichen Elementarbücher dürfen daher wohl mit Recht zu den billigsten Schulbüchern gezählt werden, welche bis jetzt dem deutschen Publikum dargeboten wurden.

572.891 H61:1
CLAPP
3 5002 00238 7400
Hirt, Herman Alfred
Die Indogermanen ; ihre verbreitung, ihr

GN 539 .H5 1905 1

Hirt, Herman Alfred, 1865-
1936.

Die Indogermanen